NAA

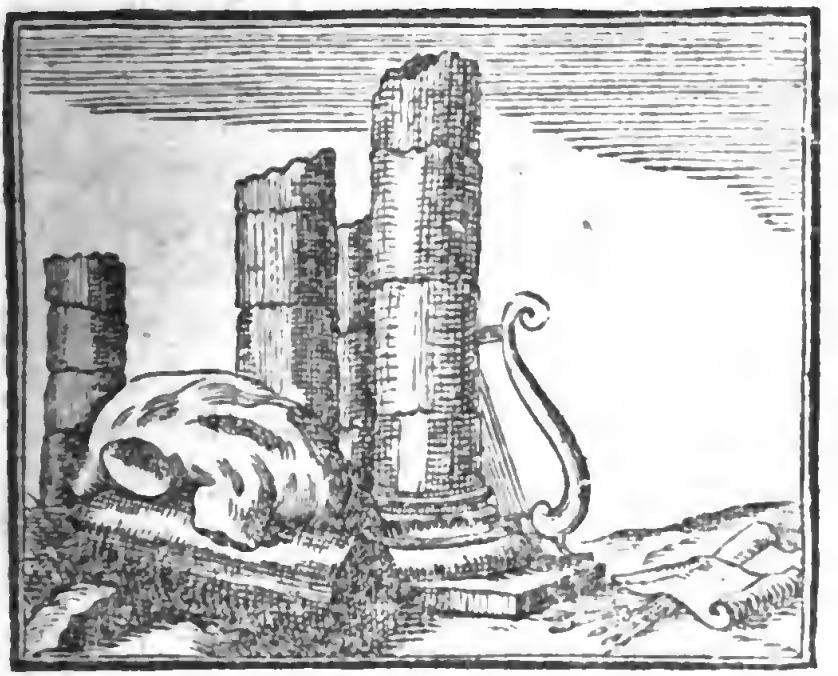
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Schreyer
Leb[illegible] A

INDEXED

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.



Ein und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1793.
In der Dyckischen Buchhandlung.

I.

Vertheidigung der Akademie zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der französischen Sprache, von Herrn Marmontel. Geschrieben im Jahr 1790.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

Jederzeit mußten Akademien nicht nur solchen Personen ungelegen seyn, die zu einem Platz in denselben berechtigt zu seyn glaubten, ohne diesen Anspruch geltend machen zu können; sondern auch solchen, die schon vermöge ihres Standes kein Recht haben daran Theil zu nehmen, aber sich jenes kleinen Neides dennoch nicht erwehren können, der so gemein unter den Menschen ist, und so natürlich dahin verleitet, alle Arten von Auszeichnung, woran man keinen Theil nimmt, insgeheim für Beleidigungen zu halten. Diese Leute denken und sagen: „Wozu Akademien? ich bin ja auch in keiner!“ So spricht die Leidenschaft! Darf man sich nun wundern, wenn bey der Epoche einer neuen Staatsform gewisse Personen sogleich bey der Hand sind zu schreyen:

es sey nichts mit Freyheit so sehr im Widerspruche, als eine Gesellschaft von vierzig Akademikern, die, von Amtswegen, für Leute von Geist angesehen würden? Vergebens wenn man auch mit Piron hierauf versicherte: „diese vierzig hätten nur Verstand wie vier.“ Die Akademie, erwiedert man, ist denn doch ein Ueberbleibsel von Aristokratie. Tief gedacht! eine fürchterliche Aristokratie, die sich zur Verfertigung eines Wörterbuchs versammelt und prosaische und poetische Preißschriften krönt, worüber sich Jedermann aufzuhalten berechtigt ist; besonders diejenigen, die keinen Preis erhielten! Daß man mir doch sagte, welche aristokratische Vorrechte die Akademie hat? welche Art von Gewalt sie ausübt? — Beherrscht sie die Meynung des Publikums? Glaubt Jemand einen Mann darum höher achten zu müssen, weil er ein Akademiker ist? Darf man darum mit Grund seine Werke für besser, seine Urtheile für zuverläßiger halten? Im Gegentheil weiß die ganze Welt, daß der Titel eines Akademikers gerade zum Beweggrund dient, jene strenger zu beurtheilen, und gegen diese bewaffneter zu Felde zu ziehen. Ein Gerichtshof, der entscheidend urtheilt, zieht sich das strenge und oft ungerechte Urtheil des Publikums zu, besonders ein Tribunal in Sachen des Verstandes und Geschmacks. Wie Viele haben ihr Interesse nicht dabey, gegen denselben mit jenen Personen gemeine Sache zu machen, die vor dieser Behörde den Prozeß verloren! Lehrt es nicht die Erfahrung, daß man dreyfach Recht haben muß, wenn ein Ausspruch

in den Augen der Akademie und des Publikums zugleich gelten soll? Ist letzteres nicht auf eine wunderbare Weise geneigt, jedes Appellationsmittel für gültig anzuerkennen? Was aber das vorzüglichste; muß nicht, besonders in dergleichen Prozessen, die Zeit allein das Endurtheil sprechen?

Noch waren seit der Revolution keine vierzehn Tage vorbey, und man schrie schon in allen Straßen: die Abschaffung der Akademien aus. Der Verfasser dieses Blattes, der solchergestalt seine namenlosen Decrete für 9 Pfennige ausrufen ließ, war ein feiner Politicus, da er in einem solchen Zeitpunkte nichts für das allgemeine Wohl dringender und nichts für die Freyheit gefährlicheres sah. Vielleicht hätte uns sein Name das ganze Geheimniß seiner Politik enträthselt, denn er würde uns belehrt haben, wie oft er in Prosa und in Versen umsonst um den Preis concurrirte; aber er hat es nicht für gut gefunden, sich zu nennen.

Ich habe sein Blatt aufbewahrt. Ich kaufte es auf Treu und Glauben dessen, der es als ein Decret der Nationalversammlung ausschrie: dennoch stellte ich mir damals nicht vor, daß man sichs einfallen lassen könnte, seine Morgenträume in allen Straßen als solche Staatsbeschlüsse auszurufen, wovon das Publikum nicht früh genug benachrichtigt werden könne; aber seitdem ich täglich, Verräthereyen, Attentate, Verschwörungen genannter Staatsbürger, und sogar Mitglieder des gesetzgebenden Corps, öffentlich zum

Verkauf habe ausbiethen hören, seitdem habe ich mich an diese patriotische Polizey gewöhnt. Freylich ist so etwas ein herrliches Mittel wie der unschuldigste Mann von der Welt in Stücken zerrissen werden kann, ehe er einmal weiß, wovon die Rede ist; aber wahrscheinlich verstehe ich mich auf den Begriff von Freyheit nicht, da es große Patrioten giebt, welche behaupten, keine Freyheit finde statt, wenn nicht öffentliche Verläumdung, die an und für sich eine gesetzliche Züchtigung ist, einem Jeden zu Gebothe steht, und daß alle Preßfreyheit aufhört, wenn nicht jeder, dem es beliebt, ausschreyen darf: „Mitbürger knüpft mir diesen ** und jenen ** auf!“ Indessen wär' es doch möglich, daß die Nationalversammlung diese großen Grundsätze nicht annähme, und den Zusammenhang zwey so verschiedener Dinge nicht recht einsähe; aber alsdann wird sie für eine Antinational- eine Antipatriotische Versammlung um so mehr erklärt werden, als die Colporteurs, wenn sie sonst nichts mehr als die Acten der Staatsgewalt zum Verkauf ausbiethen dürfen, weniger zu thun, und zu gewinnen haben; und ist dieß bey einer Gesetzgebung nicht ein allvermögender Grund?

Ich weiß wohl, der an allen Ecken geschehene Ausruf der Abschaffung der Akademien war etwas minder gefährlich, aber — der Uebergang vom Kleinen aufs Große hatte mich ganz natürlich zur gegenwärtigen Digression über das öffentliche Proclamationswesen verleitet, aus welchem das noch werden wird, was dem Himmel gefällt.

„Die

„Die Nationalverſammlung hat alle Canoni-
„cos abgeſchaft; die Akademiker ſind die Canonici
„der Litteratur und Künſte.“

Wenn ſie es ſind, ſo giebt es keine ſchlechter bezahlten Canonicos, als die Mitglieder der Académie françaiſe; ſie haben keine Jahrgehalte, und ihre Erſcheinung bey den Sitzungen und die Arbeit am Wörterbuche (die eine Arbeit wie jede andere und ſogar mit unter etwas ennuyant iſt,) wirft ihnen bey der größten Emſigkeit nur ohngefähr 1200 Livr. (300 Thlr.) ab, und würde nicht ſo viel abwerfen, verträte nicht ein Drittheil der Akademie die Stelle der Abweſenden. Wären alle Mitglieder gegenwärtig, ſo würden die Jetons (dieſer ſo ärgerliche, ſo beneidete und Vorwürfe freylich ſehr verdienende Gegenſtand) dem Individuo nicht 400 Livr. (100 Thlr.) einbringen; das heiß ich mir einen wohlfeilen gelehrten Ariſtokraten!

„Ein Akademiker ſchmaußt auf ſeinem ſammt-
„nen Lehnſtuhl, und für ſich allein, den Unter-
„halt von vierzig Familien auf dem Lande.“

Ueber den ſammtnen Lehnſtuhl, der dem Ungenannten ſo böſes Blut zu ſetzen ſcheint, habe ich nichts zu ſagen; ein ſtrohener Seſſel wäre freylich nicht ſo ariſtokratiſch. Aber am Ende iſts doch kein Verbrechen der beleidigten Nation, in der Akademie eben ſo bequem als zu Hauſe zu ſitzen, zumal wir dieſe Bequemlichkeit der Garde-Meuble zu verdanken haben. Was die vierzig Familien auf dem Lande anbelangt, ſo denke ich, ſie würden ſich von den 300 Thlrn. eines Akademikers ziemlich ſchlecht nähren:

Auch gestehe ich, es möchte unter den Akademikern in der That mancher mehr verschmaußen, als der Unterhalt von vierzig Familien auf dem Lande kostet, ohne daß er dieß in seinem Lehnstuhle oder von dem Ertrag desselben thut.

„Fort mit besoldeten Akademikern, so lange „es noch Arbeiter zu salariren, Arme zu ernähren, „Gläubiger zu befriedigen giebt.“

In einem großen Staate wird es zu allen Zeiten „Arbeiter zu salariren, Arme zu ernähren und Gläubiger zu befriedigen“ geben; aber ich begreife nicht, warum nicht ein Staat, der mit der größten Ordnung 500 Millionen Einkünfte haben kann, ohne der Nation lästig zu werden, warum — sage ich — ein solcher Staat nicht 100,000 Thaler zur Belohnung, Salarirung und Aufmunterung der Künste und Talente mit Grund verwenden sollte. Die abgelegten Rechnungen beweisen, daß die Staatsbesoldungen aller Akademien, aller Gelehrten, und aller Künstler Frankreichs sich nicht so hoch belaufen. Es läßt sich dreist behaupten, der Landmann könnte, ungeachtet des ebenangeregten ungeheuern Aufwandes, gar wohl gedeihen, und die Jetons der Akademie der schönen Litteratur und die Pensionen der Akademie der Wissenschaften und der der Alterthümer wären es in der That nicht, welche jemals das Landvolk zu Grund richteten.

„Welch eine Verkehrtheit, das Talent mit „Thalern zu bezahlen! Ehre ist allein die klingende Münze des Genies.“

O ja ohne allen Zweifel! Da ſich aber mit dieſer klingenden Münze nichts einkaufen läßt, ſo kann das Genie und das Talent Hungers ſterben; und iſts wohl zum Gedeihn des Ackerbaues ſchlechterdings nothwendig, daß Genie und Talent Hungers ſterben? Corneille und La Fontaine würden in ihrer letzten Krankheit, ungeachtet ſie Mitglieder der Akademie waren, keine Suppe gehabt haben, hätte ihnen Ludwig XIV. nicht 40 Louisd'or geſchickt. Das war vielleicht die Steuer eines ganzen Dorfs; aber wer bürgt dafür, daß eben dieſes Dorf über die Verwendung ſeiner Steuer Unzufriedenheit bezeigt hätte, wenn man ihm, wie es möglich geweſen wäre, begreiflich gemacht hätte, wozu Männer, dergleichen Corneille und La Fontaine waren, dienen? Die Bauern ſparen ſich gar gern ſo viel ab, als nöthig iſt, den Spielmann, der ihnen zum Tanz vorgeigt, und den Schulmeiſter, der ihre Kinder leſen lehrt, zu bezahlen; ſollte es ihnen nicht begreiflich zu machen ſeyn, daß man auch die großen Spielmänner und die großen Schulmeiſter einer ganzen Nation bezahlen muß? Der Ungenannte will ſie durchaus mit Lobeserhebungen und Ehre abſpeiſen; der Ungenannte iſt ein bischen hartherzig.

„Bey zu viel Dickleibigkeit zehrt das Genie „ab. Die meiſten Meiſterſtücke kommen aus „den Dachſtübchens.“

Es iſt ein altes Sprüchwort: man müſſe die Künſtler nähren, aber nicht mäſten: alen-

di non ſaginandi; allein es iſt ſeit Juvenals bekannten Verſen

Quorum conatibus obſtat
Res anguſta domi

eine alte Wahrheit, daß Dürftigkeit ſich dem Talente in den Weg ſtellt. Schwierigkeiten können anſpornen, aber nur dann, wenn ſie überwindlich und nicht zu Boden ſchlagend ſind. Wie leicht ließen ſich Beyſpiele anführen, wo die Armuth dem Talent ſchadete; man weiße aber eines auf, wo Wohlhabenheit oder auch ſogar Reichthum daſſelbe abzehrten. Racine und Boileau waren wohlhabend, Voltaire, Büffon, Montesquieu reich. Sie waren keine ausgezehrten Genies, ungeachtet der Dickleibigkeit ihrer Glücksumſtände. — „Die meiſten Meiſterſtücke kommen aus den Dachſtübchens.“ Die Meiſterwerke der eben genannten Männer kamen nicht daher und wiegen viele andere auf. Ehre und Hochachtung gebührt unſtreitig dem Dachſtübchen, das, wie es ſich nur zu oft zutrug, dem Talente zur Wohnung dient; wo iſt aber das Talent dieſer Art, damit man es hervorziehe, und ihm eine beſſere Wohnung anweiſe? Ich weiß es nicht; indeſſen kann die hier gebrauchte Phraſe vom Dachſtübchen entweder viel böſes Blut oder viel Anmaßung zum Grund haben. Warum ſoll denn nur im Dachſtübchen das Verdienſt wohnen? Geſetzt der Ungenannte wohnte zufälliger Weiſe darinnen; iſt er nicht ein bis-

chen

chen eitel? Und wenn er ein Zimmer von 100 Thalern hat; iſt er nicht ſehr beſcheiden?

„Man nenne einen in den Wiſſenſchaften, in der „litteratur, in den Künſten großen Mann, den „man den Akademien zu verdanken hätte, der im „Schoße der Akademien geboren worden wäre.“

Schade, daß dieſe Stelle ganz ſinnlos iſt! Es iſt über meinen Horizont zu begreifen, wie ein großer Mann in einer Akademie geboren werden kann; man kömmt ja nicht anders als ganz ausgebildet hinein. Eine Akademie bringt Talente nicht auf die Welt, ſie ehrt, ſie ermuntert, ſie belohnt ſie; und wer weiß genau, welche Triebfeder der Ehrgeiz, von ſeines Gleichen ausgezeichnet und gewählt zu werden, für das Talent ſeyn mag? Man kann über dieſen Punkt nichts behaupten, aber es möchte noch ſchwerer ſeyn denſelben zu läugnen. Dieß iſt doch gewiß, daß das Verlangen von der Akademie gekrönt zu werden einem Thomas — um nur ein Beyſpiel anzuführen — zum erſten Antrieb diente, und daß dieſer Wetteifer allein ihn lange Zeit beſeelte; und war Thomas ein Mann ohne Talent?

„Aber wer die Talente, die die Akademien „avortirten, anführen wollte, würde nur über die „Menge derſelben verlegen ſeyn.“

Mich für meine Perſon würde es verlegen machen, wenn ich begreifen müßte, wie eine Akademie ein Talent avortiren kann; ich muß meine Unwiſſenheit geſtehen, ich kenne kein Beyſpiel,

daß

daß sich so etwas jemals zugetragen hätte; ich habe keine Idee davon.

Der Ungenannte giebt sich die Mühe, uns zu belehren, Montagne, Shakespeare, Ossian und Descartes hätten gelebt, ehe es noch Akademien gegeben — wahrhaftig, eine große Entdeckung, und ein unwiderlegbarer Beweis, daß Akademien zu nichts taugen!

Er macht der Académie françaiſe den Vorwurf, Gilbert, „dem Dichter unſerer Zeiten, welcher Juvenal und Boileau am nächſten kam,“ die Thüre verſchloſſen zu haben. Gilbert hatte Talent zur Verſifikation, d. h. er machte einige Stücke, die es beweiſen; aber ſelbſt ſeine Verſifikation iſt ſich gar nicht durchaus gleich: ſeine Satyren wimmeln von beleidigenden Fehlern; auch hätte er, um Boileau nahe zu kommen, ein großes Kapital von Verſtand, Geiſt und Geſchmack, einen herrlichen Ton der Plaiſanterie beſitzen müſſen; er müßte etwas gemacht haben, das deſſen ſchönen Epiſteln, ſeiner Kunſt zu dichten, und ſeinem Lutrin gleich käme; ich weiß aber nicht, daß Gilbert etwas dergleichen gemacht hätte. Ich will mit Stillſchweigen übergehen, daß Boileau allen Schriftſtellern ſeines Zeitalters Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und daß er nur die Geiſſel der ſchlechten war; daß hingegen Gilbert jedes anerkannte Verdienſt aufs unverſchämteſte und gröbſte antaſtete, und damit bey Voltairen, den er ganz vorzüglich verachtete, anfing, hingegen der lächerlichſte Lobredner der erbärmlichſten Schriftſteller

war,

war. Doch dieß war für den Ungenannten kein Grund gegen ihn, denn er würde mir einwenden, Gilbert habe von der Akademie viel Böses gesagt, und die „christliche Liebe bedecke die Menge der Sünden mit ihrem Mantel.“

„Welches Werk des Genie's ist aus der Mitte „der vierzig Versammelten hervorgegangen?“

Ich kann nicht begreifen, wie vierzig Personen ein Werk des Genie's machen können. Das Genie ist einschichtig, und arbeitet nicht gemeinschaftlich.

„Es hing nicht von den Akademien ab, daß „nicht der Cid und das befreyte Jerusalem für „zwey schlechte Werke ausgeschrieen wurden.“

Unläugbar war die Akademie de la Crusca gegen Tasso sehr ungerecht: falsch ist es aber und sehr falsch, was hier von der Académie françaiſe gesagt wird; denn sie hatte im Angesichte Richelieus den Muth, das große Verdienst des Cid einzugestehen, wenn sie schon sich an mehrern Orten ihrer Kritik irrte.

„Die Akademien sind zu lange taube Laternen Tyrannen gewesen.“

Ich kann es unmöglich errathen, was dieß sagen will; aber ich könnte ohne Mühe, wenn es nöthig wäre, beweisen, daß die Académie françaiſe während der letzten zwanzig Regierungsjahre Ludwigs XV. nicht aufhörte, in ihrer Art für die Nation eine Laterne, (denn ich will mich nicht von der edlen Figur entfernen, deren sich der Ungenannte bedient) zu seyn, und das, was ich als

Be-

Beweis anführen würde, wäre der böse Humor, den diese Laterne den Miniſtern und dem Hofe machte, und die Luſt, die man hatte, ſie auszulöſchen.

„Alle Thorheiten des zu langen Alters Lud„wig XIV. verdanken wir den niederträchtigen „Schmeicheleyen der Akademien.“

Das heißt viel geſagt! Ich glaubte nicht, daß die Akademie der ſchönen Litteratur, oder irgend eine andere, alle das Uebel angerichtet hätte, was Ludwigs XIV. unwiſſende und kleinmüthige Andächteley, was ſein falſcher Stolz, der ihm den Ehrgeiz einflößte, den Titel eines Vernichters der Irrlehren zu führen, was ſeine Schwäche für die Frau von Maintenon, wodurch er zur Wahl ſchlechter Generale und Miniſter verleitet wurde, was ſeine geheime Abneigung gegen das Verdienſt, die ihn zur Entfernung vortreflicher Generale und Miniſter verleitete, was ſeine Unterwürfigkeit gegen die Jeſuiten, die ihn zum Verfolger der Janſeniſten machte, was der allgewaltige Einfluß eines Louvois auf ihn, der, um bey der Widerrufung des Edikts von Nantes etwas zu ſagen, und als Miniſter die Hand dabey mit im Spiele zu haben, die Dragonaden erfand, anſtiftete. Die Geſchichte lehrt dieß jeden, der ſie ſtudiert; aber der Ungenannte mit ſeinen viel ſchärfern Blicken findet die Quelle von alle dem in akademiſchen Complimenten, ſo wie er ohne Zweifel auch den Einfall in Holland in den Prologen des Quinault findet. Nach allen dieſen ganz nagelneuen Kenntniſſen wundert

es

es mich, daß er nicht den Ton eines unſerer Journaliſten annahm, der kürzlich von der Académie françaiſe mit eben dem Abſcheu ſprach, als ein anderer von der Inquiſition ſprechen würde. Das heiß ich doch Ziel und Maaß halten.

„Königliche Akademien, dieß riecht nach Skla„verey!“

Meines Erachtens hat keine Akademie nöthig, königlich zu ſeyn, ſogar diejenige der Oper nicht; aber ich war ebenfalls nicht der Meinung, daß die Engländer Sklaven wären, weil ſie eine königliche Akademie haben. Freylich hat man ſeit einiger Zeit die Entdeckung gemacht, daß die Engländer nicht mehr frey ſind.

Ein Feldprediger bereitete einen ſterbenden Grenadier zum Tode, und ſprach mit ihm von der andern Welt, als ob er ſie geſehen hätte. „Hoch„würdiger Herr,“ ſagte der Soldat, „Sie ſcheinen „über dieſen Punkt Ihrer Sache ſehr gewiß zu „ſeyn. Was mich anlangt, ſo werde ich in ei„nem Augenblick mehr davon wiſſen, als Sie; „aber ich kenne unter meinen Freunden einen Cor„poral, der mir hundertmal geſagt hat, er wollte „ſichs gern einen kleinen Thaler koſten laſſen, wenn „er all dasjenige, wovon Sie mit mir ſo eben ge„ſprochen haben, haarklein erfahren könnte.“

Ich weiß über unſre (Frankreichs) künftige Exiſtenz auf dieſer Welt ſo wenig etwas gewißes, als der Grenadier über unſer Aller Beſtimmung in der künftigen. Ich halte mich für ſehr weit von dem Augenblicke entfernt, alles zu wiſſen; aber

ich

ich bin ein bischen wie der Corporal, und wollte michs gern einen kleinen Thaler und vielleicht noch etwas mehr kosten lassen, wenn ich gewiß wüßte, daß wir in zehn Jahren eben so frey als die Engländer, d. h. eben so den Gesetzen unterworfen, leben werden. Ich bin so gar so einfältig, keine andere Freyheit zu kennen.

Schon wieder eine Digression, was thuts aber? Muß man denn immer von Akademien reden? Wenn man aber über diesen Punkt dem Ungenannten glaubt, so wird man bald gar nicht mehr davon reden, denn er schließt, wie er anfing: **Fort mit den Akademien!**

Alles, wie es ihm beliebt! was mich anbelangt, werde ich keinen weitern Widerstand thun. Doch nachdem wir mit dem ungenannten Zerstörer Kurzweil getrieben haben, wollen wir einen Augenblick vernünftig sprechen; denn wir haben es jetzt nicht mehr mit ihm zu thun.

Zuvörderst will ich den gründlichen Sprechern, welche die Entdeckung gemacht haben, die Akademien seyen nicht schlechterdings nothwendig, die Versicherung ertheilen, daß ich eben dieser Meynung bin, und sie gar nicht für so nothwendig halte als eine gute Gesetzgebung, eine gute militärische Organisation, ein gutes System der Auflagen u. s. w. Aber ich frage Denker: ob es politisch gut ist, in einem Staate, besonders in einem großen, nichts zuzulassen, als was schlechterdings nothwendig ist? In diesem Falle laßt uns wie Lacedämonier leben; nichts ist bekanntlich leichter und ausführbarer; laßt

uns

uns geschwind herrliche Gesetze gegen den Aufwand machen. In so fern man hingegen daran zweifelt, daß wir einer solchen moralischen und politischen Vervollkommnung fähig sind, in so fern giebt man zu, daß ein gewisses Ueberflüßiges zu einem sehr nothwendigen Dinge geworden ist. So sind meines Erachtens die Akademien eine Gattung von Ueberflüßigem, das man, wie jedes andere, hingehen lassen kann; vorausgesetzt, daß kein anderes weniger koste als jene. Die Akademie der Sprache und schönen Litteratur kömmt der Regierung mit Inbegriff des Holzes und Lichtes nicht höher, als ungefähr 6250 Thlr. zu stehen; dieß ist eine ausgemachte Sache. Wohlfeiler kann man doch wahrhaftig, wie ich glaube, keine unsterbliche Akademie, und kein sterbliches Wörterbuch haben. Sahen wir doch, in den guten Zeiten, Finanziers, denen ihre Musik theurer zu stehen kam, und man erzählt von einem, der zu seinem Gärtner sagte: daß man um 10000 Thaler jährlich holländische Zwiebeln genug haben könnte. Freylich wird man mir einwenden, die Zeiten hätten sich ein wenig geändert; indessen gelten doch vielleicht auch die Bluhmen der Rhetorik ein bischen mehr, als die Tulpen eines Gartenbeets.

Die Akademie der Wissenschaften kostet zweymal so viel als die der sch. Litt.; allein glücklicher Weise ist sie auch die einzige, deren unmittelbare Nützlichkeit man einigermaßen einzugestehen geruht, wiewohl der Ungenannte uns hätte sagen können, daß sie keine Maschine erfunden, so wie

die Akademie der schönen litteratur kein Werk des Genie's gemacht habe. Mit einem Worte, man beklagt sich nicht sehr über die Akademie der Wissenschaften; sie ist für den größten Theil des Publikums eine ganz eigene Welt, ungefähr wie der Mond; man erfährt nicht einmal, was darinnen vorgeht, und bekömmt keine Gelegenheit darauf eifersüchtig zu seyn. Wer glaubt nicht, eben so viel Geist als D'Alembert zu haben; hingegen würde es schwer seyn, sich für einen Geometer, dergleichen der Herr Abbe' Bossüt, oder einen Naturkündiger, dergleichen Herr Desmarets, oder einen Chemisten, dergleichen Herr von Fourcroy ist, zu halten. Die Akademie der Wissenschaften mag also hingehen.

Es bleibt noch die Akademie der Alterthümer übrig; sie ist freylich ein bischen theurer, als die unsrige, denn ihre Mitglieder bekommen Jahrgehalte; auch wird man nicht ermangeln zu sagen, es sey nicht sehr nothwendig zu wissen, auf welche Art Isis und Osiris göttlich verehrt worden, und wie vielerley Namen Saturn gehabt. Indessen alles wohl bedacht, trägt sichs doch sehr oft zu, daß das Studium des poetischen, theologischen, numismatischen ꝛc. ꝛc. Alterthums nicht ganz ohne Nutzen ist, und sollte es ein so großes Unglück seyn, wenn Frankreich jährlich 10 bis 15000 Thaler auf die Entzifferung alter Manuscripte und Medaillen verwendete? In diesen Rücksichten möchte ich zu glauben wagen, daß man sich, ohne Furcht

der

der Anklage einer thörichten Verschwendung, diesen gelehrten Aufwand gestatten kann.

Und die Akademie der schönen Litteratur! hier ist der Stein des Anstoßes. Welche Vorwürfe werden nicht dieser gemacht! Sie hat Ludwig XIV. und sogar Ludwig XV. geschmeichelt. Aber laßt uns ernsthaft und aufrichtig sprechen. War sie eine größere Schmeichlerinn, als es damals ganz Frankreich war? Sie folgte dem Geist des Zeitalters. Denkt daran, was Ludwig der Vielgeliebte im Jahr 1744 war; ich will noch mehr sagen, es waren zwey Akademiker, die es allein wagten, Ludwig dem XIV. für die Erleichterung seines Volks ans Herz zu reden, ich meyne Racine und Fenelon, jener, in einem Memoire, das Frau von Maintenon von ihm verlangte, und dieser in seinem Telemach; ihre muthige Wahrheitsliebe zog aber beyden die Ungnade zu. Als unter der letzten Regierung, durch den Einfluß einiger großen Schriftsteller, die Freyheit zu denken ausgebreiteter zu werden anfing, waren die meisten Mitglieder der Akademie der schönen Litteratur nicht allein keine Fremdlinge in dem Gebiete dieser Freyheit, wie jedermann weiß, sondern sie trugen auch theils durch die Beschaffenheit der Werke, welche die Akademie krönte, theils durch die aufgeworfenen Preisfragen, theils durch die Grundsätze, die sie fast immer bey ihren Wahlen befolgte, zur Ausbreitung jenes philosophischen Geistes bey, welcher die Befreyung der Nation vorbereitete. Knechtische Federn machten ihr dieß lange genug zu ei-

nem täglichen Vorwurf. Warum giebt man sich heut zu Tage die Miene, diesen Umstand vergessen zu haben? Warum vergißt man, wie verdächtig und verhaßt die Akademie dem Hofe war? wie übel sie gegen das Ende der letzten Regierung behandelt wurde? wie sklavische Journalisten und gedungene Satyriker dieselbe anklagten, daß sie ein Mittelpunkt der Empörung gegen die höchste Gewalt sey, daß sie den Geist der Unabhängigkeit ausstreue, und daß sie, mit einem Worte, ein philosophischer (was damals alles in sich faßte) Club sey. Muß man alles sagen? Im Jahr 1771 war die Rede davon, sie ihrer Philosophie wegen aufzuheben, und jetzt im Jahr 1790 will man das nämliche ihrer Aristokratie wegen thun! Laßt uns gestehen, daß dieß ein unglückliches Spiel spielen heißt, und daß hier dasjenige ein bischen eintritt, was man menschliche Widersprüche nennt.

Man rechnet es ihr als ein Verbrechen an, den Tod ihrer Mitglieder zu feyern. Dieser Vorwurf mag für die Zeiten gelten, in denen dergleichen Trauerreden nur für die Akademiker waren; man konnte damals ein wenig eifersüchtig darauf seyn: aber seitdem uns das Todtenverzeichniß jährlich den Tod so vieler berühmter Männer ankündiget, so wie man zu Rom aus französischen Briefen erfuhr, daß Peter Mazarin zu Rom gestorben sey, seitdem, das Journal von Paris abgerechnet, welches auch seine Nekrologie hat, in jeder kleinen Stadt ein Journal herauskömmt, worin man auf das Grab einer Menge von Freunden

sehr

ſehr gut gekannter Perſonen allezeit Bluhmen ſtreut; iſt es ſeitdem nicht ein wenig üble Laune, dem armen Akademiker ein Compliment von einigen Zeilen ſtreitig zu machen? Würde es ſich wohl der Mühe verlohnen, an einer Geſellſchaft Theil zu nehmen, worinnen man theils für ſeine eigene Perſon, theils mit ſeinen Collegen gemeinſchaftlich, bey ſeinen Lebzeiten mit ſo vielen Epigrammen überhäuft wird, — hätte man nicht wenigſtens die Hoffnung, nach dem Tode ein klein wenig ſchadlos gehalten zu werden? Was mich anbelangt, ſo denke ich über dieſen Punkt, wie der ſel'ge Herr von Pauliny, der, da die Akademie den Entſchluß faßte, für ihre verſtorbenen Mitglieder den gewöhnlichen Gottesdienſt in der Franziskanerkirche künftig nicht mehr halten zu laſſen, laut dagegen ſchrie, und wider dieſe Berathſchlagung ſich feyerlichſt verwahrte, indem er ſagte: er wäre unter der Bedingung, daß man ihm nach ſeinem Tode bey den Franziskanern einen akademiſchen Gottesdienſt halten laſſen würde, in die Akademie getreten, und ſey ſchlechterdings nicht geſonnen, hierauf Verzicht zu thun. Der arme Mann! Er mußte es doch thun; Gott gebe ihm die ewige Ruhe!

Man wird ſagen, daß ich noch immer Spaß mache. Aber muß man nicht, wie Salomo ſagt, mit Thoren thöricht reden? Ernſthaft aber bitte ich zu bedenken, daß zu einer Zeit, wo der Styl eine gewiſſe Energie von der Freyheit empfängt — daß, ſage ich, (und das verdient einige Aufmerkſamkeit,) zu eben dieſer Zeit die Diction am meiſten Gefahr

leidet, sich zu verderben, und wenn das eine etwas Gutes ist, so ist das andere doch auch etwas Uebles. Die Freyheit ist immer bey der Hand, irgend etwas Bäurisches und Ungehobeltes auf die Bahn zu bringen. Man sehe, welch ein Haufe barocker, der Analogie des Abc und der Richtigkeit der Ideen widersprechender Ausdrücke sich bereits in den Schriften und im Conversationston ausbreitet! Wie viel bizarre Neuerungen, die der gute Geschmack verwerfen muß, für einen kleinen glücklichen Zuwachs! Man schlage unsere Broschüren auf, und man wird deren auf jeder Seite, sogar in solchen, deren Verf. übrigens Talent verrathen, finden. Für einige Männer, bey welchen die Revolution das Genie befruchtet, und ihre Kraft entwickelt hat, welch eine Menge politischer Waschmäuler, die des Abends vorher kaum lesen konnten, des andern Tags sich einbilden schreiben zu können, weil sie sich die Worte: Nation, Patriotism, u. s. w. eigen gemacht haben! Man liest sie mehr oder weniger, um der Materie willen, wovon sie handeln; man ist mit der Sache so sehr beschäftigt, daß man auf den Styl nicht Acht hat; und doch, — wir wagen es zu sagen, es mag auch daraus entstehen, was da wolle — ist es nicht schlechterdings zu einem guten Patrioten nothwendig, ein schlechter Schriftsteller zu seyn! es giebt Personen, die dieß täglich beweisen. Ich sehe nicht ein, welche Stärke Sprachschnitzer und Barbarismen geben können, und warum die Beredsamkeit der Freyheit eine barbarische Neulingsmine haben muß.

Mit

Mit einem Wort, muß man, um ein guter Franzose zu seyn, künftighin nicht mehr französisch sprechen? Wohlan, ein gutes von der Akademie verfertigtes Wörterbuch (denn aus keiner andern Feder floß bisher noch ein besserers,) kann uns unterscheiden lehren, was in unsrer heutigen neuen Sprache behaltens- oder verwerfenswerth ist. Wir sind keine Akademiker, sagen stolz unsre Solone und unsere Brutusse zu 2 Sols, und glauben, sich mit dieser Rede allein zum Genie zu stempeln. Keine Ueberspannung, meine Herren! Es ist unstreitig viel gesagt, kein Mitglied der Akademie zu seyn; es erweckt bereits ein günstiges Vorurtheil für Sie: aber gestehen Sie immerhin, daß man auch darum noch nicht ein großer Mann ist, weil man kein Akademiker ist.

Und was die Preißvertheilungen betrift; glaubt man nicht, daß heut zu Tage, wo eine freye Auswahl der Preisfragen statt findet, diese Gattung von Wettkampf noch ein Reiz mehr für diejenigen seyn wird, welche nach der Palme der Beredsamkeit streben? Man hat so eben eine Lobrede auf Franklin aufgegeben. Welch ein Stoff! und wie leid würde es mir thun, daß ich ein Akademiker bin, wenn ich mich für fähig hielte, ihn würdig auszuführen! Ein Journalist sagte und wiederholte: man müsse niemand, weder Lebende noch Todte, loben; es sey für freye Menschen unanständig ein Individuum zu loben; Lobsprüche gehörten nur dem Vaterlande, der Freyheit. In der That, dieser Mann schrieb in einem Anfalle von

Wahnsinn, oder er ist an der Wuth des Neides krank, quaesta rabbia detta gelosia des Neides, der bey dem Ton des Lobs, wie gewisse wilde Thiere bey dem Anblick blendender Farben, toll wird. Wie! es hieße Vaterland und Freyheit beleidigen, wenn man diejenigen ehrte, die demselben Dienste geleistet haben! Wenn dem also wäre, so hätten die Athenienser nicht gewußt, was Vaterland und Freyheit ist, sie, die nicht allein den Tod ihrer großen Männer durch öffentliche Lobreden feyerten, sondern es auch für die ruhmvollste Auszeichnung ansahen, zur Haltung dieser dem Andenken der für ihr Vaterland gestorbenen Krieger gewidmeten Reden gewählt zu werden, und daher die größten unter ihren Rednern damit belohnten. Nach nichts wurde mehr gestrebt, als eine solche Trauerrede halten zu dürfen.

Mit einem Worte, die gelehrten und litterarischen Gesellschaften sind eine der Nation zur Zierde gereichende nicht zu vernachläßigende Sache. Und was würde man gewinnen, wenn man sie uns nähme? Sie verwahren, als ein ihnen gewissermaßen ganz eigenes anvertrautes Gut, das Andenken jener Menge von unsterblichen Männern, die sie mit Stolz unter die ihrigen zählten. Wenn dergleichen Gesellschaften in ihrem Vaterlande der Geißel der Satyre, die nichts verschont, was sich auszeichnet, ausgesetzt sind, so werden sie doch von dem Auslande geachtet. Ihm scheinen sie im Ganzen alle die Reichthümer der Litteratur und Künste, die sich unter uns binnen zwey Jahrhunderten

herten sammelten, zu zeigen. Ich frage noch einmal, was man durch die Vernichtung der so lange Zeit durch die Gegenwart und durch die Erinnerung großer Männer geweihter Wohnsitze der Talente und des Genie's gewinnen würde? Wenn auch der Neid die Lebenden nicht darinnen dulden kann, so ehre er wenigstens in demselben die Todten. Nur der Neid kann es zu sagen wagen, daß dergleichen berühmte Tode noch keine Nachfolger darinnen wahrnehmen würden, vor denen sie, wenn sie ihnen auch nicht gleich kämen, wenigstens nicht erröthen dürften; und gesetzt, die Schatten dieser berühmten Männer — es ist wohl der Phantasie erlaubt, sich sie vorzustellen, wie sie ihren vorigen Wohnort wiederum besuchen — fänden diesen Wohnsitz öd' und verlassen, was würden sie glauben: daß die französische Nation frey, oder daß sie von Barbaren unterjocht worden sey?

II.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. Ersten Bandes zweytes Stück. Zweyten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Dyk, 1793.

Mit vielem Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung eines Werks an, wovon die Idee eben so vortreflich ausgeführt wird, als sie glücklich gefaßt war. Das zweyte Stück des ersten Bandes enthält: I) eine kurze Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie. Aus den Zeiten vor Karln dem Großen sind alle Denkmale verloren, woraus man sich von dem Geiste der Lieder, die besonders den Helden zu Ehren gesungen wurden, einen hinlänglichen Begriff machen könnte. Nach Karln zogen sich die deutschen Musen zurück, verscheucht insbesondere durch die große Verbreitung der lateinischen Sprache. Unter den schwäbischen Kaisern kehrten sie freundlicher wieder, und es sproßte in der Periode der Minnesänger (1170 bis 1330, oder eigentlich bis 1250) auf dem deutschen Parnaß manche liebliche Bluhme. Ursachen dieser glücklichen Veränderung S. 204—210. Kritik der Minnesänger (210—213), günstig aber streng. Nach der Periode der Minnesänger gerieth

rieth die deutſche Dichtkunſt wieder in Verfall. Urſachen S. 214—216. Am tiefſten ſank ſie nach dem Jahre 1330, wo ſich der immer noch liebliche Nachhall der ſchwäbiſchen Minneſänger in den berufnen Meiſtergeſang auflöſete. Kritik dieſer, trotz den günſtigen Umſtänden, ſo verächtlichen Bänkelſängerey, S. 217—220. Jedoch wurde eine Dichtungsart, die moraliſch-ſatyriſche, nicht ganz ohne Glück bearbeitet. In dieſe Zeit fallen auch die erſten zuverläßigen Nachrichten von dem deutſchen Luſtſpiele. Luther (S. 224.) Durch ihn öffneten ſich die herrlichſten Ausſichten. Faſt alle Wiſſenſchaften thaten Rieſenſchritte, und gleichwohl erwachte die Dichtkunſt nicht aus ihrem Schlummer. Urſachen S. 225—230. Indeſſen reinigte das Studium der Alten den Geſchmack, die deutſche Sprache wurde verfeinert und für die Dichtkunſt brauchbarer gemacht, und einige gute Köpfe, ein Burcard-Waldis, Rollenhagen und andere lieferten mehrere, nicht unglückliche, Verſuche. Martin Opitz, ein leuchtendes Geſtirn am poetiſchen Himmel. Mit ihm hebt die blühende, ſchleſiſche, Periode an. Doch war die Zahl ſeiner ächten Schüler nicht ſehr groß, und bald drohten Hofmannswaldau und Lohenſtein alles wieder zu verderben. Dieſe verkauften Schwulſt für Erhabenheit, abgeſchmackte Bilder, Gleichniſſe und Antitheſen für den Ausdruck wahrer Empfindungen und Leidenſchaften, Witzeleyen für Gefühle, und ſchale Gelehrſamkeit für Gedankenfülle. Nicht lange darauf ging mit Benjamin

Neu-

Neukirch wieder ein neues, aber kein beſſeres Geſchlecht von Dichtern hervor. Mit dieſen löſte ſich Lohenſteins Dunſt in Waſſer auf, und alle Kraft und Würde der Poeſie verlor ſich in fade Zierlichkeit, und geiſtloſe Geſchwätzigkeit. (Die Fortſetzung folgt.) II) Kurzer Abriß der Geſchichte der griechiſchen Poeſie. Zuerſt etwas über den Urſprung der Poeſie bey einem Volke, wo ſie als eine freye Schöpfung des ſich ſelbſt überlaſſenen Genies entſteht. Sehr treffend. In der Geſchichte der griechiſchen Dichtkunſt laſſen ſich folgende Perioden unterſcheiden: 1) Die Periode der fabelhaften Zeit vor Homer; 2) Der Zeitraum bis auf den Einfall der Perſer in Griechenland. Höchſte Vollkommenheit der lyriſchen Dichtkunſt. Pindar beſchließt dieſe Periode. 3) Die athenienſiſche Periode. Schönſte Blüthe der dramatiſchen Poeſie. Dieſer Zeitraum endigt mit dem Menander. 4) Alexandriniſche Periode. Die Früchte der Muſen „welche das Treibhaus der Ptolemäer zu Alexandrien hervor brachte,“ halten mit den Schöpfungen des freyen griechiſchen Genius auf keine Art einen Vergleich aus. — Solche Ausbrüche der Bewunderung, als z. B. S. 258 und 289 vorkommen, wo es heißt: „Bis zur Höhe der Griechen hat ſich kein Volk erhoben — Pindar brachte die lyriſche Dichtkunſt bis zu einer Höhe, über die hinaus ſie ſich niemals erhob,“ hätten wir aus dieſem gelehrten Aufſatze weggewünſcht. Wenn dergleichen Behauptungen auch nicht auf Vorurtheilen beruhten, (wie wir unſers

Theils

Theils überzeugt ſind,) ſo iſt doch wenigſtens gewiß, daß ſie ſchlechterdings unerwieſen ſind. III) Ausführliche Charakteriſtik des portugiſiſchen Dichters Luis de Camoens. IV) Anſtändig. Das Unanſtändige darzuſtellen, kann nicht an ſich und ſchlechthin dem Künſtler verboten ſeyn, ſondern nur in ſofern, als es der Schönheit entgegen iſt, alſo dann, wenn es die Harmonie zerſtört. Der Fehler derjenigen Kunſtwerke, die Sulzer darum tadelt, weil ſie etwas Unanſtändiges enthielten, beſteht eigentlich darin, daß ſehr gemeine Nebenvorſtellungen mit großen und edlen Hauptvorſtellungen verbunden werden, alſo eigentlich in dem Mangel an Harmonie. Die Lehre von dem Anſtändigen, als ſolchem, gehört in die Moral des Künſtlers, gar nicht in ſeine Aeſthetik. Nähere Beſtimmung und Berichtigung des Begriffes vom Anſtändigen.

In dem erſten Stücke des zweyten Bandes finden ſich folgende Aufſätze: I) Ueber die Dichtkunſt der Griechen im heroiſchen Zeitalter. Die hierüber mitgetheilten Nachrichten ſind blos aus dem Homer, der älteſten und reinſten Quelle, geſchöpft. Die Sänger des heroiſchen Zeitalters waren eigentliche Volksdichter. „Sie unterſtützten die Andacht des Volks beym Dienſte der Götter; waren die Seele fröhlicher Mahle und Tänze; ſtimmten in die Wehklagen Leidender ein; erhielten das Andenken der Volksgeſchichte.“ Sie hielten ſich oft an den Höfen der Fürſten auf, und ſcheinen zu dem Glanze eines Hofſtaates gehört zu haben.

Nicht

Nicht selten reiseten sie auch umher. Man hat gewagt, mehrere Arten unter den Gesängen dieser alten Barden zu unterscheiden. Inzwischen waren sie wahrscheinlich alle historischen Inhalts, und man nahm es damit so genau nicht, wenn sie auch zu der Veranlassung, wobey sie (gewöhnlich von Musik begleitet) abgesungen wurden, nicht ganz paßten. Nach Homers Bericht ertönten die Lieder der Sänger bey folgenden Gelegenheiten: 1) bey Gastmahlen, 2) bey feyerlichen Tänzen (z. B. bey den Opfern), die gewöhnlich pantomimisch waren, und eine Begenbenheit darstellten, 3) bey Heimführung der Bräute, 4) bey feyerlichen Klagen. (Von diesen Trauergesängen findet sich indeß nur Ein Beyspiel im Homer, Iliad. 24, 720 ꝛc.) Man hielt das poetische Talent für eine außerordentliche Gabe der Götter, womit sie nur ihre Lieblinge beschenkten, und war überzeugt, daß Demodokus durch die Gabe des Gesanges für seine Blindheit überflüßig entschädigt sey. Die poetische Begeisterung wurde allemal als eine unmittelbare Wirkung der Gottheit betrachtet (S. 22.) Volkslieder das Mittel, wodurch die merkwürdigen Begebenheiten auf die Nachwelt gebracht wurden (S. 24.) Dichter zugleich Sänger (im eigentlichen Sinne) und Tonkünstler, aber nicht, wie gewöhnlich bey andern alten Völkern, zugleich Propheten und Aerzte (S. 26. 28.) — Die übrigen, insgesammt sorgfältig und zum Theil meisterhaft bearbeiteten Aufsätze sind: II) Ueber das Pittoreske in der Malerey. III) Parodiren und

Tra-

Travestiren. IV. Karl Goldoni. V) Callimachus. VI) Gottfried Chaucer. VII) Alonso de Ercilla y Zuniga. VIII) Ueber die römischen Elegiker Tibull, Properz und Ovid. Das Gemälde vom Tibull ist sehr glücklich getroffen. Genau und richtig sind die Merkmale angegeben, wodurch sich der Genius dieses Dichters charakterisirt, so wie auch mehrmals die Mittel anschaulich dargestellt sind, wodurch eigentlich diese oder jene einzelne Schönheit in den Werken desselben bewirkt wird. Dieses letztere aber ist ein Haupterforderniß einer Charakteristik schöner Kunstwerke, wenn sie der Absicht der Nachträge zu Sulzers Theorie völlig entsprechen soll, wie wir bey der Anzeige des ersten Stückes gewiesen haben. Nur die Behauptung im Anfange des Aufsatzes: daß der Begriff der Elegie im hohen Grade unbestimmt sey, können wir nicht unterschreiben. Wir glauben, daß die Bemühungen neuerer Kunstrichter ihn hinlänglich festgestellt haben. Freylich muß man es nicht machen, wie Scaliger und andere von den Alten, die alles in Ein Fach warfen, was im elegischen Sylbenmaße geschrieben war, und dann die Aufschrift: Elegie, darüber setzten. Aber vielleicht hat man einen Unterschied der Elegien noch nicht bemerkt, der wichtig ist, und wodurch sich dieselben in zwey Hauptarten theilen. Alle Elegien haben es mit einander gemein, daß sie vermischte Leidenschaften darstellen, also einen Gemüthszustand, worin Freude und Betrübniß abwechseln, und in einander

der ſchmelzen, wo alſo die Seele von der einen Empfindung zu der andern wechſelsweiſe gleichſam hinüberſchwebt, und von beyden afficirt wird. Daher die ſanfte Rührung, die ſich in jeder ächten Elegie darſtellt, und das Weſentliche des elegiſchen Gemüthszuſtandes ausmacht. Mit einer Rührung von gedachter Art kann ſich nun die Empfindung des Erhabenen verbinden. Das giebt einen Gemüthszuſtand von ganz eigener Natur, der unbeſchreiblich ſüß und reizend iſt. Die vermiſchten Empfindungen, die in einer Elegie ausgehaucht werden, ſind alſo entweder mit der Empfindung des Erhabenen verbunden, oder nicht. Im erſtern Falle entſteht die erhabene Elegie, im andern die zärtliche, oder wie man ſie ſonſt nennen will. Die Alten kannten nur die letztere, und Horaz nennt die Elegien deshalb anſpruchsloſe Gedichte (exiguos elegos); wir haben jetzt auch vortrefliche Muſter der erſtern Art. Bey einer andern Gelegenheit hoffen wir, die hier angedeutete Theorie zu entwickeln, und die Eigenthümlichkeiten des erwähnten Gemüthszuſtandes ins Licht zu ſetzen.

III.

Delle leggi del Bello applicate alla Pittura ed Architettura, Saggio del Marcheſe *Malaspina*. Pavia nella Stamperia di S. Salvatore 1791. 268 Seiten in 8.

Wer den Zuſtand der Philoſophie in Italien kennt, wird wohl ſchwerlich von daher eine Theorie der ſchönen bildenden Künſte erwarten, die unſern Bedürfniſſen in dieſem Stücke abzuhelfen im Stande wäre.

Inzwiſchen bleibt es immer merkwürdig zu ſehen, wie weit man in dem Vaterlande der neuern Kunſt in der Art darüber zu raiſonniren fortgerückt ſey, und darum wollen wir eine kurze Anzeige der Hauptideen in dieſem Werke liefern.

Der Ausdruck Schön, ſagt der Verfaſſer, wird nie vom Wohlgeruch, vom Wohlgeſchmack, von dem Wohlthuenden der Betaſtung gebraucht: ſondern allein vom Wohlklang und von der Wohlgeſtalt. Als Grund wird angegeben, daß die gröbern Organe keine Ideen von Vergleichung, keine Vorſtellung von Geſtalt und Ausdehnung zuließen.

Das Schöne nach ihm iſt dasjenige, was uns eine wohlgefällige Vorſtellung gibt oder geben kann. Wohlgefällig (piacevole) iſt aber, was die Kräfte unſers Körpers und unſerer Seele ohne quälende

Anstrengung in Bewegung setzt. Dazu wird erfordert Mannigfaltigkeit (Varietà) Einheit (unità) und Angemessenheit (convenienza). Es gibt aber eine doppelte Angemessenheit, und beyde werden vorausgesetzet. Nämlich zuerst muß die Vorstellung dem Gegenstande angemessen seyn, der darin enthalten ist. Dann muß sie auch unsern Kräften angemessen seyn, damit wir dadurch zur Theilnahme bewogen werden mögen. Dieß sind wesentliche und ursprüngliche Charaktere der Schönheit: andere werden daraus abgeleitet. So ist unter der Mannigfaltigkeit, als der nothwendigen Bedingung, uns in Bewegung zu setzen, das Allgemeine, das Ausgedehnte und das Reiche (generalità, estensione, Richezza) begriffen. Unter der Einheit, als dem Mittel unserer Bewegung die nöthige Freyheit zu geben, die Ordnung, Symmetrie, das Zusammenstimmende oder Harmonische (ordine, Simmetria, accordo, armonia). Unter der objektiven Angemessenheit, die Richtigkeit, das Schickliche, die Proportion (giustezza, decenza, Proporzione) und endlich unter der subjektiven die Deutlichkeit, der Ausdruck, die Einfachheit (chiarezza, espressione, simplicità.)

Der Verf. geht zu den drey Arten des Schönen, dem Intellektuellen, dem Moralischen und dem Sinnlichen über, und sucht sie unter seine Begriffe zu bringen. Als Beyspiel der ersten nennt er eine Definition, welche die Vorzüge des Allumfassenden, leicht Verständlichen, Klaren und Einfachen an sich trägt.

Das

Das moraliſch Schöne muß nach dem Verf. eine Mannigfaltigkeit von Verhältniſſen des Menſchen gegen das höchſte Weſen, gegen ſich ſelbſt und gegen den Nächſten in leichter Verbindung zeigen, und ſowohl mit der Natur der Dinge, woraus jene hergeleitet werden, als mit unſerer Art zu leben übereinſtimmen. Nach ſeiner Meynung ſind alle Tugenden ſchön, alle Geſetze der Natur und der bürgerlichen Einrichtung. Inzwiſchen ſetzt er noch einen Charakter hinzu: die Geſinnungen, die Handlungen müſſen aus der Klaſſe der gewöhnlichen herausgehen, ſie müſſen einen ſtarken und lebhaften Eindruck auf uns machen. Als Beyſpiel wird Brutus aufgeſtellt, der ſeine Söhne zum Tode verdammt. Es iſt jedoch nicht nöthig, daß der Gegenſtand unter allen Verhältniſſen die Charaktere des Schönen an ſich trage. Genug! wenn er ſie nur in dem Geſichtspunkte zeigt, worunter er ſich darſtellt und der uns der auffallendſte wird.

Das ſinnlich Schöne ſetzt er in der Angemeſſenheit der Zahl und des Grades der Stärke des Eindruckes zu der Einrichtung unſerer Nerven. Der ſinnliche Gegenſtand ſoll mehrere Eindrücke auf uns machen, und in ſo fern Mannigfaltigkeit zeigen: er ſoll unſere Nerven in ihren Bewegungen nicht verwickeln und ſie ihnen leicht machen, in ſo fern wird er Einheit darbieten: endlich ſoll die Zahl und die Stärke der Eindrücke mit unſern Kräften in Verhältniß ſtehen, in ſo fern wird ihm der dritte Charakter des Schönen, die Angemeſſenheit, beygelegt werden können.

Der Verfaſſer vergleicht darauf dieſe drey Arten des Schönen mit einander, und gibt dem Intellektuel-Schönen den Vorzug vor dem ſinnlich Schönen, dem moraliſch Schönen aber vor den beiden übrigen. Dann führt er noch einiges über die verſchiedenen Benennungen des Schönen als eben ſo vielen Beſtimmungen deſſelben an.

Wo die Einheit aus den geringſten und verborgenſten Theilen hervorgeht, da bedient er ſich des Ausdrucks fein (fino). Delicat (Delicato) nennt er was einen mäßigen Eindruck auf uns macht, ob man gleich fühlt, daß eine Kraft dabey zum Grunde liegt, die uns ſtärker erſchüttern könnte. Z. E. Glanz vom Schleyer bedeckt: gebrochene Farben u. ſ. w. Reizend (grazioſo) iſt ihm dasjenige, was durch das richtige Verhältniß der Zugaben zum Weſentlichen gefällt: Sublim was begeiſtert und durch die höchſte Vereinigung des Mannigfaltigen, der Einheit und der Angemeſſenheit in Verwunderung ſetzt. Endlich kommt er auf das Schöne in den Künſten. Er ſetzt ihr Geſchäft in der Nachahmung der ſchönen Natur, ihren Zweck in der Erweckung des Vergnügens durch das Gefühl der Schönheit.

Dieß iſt der Inhalt des erſten Theils, nach deſſen Anzeige wir leicht entſchuldigt zu ſeyn glauben, uns in keine Beurtheilung der in Deutſchland nicht neuen und noch dazu ſehr unbeſtimmt und ſchwankend ausgedrückten Ideen des Verfaſſers einzulaſſen.

Der

Der zweyte Theil ist dem Schönen in der Mahlerey gewidmet. Der Verf. übergeht die Bestimmung des Charakteristischen, was sie von den übrigen bildenden Künsten unterscheidet. Der Umstand, daß sie mit Farben auf einer Fläche arbeitet, reicht dazu nicht hin. Denn die Kunst, welche Kupferstiche illuminirt, thut das auch, und dann hätten auch die Folgen gezeigt werden müssen, welche aus diesem Mittel, dessen sich die Mahlerey zu Erreichung des allgemeinen Zwecks der schönen Künste bedient, für die nähere Bestimmung des ihr besonders vorliegenden Zwecks fließen. Der Verf. geht die Theile dieser Kunst, so wie sie gewöhnlich angegeben werden, die Erfindung, die Anordnung, den Ausdruck, die Zeichnung, das Colorit und das Helldunkle durch. Diese Methode ist fehlerhaft. Einmahl kömmt man dabey in Gefahr, unter verschiedenen Rubriken das Nämliche zu sagen. Dann ist es auch unvermeidlich, Vieles, was blos zu den Mitteln der Ausführung gehört, mit in die Theorie des Schönen zu bringen.

Von der Erfindung. Nach dem Verf. umfaßt sie blos die Wahl des Sujets, ohne noch auf die Anordnung und den Ausdruck zu sehen. Aber dieser Begriff scheint uns zu eingeschränkt. Denn wir begreifen nicht wohl wie der Künstler eine gute Wahl in dem Sujet wird treffen können, wenn er nicht zugleich die Würkung in Anschlag bringt, welche die Darstellung im Gemälde machen wird. Dieß kann aber nicht geschehen, wenn er nicht wenigstens auf die Art, wie die Figuren zu stehen

kommen

kommen und sich gebehrden sollen um sich verständlich zu machen, Rücksicht nimmt, und diese läßt sich in den mehrsten Fällen wieder nicht wohl von der Rücksicht auf den mahlerischen Effekt trennen, und sollte billig nie davon getrennt werden. Der Verf. hätte es auch selbst fühlen sollen, daß in den Beyspielen, die er von glücklichen Erfindungen anführt, die Disposition und der Ausdruck zugleich mit in Betracht gekommen sind. Etwas Neues trift man übrigens hier gar nicht an. Einige Beschreibungen sehr gewöhnlicher Naturscenen, von poetischen Beywörtern überladen, Nachrichten von sehr bekannten Gemälden, die als Muster schöner Gedanken gepriesen werden, können für den Mangel bestimmter Grundsätze nicht schadlos halten.

Unbegreiflich ist es uns, wie der Verf. glauben kann, die Grabmähler Urban des 8ten und Alexanders des 7ten von Bernini würden ihres sublimen Gedankens wegen die Bewunderung des Alterthums auf sich gezogen haben. Bey dem ersten schreibt der Tod als ein Skelett gebildet den Namen des Pabstes in ein Buch von schwarzem Marmor, auf dem einige Bienen, welche aus seinem Familienwappen hergenommen sind, gleichsam ihres Weisers beraubt, einzeln umherirren. Kleinliche Idee, wahre Witzeley, die sich für eine so ernste Kunst wie die des Bildhauers gewiß nicht schickt!

Was über die Allegorie gesagt wird ist weder neu noch befriedigend. Der Verf. will in historischen Gemählden keine allegorische Figuren aufgeführt sehen, außer wenn das Sujet selbst aus der

Fabel

Fabel entlehnt ist. Wir sehen aber nicht, warum das Gemälde von Rubens, worauf Heinrich der IV. vorgestellt wird, wie ihm Amor das Bild seiner Braut bringt, und Hymen und Frankreich ihm zu der Wahl rathen, nicht alle Verdienste einer glücklichen Erfindung haben sollte.

Mit Recht bemerkt dagegen der Verf. daß nur solche Gesinnungen gemahlt werden können, welche durch Mienen und Gebehrden deutlich an den Tag gelegt werden mögen.

Von der Anordnung. Der Verf. schränkt sich hier blos auf die Disposition, die Stellung der Figuren ein. In so fern sich dieser Theil der Kunst mit der Vertheilung der Farben und des Helldunkeln abgiebt, handelt er davon in besondern Kapiteln. Unserer Ueberzeugung nach ist dieß wieder fehlerhaft. Der Mahler muß bey der Anordnung seiner Figuren zu gleicher Zeit darauf Rücksicht nehmen, wie sie das Sujet deutlich machen, die Fläche wohlgefällig füllen, und in Formen, Farben, Helldunkeln eine angenehme Würkung hervorbringen. Eins wird durch das andere modificirt. Das Eigenthümliche der Regeln, wornach die Mahlerey anders wie die Bildhauerkunst und die Architektur ihre Körper ordnet, ist nicht entwickelt. Daß die Mahlerey mehrere Profile hinter einander wegreihet, und das Auge aus einem festen Gesichtspunkte in mehreren abgestuften Absätzen bis in eine Tiefe hinführt, ist dem Verf. entgangen.

Wenn der Verf. am Ende einer Untersuchung über die Gründe unsers Wohlgefallens an gewissen

Formen der Gruppirung gesteht, daß man, in Sachen des Geschmacks, der Autorität der Kenner sich zu unterwerfen habe, so ist dieß zwar sehr naiv, aber sehr wenig befriedigend.

Vom Ausdruck. Die Misdeutungen, welchen dieß Wort in der Kunstsprache ausgesetzt ist, sind von dem Verf. nicht entfernt. Alles was man unter den Benennungen von geistreicher Erfindung und Ausführung, Ton des Bildes, mimischen Ausdruck der Figuren u. s. w. als ganz verschiedene Sachen von einander unterscheiden sollte, ist hier von dem V. unter dem allgemeinen Worte Ausdruck mit einander verwechselt. Beyläufig bemerken wir, daß das heil. Abendmahl von Leonardo da Vinci auf die Autorität alter Kunstbücher hin als Muster des Ausdrucks gepriesen werde, ob es gleich in seinem jetzigen retouschirten Zustande keinesweges dafür gelten kann. Auch können wir dem Verfasser nicht beypflichten, wenn er den Erzengel Michael von Guido Rheni den schönsten Statuen des Alterthums an die Seite setzt. Die Stellung dieser Figur ist geziert, und die Miene unbedeutend und kleinlich.

Von der Zeichnung. Was hier gesagt wird, ist theils schon unter den vorigen Rubriken vorgekommen, theils als zur Ausführung gehörig hier unpassend, theils aus Mengs und andern Büchern entlehnt, theils endlich völlig falsch. — So ist es nicht wahr, daß eine Zeichnung nur dann schön sey, wenn sie ein schönes Original richtig darstellt. Nein! es giebt auch schöne Zeichnungen

nach

nach völlig indifferenten Originalen. Unrichtig ist ferner der Satz, daß die Anatomie uns allein die wahren Verhältnisse des menschlichen Körpers lehre. Denn ein lebendiger, mit Haut und Fleisch bekleideter Körper, hat andere Maaßen als ein präparirter Cadaver.

Endlich vom Helldunkeln und vom Colorit, ohne wichtige eigene Bemerkungen.

In der Kunstgeschichte scheint der V. nicht stark zu seyn. Er führt eine Marter der h. Cäcilia von Raphael als Muster eines vortreflichen Ausdrucks an. Aber das Stück dieses Meisters, das in dieser Rücksicht berühmt ist, stellt nicht die Marter dieser Heiligen, sondern ihr Entzücken beym Anhören der himmlischen Musik vor. Gerhard Dow und Gherardo delle Notte sind nicht Namen einer und derselben Person. Der letzte bezeichnet in Italien den Honthorst.

Der dritte Theil handelt von der Architektur. So wenig wir auch hier mit den allgemeineren Raisonnements und mit der Methode des V. zufrieden seyn zu können glauben; so scheint uns doch dieser letzte Theil des Buchs bey weiten der interessanteste zu seyn. Man hört hier einen Mann reden, der in dem Vaterlande des Palladio, welches auch das seinige ist, Gelegenheit zu eigenen Beobachtungen fand. Seine Grundsätze kommen übrigens mit denen des Milizia ziemlich überein.

Von der Erfindung in der Baukunst. Sie beschäftige sich mit der Form, mit den Verhältnissen, mit der Verzierung des Gebäudes. Die pa-

ralleien Formen, welche die Baukunst liebe, lieſſen ſich aus der Beſtimmung ihrer Werke zur bequemen Behauſung herleiten. (Wohl nicht ganz, denn manches irregulaire Gebäude iſt dadurch nicht minder bequem.) Die Beurtheilung der alten und neuen Formen der Kuppeln iſt gut. Die letzten ſind mehr der Bewunderung als der Nachahmung würdig. Es fehlt ihnen beſonders der Charakter von Solidität. Ueber die Verhältniſſe ſehr vernünftig. Sie laſſen ſich weder nach muſikaliſchen noch geometriſchen Proportionen berechnen. Ein glücklich organiſirtes Auge, unterſtützt von Erfahrung, thut bey ihrer Ausfindung das beſte. Inzwiſchen muß der angehende Baumeiſter einen gewiſſen Maasſtab zum Führer haben, und dieſen gibt das Syſtem des Abbe' Laugier von den rein in einander aufgehenden Zahlenverhältniſſen. (perfetta commiſurabilita) z. E. 1 zu 1, 1 zu 3 u. ſ. w. Der V. meint die größten Baumeiſter hätten ſich darnach gerichtet, und wenn ſie darunter nicht immer mit der äußerſten Genauigkeit verfahren wären, ſo liege dieß daran, daß theils die Abweichungen dem Auge entgingen, theils beſondere Umſtände im Wege geſtanden hätten, theils endlich, daß man die Mängel der Perſpektive zu verbeſſern geſucht habe. (Vielleicht liegt aber auch eben in dem ungefähr, in dem beynahe Ebenmäßigen, in dem Spiele zwiſchen vollkommener Regularität und auffallender Irregularität ein höherer Reiz für das Auge.)

Die Behauptung, daß die Architektur ſich durch die Verzierungen des Gebäudes, beſonders

durch

durch diejenigen, welche ſie von der Sculptur entlehnt, zu dem Range einer ſchönen Kunſt erhebe, hat unſern Beyfall nicht. Der V. erklärt ſich gegen die Möglichkeit neue Säulenordnungen in die Baukunſt einzuführen. Er verwirft ſogar die Toſcaniſche und Römiſche, und läßt nur die drey Griechiſchen gelten. Der Grundſatz iſt nicht neu; aber die Gründe, womit er hier unterſtützt wird, ſind vortreflich ausgeführt, und verdienen nachgeleſen zu werden. Alles was einen größeren Ausdruck von Stärke hat als die Doriſche, iſt plump. Alles was über die Korinthiſche an Schmuck hinausgeht, wird überladen, und zwiſchen beiden ſteht die Joniſche allein in der Mitte, weil mehrere Stufen und Uebergänge dem Auge nicht fühlbar genug werden.

Von den Säulenſtühlen iſt der V. mit mehreren andern kein Freund. Den Bogen nimmt er hingegen in ſeinen Schutz. Ueber die halbeingemauerten und gekuppelten Säulen hat er ſich nicht erklärt.

Von der Anordnung. Dieß Kapitel hätte ganz wegbleiben können. Alles was darin vorkömmt, gehörte in das von der Erfindung, und iſt auch zum Theil ſchon darin vorgekommen. Ueberhaupt thut der Baumeiſter weiter nichts als erfinden, in ſo fern er als ſchöner Künſtler handelt. Daß der Verf. die Kuppeln zwiſchen Thürmen in Schutz nimmt, ſcheint mit ſeiner übrigen Strenge zu contraſtiren. Auch wundert es uns zu finden, daß er ſo viel auf die mahleriſche Würkung der

Ge-

Gebäude gibt. Er lobt die Peterskirche mit aus dem Grunde, weil sie sich von so vielen Seiten gut mahlen ließe. Diese Behauptung möchte selbst ohne Rücksicht auf die daraus gezogenen Folgerungen nicht völlig richtig seyn. Wenigstens ist das Kupfer, welches uns Piranese von diesem Gebäude geliefert hat, eines seiner schlechtesten. Als Staffage einer Landschaft, oder einer Perspektive in der Ferne thut sie gut, aber dann sieht man sie nicht als eine für sich bestehende Persönlichkeit, als Gebäude-Schönheit an; sie wird nur zu Etwas Schönem, zur schönen mahlerischen Form in der Schönheit des Gemähldes. Soll sie im Gemählde dargestellt werden, wie sie als Gebäude-Schönheit angesehen werden muß, so steht der Säulengang der mahlerischen Würkung entgegen. Diese Bemerkung ist zur Bestimmung des Begriffs vom Mahlerischen sehr wichtig. Daß der Architekt nach dem V. auf die Würkung des Lichts und Schattens zu sehen, und daher auf die Würkung einer Faßade beym Mondenschein zu achten habe, scheint der Bestimmung des Gebäudes, zu allen Tageszeiten gesehen zu werden, zu widersprechen.

Vom Ausdruck. Der V. versteht darunter theils die Uebereinstimmung des Aeußeren der einzelnen Theile des Gebäudes mit ihrer Bestimmung, theils den Charakter des Ganzen. Alle Theile sollen so aussehen, daß man ihnen ihre Zweckmäßigkeit zum Tragen, zum Zusammenhalten, zum Bedecken sogleich anmerkt. Das Ganze soll die Bestimmung des Gebäudes zu Bedürfnissen, Verrich-

tungen,

tungen, Verhältnissen des menschlichen Lebens nach Gattung und Art andeuten. Also wird der Ausdruck blos auf den Charakter der würklichen Brauchbarkeit, und auf die Bedeutung, eingeschränkt. Aber dieß reicht wahrhaftig nicht hin, einem Gebäude den nöthigen Ausdruck zu geben. Auge und Herz haben gleichfalls ihre Forderungen, und diese wollen mehr als die sinnliche Ueberzeugung von der Brauchbarkeit. Die Formen müssen eine Wohlgestalt zeigen, welche dem Instinkt ohne alle Vergleichung, wenn sie auch noch so leicht angestellt werden könnte, unmittelbar wohl thut. Sie können auf generisch und specifisch interessante Ideen zurückführen, auf Pracht, Einfachheit, auf den particulairen Charakter des Eigenthümers, des Heiligen, des Gottes, des Helden, des Baumeisters u. s. w. Das Ganze muß einen Ton haben, ein Tempo von Feyer, Weichheit, pikanten Reiz. Darauf führen sogar schon die drey griechischen Ordnungen zurück. Mancher Nebenumstand, z. E. die Baustellung, trägt dazu bey. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, dürfte der Aufgang zum Tempel des Jupiters Capitolinus allerdings das Lob des Cicero verdienen. Dieser äußert im 3ten Buche de oratore, daß wenn der Tempel in den Himmel gesetzt würde, man ihm seinen Aufgang nicht würde nehmen können, ohne ihm etwas von seiner Würde zu entziehen. Unser V. macht sich darüber lustig; denn sagt er, da es im Himmel nicht regnet, so wäre der Aufgang unnütz. Allein eine solche Strenge scheint selbst mit dem Grundsatze des V. S. 236.

zu ſtreiten, wenn er ſich daſelbſt eben ſo ſehr gegen pedantiſche Steifheit, als gegen eine ausſchweifende Imagination erklärt. Ueberhaupt möchte ihm wohl einige Inconſequenz in der Anwendung ſeiner Lehren vorgeworfen werden können. So ſehen wir nicht ab, warum an unſern hohen Häuſern von mehreren Etagen, welche nothwendig Abwechſelung verlangen, die drey Säulenordnungen nicht über einander geſtellt werden dürfen. Zuletzt geht der V. einige der Hauptgattungen der Gebäude, Tempel, Palläſte, Hoſpitäler u. ſ. w. durch, bey welcher Gelegenheit er, ſo wie in dem Reſt des Buchs, einige freye und richtige Bemerkungen neben andern vorbringt, denen Einſeitigkeit und Unbeſtimmtheit vorzuwerfen ſind: gutentheils Folgen des ſchwankenden Raiſonnements über die Natur des Schönen und den Zweck der ſchönen Künſte überhaupt.

IV.

Verſuche über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral u. ſ. w. von Chriſtian Garve.

(Fortſetzung der im 49. B. 2. St. abgebrochenen Recenſion.)

Wir ſind noch die Anzeige der zweyten Abhandlung aus dieſen Verſuchen ſchuldig, die wir in dieſer

ſer Bibliothek beurtheilen zu müſſen geglaubt haben: Ueber die Maxime Rocheſaucaults, das bürgerliche Air verliert ſich zuweilen bey der Armee, niemals am Hofe.

Der Aufſatz fängt mit einer treflichen Charakteriſirung Rocheſaucaults und mit der Würdigung ſeiner Maximen an. Der Verf. ſchätzt ſie als Schilderungen der Menſchen, worunter la Rocheſaucault lebte, wenn man darin nicht ſowohl die Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt, als die Kenntniß der Welt, das heißt der verſchiedenen Klaſſen der Menſchen im bürgerlichen Leben, und beſonders die Kenntniß der Großen in den neueren Zeiten und Staaten ſucht. Das Einzelne und Beſondere iſt ihm daher in Rocheſaucaults Schriften mehr werth, als das Allgemeine. Zwar ſind ſeine Bemerkungen über Sitten, Lebensart und Decorum zuweilen etwas dunkel und räthſelhaft, aber ſie geben allemal Anlaß zum Denken, und bey genauerer Betrachtung enthalten ſie viel Wahres und praktiſch Nützliches.

Unter dieſen Maximen ſchien dem Verf. die oben angezogene ein weites Feld zu Betrachtungen zu eröffnen. Er verfolgte ſie, und jetzt legt er uns ihren Gang, und die Reſultate vor, auf welche er dabey gekommen iſt.

Herr G. glaubt bemerkt zu haben, daß mit dem deutſchen Worte bürgerlich, eben ſo wie mit dem franzöſiſchen Worte bourgeois, wenn von Sitten und Anſtande die Rede iſt, ein verächtlicher Nebenbegriff verbunden werde. Er glaubt,

daß

daß dieſer auch an den Sitten der höhern Klaſſen nicht adlicher Staatsbürger haften bleibe, und er unterſucht davon die Urſachen. — Als ausgemacht nimmt er an, daß in den Geſellſchaften der Reſidenzſtädte und bey Höfen die feinſten Sitten anzutreffen ſind. Hier herrſcht vorzüglich jene Ungezwungenheit im Umgange, welche die Folge häufiger Uebung iſt, mehr Sorge für eine geſchmackvollere Zurüſtung zu den geſelligen Zuſammenkünften, mehr Abwechſelung in den Mitgliedern der Geſellſchaft, und dennoch mehr Conſiſtenz in dem einmal eingeführten guten Tone. Ueberhaupt haben Höfe in Rückſicht des geſelligen Umgangs den Vorzug, daß man bey der Verbindlichkeit ſich häufig zu ſehen, ſich eher von den Feſſeln überflüßiger Formalitäten losmacht, perſönliche Eigenheiten mehr abſchleift, und ſich ein Ideal guter Sitten und des Anſtandes aus den Gewohnheiten mehrerer Stände und Nationen leichter zuſammen ſetzt. Der Adel (den der Verf. zu allgemein mit den Hofleuten verwechſelt,) der Adel, wenn er auch nicht reicher als der Kaufmann ſeyn ſollte, läßt ſeinen Reichthum der Geſellſchaft mehr zu Gute kommen, hält mehr Haus. Alle die zu ſeinem Stande gehören, beſonders auch junge Leute, finden bey den Großen Zutritt, Lehrer, Muſter. Er macht aus dem geſelligen Umgange ein Geſchäft und ein Studium.

Weiter: Der beſte und edelſte Anſtand muß zu gleicher Zeit Vertraulichkeit und Achtung, Zwangloſigkeit und Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt

und

und andere) zeigen. Die Verhältniſſe, worin ſich der Adel befindet, geben ihm mehrere Anlagen und Gelegenheiten dieſe Vorzüge zu erreichen. Er hält zuſammen, als abgeſonderter Stand gegen andere Stände, die nicht ſeine Vorzüge genießen, kennt ſeine Mitglieder auch vor allem perſönlichen Umgange, und hat mehr Gleichförmigkeit in ſeinen Sitten als der Bürgerſtand. Dieß macht den Adlichen zwangloſer, wenn er mit andern Adlichen zuſammen kömmt. Der Werth, den er auf das Vorrecht ſeiner Geburt legt, lehrt ihn dieſen auch an andern ſeines Gleichen ſchätzen. Die Verbindlichkeit, jede Beleidigung ſeiner Ehre mit dem Degen zu rächen, hat ihn von jeher behutſamer in ſeinen Aeußerungen gegen andere ſeines Standes machen müſſen, und dieſer einmal eingeführte Ton pflanzt ſich fort. In den Zuſammenkünften des Adels erſcheint die landesherrliche Familie, es erſcheinen darin die erſten Staatsbedienten. Jeder ſucht ſich hier auf das vortheilhafteſte zu zeigen, und Blödigkeit ſteht dieſer Abſicht eben ſo ſehr im Wege als Anmaßung. Hierin liegt denn eine der Haupturſachen, warum die Hofſitten die feinſten zu ſeyn pflegen. Der Wetteifer Vieler in ähnlichen Beſtrebungen bringt, wenn jeder auch nur mittelmäßige Fähigkeiten zu der Sache beſitzt, einen ſchnellern Fortgang in der Kunſt hervor, die ſie Alle treiben.

In den bürgerlichen Geſellſchaften mangelt es an reſpektirten und doch nicht gefürchteten Direktören. Die gemeiner erzogenen, die jugendlichen

muthwilligen Glieder können nicht auf gleiche Weiſe in den Schranken des Anſtandes gehalten werden. In zahlreichen Zuſammenkünften ſind ſie daher leicht zu laut, zu lärmend, und in Familienzuſammenkünften ſind ſie nicht belebt genug. Die Gabe in Geſellſchaft zu gefallen, iſt auch für den Mann aus dem Mittelſtande nicht der Weg ſein Glück zu machen. Ferner: der angenehmſte Geſellſchafter iſt derjenige, der dem Vergnügen Vieler ſeine Eigenheiten und Launen unterordnet. Dieß lernt der Hofmann eher als der Bürgerliche, der nicht ſo wie jener die Verbindlichkeit hat, oft mit Menſchen zuſammen zu kommen, die ihm nicht anſtehen. Die Zuſammenkünfte bey Hofe haben mehr Intereſſe als die in der Stadt, weil die Hoffeſte gemeiniglich mit dem politiſchen Schauſpiel bey Vermählungen der Fürſten u. ſ. w. in Verbindung ſtehen. Bey Hofe ſtrebt alles nach der Gunſt des Fürſten; daher eine Menge Colliſionen, aber auch verdoppelte Aufmerkſamkeit auf ſich und Andere, Menſchenkenntniß, Gewalt über ſich ſelbſt. Der Adel tritt mit größerer Zuverläßigkeit auf, weil er mit dem Vornehmſten im Staate lange und viel umgeht, weil er mehr das Bewußtſeyn ſeiner Würde hat, und dieß in ſeinem Betragen ausdrückt. Der Werth, auf den er ſich etwas zu Gute thut, kündigt ſich ſogleich mit ſeinem Namen an. Er braucht alſo nicht zu fürchten, daß er verkannt werde.

Endlich ſucht Hr. G. den Vorzug des Adels, in Rückſicht auf geſellige Artigkeit, in der feineren

Bil-

Bildung des ſchönen Geſchlechts, und in der früheren der Jugend zu dieſem Talente.

Nach dieſer Ausführung wird nun die Frage aufgeworfen: Was heißt das bürgerliche Air? Hr. G. fühlt es, und kann es nicht beſchreiben. Er giebt inzwiſchen folgende Beſtandtheile an: Ein affektirtes ceremoniöſes Weſen, das übertreibt und beläſtigt; eine gewiſſe Blödigkeit, durch die ein verlegener Stolz durchbricht; Unwiſſenheit der beſtimmten Rechte und Forderungen jedes Standes, alſo Unwiſſenheit in Abſicht des zu beobachtenden Grades von Freymüthigkeit und Zurückhaltung gegen Perſonen eines höheren. Endlich: Spuren, die Geiſt und Körper von der langen Ausübung eines gewiſſen Gewerbes an ſich tragen. Hr. G. bemerkt ferner, daß es nicht genug ſey, zu wiſſen, wie man ſich betragen müſſe, ſondern daß auch eine gewiſſe Geſchicklichkeit erfordert werde, die Regeln des geſelligen Umgangs zur Anwendung zu bringen. Zu den Mängeln, welche aus Unwiſſenheit oder aus Ungeſchicklichkeit entſtehen, geſellt ſich nun noch, um das bürgerliche Air, in dem Sinne, wie es la Rochefaucault verſteht, vollſtändig zu machen, der Mangel der Würde. Es iſt unmöglich, ſagt Garve, daß der, welcher ohne einen beſtimmten und von den Geſetzen anerkannten Rang in der Welt auftritt, das Achtung gebietende Aeußere annehmen könne, welches, mit Höflichkeit und gefälligem Weſen verbunden, das wahre Air des feinen Weltmanns ausmacht. Wenigſtens gehört das Bewußtſeyn ſo großer perſönlicher Vor-

züge dazu, und dieß Bewußtſeyn muß durch eine ſo vortheilhafte Bildung und Leibesgeſtalt unterſtützt werden, daß die wenigen Perſonen, bey denen dieß alles vereinigt iſt, nur Ausnahme von der Regel machen, aber die Regel ſelbſt nicht umſtoſſen können.

So weit die Vorbereitung zu dem Commentar über la Rochefaucaults Maxime. Hr. G. verſteht die Stelle dahin: der Bürgerliche, der Hofſitten annehmen will, muß durch die Schule der Armee durchgehen, hier verlernen, was er ſchon Fehlerhaftes angenommen hat, und ſich zur Nachahmung beſſerer Sitten bey Hofe vorbereiten. Alſo ſind die Sitten der Armee eine Vorübung zu den Sitten bey Hofe.

Im Militärſtande nämlich, fährt Hr. G. fort, verliert der Bürgerliche die Schüchternheit, die ihm zur Ausübung der Kunſt des Umgangs mit den Großen der Erde am mehrſten im Wege ſteht, er lernt freymüthig und unerſchrocken handeln — dann lernt er aber auch vertraulich und ohne Zwang mit ſehr vielen und vielerley Menſchen umgehen. Außerdem hat Niemand ſo viel Gelegenheit, ſeinen Körper auszubilden, als der Offizier. In einem Stande, worin der Stufen des Ranges ſo viele ſind, wird er mit der Mannigfaltigkeit der Verhältniſſe des Lebens vertrauter. Inzwiſchen ſehen ſich dieſe an militäriſchen Graden ſo verſchiedenen Perſonen unter einander als gleich an: daher die Miſchung von achtungsvoller Aufmerkſamkeit und unbefangenem Weſen, die den wahren

Welt-

Weltton charakteriſiren. Adliche Sitten ſind überhaupt mehr oder weniger militäriſche Sitten; und ſelbſt der Rang, welchen der Militärſtand behauptet, trägt dazu bey, das Bewußtſeyn von Würde zu geben, welches das adliche Air, nach Hrn. G., von dem bürgerlichen unterſcheidet.

Dieſe ſpecielleren Betrachtungen führen zu einer allgemeinen. Es giebt eine gelehrte und eine militäriſche Erziehung. Wo durch glückliche Umſtände der militäriſche Geiſt mit dem philoſophiſchen ſich in einer Perſon vereinigen, da erſcheinen die größten Männer und die liebenswürdigſten Menſchen. — Der große Friederich war einer von ihnen.

Aus dieſen Bemerkungen werden nun einige vortrefliche moraliſche Regeln gezogen. Das Bewußtſeyn der Würde, welche perſönliche gute Eigenſchaften geben, ſoll einem jeden, in was für einem Stande er immer geboren ſeyn mag, ein edles Selbſtgefühl, und mit demſelben einen freyen Anſtand unter Höheren einflößen. Zugleich aber ſoll Achtung für bürgerliche Ordnung, welche die Unterordnung der Stände im gemeinen Weſen nothwendig macht, zur Beſcheidenheit verpflichten. Gewohnheit, häufiger Umgang und Gefühl der Gleichheit des Standes geben den Adlichen die Dreiſtigkeit und die Zwangloſigkeit ohne Uebermuth, die ſie in den Umgang mit Fürſten und ihres Gleichen bringen. Eben dieß kann aber auch vernünftige Ueberlegung des wahren Werths des Menſchen, und der Vorzüge, die ſie mit einander

gemein haben, auf gewiſſe Weiſe hervorbringen. In ſo fern inzwiſchen der edle Anſtand Folge der Routine, körperlicher Uebungen, der frühen Anleitung iſt, kann der Menſch, der ſich in den Lagen nicht befindet ſie zu erlangen, nichts weiter thun, als beherzt dasjenige aufgeben, was er an Andern ſchätzbar, aber für ſich unerreichbar findet. Das Beſte iſt dann nur keine Aengſtlichkeit blicken zu laſſen, ſondern ganz natürlich zu ſeyn. —

Eine andere moraliſche Folge, die Hr. G. aus ſeinen vorhergehenden Bemerkungen zieht, iſt dieſe: Wenn man über den Gang der Dinge in der Welt nachdenkt, und den Urſachen der Fortſchritte nachſpürt, welche die Cultur unter uns gemacht hat, ſo findet man Gründe, mit der Verſchiedenheit der Stände und der Unterordnung derſelben unter einander zufrieden zu ſeyn. So wie alle Künſte dadurch mehr ausgebildet ſind, daß ſich gewiſſe Stände auf ihre Ausübung vorzüglich gelegt haben, und durch ihre äußere Lage zur Cultur gewiſſer Tugenden und Talente aufgefordert ſind, ſo hat es auch mit der Kunſt des geſelligen Umgangs gehen müſſen. Sie würde nicht ſo weit gebracht ſeyn, wenn nicht ein reicher und geſchäftloſer Adel ausſchließend bey Hofe verſammelt wäre. Ob nach aufgehobener Abſonderung der Stände dieſe Kunſt verloren gehen, oder ob die gemeine Menſchenvernunft ſich in den Beſitz der Vortheile würde ſetzen können, welche zuvor bey einer Klaſſe des menſchlichen Geſchlechts ſich zufällig eingefunden haben, darüber iſt Hr. G. zweifelhaft. Nur warnt er für einer ſtürmiſchen Umwäl-

zung

jung, weil der Menſch noch nicht allgemein genug gebildet iſt, um des Vortheils der Nachahmung und der Vorurtheile, welche gewiſſe Tugenden unterſtützen müſſen, zu entbehren. Der Adel iſt ſeiner Lage nach gezwungen, ſich der Artigkeit zu befleißigen, oder vielmehr, er findet dazu die größte Aufforderung. Er dient den untern Klaſſen zum Muſter einer blinden oder geprüften Nachahmung. Hr. G. ſieht inzwiſchen den glücklichen Zeiten entgegen, wo von adlichen Sitten und bürgerlichem Air weniger die Rede ſeyn wird, als jetzt, und worin Behauptungen, wie diejenige iſt, welche La Rocheſaucault aufſtellt, weniger zutreffen werden. Schon hat man den guten Anſtand von vielem, was blos willkührliche Form war, geſäubert. Es wird noch dahin kommen, daß die bloße Bildung des Verſtandes, die bloße Veredlung des Herzens zur Erlernung und zur Ausübung der guten Lebensart geſchickt macht. Auf der andern Seite wird der geſellſchaftliche Ton, und der damit zuſammenhängende Anſtand, bey der guten Bürgerklaſſe augenſcheinlich vollkommener.

Vielleicht wird die körperliche Erziehung mit der geiſtigen noch allgemeiner und genauer vereinigt, und den ſchädlichen Einwürkungen der arbeitſamen und ſitzenden Lebensarten auf den Körper vorgebeugt. Wenn dann zugleich die Principien des Wohlſtandes in den höhern Klaſſen mehr berichtiget werden, und die Erziehung der Jugend in den untern mehr auf die Erlangung der Vorzüge des artigen Mannes geleitet wird; wenn der

Große ſeinen Stolz auf zufällige Vorzüge der Geburt mehr fahren läßt, und der Geringe ſeine Würde, die ihm als vernünftigen Menſchen zukömmt, mehr anerkennt: dann wird der Abſtand zwiſchen dem geſitteten Bürger und dem Hofmann zu beyder Glücke unmerklich werden. Jener wird zu allen Geſellſchaften, die ihn bilden können, Zutritt finden, dieſer wird durch die Miene des Stolzes ſeinen edlen Anſtand nicht verderben, und die Welt, in deren Kenntniß er ſein Verdienſt ſetzt, wird ſich für ihn erweitern. — „Bis dahin, daß „dieſe glückliche Epoche eintritt, wird das, was „der Geiſt der Zeit bey den ganzen Ständen be„wirken ſoll, die Vernunft nur bey einzelnen In„dividuen bewirken können. Der große Hauſe in „jedem wird immer unter der Herrſchaft der Ge„wohnheit bleiben, wird nur diejenigen Vorzüge „erlangen, und ſchwerlich von denjenigen Fehlern „frey ſeyn, wozu er gleichſam, ohne ſein Wiſſen „und Willen, blos durch den Einfluß der Umſtän„de gezogen wird. Diejenigen, welche mit einem „kläreren Bewußtſeyn ihrer ſelbſt und ihrer Ver„hältniſſe in der Welt leben, und mit einer höhe„ren Geiſtesfreyheit begabt ſind, um unabhängig „von ihrer Lage zu handeln, werden auch jetzt ſchon „vermögend ſeyn, die eignen Vollkommenheiten „mehrerer Stände in ſich zu vereinigen, ohne aus „dem ihrigen heraus zu treten. —

„Wir mögen Hofſitten oder das bürgerliche „Air haben; es mag der militäriſche oder Kauf„mannsgeiſt in unſerer Aufführung herrſchen; ſo

„ſind

„ſind wir immer einſeitig ausgebildete, einge„ſchränkte, alſo unvollkommene Menſchen. Der „wahrhaft große Mann iſt eben ſo ſehr über ſei„nen eignen Stand, und wenn er der höchſte wä„re, als über die übrigen Stände erhaben. Er „erkennt in dieſer Höhe die Tugenden von allen; „deswegen verachtet er keinen; er bemerkt die Feh„ler von allen; darum ſchätzt er keinen übermäßig. „Er aber für ſein Theil ſtrebt nach den Vollkom„menheiten des Menſchen, und nach den Verdien„ſten eines Weltbürgers.“

Niemand, hoffen wir, wird ſchon nach dieſem Auszuge aus dem Garveſchen Aufſatze die vielen feinen und richtigen Bemerkungen, die Vortreflichkeit der Regeln verkennen, die er uns über den geſelligen Umgang, dieſer bis jetzt ſo wenig bearbeiteten und noch ziemlich im Dunkeln liegenden Materie, geliefert hat. Wir ſind ihm beſonders dafür Dank ſchuldig, daß er die Gründe, warum an Höfen und in den erſten Geſellſchaften der Reſidenzen, der Regel nach, der beſte Ton herrſchen muß, ſo einleuchtend entwickelt hat. Die Wahrheit dieſer Behauptung wird von Niemanden geläugnet werden, der darüber Erfahrungen angeſtellt hat. Aber es ſind nicht alle Menſchen im Stande, dieſe Erfahrung zu machen. Es war nöthig, die Gründe davon aus einander zu ſetzen, theils damit ſie nicht für die bloße Wirkung eines Vorurtheils gehalten werde, theils um über die Mög-

lichkeit, diejenigen Vortheile, welche die erſten Geſellſchaften in dieſem Stücke zum voraus haben, allen untergeordneten Zirkeln mitzutheilen, weiter nachdenken zu können.

Wir hätten aber gewünſcht, daß Hr. Garve zu dieſer Unterſuchung eine andere Veranlaſſung gewählt hätte, als diejenige iſt, welche er dazu in der Maxime des Duc de la Rochefaucault geſucht und gefunden zu haben glaubt. Uns wenigſtens ſcheint der Sinn derſelben ganz verfehlt zu ſeyn. Sie ſagt nicht: daß der Stand des Militärs eine Vorübung zu dem des Hofmanns, daß die Armee eine Schule der höfiſchen Politur ſey — ſondern daß man bey der Armee den Mann, der, ſeiner Geburt und Erziehung nach, zum Stande des Offiziers nicht beſtimmt war, zuweilen mit demjenigen verwechſeln könne, der in einer Klaſſe von Staatsbürgern geboren und erzogen wurde, woraus man nach der ehmaligen Einrichtung in Frankreich den Offizier beynahe ausſchließend wählte; daß hingegen bey Hofe der parvenu, der Emporgekommene, ſich immer durch ſeine Sitten unterſcheide.

La Rochefaucault erkannte, nach der Denkungsart, die unter ſeines Gleichen im vorigen Jahrhunderte die herrſchende war, nur einen Adel und nur eine Beſtimmung für dieſen Stand an, nämlich eine nobleſſe d'épée, einen Adel, der ſeit mehreren Generationen im Kriege diente. Einige von dieſem, durchaus kriegeriſchen Adel, widmeten ſich dem Dienſt und der Aufwartung bey Hofe.

Der

Der Regel nach waren alſo alle militäriſche Ehrenſtellen, ſo wie alle Hofämter, allein mit Adlichen d'épée beſetzt. Die nobleſſe de robe ward von dieſem, wenn ſie auch noch ſo alt war, wenig geſchätzt, ſie erſchien nie bey Hofe, außer daß der Kanzler daſelbſt, jedoch immer in ſeiner feyerlichen Kleidung, en Simarre, Zutritt hatte. *) Bey der Armee kam ein fils de robin ſeltener, ein Unadlicher aber der Regel nach gar nicht als Oberoffizier an. Ludewig der XIV. kehrte ſich an dieſen Unterſchied des Standes nicht. Wer reich war, ein Marquiſat, ein Duché kaufte, und ihm gefiel, oder auch wahre Verdienſte hatte, der ward zu den erſten Stellen bey Hofe und bey der Armee erhoben. Man kann in den Memoires du Duc de St. Simon leſen, welche jämmerliche Klagen er darüber führt. Nun ſagt la Rochefaucault: Bey der Armee verkennt man zuweilen den parvenu, aber nie bey Hofe.

Dieſe Idee ſteht mit dem Geiſte der Chevalerie, der damals in Frankreich noch viele Spuren zurück gelaſſen hatte, in der genaueſten Verbindung. Die Nachkommen der Du Guesclin und Bayard affektirten wenigſtens noch in ihrem Aeußern von dem Geiſt beſeelt zu ſeyn, der jenen Helden den Namen der Chevaliers ſans peur et ſans

*) Dieß kam unter Heinrich dem II. auf. Ueber den Grund ſehe man nach: St. Foix Mem. hiſtoriques ſur Paris, T. I. p. 212.

ſans reproche zugezogen hatte. Ein gewiſſer edler Stolz, der keine Verſtellung und keine Förmlichkeit kennt, aber durch Grundſätze des geſelligen Wohlwollens und der Menſchenfreundlichkeit geleitet wird, machte den Charakter des air militaire, und was nach la Rochefaucaults Grundſätzen einerley war, das air noble aus. Dieß air, ſagt nun la Rochefaucault, hängt vom Beyſpiel und von Geſinnungen ab, und daran kann jeder Theil nehmen, der eine gleiche Lage theilt. Aber das air d'un homme de la Cour, das erhält man nicht in ſpätern Jahren, dazu muß man früh angelernt und in ſteter Uebung geweſen ſeyn. Nimmt man hinzu, daß die Politur des franzöſiſchen Hofes unter Ludewig dem XIV. wirklich ſo hoch getrieben war, als ſie wohl ſchwerlich an dem Hofe zu Verſailles nachher wieder gediehen iſt, ſo wird man in der Maxime des la Rochefaucault, nach ſeinen Begriffen über Adel und adeliche Beſtimmung, das Zutreffende nicht verkennen.

Dagegen konnte er nicht ſagen wollen: die Armee ſey die Schule dieſer Politur des Hofmanns. Denn daß kein Franzoſe der Regel nach an Hof ging, außer wenn er vom Militär war, das verſtand ſich von ſelbſt. Aber daß darum nicht jeder Militär ein guter Hofmann war, daß vielmehr das air militaire gar nicht dahin paßte, das erhellet aus ſo manchen Klagen alter Krieger der damaligen Zeit, daß ſie ihr Glück nicht machen könnten, weil es ihnen an den nöthigen Talenten zum Hofmann fehle; das zeigt jene Anekdote eines alten

Ge-

Generals, der den König versicherte, er zittere nicht vor seinen Feinden, so wie vor seinem Anblick; das beweisen endlich die eigenen Benennungen, welche die Franzosen für gewisse Arten des schlechten Tons haben, die dem Militär besonders eigen sind, indem sie diese mit den Ausdrücken: mauvais ton de garnison, air de spadassin u. s. w. bezeichnen.

Lassen wir aber die Maxime des de la Rochefaucault ganz bey Seite liegen: Welche Anwendung finden die Garvischen Grundsätze auf unser Vaterland? Uns dünkt, sie verdienen immer noch einige nähere Bestimmungen.

Zuerst: das Wort bourgeois läßt sich gar nicht durch bürgerlich übersetzen. Es bezeichnet nicht, wie bey uns, die Sitten des unverdorbenen Mittelstandes (wie z. E. in der Redensart auf gut bürgerlich u. s. w.) sondern es heißt so viel als: gemein, niedrig. Wenn eine Gesellschaft unter sich unanständige Scherze, Zweydeutigkeiten in Gegenwart von Weibern, einen Ausbruch von Lustigkeit, der leicht zu Unannehmlichkeiten führen kann, zuläßt, so sagt der Franzose, in der Gesellschaft herrsche der ton bourgeois. Wenn Jemand in einer Gesellschaft auftritt, und in Gebehrden und Worten eine anmaßende Vertraulichkeit oder knechtische Verlegenheit, Umständlichkeit, Wegwerfung, oder Andringlichkeit an Vornehmere zeigt, so sagt der Franzose: il a le ton bourgeois. (Nirgends ist dieß vielleicht besser dargestellt, als in einem kleinen Stücke unter den pro-

proverbes dramatiques: les ſecondes loges de l'opera. T. I. nr. 18. Dieſer ton bourgeois kann aber ſo gut auf den Adel als auf den Unadel paſſen, und wir wollten nicht dafür ſchwören, daß ſich nicht hin und wieder eine Geſellſchaft vom beſten Adel in Deutſchland finden ſollte, welche der Franzoſe mit dieſem Namen qualificirt haben würde. Alſo muß zuerſt der ton und das air bourgeois, als die Bezeichnung eines ſchlechten, gemeinen, niedrigen Tones und Anſtandes, nicht von den höfiſchen Sitten, nicht von der ſchönen Urbanität, ſondern von dem guten Tone, von dem guten Anſtande überhaupt (oder von demjenigen Betragen, das im geſelligen Umgange zweckmäßig iſt,) abgeſondert werden. Dann darf man auch dreiſt behaupten, daß der Mittelſtand in Deutſchland auf dieſen guten Ton, auf dieſen guten Anſtand einen gleichen Anſpruch mit dem Adel habe, der nicht in Reſidenzen und bey Hofe lebt. Nur unter den Adlichen in dieſer letzten Lage iſt er der Regel nach mehr und häufiger anzutreffen, wovon die Urſachen von Hrn. G. ſehr gut entwickelt ſind. Es giebt inzwiſchen bereits mehrere Städte, worin die vornehmeren Nichtadlichen ſolche Zirkel bilden, die in Anſehung des guten Tons den Höfen gar nicht nachſtehen, und wir halten uns überzeugt, daß um ihn zu haben, nichts weiter als geſunder Verſtand und ſittliches Gefühl bey einer Erziehung erfordert werde, wie ihn wahrlich der Mittelſtand bereits ziemlich allgemein ſeiner Jugend giebt.

Allein hierbey ſind zwey Bemerkungen zu machen. Die erſte: daß der Mann von niedrigem Range, der in ſeinem Zirkel einen guten Ton und Anſtand haben kann, bey ſeinem Auftritt in einer Geſellſchaft höherer Perſonen ſehr leicht in einen gemeinen Ton fallen und einen ſchlechten Anſtand zeigen mag. Dieß liegt daran, daß er alsdann der vortreflichen Regel unſers Verf. nicht treu bleibt, und ſich eben ſo natürlich, eben ſo wenig ängſtlich, eben ſo wenig anmaßend und andringlich, als in ſeiner eigenen Klaſſe darſtellt. Durch ſein verlegenes oder zu keckes, zu ſehr nach Beyfall geizendes Betragen, zeigt er das innere Gefühl ſeines Abſtandes von den Perſonen, unter denen er ſich befindet, und berechtigt ſie dadurch, denſelben gleichfalls zu fühlen. Dieß hat aber der Nichtadliche aus dem Mittelſtande mit dem ungebildeten Landjunker völlig gemein: es liegt nicht ſowohl an dem Stande, als an der individuellen Lage und an dem perſönlichen Charakter. Ob ſich nun gleich voraus ſehen läßt, daß wenn auch der erbliche Adel aufgehoben werden ſollte, die vornehmen Staatsbedienten und die reicheren Bürger in den Hauptſtädten immer einen eigenen Zirkel bilden, und die ärmeren minder hervorragenden, wenn ſie darin auftreten, durch ihre ängſtliche Verlegenheit und ihren anmaßenden Ton, den Abſtand ihrer Lage immer verrathen werden; ſo gewiß bleibt es doch, daß die zu genaue Demarcation der Stände in geſelligen Verhältniſſen dieſe Fehler in Deutſchland vermehrt. Unter den Engländern

ſind

ſind ſie ſeltener, wiewohl nicht ohne Beyſpiel, wie die Sittengemälde in der Evelina und andern engliſchen Romanen zeigen.

Die zweyte Bemerkung iſt dieſe: daß von dem guten Tone und Anſtande, bey deſſen freyer Ausübung man eigentlich in der ganzen Welt in ſo fern durchkömmt, daß man gut und gern gelitten wird, folglich Niemanden beleidigt, und keine Gefühle des Häßlichen und Widerlichen erweckt, — daß, ſage ich, von dieſem guten Tone, die ſchöne Urbanität noch ſehr verſchieden ſey. Dieſe Kunſt, die zu dem Zweckmäßigen im geſelligen Umgange ein erhöhetes Intereſſe, und die Form hinzufügt, welche ſchon in der Anſchauung gefällt — dieſe kann nicht ſo leicht von Perſonen erlernt und ausgeübt werden, die nicht früh dazu angezogen werden, und ſich in der Lage befinden, ſie viel und häufig auszuüben. Sie wird immer der Antheil des Hofmanns ſeyn. Sie findet ſich ſelten in Republiken, und ſelbſt in England hauptſächlich nur unter Geſandten, Hofbedienten und ſolchen, die ſich auf Reiſen dazu gebildet haben. Es ſcheint uns aber, als wenn gewiſſe Klaſſen von Menſchen, ſo gar gewiſſe Charaktere, gar keinen Anſpruch darauf machen, ſondern es bey dem guten Tone bewenden laſſen ſollten. Nicht weil wir den Vorzug, ein feiner Weltmann zu ſeyn, als etwas Unbedeutendes, oder gar Verächtliches anſähen. Denn da wir einmal mit andern Menſchen zum geſelligen Vergnügen zuſammen kommen, ſo iſt es keine gleichgültige Eigenſchaft, die Kunſt, dieß Vergnügen

gen zu erwecken, in einem vollkommneren Grade zu besitzen; sondern weil nicht alle Menschen einerley Vorzügen nachstreben können.

Der abstrakte Gelehrte, der Mann, der sich öffentlichen Geschäften widmet, und die Anmaßung hat, wie ein Stallmeister zu reiten, wie ein Balletänzer zu tanzen, kömmt uns um nichts lächerlicher vor, als derjenige unter ihnen, der, seiner wahren Bestimmung uneingedenk, es sich zum Hauptzweck macht, durch seine Formen und seine Unterhaltungsgaben die Bewunderung geselliger Zirkel auf sich zu ziehen. Und gerade hierin liegt ein Hauptgrund des Vorwurfs, den man unserer vornehmeren Mittelklasse, unsern Geschäftsmännern, unsern Gelehrten über ihren Pedantismus macht. Sie wollen etwas seyn, was sie ihrer ganzen Lage nach nicht seyn können, und nicht seyn sollen.

Ein Subaltern bey der Regierung, oder bey irgend einem Büreau, glaubt den Staatsmann zu machen, wenn er gewisse Stellungen, Mienen seines am Hofe gebildeten Ministers nachäfft: ein Philosoph, dem einige Große und Damen Beweise der Achtung für seine litterarischen Talente gegeben haben, glaubt von nun an den Hofjunker spielen zu müssen u. s. w. Ein jeder prüfe sich wohl, ob ihn seine Anlagen und seine Verhältnisse zum schönen Gesellschafter auffordern. Ist das nicht der Fall, so begnüge er sich in geselligen Zirkeln wohl gelitten zu seyn, und er wird gewiß nach seiner Art gefallen. Niemand wird ihm

Mangel an gutem Tone und Anſtand, ton und air bourgeois vorwerfen.

Was nun noch den Militärſtand anbetrifft, ſo läugnen wir gar nicht, daß ſeine Lage ihm beſondere Vortheile zur Ausbildung geſelliger Talente an die Hand biete. Er hat in Friedenszeiten Muße genug, um häufig Geſellſchaft zu ſehen, angenehme, in der Converſation brauchbare Kenntniſſe einzuſammeln, und ſich überhaupt durch ſeine Bemühungen um die Unterhaltung mehr beſchäftigter Perſonen verdient zu machen. Selbſt der Muth, der eine ſeiner Haupttugenden ausmachen muß, der Werth, den er auf ſeinen Stand legt, der Eſprit de Corps, ſein Aeußeres u. ſ. w. kommen ihm bey der Art, wie er in Geſellſchaften auftritt, ſehr zu ſtatten. (Die körperliche Ausbildung, welche der Militär als Militär erhält, möchte übrigens zu derjenigen Gewandheit und zu demjenigen Reiz der Bewegungen, welche der wohlgefällige Anſtand in der Geſellſchaft erfordert, wenig beytragen.) Inzwiſchen hängt doch auch hierbey vieles von Localumſtänden ab. Wo das Militär in einem Staate nicht den Hauptſtand ausmacht, und dem Civil an Anſehn untergeordnet iſt, wo ihm das Quartier auf dem Lande oder in kleineren Municipalſtädten angewieſen, wo die Geiſtesausbildung deſſelben nicht allgemein hergebrachter Ton iſt, oder wo gar der Feldherr oder der Souverain den zu häufigen Umgang des Offiziers mit der guten Geſellſchaft, und die davon abhängende geſellige Politur, dem militäriſchen Geiſte für nachtheilig halten; da wird

die

die Lage des Soldatenſtandes dieſem ſchwerlich einen vorzüglicheren Anſpruch auf geſellige Ausbildung vor den übrigen Ständen geben. Hrn. G. kann es nicht unbekannt ſeyn, daß in einer großen Reſidenzſtadt von Deutſchland, von der darin befindlichen ſehr zahlreichen Garniſon, außer den Offizieren, die zur Maiſon du Roi gehören, die übrigen wenig oder gar nicht in Geſellſchaft erſcheinen. Die Erörterung der Frage, ob da, wo das Militär allein den Ton angiebt, dieſer nicht leicht in eine ſeichte Fatuität und Windbeuteley ausarten könne, laſſen wir hier unberührt, da ſie uns zu weit führen dürfte. Arma ſemper jungantur togae!

V.

Charis, oder: über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künſten; von Friedrich Wilhelm Baſilius von Ramdohr, aus Hoya. Erſter Theil 320 S. Zweyter Theil 332 S. in 8. Leipzig, bey Dyck, 1793.

Die Bemühungen der Philoſophen, den Begriff des Schönen zu beſtimmen, aufzuklären und

anzuwenden, können, nach allen dem, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden iſt, noch immer nicht als überflüßig betrachtet werden. Ja, im Gegentheil, dieſe Unterſuchungen ſind vielleicht nie von einem größern Bedürfniß geweſen. Je mehr die Anzahl einzelner Bemerkungen und Regeln wächſt, je mehr der Mangel an Einhelligkeit unter denſelben in die Augen fällt, deſto mehr findet man ſich genöthigt, nach einem Fundamente umher zu ſehn, durch welches Einheit in das Chaos gebracht, und eine Sichtung des Wahren von dem Falſchen, des Weſentlichen von dem Unweſentlichen möglich werden könne. Ob es bis jetzt ein ſolches Fundament der ſchönen Künſte gegeben habe, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen; aber ſo viel iſt gewiß, daß man ſich wenig um daſſelbe bekümmert hat. Die größte Anzahl unſrer Aeſthetiker hat ſich einzig und allein an das Empiriſche gehalten. Es würde undankbar ſeyn, ihre zahlreichen, ſcharfſinnigen Bemerkungen als unbedeutend verachten zu wollen; aber die Wiſſenſchaft, als ſolche, hat doch dadurch nur wenig gewonnen. Was ſind unſere Compendia der ſchönen Wiſſenſchaften, als eine Sammlung von Regeln, deren Wahrheit und Richtigkeit, wenn ihnen ja noch dieſe Prädicate zuſtehn, wenigſtens aus keinem allgemeinen Grunde erkannt, und welche folglich auch nicht mit vollkommner Befriedigung und aus gegründeter Ueberzeugung angenommen werden können?

Dieſem Mangel abzuhelfen, und eine Willkühr, welche nirgends ſo tadelhaft iſt, als in der

Ge-

Geſetzgebung der Wiſſenſchaften, zu verbannen, giebt es kein anderes Mittel, als eine genaue Beſtimmung des Begriffes der Schönheit und ſchönen Kunſt. Man hat dieſen Gegenſtand allzu lange aus den Augen geſetzt, vielleicht weil man ſich überredete, ſo wie ein ſchöner Gegenſtand nicht zergliedert werden dürfe, ſo müſſe man auch den Begriff der Schönheit, als ein Geheimniß unſers Verſtandes, keiner Prüfung ausſetzen wollen. Andre hielten einen jeden Verſuch dieſer Art für fruchtlos; und ſie glaubten ſich um deſto mehr berechtigt dieſes anzunehmen, da ſie bemerkten, daß eine jede neue Definition neue Widerſprüche erzeugte und eine größere Verwirrung verurſachte.

Dieſe Verwirrung wird auch ohne Zweifel ſo lange fortdauren, als man alles dasjenige, was Vergnügen verurſacht — ſo verſchieden auch immer dieſes Vergnügen ſeyn mag — und jeden intereſſirenden Gegenſtand in das Gebiet der Schönheit zieht; und ſich von der Unbeſtimmtheit des Sprachgebrauchs regieren läßt, welcher hier ſelbſt durch das dunkle Gefühl einer oft entfernten Analogie regiert wird. Aber faſt ſollte man glauben, unſre meiſten Aeſthetiker befänden ſich wohl bey einer Verwirrung und Unbeſtimmtheit, die ſie von einer ſtrengen Methode entbindet, und ihre Behauptungen einer ſcharfen Prüfung entzieht. Wie viele unter ihnen haben ſich wohl um Baumgartens Unterſuchungen bekümmert, welcher doch die Wahrheit entweder ſelbſt gefunden, oder ſich ihr auf eine geringe Entfernung genähert hat? Oder welche

Veränderung hat noch Kants Analyse des Schönheitsbegriffs, seine Bestimmung der verschiedenen Gegenstände des Wohlgefallens, und der verschiedenen Anwendung desselben Begriffs bey den Werken der Natur und der Kunst, in den neuesten Systemen der Aesthetik bewirkt?

Der Verf. des vor uns liegenden Werkes, welcher durch seinen Eifer für die Kunst, und als ein geschmackvoller, denkender Beobachter rühmlich bekannt ist, unternahm, wie er sagt, die Untersuchung über den Begriff der Schönheit aus dem Bedürfniß, welches er immer fühlte, wenn er von einem Geschmacksurtheil Rechenschaft ablegen sollte. Er bemerkte in den Theorien der schönen Künste eine Menge Regeln und Gebote, welche uns entweder von Vernunftswegen vorschreiben, was wir schön nennen sollen, oder die Erfahrungsgrundsätze einzelner Künste zu allgemeinen Vorschriften für alle machen. Die nächste Absicht seiner Untersuchungen ging also dahin, durch eine genaue Bestimmung des Begriffs des Schönen und der Schönheit in den nachbildenden Künsten, den Irthümern und Vorurtheilen derjenigen zu begegnen, welche diesen Begriff entweder zu ausgedehnt, für alles, was Vergnügen macht, annehmen, oder zu eingeschränkt, für dasjenige, was schön und Schönheit in der Moral, in der Poesie, oder in der Bildhauerkunst ist.

Indem nun der Verf. den Begriff der Schönheit in der Erfahrung aufsucht, und ihn als das Centrum betrachtet, durch welches Einheit und

Zu-

Zuſammenhang in die einzelnen Erfahrungen kömmt, und indem er alſo eine Vereinigung der theoretiſchen Grundſätze mit der Erfahrung zu bewirken ſucht, durch welche die Anmaßung blos ſpekulativer Gründe bekämpft werden könne, ſo will er, daß man ſein Werk zuerſt als eine Apologie des empiriſch erprobten Geſchmacks vor dem Forum der Vernunft anſehn ſolle. Da aber dieſe nicht geführt werden konnte, ohne zu zeigen, worinne die Begriffe des Schönen und der Schönheit im Allgemeinen, und in allen Künſten überhaupt, übereinkommen, und wiederum, wie ſie in jeder Kunſt und jeder Art ihrer Produktionen beſonders modificirt werden, ſo ſucht er eine zweyte Abſicht mit jener zu erreichen, nämlich dieſe: dasjenige, was er zu vertheidigen ſuchte, die Erfahrungsgrundſätze des guten Geſchmacks, ſo wie er ſie ſelbſt als erprobt gefühlt, und von der Anerkennung mehrerer Jahrhunderte beſtätigt zu finden glaubte, in einem natürlichen Zuſammenhange, rein von allen Vorſchriften der Ausführung, als Theorie neben einander aufzuſtellen und zu ordnen.

Um nun in dieſer Unterſuchung methodiſch zu verfahren, ſchickt der Verf. in dem erſten Buche dieſes Werks einige pſychologiſche Bemerkungen über die Empfindungen und Affekten, und die verſchiedenen Gattungen derſelben, voraus. Empfindung nennt er jede mit Bewußtſeyn verbundene Bewegung unſeres Weſens; unter Affekten aber verſteht er ein Wünſchen und Fürchten, ein Mögen und Nichtmögen, welches mit einem merkli-

chen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden ist. In den Affekten unterscheidet er zwey Gattungen, den Affekt der Begierde, und den Affekt des gegenwärtigen Genußes, oder Leidens: in der letztern Gattung, den Affekt der Befriedigung und den Affekt des Anschauens, oder des Genußes und Leidens, ohne Bewußtseyn einer vorher rege gewesenen Begierde. Alle Affekten entspringen entweder aus einzelnen Berührungen unsrer Sinnenorgane, oder aus einer Rührung der innern Empfindungsfähigkeit, oder aus instinktartigen Erkenntnissen, oder aus Erkenntnißurtheilen des Verstandes. Einige Erkenntnisse setzen unser Begehrungsvermögen in Bewegung, andre nicht. Wenn Mögen und Nichtmögen (Neigung oder Abneigung) keinen Einfluß auf ein Erkenntnißurtheil haben, so ist dieses Urtheil rein; da es hingegen nicht rein ist, wenn in dem Urtheil der erkennenden Kräfte auf die Bewegung Rücksicht genommen wird, in welche die wollenden Kräfte dadurch gesetzt werden. Der Affekt der innern Rührung ist nicht mit einer Erkenntniß des Gegenstandes, der ihn hervorbringt, begleitet. Unter instinktartigen Erkenntnissen werden solche verstanden, wobey man sich keines Urtheils oder Schlusses bewußt ist, und dennoch erkennt, was und wozu ein Ding sey. Nur dann, wenn der Affekt aus einer Erkenntniß entsprungen ist, bey welchem wir uns eines Urtheils oder Schlusses bewußt sind, kann ein Grund des Vergnügens oder Mißvergnügens angegeben werden, welches den Affekt begleitet.

Die-

Diese letztere gehört vor das Forum der Vernunft.

Eine Empfindung, heißt es weiter, bringt dann einen Affekt hervor, wenn sie mit unserm allgemeinen Hange zum Vergnügen in einem solchen Verhältnisse steht, daß wir aufgefordert werden, das Wohl- oder Mißbehagen unseres Zustandes zu beachten. Dieser allgemeine Hang äußert sich durch Triebe. Die Triebe sind aber erstlich als eine Fähigkeit zu betrachten, dem Hange zum Vergnügen beyzukommen; zweytens, als ein wirkendes Vermögen, Vergnügen einer besondern Art herbeyzuführen, Mißvergnügen einer besondern Art abzuwenden. Solche Triebe sind mit jeder Kraft unsers Wesens verknüpft. Sie werden erregt, wenn der besondere Hang zum Vergnügen auf dem besondern Wege des einzelnen Triebes begünstigt oder gehemmt wird; sie wirken, wenn sie sich nach aufgeregter Thätigkeit unsrer Kräfte durch Willensregungen oder durch Affekte äußern. Alle Affekten sind Folgen unsrer in einem stärkern Maaß aufgeregten Triebe.

Das Schöne bezeichnet allemal einen Gegenstand, der uns einen Affekt des Vergnügens zuführen kann. Allein dieß macht nicht den distinctiven Charakter desselben aus. Denn auch das Gute kann den Affekt des Vergnügens erregen. Der Grad der Stärke, womit gewisse Gegenstände, unsre Willenskraft in einen mögenden Zustand versetzen, unterscheidet daher das Gute keineswegs von dem Schönen. Dagegen wäre es gar wohl möglich, daß das Schöne gewisse Triebe in uns

ſtark aufreizte, welche, durch die Art ihrer Entſtehung und ihrer Aeußerungen als Affekten, von den durch das Gute erregten Trieben ſo unterſchieden wären, daß man die Objekte jener Triebe unter eine beſondere Gattung hätte bringen, und mit einem beſondern Namen bezeichnen müſſen.

Mit dieſer Muthmaßung bahnt ſich der V. den Weg zu der Unterſuchung des Begriffes der Schönheit ſelbſt, womit er ſich in dem zweyten und den nächſtfolgenden Büchern beſchäftigt; und zwar auf die Weiſe, daß er mit dem ſubjectiv-Schönen, worunter er die beſondere Art von Luſt, die wir bey der Betrachtung ſchöner Gegenſtände empfinden, verſteht, den Anfang macht. Jenes Gefühl der Luſt entſteht nicht zu allen Zeiten bey denſelben Gegenſtänden. Dieſe Gegenſtände verändern ſich, ſo wie ſich die Empfindungsweiſe ausbildet und verfeinert. Es giebt alſo einen rohen und einen verfeinerten Begriff des ſubjektiv-Schönen. Das erſte Gefühl von Luſt oder Unluſt, welches man bey belebten Weſen bemerkt, bezieht ſich auf die Befriedigung gewiſſer Bedürfniſſe, und gründet ſich auf einen allen belebten Weſen gemeinen Trieb nach Fortdauer. Aber bald zeigt ſich eine zweyte Art der Luſt und Unluſt, ohne vorhergegangenes Bedürfniß, welches auf einem Triebe nach ſpielender Unterhaltung und Erheiterung des Lebens beruht. In den verſchiedenen Aeußerungen dieſer beyden Triebe liegen die erſten Fäden, aus denen unſre Begriffe von ſchön und häßlich, von gut und übel geſponnen werden. Die Gegenſtände ſpielender Unterhaltung werden mit dem Prädicat ſchön; die Ge-

genſtände des phyſiſchen Bedürfniſſes mit dem Prädicat gut belegt. Dieſe beyden Prädicate werden anfänglich blos auf ſinnliche Empfindungen des äußern Eindrucks bezogen; aber bald ſetzen wir in den Affekten, die uns vermittelſt der Vorſtellungen zugeführt werden, denſelben Unterſchied feſt. So wie ſich nun die Vorſtellung von Bedürfniß erweitert, ſo vermehrt ſich die Anzahl der Güter und Uebel, und vieles wird nun in dieſes Gebiet gezogen, was dem rohen ſinnlichen Menſchen ſchön oder häslich ſchien. Aber bey aller hieraus entſpringenden Verſchiedenheit bleibt immer der Unterſchied, des Guten und Schönen, daß jenes auf das Bedürfniß, dieſes auf einen der Nothwendigkeit nicht unterworfnen Genuß bezogen wird. Alles, was bey irgend einer Thätigkeit ungefähr daſſelbe Gefühl von Luſt erregt, als man beym Spielen empfindet, giebt einen Affekt des Schönen.

Das Schöne iſt alſo nach dieſem rohen Begriffe weiter nichts, als die ſubjektive Beſchaffenheit unſrer ſinnlichen Eindrücke und der Vorſtellungen unſrer Seele, uns ein Vergnügen zu machen, das ſich nicht auf Vorempfindung eines Bedürfniſſes gründet. Das Gute iſt nach eben dieſem rohen Begriff nichts weiter, als eine ſubjektive Beſchaffenheit unſrer ſinnlichen Eindrücke und der Vorſtellungen unſrer Seele, uns ein Vergnügen zu machen, welches ſich auf Vorempfindung eines Bedürfniſſes gründet.

Dieſer Begriff wird in der Folge entwickelt. Wir haben einen Trieb nach einer freyen Bewe-

gung

gung unſrer Willenskraft. Was wir zu Folge dieſes Triebes thun, thun wir mit Liebe, und nennen es ſchön; was wir zu folge eines Zwanges thun, iſt nicht ſchön, aber wohl bisweilen gut. Die unzähligen Zweige jenes Grundtriebs unterſcheiden wir im Allgemeinen nach ihrer Wirkſamkeit auf den Geiſt oder auf den Körper. Der letztere fühlt ein ſchönes Vergnügen nur nach Befriedigung des Bedürfniſſes; (wenn er zwiſchen den Gegenſtänden des Vergnügens wählen kann); bey den erſten zeigt ſich der Trieb nach freyer Thätigkeit in den Erkenntnißkräften der Einbildungskraft, dem Erinnerungsvermögen und den ſympathetiſchen Trieben. Der Gebrauch dieſer Kräfte iſt gut, wenn ſie auf einen Zweck gerichtet ſind; er iſt ſchön, wenn ſie ſich in einer freyen Thätigkeit befinden.

(Der Verf. behauptet hier mit Recht, daß die Beobachtung der Pflicht nicht ſchön genannt werden könne, weil ſie auf einem moraliſchen Zwang beruht. Wenn er aber hinzuſetzt, nur das, was man über das Gebot thue, heiße ſchön; ſo iſt dieſer Ausſpruch, vom moraliſchen Gebote verſtanden, ſchwer zu begreifen, und auch zu Folge der angeführten erläuternden Beyſpiele unrichtig. Die dankbare Verehrung der harten Rathſchlüſſe der Vorſehung iſt nicht ſowohl ſchön als erhaben zu nennen; und die Gerechtigkeit mit Hintanſetzung ſeines eignen Vermögens verwalten, iſt groß. Wer ſich aber in ſeine Leiden ergiebt, aus Liebe zu Gott; oder ſein Vermögen hintanſetzt, aus Liebe für ſeinen Freund, handelt ſchön. Dieſer Unterſchied

iſt

ist sehr wesentlich, und darf nicht übersehen werden. Eine Handlung heißt dann schön, wenn sie, ohne moralisch zu seyn, mit den Vorschriften der Tugend übereinstimmt. Sie ist aber dann nicht moralisch, wenn sie aus Neigung gethan worden ist. Auf eben diese Weise werden die sympathetischen Triebe schön genannt, wenn sie, ohne sich dem Zwange des moralischen Gesetzes zu unterwerfen, dennoch mit den Vorschriften desselben zusammen stimmen; und ein Charakter heißt schön, in welchem sich diese Triebe auf die besagte Art äussern. Daß wir uns aber in diesen Fällen des Ausdrucks schön bedienen, rührt von der Wahrnehmung der Analogie her, welche sich in der zweckmäßigen Zusammenstimmung jener, den Gesetzen der Sinnlichkeit gehorsamen Triebe, mit einem andern höhern Gesetze, welches hier nicht als gebietend erscheint, gerade so, wie in der zweckmäßigen Harmonie der freyen Thätigkeit der Natur in oder außer uns, mit den Begriffen des Verstandes findet. So ist auch die Wirkung von der Wahrnehmung jener moralischen Harmonie in Handlungen der Neigung, der Wirkung des Schönen analog. Denn sie bringt Zuneigung und Liebe hervor; da hingegen die Wahrnehmung einer moralischen Handlungsweise Bewunderung und Achtung erweckt. Es können daher in dieser Rücksicht drey Klassen von Handlungen unterschieden werden: schöne Handlungen, welche zu Folge guter Neigungen gethan werden. Sie haben keinen moralischen, aber wohl einen ästhetischen Werth und

ihre

ihre Wirkung ist Liebe. Gute Handlungen; welche des Gebots der Vernunft wegen gethan werden, ohne die Stimme der Neigung zu Rathe zu ziehn; Ihre Wirkung ist Achtung. Große Handlungen; bey denen das Gebot der Vernunft selbst gegen die Stimme der Neigung ausgeübt wird; sie bewirken Bewunderung.)

Die erste Veredlung des Begriffes vom Schönen besteht darinne, daß der Genuß, welchen das Anschaun gewährt, von dem Genusse der andern Sinne unterschieden wird. So wie nun dieser Genuß mit dem Körper weniger gemein hat, so ist er uneigennütziger als jener, welcher aus dem Betasten des Gegenstandes und dem correspondirenden Begriffe eines ergreifenden Besitzes entspringt. Indem man nun einen Unterschied zwischen dem eigennützigen und uneigennützigen Wohlgefallen festsetzt, ertheilt man den Gegenständen des erstern das Prädicat gut; denen des letztern, das Prädicat schön. Alles, was in Rücksicht auf einen Zweck oder in Rücksicht auf einen Vortheil, bestände er auch nur im Zeitvertreibe, als Mittel beydes bequem zu erreichen, Affekte, d. h. lebhafte Sensation des Vergnügens erweckt, ist nicht schön, sondern gut, weil es sich auf eine Begierde gründet. (Dieser Satz, in welchem Sinne er auch verstanden wird, scheint uns unerweislich zu seyn. Dem Zusammenhange nach, scheint er soviel zu bedeuten: ein Unternehmen, welches in einer Absicht, zu einem Zwecke unternommen wird, könne dem, der es unternimmt, nicht schön erschei-

nen;

men; auch selbst dann nicht, wenn der Zweck das Vergnügen sey. Aber sich vergnügen wollen, heißt nichts anders, als sich in einen Zustand angenehmer Empfindungen setzen, und dieser Zweck ist kein Verstandesbegriff, dergleichen man immer versteht, wenn man behauptet, dasjenige, was einem Zwecke gemäß hervorgebracht werde, sey gut, aber nicht schön. Die Beyspiele, deren sich der Verf. hier bedient, klären seinen Satz nicht auf. Ja im Gegentheil scheinen sie den Sinn desselben dahin zu bestimmen, daß selbst ein Gegenstand nicht schön genannt werden könne, sobald die Betrachtung oder Beschäftigung mit demselben eine Folge des Bedürfnisses und also ein Zweck sey. Wenn ich, sagt er, zum Zeitvertreib ein Gevatterngeschwätz halte, um mich vor den Qualen der Langenweile zu retten, so ist darum das Geschwätz nichts schönes; oder wenn ich zur Belustigung auf einem Beine hüpfe ꝛc. Dieses ist an sich wahr, nur beweist es den aufgestellten Satz nicht. Denn nichts hindert mich, die drückende Langeweile in der Gesellschaft geistreicher Freunde zu verscheuchen und an ihrem schönen Gespräche Antheil zu nehmen; der Zweck, welcher mich zu ihnen führte, hat auf die Beurtheilung ihres Gesprächs (weder subjective, noch objektive) nicht den mindesten Einfluß. Auf der andern Seite wird ein einfältiges Gewäsche um nichts klüger oder schöner, wenn ich mich aus freyer Wahl, ohne vorher empfundenes Bedürfniß, darauf eingelassen habe. Denn das Gefühl der Lust bey einer Handlung entspringt nicht aus dem Bewußt-

wußtseyn der Freyheit in Unternehmung derselben, sondern aus der Wahrnehmung der freyen Thätigkeit in der Beschäftigung selbst. Eine gelehrte, methodische Untersuchung, wenn sie auch ohne alle Vorempfindung eines Bedürfnisses vorgenommen würde, ist darum doch nicht schön, weil hier alles gewissen Gesetzen unterworfen ist, deren Befolgung oft peinlich, mühsam und mit Anstrengung verbunden ist. Dagegen fühlen wir uns frey in einem Gespräche, welchem die Einbildungskraft seinen Gang bestimmt; und wir nennen ein solches Gespräch schön, wenn das freye Spiel der Einbildungskraft mit den Gesetzen des Verstandes harmonirt. Hier ist also allerdings ein Unterschied in dem Zwecke, aber in einem andern Sinne als der Hr. Verf. nimmt.)

Die Vorstellung des Nutzens einer Sache darf auf das Urtheil über dieselbe keinen Einfluß haben, wenn ich sie als schön beurtheilen soll, obgleich ein geheimer Einfluß jener Vorstellungen nicht immer ausgeschlossen werden kann. Denn an dem Vergnügen des Anschauens nehmen auch oft die übrigen Sinne Theil, ohne daß wir uns dieses Antheils bewußt werden, und ein Wohlgefallen, welches aus dieser Befriedigung des geheimen Triebes der Sinnlichkeit entspringt, begleitet oft das Wohlgefallen an dem Schönen. Derselbe Gegenstand kann zu gleicher Zeit Affekten des Guten und Schönen erregen; oder das Vergnügen, welches aus der Betrachtung desselben entspringt, kann nicht allein

mit

mit Affekten des Anschauens, sondern auch mit Begierden vergesellschaftet seyn.

Aus allen diesem abstrahirt nun der Verf. folgende Definition des subjektiv-Schönen und Guten nach verfeinerten Begriffen. Das Schöne ist die subjektive Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke, und der Vorstellungen unsrer Seele, uns ein Vergnügen zu machen, welches sich nicht auf Vorempfindung eines eigennützigen Verhältnisses meines individuellen Ichs zu dem sinnlichen oder gedachten Gegenstande außer mir gründet: oder was mir ohne hervorstechendes Bewußtseyn einer Begierde und ohne Rücksicht auf Besitz und Vortheil für meine individuelle Person Vergnügen machen kann. (Kürzer: Schön heißt der Gegenstand eines uninteressirten Wohlgefallens.) Das Gute ist nach eben diesem geläuterten Begriffe die subjektive Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen der Seele, uns ein Vergnügen zu machen, mittelst der Vorempfindung eines eigennützigen Verhältnisses zwischen meinem individuellen Ich und dem sinnlich empfundenen oder gedachten Gegenstande außer mir: oder was mittelst einer hervorstechenden Begierde und Rücksicht auf Besitz und Vortheil für meine individuelle Person Vergnügen macht. (Unter dem Guten begreift folglich der Verf. das Angenehme, oder dasjenige, was durch den gegenwärtigen Eindruck, ohne Begriff, vergnügt; und das relativ-Gute, dasjenige, was zu einem gewissen Zwecke dient. Das absolut-Gute hingegen, als

Gegenstand des Wohlgefallens, scheint er unter dem Schönen begriffen zu haben, indem wir uns bey Betrachtung desselben keines eigennützigen Verhältnisses unsers Individuums zu dem vergnügenden Gegenstande bewußt sind.)

Die Quelle dieses feinern Schönheitsgefühls ist in dem Grundtriebe nach freyer Zuneigung überhaupt zu suchen, die sich nicht auf Vorempfindung eines Mangels oder Bedürfnisses gründet. Sie ist ferner eine einzelne Ausströmung des allgemeinen Grundtriebes nach Geselligkeit, welche selbst nur eine Emanation des noch allgemeinern Triebes nach freyer Zuneigung ist. Wer nur eigennütziger Empfindungen fähig ist, sowohl als der, welcher bey dem Schönen der Natur und Kunst unempfindlich bleibt, heißt ein herzloser Mensch. Liebe aber und Wohlgefallen an der Schönheit der Natur äußert sich auf einerley Weise und durch dieselben Symptome. In beyden Fällen suchen wir uns zu nähern, wir gewöhnen uns an den Gegenstand, und sorgen für die Erhaltung und Dauer desselben.

Die Affekte des Anschauens sind, so wie jeder Affekt, mit einer Spannung unsrer Kräfte verbunden, welche von dreyerley Art seyn kann, zusammenziehend, nachdehnend und hüpfend. Aber diese Spannung ist nicht immer unbedingt mit Vergnügen verbunden. Nur so viel kann als ausgemacht angenommen werden, daß der Trieb nach Spannung tief in uns gegründet ist, und daß wir, der Regel nach, das Bewußtseyn der Thätigkeit unsrer Kräfte, dem Bewußtseyn der Unthätigkeit

der

derſelben vorziehn. Aber das Vergnügen, welches wir an dem geſpannten Zuſtande unſers Weſens empfinden, iſt ein eigennütziger auf Begierde beruhender Trieb, und folglich nicht ein Affekt des Schönen, ſondern des Guten. Dieſes nämliche Vergnügen aber, welches an ſich keinen Affekt des Schönen giebt, kann das Vergnügen, welches das bloße Anſchaun gewährt, begleiten, und durch ſeine Begleitung erhöhn. Dieſe Vereinigung ſchließt alſo den Affekt des Schönen nicht aus, ſondern giebt ihm nur eine beſondere Modification. So wie nämlich die Erregung eines Triebes, der ſich auf Anſchaun beſchränkt, meine Kräfte ſtark zuſammen zieht, wird der Affekt feyerlich; wenn dieſelbe den ſinnlichen Eindrücken und Vorſtellungen der Seele nachzieht, wird der Affekt zärtlich; wenn dieſe Erregung endlich unſre Kräfte in eine hüpfende Lebhaftigkeit ſetzt, wird der Affekt munter, wackr, aufgeweckt, ergötzend. Die Triebe ſelbſt nehmen den Charakter dieſer beſondern Schwingungen an. Neigen wir uns mit zuſammengezogenen Kräften zu den Gegenſtänden unſrer ſinnlichen Eindrücke und der Vorſtellungen unſrer Seele hin, ſo nennen wir die beſondere Modification, welche unſre Triebe nach Anſchaun annehmen, Bewunderung; neigen wir uns zu ihnen hin mit nachdehnenden Kräften, ſo nennen wir dieß eigentlich Zärtlichkeit: hüpfen ihnen aber unſre Kräfte gleichſam nur gekitzelt nach, ſo nennen wir dieß Wohlwollen.

(In dieſer Stelle, in welcher wir einen beſtimmten philoſophiſchen Ausdruck und Klarheit ver-

missen, ist es uns unerwartet, daß das Vergnügen, welches wir an einem gespannten Zustande, folglich an der Erregung einer Thätigkeit nehmen, keinen Affekt des Schönen geben soll, und folglich von dem Schönen, als solchem, behauptet wird, es dürfe unsre Kräfte nicht spannen, d. h. uns kein Bewußtseyn einer erregten Thätigkeit geben. Dieß scheint uns der Sinn des Verf. zu seyn; aber wir müssen gestehn, daß wir nicht sicher sind, ihn gefaßt zu haben.)

Der Verf. betrachtet in dem folgenden Buche das Schöne als eine Eigenschaft oder Kraft der Gegenstände, folglich als etwas objektives, und untersucht hier zuerst die Frage, ob oder in welchem Sinne man ein objektives Schöne annehmen könne. Die Erfahrung verneint die Existenz eines allgemeinen Geschmacks. Die Verschiedenheit in der Reizbarkeit der Organe modificirt die Eindrücke desselben Gegenstandes bey verschiedenen Subjekten, und giebt dem einen das Gefühl des Angenehmen, dem andern des Unangenehmen. Es giebt also genau genommen kein Schönes an sich.

Gleichwohl nehmen wir bey manchen Gegenständen eine solche Uebereinstimmung des Urtheils an, gleichsam als wenn es einen allgemeinen Geschmack oder ein Schönes an sich gäbe, und machen es Andern zum Vorwurf, wenn sie nicht übereinstimmend mit uns urtheilen. Bey andern Gegenständen aber nehmen wir es als ausgemacht an, daß das Wohlgefallen, welches wir an ihnen finden, nur in unserer subjektiven Beschaffenheit gegründet

sey.

ſey. Wir ſagen daher, ich finde jenes ſchöner, aber dieß gefällt mir beſſer. Der Verf. erklärt dieſes auf folgende Weiſe: Wenn wir auch eine unmittelbare von den Körpern ausgehende Kraft, den Affekt des Schönen zu erregen bezweifeln müſſen, ſo nehmen wir dennoch gewiſſe Verhältniſſe zwiſchen dem Objekt und dem betrachtenden Subjekte ſo übereinſtimmend bey vielen wahr, daß wir darauf ſo gut als auf eine eigenthümliche Kraft rechnen. Menſchen derſelben Art haben ohngefähr dieſelbe Reizbarkeit der Organe, und vermöge einer ſelten trügenden Erfahrung werden bey gleichgebildeten Menſchen dieſelben Gegenſtände dieſelben ſinnlichen Eindrücke hervorbringen. (Hier muß man es in der That bedauern, daß der Verf. auf die neuſten Unterſuchungen dieſer auffallenden Erſcheinung in dem Geſchmacksurtheile ſo wenig Rückſicht genommen hat. Denn ſo wie dieſe Erklärung verſtanden werden kann, wird der Begriff der Schönheit ganz empiriſch, indem er auf der Uebereinſtimmung des Urtheils mehrerer Menſchen derſelben Bildung beruht. Wenn wir etwas ſchön nennen, ſo geſchähe dieß dann nicht wegen der Wahrnehmung eines unintereſſirten Wohlgefallens, ſondern in der Hoffnung, daß andre mit uns gleichgebildete Menſchen daſſelbe Urtheil fällen würden, weil unſre Erfahrung uns lehrt, daß eine ſolche Uebereinſtimmung der Empfindung unter gleichgebildeten Menſchen obwaltet. Aber ſelbſt die Richtigkeit dieſer Erfahrung muß geläugnet werden. So lange zwar nur von dem die Rede iſt, was durch

den ſinnlichen Eindruck allein, ohne Reflexion gefällt, (dem Angenehmen) ſo lehrt die Erfahrung, daß unter Menſchen deſſelben Himmelsſtrichs, Alters und Standes, durch die Aehnlichkeit ihrer Bildung und Gewohnheit, eine gewiſſe Uebereinſtimmung in der Art zu empfinden herrſche, und darum ſagt man wohl von einem, der, was an großen Tafeln für ſchmackhaft gehalten wird, verſchmäht, er wiſſe nicht, was gut ſchmecke; aber man iſt, im Ganzen genommen, bey dieſer Art von Gegenſtänden am allertoleranteſten, und erlaubt, jener Erfahrung ohngeachtet, einem jeden ſeinen eignen Geſchmack; da man im Gegentheil bey dem, was man für ſchön erkennt, eine Uebereinſtimmung nicht ſowohl erwartet, als fordert. Denn in der That iſt, der Erfahrung nach, die Uebereinſtimmung nirgends geringer, als in dem Urtheil über das Schöne, ſelbſt unter Menſchen, welche ganz dieſelbe Bildung genoſſen haben. Wie nun dieſes mit dem Anſpruch des Geſchmacksurtheils auf allgemeine Beyſtimmung beſtehen könne, hat Kant auf eine unübertrefliche Weiſe dargethan. Dieſer Anſpruch gründet ſich nämlich auf das Bewußtſeyn der Freyheit des Urtheils, und der Vorausſetzung der allgemeinen Fähigkeit, ein unintereſſirtes, alſo freyes, Wohlgefallen empfinden zu können. In dem Urtheil über das Angenehme hingegen fühlen wir uns nicht frey, und fordern daher auch keine Uebereinſtimmung, wenn wir ſie gleich gar wohl erwarten dürfen.)

Mit der Empfindung des Affekt-erregenden sinnlichen Eindrucks ist die Wahrnehmung verbunden, daß der Affekt unmittelbar, ohne irgend eine dazwischen tretende Vorstellung eines vorhergegangenen Zustandes entstanden sey. Es müssen also gewisse Gegenstände so beschaffen seyn, daß sie unmittelbar durch den sinnlichen Eindruck, den sie auf uns machen, unsre Sinnenorgane angenehm oder unangenehm afficiren, und wenn sich diese Kraft bisweilen nicht äußert, so liegt dieß an einem Mangel der Fähigkeit, den Eindruck zu leiden. Sobald die Erfahrung gemacht ist, daß die Empfindung aus dem unmittelbaren Eindruck entspringt, ohne dazwischen tretende Vorstellung einer Beziehung zwischen dem Gegenstande und einem frühern Zustande, so wird dieser letzte Umstand zur Norm für alle Affekten genommen, die mittelst einer Vorstellung der Seele in uns entstehn, um auf die allgemeine Mitempfindung derselben zu rechnen. Wir nennen daher alle Gegenstände schön an sich, deren Betrachtung uns Vergnügen macht, ohne Bewußtseyn einer solchen Beziehung.

Der Verf. nimmt nun viererley Arten des objektiv-Schönen an, das Angenehme, das Wohlgefällige, das Vortrefliche, und das Interessante. **Angenehm** ist, seiner Bestimmung nach, alles was uns eine vergnügende, wohlbehagende Bewegung, Empfindung, giebt, ohne daß wir eine Erkenntniß von dem Gegenstande nehmen, der uns bewegt, und ohne daß wir dadurch eine Begierde in uns zum Streben gebracht oder gestillt fühlen.

(Sollten hier nicht unverträgliche Dinge gepaart seyn? und weckt nicht jede wohlbehagende Bewegung die Begierde nach Fortdauer oder Wiederholung dieser Bewegung? Warum soll ferner die aus der Betrachtung eines schönen Gegenstandes fliessende Begierde das vor der Entstehung derselben gefällte Urtheil zu Schanden machen? ist es nicht genug, daß dieses Urtheil sich selbst auf keine Begierde gründet?) Von dem so definirten Angenehmen wird nun erstlich dasjenige Angenehme ausgeschlossen, was blos, zum Zeitvertreib, der Belustigung oder wohl gar der Erregung grob eigennütziger Begierden zuzuschreiben ist. Zweytens, dasjenige Angenehme, was die gröbern Sinne aufreizt oder stillt. (Hier können wir uns durchaus nicht zurechte finden, wenn wir den Vers. nicht eines logischen Irthums beschuldigen wollen. Er definirt das Angenehme im Allgemeinen, und nimmt dann wieder einzelne Arten des Angenehmen von seiner Definition aus. Wenn, wie vorher behauptet wurde, angenehm ist, was keine Begierden erregt, so kann dasjenige, was Begierden, ja sehr eigennützige und grobsinnliche Begierden erregt, alles in der Welt seyn, nur angenehm ist es nicht. Es ist auch in der That ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen demjenigen, was seiner Natur nach Begierden erwecken muß, weil es den Sinnen schmeichelt, und demjenigen, was nur durch seine Form gefällt, und also seiner Natur nach keine Begierden erweckt. Jenes sollte ausschließend mit dem Namen des Angenehmen, dieses

ſes mit dem Namen des Schönen belegt werden.) Auf dieſe Definitionen und Ausnahmen folgt nun eine Erklärung des Angenehm-Schönen (d. h. wie wir es verſtehn, des vorhin definirten Angenehmen, in ſo ferne es ein Gegenſtand des Geſchmacks iſt.) worunter 1) der einzelne wohlbehagende ſinnliche Eindruck, den unſere edlere Sinnenorgane, das Auge, das Ohr, durch gewiſſe Farben und Töne, erhalten. (Wir können uns nicht überreden, mit dem Verf. den Eindruck der Farben und Töne für etwas objektives anzuſehn, da ſie nicht etwa durch die Vorſtellung, ſondern durch ihre Gegenwart bald angenehm bald widrig wirken, ohne daß wir uns bey dem Urtheil über dieſelben einer Freyheit bewußt wären. Die Eindrücke derſelben ſind daher auch einer Gewohnheit unterworfen, und der Wechſel der Mode in ihnen belehrt uns, daß ſie kein Gegenſtand des Geſchmacksurtheils, ſondern blos des ſinnlichen Vergnügens ſind. Auch die reizendſte Melodie wird doch bald zu Tode geſungen, und eine Farbe, welche allgemeinen Beyfall erhielt, ſinkt gar bald in Verachtung. Denn das Reizende, oft genoſſen, widerſteht unſern Sinnen. Mit dem Schönen aber kann dieſes der Fall nicht ſeyn, wenn es anders Anſpruch auf allgemeinen (folglich nicht auf eine Zeit beſchränkten) Beyfall machen ſoll; und in der That gefällt eine Roſe oder eine Gegend immer, und die Gewohnheit macht ſie uns nicht widerlich. Der Ausdruck, welchen man von reizenden Farben und Tönen braucht, deutet auch offen-

bar auf etwas ſubjektives. Man ſagt, ſie ſchmeicheln den Sinnen. Aber das Schmeicheln gefällt ſo wie das Kitzeln nur auf eine kurze Zeit.) 2) Die Eindrücke, welche die Gegenſtände der gröbern Organe durch das Aug und das Ohr machen, jedoch ohne jene zum Streben zu bringen. Z. B. das Markigte, Saftige, Sanfte an körperlichen Gegenſtänden. (Auch hier wird jederzeit eine ſchwächere oder ſtärkere Begierde oder Sehnſucht entſtehn, die Eigenſchaft des Gegenſtands durch den Sinn zu genießen, für den er gehört. Hier iſt alſo auch nichts objektives.) 3) Was mittelſt der Bewegung wohlbehagende Gefühle erweckt. (Die hier angeführten Beyſpiele ſind zum Theil von reizenden, zum Theil von intereſſanten Gegenſtänden hergenommen. Das Gemurmel eines Bachs iſt intereſſant, in ſo ferne die Phantaſie hierdurch in ein freyes Spiel geſetzt wird, den Bach als belebt zu denken, und ihm eine Art von Sprache zu leihn. Das Reden in einer mir unbekannten Sprache wirkt einmal als ein reizender Gegenſtand ein ſubjektives Vergnügen durch die Anmuth der Töne; und wiederum als etwas intereſſantes, wenn ſie ein Ausdruck der Empfindungen iſt.) 4) Alle dunkele Rührungen, die uns durch die Beziehung auf ſittlich, ſympathetiſche Zuſtände, Situationen, worinnen wir uns wohl eher befunden haben, und uns zu befinden lieben, wohlbehagend wird. (Da bey der Beurtheilung dieſer Art von Gegenſtänden alles auf das ankömmt, was man in dieſelben hineinlegt, und die Aſſociation der Ideen in Anſchlag

gebracht wird, so ist auch hier schlechterdings nichts objektives. Eine ganz unbedeutende Gegend kann dunkle Rührungen in mir hervorbringen, nicht um ihrer selbst, sondern um der Zustände willen, in denen ich mich hier ehemals befunden habe; oder aus einer dunkeln Erinnerung einer ähnlichen, mir werthen Gegend. Eben so kann eine in Nebel gehüllte Gegend eine lebhafte Phantasie sehr angenehm beschäftigen, ohne daß man darum dem den Geschmack abstreiten dürfte, den sie nicht so beschäftigt.)

Die zweyte Art des objektiv-Schönen, nach der Eintheilung unsers Verf., ist das Wohlgefällige, worunter er dasjenige versteht, was mittelst einer anschauenden Erkenntniß, aber ohne Bewußtseyn einer Beziehung des angeschauten Gegenstandes auf den frühern Zustand des Anschauenden, und ohne Rücksicht auf Besitz und Vortheil Vergnügen macht. Das Vergnügen aber, welches aus der Betrachtung dieser Art des Schönen (dem eigentlichen Schönen) entspringt, sucht er aus einer dankbaren, aber uns unbewußten Rückerinnerung an ehemals genoßene, mit gewissen Merkmalen der wohlgefälligen Gegenstände versehene, angenehme oder wohl nützliche Dinge zu erklären. Das Oval, die Birnenform, die Busenwölbung u. s. w. sind sichtbare Merkmale von Gegenständen, die uns ehemals groben, sinnlichen Genuß gegeben haben; finden wir dieselben an Gegenständen, welche einen groben Genuß nicht verstatten, so wird die dunkle Erinnerung erweckt, und uns durch die-

dieſelbe der Gegenſtand angenehm gemacht. Dieſe Erklärung hebt, unſrer Meynung nach, das Weſen des Schönen auf, und beraubt es ſeines Anſpruchs auf allgemeines Wohlgefallen, indem nun doch alles wieder auf vorher gegangene Zuſtände und den von ihnen zurück gelaſſenen Eindruck, alſo etwas ganz ſubjektives hinauskömmt, nicht aber auf eine bey allen Menſchen vorauszuſetzende Form des Gemüths, worauf ſich allein jener Anſpruch des Geſchmacksurtheils gründen kann.

Die dritte Art des objektiv Schönen iſt das Vortrefliche. Es wird in die Eigenſchaften perſönlicher Gegenſtände, oder individueller Subſtanzen geſetzt, welche ſie in Vergleichung mit andern ihrer Gattung und Art, durch eine mehr als nothdürftige Art ihrer Ausfüllung, ihrer Beſtimmung auszeichnet, und uns bey der Anſchauung, oder der anſchauenden Erkenntniß, Affekte des Schönen giebt. (Das Vortrefliche ſcheint uns nicht ſowohl eine Gattung des Schönen, als vielmehr eine Bedingung derſelben in den Werken der Kunſt. Denn nur in der Kunſt kann es vorhanden ſeyn, und überall, wo ein Zweck zu erreichen ſteht. Eine Arbeit iſt vortreflich, wenn ſie ihren Zweck auf das vollkommenſte erreicht; und das Vortrefliche findet daher in den ſchönen Künſten ſtatt, in ſo ferne dieſe nie außer Verbindung mit einer mechaniſchen Kunſt gedacht werden können. Da die Beurtheilung deſſelben alſo gänzlich von der Kenntniß des Zwecks, einem Begriffe, abhängt, ſo iſt es etwas ganz objektives, und fehlt ihm alſo ein weſentli-

ches

ches Erforderniß des Schönen, welches ohne Beziehung auf einen Begriff gefällt. Was der Verf. beybringt, dieser Folgerung vorzubauen, daß ein Erkenntnißurtheil mechanisch gefällt werden könne, dürfte schwerlich befriedigend genug seyn.)

Die vierte Art des Objektiv-Schönen ist das Interessante, oder die Eigenschaft gewisser Gegenstände, jedem mit uns gleichgebildeten Anschauer eine unverkennbare Veranlassung zu geben, sich gewisser, allen gleichgebildeten (vielleicht: allen gebildeten) Menschen eignen, früher gehabten Affekte des Vergnügens, und ihrer Gegenstände bey der gegenwärtigen Erkenntniß zu erinnern. Der Verf. nennt es generisch, wenn ein Gegenstand an gewisse allgemein geschätzte Eigenschaften, deren er selbst nicht fähig ist, durch Versinnlichung bestimmt erinnert. Wenn wir z. B. eine Rede reich, einen Gedanken stark, eine Gegend unschuldig nennen. (Der Verf. setzt noch hinzu, ein Gebäude naiv. Wie man dieses sagen könne, leuchtet uns nicht ein.) Er nennt es specifisch, wenn das Interesse aus der anschauenden Erkenntniß gewisser allgemein geschätzter unsinnlicher Eigenschaften entspringt, welche dem einzelnen Wesen, das angeschaut wird, gehören, auf deren Erinnerung wir durch sinnliche Zeichen bestimmt zurück geführt werden. Hierher gehört der interessante physiognomische und pathologische Ausdruck der Seele an den äußern Formen des Körpers; das historisch-das symbolisch- und allegorisch-Interessante.

Das

Das Objektiv-Schöne wird nun von dem Vf. auf folgende Weise definirt: Es sey derjenige Gegenstand unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen unsrer Seele, von dem wir ohne Bewußtseyn einer besondern Beziehung, worinne er mit dem frühern Zustande unsrer Individualität steht, ohne Bewußtseyn einer begünstigt strebenden und befriedigenden Begierde, und ohne Rücksicht auf Besitz und Vortheil für unsre individuelle Person, Vergnügen erhalten, mithin voraussetzen, daß er allen mit uns gleich gebildeten Menschen den Affekt des Schönen geben müsse. (Wir würden dieses so ausdrücken: Schön ist dasjenige, was ein freyes und unintereſſirtes Wohlgefallen erregt, und wovon wir also berechtigt sind, es als einen Gegenstand allgemeinen Wohlgefallens anzusehn — nicht nur bey gleich gebildeten Menschen, sondern bey allen und jeden Wesen, die auf den Namen von Menschen Anspruch machen. —)

Da nun nach der Theorie des Verf. alles Schöne zuletzt auf der bewußten oder unbewußten Erinnerung angenehmer Empfindungen, folglich auf einer gewissen Gewohnheit und Bildung beruht, so muß er auch annehmen, daß es im Allgemeinen ganz relativ sey, weil nicht alle Menschen gleiche Organen, gleiche Rührungsfähigkeit von der Natur erhalten, noch gleiche frühere Bildung genossen, noch gleiche Begriffe geformt haben. Aber, setzt er hinzu, Menschen desselben Himmelsstrichs, welche von den nämlichen Gegenständen umringt, unter denselben geselligen Einrichtungen erzogen sind,

erhalten beynahe die nämliche Reizbarkeit der Organe, beynahe die nämliche Bildung des Verstandes, des Herzens und der Einbildungskraft. Sie knüpfen beynahe die nämlichen frühern Vorstellungen des Vergangenen an die gegenwärtigen Vorstellungen an. Dazu kömmt, daß sich nach dem Unterschiede der Stände ungefähr eine gleiche Lage für viele Menschen, mithin auch eine gleiche Regel für das, was zum Bedürfniß gehört, annehmen, und folglich ungefähr überschlagen läßt, unter welchen Umständen jemand zum Genuß des Schönen fähig seyn werde. Der Verf. nimmt daher blos auf die wohlerzogenen Europäer Rücksicht, und versteht darunter diejenige Klasse von Menschen, welche in den polizirten Staaten von Europa nicht allein eine sittliche Bildung, sondern auch eine solche erhalten hat, wobey darauf gerechnet ist, daß sie ihre Muße auf eine Art erheitern sollen, die mit ihrer sittlichen Würde im Verhältnisse stände. (Es würde unnütz seyn, uns über diesen Hauptpunkt der Theorie des Schönen hier noch einmal zu erklären, nachdem es schon oben bey einer andern Gelegenheit geschehn ist. Uns scheint durch die Annahme des Verf. die Möglichkeit einer Theorie der schönen Künste, als Philosophie derselben betrachtet, aufgehoben zu seyn, indem sie zu einer Sammlung empirischer Regeln über das, was der oben beschriebenen Klasse von Menschen gefällt, herabsinken müßte. An eine Allgemeinheit würde nun gar nicht mehr zu denken seyn, sondern ein jedes Zeitalter, ein jedes Volk, ja jede Stadt und jeder

Stand

Stand müßte seine eigne Aesthetik haben. So lange nun von einer Theorie des Reizenden und Angenehmen die Rede wäre, so würde jedermann gerne zugestehn, daß sich die Praxis, wie in der Kochkunst und in dem Laden eines Modekrämers, nicht nur von Zeit zu Zeit, sondern von Ort zu Ort ändern müsse, weil hier das meiste auf Bildung, Gewohnheit und Ideenverbindungen hinaus läuft; aber bey dem Schönen wird dieses niemand glauben, wenn er sich auch schon gefallen lassen muß, daß seinen Geschmacksurtheilen von andern widersprochen wird.)

Als eine besondere Modification des Schönen betrachtet der Verf. das Erhabene, welches ihm mit dem Feyerlichen einerley ist, und behauptet, nichts sey erhaben, was nicht zugleich schön sey, ja es sey ein höchst gefährlicher Irthum, das Erhabene von dem Schönen abzusondern. Hier werden vornämlich Burkes und Kants Vorstellungen bestritten, welchen letztern der Hr. v. R. unter dem neuern Aesthetiker zu verstehn scheint, der das Erhabene für das erklärt habe, was dem Interesse der Sinne widersteht. Wenn nun aber weiter hin behauptet wird, ein schrecklicher Anblick sey darum noch nicht erhaben, weil er Schauer errege, und das Vergnügen werde durch denselben vielmehr gehemmt als befördert, so ist dieses so wenig gegen die Meynung des Königsberger Philosophen, daß es dieselbe vielmehr bestätigt, wenn sie richtig verstanden wird. In der weitern Ausführung des Begriffes vom Erhabnen entfernen sich aber K. und

R.

R. gänzlich von einander, indem der leztere annimmt, das mit einem viel umfaſſenden, groſsen oder ſchrecklichen Gegenſtande verbundene Wohlgefällige und Angenehme bewirke das Vergnügen, ſo wir bey dem Anblicke deſſelben fühlen. So ſey der Anblick eines ſtürmiſchen Meers, einer Feuersbrunſt darum erhaben, weil die Abwechſelung der ſich thürmenden Wellen, der leckenden Wogen, zu gleicher Zeit dem Auge und der Rührungsfähigkeit unſrer Seele angenehm iſt; weil ſich wohlgefällige Geſtalten, intereſſante und vortrefliche Eigenſchaften des Weſens, dem wir dieſe Wirkung der Natur zu ſchreiben u. ſ. w. mithin Affekte des Schönen und Guten zugleich an unſre Seele drängen. Hier ſcheint es uns nun nicht wohl denkbar, daſs das Angenehme auf die Vorſtellung des Erhabnen einflieſsen ſolle; da das Angenehme anzieht, das Erhabene hingegen mit Bewunderung und Staunen erfüllt; ferner, daſs nicht die Vorſtellung einer unermeſslichen Macht, welche die menſchlichen Schickſale beſtimmt, überhaupt, ſondern die Vorſtellung der ſchönen Eigenſchaften der Gottheit allein, jenes Gefühl beſtimmen ſoll; da wir doch auch in ſolchen Begebenheiten, wo das Schickſal grauſam und als blindes Verhängniſs erſcheint (in dem Unglück des Oedipus) das Gefühl des Erhabnen bekommen. Ueberhaupt aber ſcheint, der Verf. alles dasjenige von der Klaſſe des Erhabnen auszuſchlieſſen, was nicht die Beyſtimmung der Vernunft hat, welche doch, unſern Einſichten nach, gar wohl im Widerſpruch mit dem Geſchmacksurtheil ſtehn

kann. Eine Handlung kann, moraliſch betrachtet, abſcheulich ſeyn, und doch das Gefühl des Erhabnen erwecken; ſie kann unmoraliſch ſeyn, und doch gefallen.

Eine andre Modifikation des Schönen iſt das Zärtlich-Schöne. Subjektive betrachtet, iſt dieſes derjenige Affekt des Schönen, der uns in Geſellſchaft einer nachdehnenden Spannung unſerer Kräfte zugeführt wird, und ſolche Triebe erregt und begünſtigt, die wir vorzugsweiſe Liebe nennen. Das Zärtlich-Schöne, objektive betrachtet, iſt derjenige Gegenſtand, von dem wir vorausſetzen, daß er mit uns allen gleichgebildeten Menſchen den Affekt des Schönen unter einer gleichen Modifikation zuführen werde. (Sollte nach dieſer Definition das Zärtlich-Schöne von dem Objektiv-Schönen überhaupt, ſo wie es oben definirt worden, ſich unterſcheiden?) Die Quelle dieſer Art des Schönen wird in der Aufregung gewiſſer dunkeln Vorſtellungen geſucht, welche mit unſern ſinnlich und geſellig-eigennützigen Begierden nach näherer Verbindung mit andern Gegenſtänden, ja wohl gar mit unſern gröbern ſinnlichen Begierden des Geſchmacks, des Geruchs und des Betaſtens, in Beziehung ſtehn.

Noch eine andre Modifikation des Schönen iſt das Ergötzend-Schöne, wenn es uns in der Geſellſchaft einer hüpfenden Spannung unſrer Kräfte zugeführt wird. Es beruht auf der Beziehung, worinne das Schöne mit unſern Begierden nach einer ſtrebenden Thätigkeit unſerer erkennenden und bildenden Kraft überhaupt ſteht. Dahin gehört das Sonderbare, Wunderbare, Belachenswerthe, u. ſ. w.

In dem folgenden Buche wird von der Schönheit als einem persönlichen Ganzen gehandelt. Das Schöne bezeichnet nur eine Eigenschaft, die vom Körper abgesondert gedacht werden kann; Schönheit schließt die Vorstellung des Körpers mit ein, an welchem die schönen Eigenschaften wahrgenommen werden. Subjektive betrachtet, ist die Schönheit die Beschaffenheit einer Vorstellung, mir das Bewußtseyn meines persönlichen Ganzen durch Affekte des Schönen zu geben, welche dem Gegenstande, der darin (?) liegt, als eine Eigenschaft beygelegt wird. Objektive betrachtet, ist sie der Inbegriff gewisser Merkmale an den Gegenständen unsrer Vorstellungen, aus deren Anerkennung wir schließen zu müssen glauben, daß alle mit uns gleichgebildete Menschen bey der Vorstellung, die sie davon nehmen, das Bewußtseyn ihres persönlichen Ganzen durch Affekte des Schönen, ungestört durch Affekte des Uebeln, erhalten werden. — Unter allen Gegenständen unsrer Erkenntniß ist uns keine so interessant als der Mensch. Ihm macht daher unsre Einbildungskraft nicht nur das Leblose ähnlich, indem sie dem Leblosen menschliche Empfindungen leiht, sondern giebt auch dem Unsinnlichen menschliche Formen. So wenden wir endlich auch die Grundsätze, nach denen uns der Mensch als eine Schönheit erscheint, auf alle übrige Wesen an; und das menschliche Ganze ist daher das auffallendste Beyspiel einer objektiven Schönheit. Das menschliche Ganze wird aber von uns nach gewissen Begriffen von Richtigkeit, Voll-

ständigkeit und Zweckmäßigkeit beurtheilt, die uns die Erfahrung über den größten Theil der Menschen darbietet. Wem zur Ausfüllung der Forderungen, die wir nach diesen Begriffen thun, etwas fehlt, dem kann das Prädikat eines schönen persönlichen Ganzen nicht zugestanden werden. Die erste Bedingung bey der Schönheit eines menschlichen Ganzen ist, daß wir es übereinstimmend mit dem Begriffe von seinem Wesen, und seiner Bestimmung nach Gattung und Art finden; die zweyte, daß diese Schönheit den Affekt des Schönen erwecke. Aber auch da, wo diese beyden Regeln zutreffen, kann doch das menschliche Ganze nicht anders für eine Schönheit gelten, als wenn diese Affekte mit der Erkenntniß seiner wesentlichen Eigenschaften in uns erregt werden. Endlich muß das Ganze des Menschen, um für eine Schönheit zu gelten, durch wesentliche Eigenschaften an Körper und Seele schön seyn, und durch beyde zugleich den Affekt des Schönen erregen. (Der Verf. sagt, weder Sokrates könne um seines schönen Charakters, noch Paris um seines schönen Körpers willen für eine Schönheit gelten. Hier aber wird ihm die Erfahrung der ganzen Welt und der allgemeine Sprachgebrauch geradezu widersprechen. Moralische Unvollkommenheiten stehen der Schönheit nur dann im Wege, wenn sie in der Form ausgedrückt sind; und wenn Paris nicht vielleicht die Zeichen seiner moralischen Schwächlichkeit an sich trug, so kann er immerhin eine männliche Schönheit gewesen seyn, wenn er gleich den Menelaus betrog, und im

Ge-

Gefechte davon lief. Ein Weib kann eine große Schönheit und ein moraliſcher Teufel ſeyn, ohne daß ſich jemand einfallen läßt, ihr das erſtere abzuſtreiten. Dagegen kann nicht geläugnet werden, daß, wenn der Ausdruck einer ſittlichen Vollkommenheit in dem Körper ſichtbar wird, dieſes der Schönheit einen Werth gebe, und ſie intereſſant mache. Es iſt dieſes aber nur eine zufällige und wünſchenswerthe Begleitung, nicht eine nothwendige Erforderniß der Schönheit. Noch weniger kann man von der moraliſchen Vollkommenheit im Allgemeinen behaupten, daß es nothwendig ſey, den Begriff der Schönheit zu begründen.)

Der Begriff der menſchlichen Schönheit wird von uns auf ſinnliche und unſinnliche Gegenſtände angewandt, die, wenn ſie für eine Schönheit gelten ſollen, eine äußre Hülle und einen innern Gehalt haben, und folglich eben ſowohl dem Inſtinkte als dem Geiſte des Beſchauers Affekte des Schönen zuführen. Alles, was wir als ein perſönliches Ganze betrachten, es mag dieß nun ein Gegenſtand unſrer Sinne, oder eine Abſtraktion unſeres Geiſtes ſeyn, kann unter gewiſſe Begriffe gebracht werden, welche zur Regel der Beurtheilung dienen.

Auf den Unterſchied von Schön und Schönheit gründet nun der Verf. einen Unterſchied des Geſchmacks überhaupt, und des gebildeten Geſchmacks. Denn der Geſchmack überhaupt iſt ihm nichts weiter als die Fähigkeit ſchöne Eigenſchaften zu bemerken; der gebildete Geſchmack aber iſt die Fähigkeit, Schönheiten auszufinden.

Jener kann der Antheil vieler wohlerzogener Menschen seyn; dieser ist nur der Antheil einiger wenigen, welche zum Genusse der Schönheit besonders gebildet seyn müssen.

Ueber das einzelne Schöne läßt sich im Grunde gar nicht raisonniren, weil das, was an sich schön ist, in Verbindung mit der Persönlichkeit eines gewissen Gegenstandes sehr häßlich seyn kann. Aber von der Schönheit läßt sich zeigen, daß diejenigen Eigenschaften vorhanden sind, welche der Begriff von dem Wesen und der Bestimmung des Dinges nach Gattung und Art verlangt, und daß sowohl der Instinkt als der Geist des Beschauers durch wesentliche Eigenschaft der Form und des Gehalts den Affekt des Schönen erhalten können. Die wahre Schönheit verliert bey dieser Analyse nichts; und nur diejenigen Gegenstände, welche wegen ihrer einzelnen zufälligen schönen Eigenschaften von dem großen Haufen für Schönheiten gehalten werden, können dieselbe nicht aushalten.

Wenn die Vorstellung des Schönen von aller Begierde frey lassen kann, so ist dieß bey der Vorstellung der Schönheit unmöglich, eben darum, weil ich den Gegenstand derselben dem menschlichen Ganzen assimilire. Hierdurch wird ein ganzes Gewebe eigennütziger und uneigennütziger Triebe aufgeregt, welche sich als Affekte des Anschauens und der Begierde äußern, worunter aber die Affekte des Anschauens allemal die Oberhand behalten müssen.

Kei-

Keine einzige Schönheit beſteht aus lauter feyerlich ſchönen Eigenſchaften, noch aus lauter reizenden, noch aus lauter ergötzenden. Aber ſo wie in einer oder der andern das Feyerliche, das Reizende, das Erhabne prädominirt, ſo geben wir bald der einen bald der andern den Namen der feyerlichen, erhabnen, edeln, romantiſchen Schönheit, bald der zärtlichen, lieblichen, einladenden, bald der ergötzenden, lebendigen, muntern. Die Stimmung, welche durch das Gewebe von Trieben, welches die ernſte Schönheit in uns aufregt, hervorgebracht wird, nennt man, in einem hohen Grade empfunden, Begeiſterung (Enthouſiasme) derjenige, welchen die zärtliche Schönheit aufregt, Entzücken (Raviſſement), und diejenige, welche die Folge der ergötzenden iſt, Hingebung (Abandon.)

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Briefe über die Kunſt, an eine Freundinn, von Joſeph Friedrich, Freyherrn von Racknitz, Sr. Churfürſtl. Durchlaucht zu Sachſen Hausmarſchall u. ſ. w. Dresden gedruckt bey C. C. Meinhold, 1792. I. Abtheil. 56 S. II. Abtheil. 76 S. in 4. nebſt XIII. Kupfertafeln.

Der Verf. der vor uns liegenden Schrift iſt als einer der eifrigſten Liebhaber und thätigſten Beförderer der Künſte rühmlich bekannt. Auch das gegenwärtige Werk iſt ein höchſt ſchätzbarer Beweis dieſes Eifers. Es iſt in der Abſicht geſchrieben, die Freunde der Kunſt zu vermehren, indem es den Umfang ihres Gebietes zeigt, und richtige Begriffe von ihrem Weſen und Zwecken auf eine allgemein faßliche und gefällige Weiſe vorträgt. Es iſt daher zwar zunächſt für Dilettanten beſtimmt; aber auch der Künſtler wird aus demſelben manchen glücklichen Wink, manche fruchtbare Lehre mit Nutzen und Dankbarkeit aufnehmen. Da dieſe Briefe nur wenig in den Buchhandel gekommen ſind, ſo glauben wir auf den Dank unſerer Leſer rech-

rechnen zu können, wenn wir ſie etwas näher mit dem Inhalte derſelben bekannt machen.

Der erſte Brief beſchäftigt ſich mit der Unterſuchung über den Werth der Künſte, in Beziehung auf den höchſten Zweck der Menſchheit, welchen der Verf. in die Glückſeligkeit des Menſchen ſetzt. Der Menſch, ſagt er, iſt zum frohen Genuß ſeiner Kräfte, zur Ausbildung ſeiner Talente und zum Gefühl ſeiner fortſchreitenden Vervollkommnung gemacht. Die Beſchäftigung mit den Künſten folgt auf die Befriedigung der nothwendigen Bedürfniſſe. Sie beſchäftigen die Sinne und den Geiſt; ſie erwecken aus der Unthätigkeit, und halten von gröbern Vergnügungen ab. Dieſe Wirkungen und noch mehrere äußern ſie auf den cultivirten Menſchen. Sie vermehren unſere Kenntniſſe; ſie erweitern das Gebiet unſrer Vergnügungen, ſie bereichern uns mit höhern und edlern Freuden. Ja, ſie ermuntern und ſtimmen uns zu guten und rechtſchaffenen Handlungen. —

Wir glauben, daß ſich die vorgelegte Frage noch mit einer etwas größern Schärfe auflöſen laſſe. Die meiſten Vortheile, welche uns der Verf. von der Beſchäftigung mit den Künſten verſpricht, ſind von der Art, daß ſie auch auf andern Wegen und durch andere Mittel erreicht werden können. Ein beträchtlicher Theil der Wiſſenſchaften, und mehrere Klaſſen der mechaniſchen Künſte, deren Nutzen in Anſpruch kommt, werden ohngefähr dieſelben Vortheile gewähren, welche hier von den ſchönen Künſten verſprochen wird; und es iſt daher um der

den letztern gebührenden Achtung willen ganz und gar nicht unwichtig, diejenigen Vortheile aufzuſuchen, welche den ſchönen Künſten ausſchließend zuſtehn, und den Einfluß, welchen ſie auf die Veredlung und Vervollkommnung unſeres moraliſchen Theiles äuſſern, außer allen Zweifel zu ſetzen.

Der Menſch hat ein Bedürfniß ſich zu vergnügen. Die Befriedigung dieſes Bedürfniſſes wird bisweilen zur Pflicht, wenn die Erhaltung unſrer geiſtigen und körperlichen Kräfte Abwechslung und Zerſtreuung verlangt. Unſre Vergnügungen können in drey Klaſſen getheilt werden. Einige beſchäftigen blos unſern Geiſt; andre blos unſre Sinnlichkeit. Durch eine dritte Klaſſe derſelben wird der Geiſt durch die Sinnlichkeit in Thätigkeit geſetzt. Die erſte Art von Vergnügungen, obgleich die edelſte von allen, iſt doch nicht für den Gebrauch aller Zeiten und Menſchen geſchickt, am wenigſten dann, wenn der ermüdete Geiſt einer Erholung bedarf. Die zweyte Klaſſe iſt in Rückſicht der Mannigfaltigkeit die eingeſchränkteſte; ſie iſt mit dem Ueberdruſſe gepaart, und hat durchaus nichts Edles an ſich. Weit über ſie erhaben, obgleich, durch den ſie oft begleitenden Sinnenreiz mit ihnen verwandt, ſind die Vergnügungen der dritten Klaſſe, in welcher eine faſt gränzenloſe Mannigfaltigkeit herrſcht, und einen entſchiedenen Anſpruch auf die Unterhaltung aller und jeder macht.

Ein Vergnügen iſt um deſto edler, je mehr es die Erreichung des höchſten Zwecks unſers Daſeyns befördert. Die blos ſinnlichen Vergnügen wirken

hiezu

hiezu entweder gar nicht, oder doch auf eine höchst indirecte Art. Die Künste allein sind eine zweckmäßige Vorbereitung für eine moralische Gemüthsstimmung. Sie sind das einzige Mittel, die Einbildungskraft zu ordnen, und ihre freye Geschäftigkeit mit den Gesetzen des Verstandes in Uebereinstimmung zu bringen; so wie sie dieselbe auf der andern Seite allein vor einem gänzlichen Verlöschen sichern können. Eine wohlgeordnete Einbildungskraft aber ist die erste Bedingung zu einer moralischen Sinnesart.

Das Wohlgefallen an dem Schönen soll ein reines Wohlgefallen seyn, welchem kein Interesse der Sinne beygemischt ist. Je mehr der Geschmack sich ausbildet, desto mehr verschwindet der Einfluß des Sinnenreizes auf das Urtheil desselben; und in dieser Rücksicht ist das Schöne dem moralisch-Guten, der Geschmack dem moralischen Gefühl sehr nahe verwandt. Wer einmal die Gemüthsstimmung angenommen hat, an der Harmonie der freyen Imagination mit den Verstandesgesetzen Vergnügen zu finden, der wird eben dadurch zu dem Wohlgefallen an der Uebereinstimmung der Willensfreyheit mit den Geboten der Vernunft vorbereitet seyn.

Aus diesem Gesichtspunkte erscheinen also die schönen Künste als Gegenstand eines allgemein gültigen Wohlgefallens, und eines Vergnügens, auf welches jedermann und zu aller Zeit Anspruch zu machen berechtigt ist. Dieses Vergnügen ist aber überdieses von einer edeln Art, indem es den Verstand

ſtand beſchäftigt, (ohne ihn zu ermüden), und der Phantaſie einen Zügel anlegt, (ohne ſie ihrer Freyheit verluſtig zu machen.) Es iſt endlich auch eine zweckmäßige Vorbereitung für eine moraliſche Gemüthsſtimmung, indem es uns zu einem unintereſſirten Wohlgefallen gewöhnt, und uns einer freyen Zuneigung, ohne alle Erwartung irgend eines Gewinns oder Vortheils, fähig macht.

Der zweyte Brief beſchäftigt ſich mit demſelben Gegenſtande. Im dritten wird von der Allgemeinheit der Anlagen und Anſprüche auf Geſchmack gehandelt. Der Verf. erläutert dieſes Factum durch Beyſpiele, und ſucht die Abweichungen der Ausſprüche des Geſchmacks, in concreten Fällen, aus dem Mangel an beſtimmten Grundſätzen und der Macht der Gewohnheit abzuleiten. Wir fürchten, daß durch dieſe Auflöſung einer bekannten Schwierigkeit die Sache nur weiter hinausgerückt ſeyn möge, ohne wirklich erklärt zu ſeyn; und ſchwerlich dürfte ſich eine befriedigende Erklärung des ſonderbaren Phänomens, welches in den Anſprüchen des Geſchmacksurtheils auf Allgemeingültigkeit, und den häufigen Widerſprüchen deſſelben in concreten Fällen ſichtbar wird, auffinden laſſen, wenn es die nicht iſt, welche Kant in ſeiner Kritik der Urtheilskraft davon gegeben hat. Es iſt zu beklagen, daß der Verf. auf dieſes Werk, welches unter allen Schriften des großen Philoſophen vielleicht den wenigſten Widerſpruch erfahren dürfte, keine Rückſicht genommen hat. Er würde ſonſt ſchwerlich, wie in dieſem Briefe geſchieht, be-

behauptet haben, eine zu groſse Verfeinerung des Geſchmacks ſey eben ſo nachtheilig, als eine gänzliche Vernachläſsigung deſſelben; eine Behauptung, welche, wie die erläuternden Beyſpiele zeigen, aus der Vermiſchung der Begriffe vom Angenehmen und Schönen entſprungen iſt. Eine zu groſse Verfeinerung des Geſchmacks läſst ſich nicht wohl denken; aber wohl eine Verzärtelung des Gefühls, welches immer neue und immer erhöhte Reize begehrt, und folglich der Verfeinerung des Geſchmacks, welcher ſich gegen die Beſtechungen des Reizes zu verwahren bemüht, gerade entgegen ſteht.

Auch in dem vierten Briefe handelt der Verf. von dem Geſchmack, als einem Gefühl des wahren Schönen, (Fähigkeit das Schöne zu beurtheilen,) nach den gewöhnlichen Vorſtellungen, in denen der Geſchmack von dem Genie; die Fähigkeit über Formen zu urtheilen (Geſchmack), von der Empfänglichkeit für das Intereſſe der Materie (Gefühl) nicht immer genau genug unterſchieden wird. Von einem Tonſtücke gerührt zu werden, und geſchmackvoll über daſſelbe zu urtheilen, ſind zwey ganz verſchiedne Dinge. Rührungen und Gemüthsbewegungen haben mit dem Geſchmacke nichts gemein.

Fünfter Brief. Ueber die Schönheit. Nur Wahrheit bringe wirklich angenehme Empfindungen in unſrer Seele hervor, folglich könne auch nur das, was wahr ſey, eigentlich ſchön genannt werden. (Aber doch nicht alles Wahre iſt ſchön. Nicht alles Täuſchende iſt häſslich.) Schönheit ſetzt alſo Wahrheit voraus. Kein falſcher Satz, keine

Un-

Unwahrheit kann Wahrheit, und daher auch nicht Schönheit hervorbringen. Alle Wahrheit muß einen Urſprung haben; dieſe urſprüngliche Wahrheit aber muß alle mögliche Wahrheiten, mithin auch alle mögliche Schönheiten, und als eine Folge davon, alle mögliche Weisheit in ſich enthalten. Nun kann aber nur Eine dergleichen urſprüngliche Wahrheit ſeyn, und dieſer Innbegriff aller möglichen Wahrheit, Weisheit und Schönheit, iſt nichts anders als das höchſte Weſen, das wir als unſern Schöpfer verehren.

Sechſter Brief. Ueber den Grund des Vergnügens, das wir in den bildenden Künſten finden, vornämlich in der Malerey. Die Malerey vergnügt durch den Reiz der Farben und die ihnen zum Grunde liegenden Ideen; durch die Kunſt der Nachahmung, und die Darſtellung von Körpern auf einer Fläche: (Dieſe beyden Quellen des Vergnügens verſchwinden bey der Bildhauerey. An ihre Stelle kann die Darſtellung des Beſeelten durch einen kalten und todten Stoff geſetzt werden; worinne der Grund liegt, warum ſich dieſe Kunſt vornämlich mit der Darſtellung des menſchlichen Körpers beſchäftigt.) Durch die Vervielfältigung der Schönheiten der Natur: (eigentlich noch mehr durch die Erhöhung und Vervollkommnung der Natur, indem ſie die Gegenſtände derſelben zur Hervorbringung gewiſſer Ideen zweckmäßig' zuſammen ſtellt.) Gelegentlich wird auch von ihren heilſamen Einflüſſen auf den Geiſt geſprochen, welche ſie mit den andern Künſten gemein hat. Etwas zu viel möchte ihr

aber

aber wohl der Verf. beylegen, wenn er behauptet, die Malerey könne uns auch zur Erfüllung der Gebote der geoffenbarten Religion auf eine lebhafte Weise ermuntern.

Siebenter Brief. Ueber die verschiedenen Arten der Nachahmung. (Wenn von diesem Begriffe die Nachäffung abgesondert wird, so lassen sich zwey Arten der Nachahmung denken. Die eine besteht in der Darstellung der Schöpfungen der Einbildungskraft; in diesem, uneigentlichen, Sinne ist jeder Künstler Nachahmer. Aber die Nachahmung wird fast immer auf eine Form außer uns bezogen. Der Künstler ist daher Nachahmer der Natur, wenn er ihre Formen nachbildet; er ist Nachahmer in einem niedrigern Sinn, wenn er sich die Formen zu eigen macht, welche eine fremde Einbildungskraft einem gewissen Stoffe gegeben hat.) — Ueber die Wahl der Gegenstände. „Nicht alles in der Natur ist schön, so daß es für den Künstler vortheilhaft wäre, es nachzuahmen. Unangenehme, garstige, ekelhafte Gegenstände sind für den Künstler nicht schicklich.“ (Nur das Garstige und Ekelhafte kann mit Recht von der Nachahmung ausgeschlossen werden. Nicht nur das Unangenehme, sondern selbst das Häßliche kann ein Gegenstand der Kunst werden; und beydes ist nur in den Künsten ausgeschlossen, welche mehr durch materiellen Reiz, als durch die Schönheit der Formen wirken.) Der Verf. macht hier einige gründliche Bemerkungen über die ängstliche und verständige Nachahmung.

Achter Brief. Der Maler muß sich gute Muster nehmen; denn er muß lernen, wie die Natur am besten nachgeahmt werden kann. Das Studium derselben bildet zu gleicher Zeit seinen Geschmack und bereichert seine Phantasie. Klassifikation der Gegenstände der Malerey, nach ihrem Interesse und ihrer Würde.

Neunter und zehnter Brief. Von den Werkzeugen der Malerey und ihren verschiedenen Gattungen. Es wird hier ein kurzer Begriff von der Malerey in Oel, auf Kalk, mit Pastellen, auf Email; von der Mosaikarbeit, der Miniatur- und Glasmalerey, und der verloren gegangenen enkaustischen Malerey gegeben.

Zweyte Abtheilung. In dieser Abtheilung handelt der Verf. von der Ausübung der Kunst, vorzüglich der Malerey, und den Grundsätzen, nach denen ihre Werke zu beurtheilen sind. Er giebt in dem ersten Briefe folgende Hauptpunkte an, auf welche man bey der Beurtheilung eines Gemäldes Rücksicht zu nehmen habe: Richtige Zeichnung. Gute Wahl oder Erfindung des Gegenstandes. Geschickte Anordnung und gutes Colorit oder Kenntniß des Täuschenden. An den Faden dieser Klassifikation ist die Materie der folgenden Briefe angereiht, denen der Verf. einige Sätze der Mathematik vorausschickt, wozu er folgenden Uebergang macht: „Die Kunst gründet sich auf die Nachahmung der Natur. Die Natur ist nach den vollkommensten Regeln der Wahrheit und Weisheit erschaffen; unter allen Kenntnissen des Menschen giebt es nur

eine,

eine, welche aus unumstößlichen Wahrheiten besteht; dieses ist die Mathematik. Da sie also Wissenschaft der Wahrheit, der Schöpfer aber Innbegriff aller Wahrheit ist, so ist auch gewiß die ganze Schöpfung nach den genausten Regeln der Mathematik eingerichtet.

Dritter Brief. So unzählbar die Gestalten in der Natur sind, so bestehn sie dennoch alle aus einfachen Grundzügen, welche nur auf eine unendlich mannigfaltige Weise mit einander vereinigt sind. Hieraus erhellt, daß Einfachheit, mit Mannigfaltigkeit verbunden, der in der Schöpfung beobachtete Grundsatz ist; und hieraus folgt für den Künstler die Regel, daß er sich bemühen muß, in seinen Werken einfach und dennoch mannigfaltig zu seyn. (Der Sinn jenes ästhetischen Grundsatzes kann auf folgende Weise erläutert werden. Die Produkte der Natur sind von einer unbegränzten Mannigfaltigkeit. Aber bisweilen, und überall da, wo wir der Natur das Prädicat der Schönheit geben, finden wir dieselben auf eine Weise angeordnet, die auf einen gewissen Zweck schließen läßt, ohnerachtet dieser Zweck auf keine Weise angegeben werden kann. Dieses ist die Einheit, welche wir in der Mannigfaltigkeit der Natur finden, und welche uns überall, wo wir sie entdecken, wohl gefällt. Der Künstler ahmt dieses Verfahren der Natur nach, wenn sein Genie (die Natur in ihm) die Mannigfaltigkeit der Gedanken und Bilder auf eine zweckmäßige Weise ordnet, und sie zur Darstellung einer Idee verknüpft.)

knüpft.) Um zu wissen, was wirklich schön oder häßlich ist, muß der Künstler auf die Ursachen zurück gehn, warum diese oder jene Form schöner als die andre genannt wird, oder einen angenehmern Eindruck macht. Wenn nun alle Figuren aus einfachen Grundzügen bestehn, die nur auf eine unendlich verschiedne Art mit einander verbunden sind, so wird es bey der Erforschung jener Ursachen nöthig seyn zu untersuchen: 1) Welches die ersten Grundzüge sind, aus denen alle Umrisse der Körper bestehn? 2) Warum dieser oder jener Grundzug einen angenehmen oder widrigen Eindruck auf uns macht? oder mit andern Worten, warum er uns schön oder häßlich scheint?

Vierter Brief. Fünfter Brief. Ueber den mathematischen Punkt und die verschiedenen Arten von Linien.

Sechster Brief. Von der geraden Linie. Sie scheint in allem, was den Charakter einer genauen Regelmäßigkeit mit sich führen soll, den Vorzug zu behaupten und den Grund dieser Regelmäßigkeit in sich zu enthalten. Ein in schiefen Winkeln gebautes Haus misfällt; und der Grund des Vorzugs, welchen wir in diesem Falle der geraden Linie geben, liegt vermuthlich in den Ideen der Regelmäßigkeit, der Dauer, und der leichtern zweckmäßigen Eintheilung. (Hier entspringt aber das Wohlgefallen nicht aus der Wahrnehmung der Schönheit, sondern aus der Beziehung der Form auf einen gewissen Begriff von dem Gebrauch einer Sache. Ueberhaupt aber scheint es vergeblich

zu

zu seyn, den Grund des Wohlgefallens an einfachen Linien aufzusuchen, da bey ihnen gar kein Geschmacksurtheil statt findet. Der zweckmäßigen Verbindung mannigfaltiger Linien zu einer Form kann Schönheit beygelegt werden, aber nicht den einzelnen Elementen dieser Form.) Der geraden Linie fehlt es bey allen ihren Vorzügen an der Mannigfaltigkeit, und sie ermüdet daher, wenn wir sie allzu oft wahrnehmen. Bey solchen Gegenständen also, wo es nicht darauf ankömmt, festgesetzte Verhältnisse, Festigkeit und Dauer, ohne große Anstrengung zu übersehn, muß, nach dem Beyspiele der Natur, mit der Regelmäßigkeit zugleich Mannigfaltigkeit verbunden werden. Stellungen und Formen also, die sich der geraden Linie nähern, oder selbst in die gerade Linie hineinfallen, erregen wegen des Mangels der Mannigfaltigkeit keine angenehme Empfindungen, in so ferne der Gegenstand nicht eine genaue Regelmäßigkeit erfordert.

Siebenter Brief. Noch viel mehr wird dieses der Fall bey Parallel-Linien seyn. Der häufige Gebrauch derselben beleidigt also den Geschmack, obschon die Natur sie nicht immer vermieden hat. Man trift in einem Walde zuweilen einige, die in paralleler Richtung neben einander stehn; (und wir setzen hinzu, daß uns diese Regelmäßigkeit in der Natur jederzeit gefällt, so lange wir nur nicht vermuthen dürfen, daß die Kunst ihre Hand im Spiel gehabt habe): aber dieß geschieht bey der großen Menge der Bäume in der Natur verhältnißmäs-

sig gegen die wenigen, die in den Werken der Kunst vorgestellt werden, so selten, daß es dort nicht auffällt, da es hier hingegen dem Auge lästig werden würde. Man kann dieses unter die Abweichungen der Natur rechnen, die der Künstler nicht nachzuahmen hat. (Diese Regel scheint doch so, wie sie hier aufgestellt wird, etwas willkührlich zu seyn, zumal nach dem, was oben von der Nachahmung der Natur gesagt worden ist. Es bleibt immer eine sehr auffallende Erscheinung, daß uns derselbe Gegenstand in der Natur vergnügen, und in der Kunst, ihrer Nachahmerinn, mißfallen soll. Die Auflösung derselben ist in der Bemerkung enthalten: daß die Natur dann schön ist, wenn sie als Kunst erscheint; die Kunst aber dann, wenn wir uns bewußt sind, sie sey Kunst, und doch als Natur erscheint.)

Diesem Briefe sind einige Gedanken über die ehemals gewöhnlichen regelmäßigen französischen, und die jetzigen sogenannten englischen Gärten beygefügt. Um die Begriffe nicht zu verwirren, sollte man immer mit den Wörtern Garten und Gartenkunst, den Begriff der Regelmäßigkeit verknüpfen; und einen Ort, wo diese verbannt ist, sollte man lieber eine verschönerte Landschaft nennen. So wie also die Anlegung der französischen Gärten eine Beschäftigung des Baukünstlers ist, so muß man dagegen bey Anlegung eines englischen Gartens den Landschaftsmaler vorzüglich zu Rathe ziehn. Soll aber ein englischer Garten nichts anders als eine verschönerte Land-

schaft

schaft seyn, so ist es lächerlich zu glauben, daß ein kleiner Raum durch Anlegung einiger krummen Gänge, in denen etwa ein Paar Monumente und ein Tempel stehn, in einen englischen Garten umgeschaffen wird; denn eine verschönerte Landschaft läßt sich in einem kleinen Raum weder denken noch einschließen.

Eben so, wie unser Verf., beurtheilt Kant die Lustgärtnerey als eine Gattung der Malerey. Diese, sagt er, giebt nur den Schein der körperlichen Ausdehnung: jene giebt zwar diese Ausdehnung selbst, aber nur den Schein einer Benutzung und Gebrauchs zu andern Zwecken, als blos für das Spiel der Einbildungskraft in Beschauung ihrer Formen. Sie ist nichts anders, als die Schmückung des Bodens mit derselben Mannigfaltigkeit, womit ihn die Natur dem Anschauen darstellt, nur anders und angemessen gewissen Ideen zusammen gestellt. Die schöne Zusammenstellung körperlicher Dinge aber ist auch nur für das Auge gegeben, wie die Malerey, und der Sinn des Gefühls kann keine anschauliche Vorstellung von einer solchen Form verschaffen.

Wenn die Frage von dem Vorzuge der einen oder der andern Gattung ist, fährt Hr. v. R. fort, so muß man erwägen, daß hier keine allgemein befriedigende Antwort gegeben werden kann. Vieles kömmt auf die individuelle Beschaffenheit des Ortes an, wo der Garten angelegt werden soll; und es ist Thorheit, an einen englischen Garten zu denken, wo die Natur ihre Beystimmung versagt.

Die französischen Gärten haben den wichtigen Vortheil, daß sie auch an solchen Orten, wo die Natur mit ihren Reizen nicht sehr freygebig gewesen ist, angelegt werden können. Wenn ferner die eine Gattung uns mehr den Genuß der schönen Natur gewährt, so scheint die andre für den Genuß gesellschaftlicher Vergnügungen geschickter zu seyn. Wo ein Pallast oder ein schönes Landhaus unmittelbar mit einem Garten verbunden werden soll, ist es rathsam, dem französischen Geschmack zu folgen, wenn es auch nur um der Harmonie willen wäre, welche aus der Verbindung eines regelmäßigen Gartens mit der Architektur des Gebäudes entspringt. *) Aber man verbanne aus solchen Gärten alle geschmacklose Spielereyen, und allen unnützen Zwang, und sie werden immer Vergnügen, obgleich von einer andern Art gewähren, als diejenigen, welche die Natur in ihren freyen Schöpfungen nachahmen.

Achter Brief. Noch etwas über die geraden Linien in der Natur und von den Winkeln.

Neunter Brief. Bey der Darstellung des menschlichen Körpers müssen alle geometrische Figuren, unter denen die eckigten und Winkelformen die zahlreichsten sind, so viel es ohne Verletzung der Wahrheit geschehn kann, vermieden werden. Die-

*) Beynahe aus denselben Gesichtspunkten ist die hier aufgeworfene Frage untersucht und beantwortet in dieser Bibliothek B. 48. 2. St. 261 S.

Dieſes findet aber hauptſächlich dann ſtatt, wenn die Natur in Ruhe iſt. Bey heftigen Leidenſchaften, in denen ſchnelle Uebergänge aus einer Empfindung in die andre erfolgen, vermeidet ſie die Winkel nicht.

Zehnter Brief. Ueber die priſmatiſchen Farben.

Eilfter Brief. Einige Vorkenntniſſe der Perſpektive.

Zwölfter Brief. Vom Licht und Schatten. Die Behandlung der Schatten iſt vielleicht der ſchwerſte Theil der ganzen Farbengebung. Von ihr hängen nicht nur Schönheit, Lieblichkeit und Harmonie der Farben, ſondern zum Theil auch Schönheit und Feinheit der Geſtalten ab.

Dreyzehnter Brief. Von der Wellen-Linie. Sie verbindet die größte Einfachheit mit der meiſten Mannigfaltigkeit. Die Circul-Linie hat zwar die letzte Eigenſchaft, aber nicht die erſtere. (Dieſes dürfte doch nur eine blos willkührliche Annahme ſeyn. Wie könnte es einer Linie an Einheit fehlen, in welcher ſich alle Punkte auf Einen unveränderlichen Punkt beziehn? Wenn nun aber doch die Circul-Linie in der Kunſt ſelten brauchbar iſt, ſo giebt es hiervon keinen andern Grund, als weil dieſe Form nur nach einer feſten und unveränderlichen Regel möglich iſt, und daher bey ihrem Anblick die Vorſtellung einer freyen Operation gänzlich verſchwindet.) Man ſieht aus der Erfahrung, daß alle Formen, die zu ſehr circulförmig ſind, nichts edles haben, und keine angenehme Empfin-

dung verursachen. Die wellenförmige Schlangenlinie hält das Mittel zwischen der geraden und der Circul-Linie; aber sie muß weder zu sehr noch zu wenig gebogen seyn. Die Grundlinie der reizendsten Statuen des Alterthums ist diese Wellenlinie. Sie herrscht ausschließend bey dem schönsten Tanze, der Menuet.

Mit dieser Untersuchung schließt die zweyte Abtheilung, aber wie es scheint, noch nicht das ganze Werk. In demjenigen, was sich nach der Anlage desselben noch erwarten läßt, wird es zu vielen, Künstlern und Liebhabern interessanten, Bemerkungen Gelegenheit geben, und es ist nicht zu zweifeln, daß der Verf., bey seiner bekannten Kenntniß der Kunst, diese Gelegenheit auf das zweckmäßigste benutzen werde.

VII.

Charakter der Rohdischen Kupferstiche.

Die Nadel des Herrn Bernhard Rohde in Berlin gehört unter die geistreichsten, die wir haben, und die Blätter dieses Meisters zeichnen sich durch eine solche Originalität aus, daß sie auf beständig einen Platz in den Sammlungen der Liebhaber verdienen werden. Es scheint daher wohl der Mühe werth zu seyn, ihren Charakter näher

näher auseinander zu ſetzen, und ihren Werth genauer zu beſtimmen.

Man kann im Allgemeinen ſagen, daß der Styl des Hrn. Rohde in ſeinen geätzten Blättern eine Vermiſchung des Franzöſiſchen aus Bouchers Schule und des Niederländiſchen aus der Rembrandtiſchen ſey. Gemeiniglich hat er Sujets aus der profanen und heiligen Geſchichte zu ſeinen Darſtellungen gewählt. In allen dieſen Stücken zeigt ſich diejenige Leichtigkeit des Ausdrucks, welche wir mit der Gabe ſich in der Unterredung leicht verſtändlich zu machen vergleichen mögten. Man erräth ſo gleich, was die Figuren bedeuten ſollen. Aber man erräth es auch nur; überzeugen kann man ſich nie, daß die dargeſtellten Perſonen in der angedeuteten Lage ſich ſo haben gebährden können, wie das Blatt ſie zeigt. Die Mienen des Geſichts ſind entweder unbedeutend, oder verfehlt, und fallen ins Pöbelhafte und Gemeine. Die Stellungen ſind kalt oder übertrieben. Kurz! die poetiſche Erfindung iſt in Herrn Rohdens Werken von gar keinem Werthe.

Deſto größer iſt das Verdienſt unſers Künſtlers in Rückſicht auf die maleriſche Erfindung, und hier zeigt er ſein bildendes Künſtlergenie. Er gruppirt ſeine Figuren ſehr gut, ſowohl in Rückſicht auf das Wohlgefällige der Maßenumriſſe, als auf die pikante Würkung des Helldunkeln. Dagegen iſt er wieder in der Wahl ſeiner Formen einzelner Menſchen einförmig und gemein. Man hat von ihm eine Vorſtellung des Antonius und der

Cleopatra, worauf die letzte als eine feile Dirne von der niedrigsten Art erscheint. Was diesen Fehler noch erhöht, ist, daß sie nicht einmal wahr und richtig gezeichnet sind. Herr Rohde ist manierirt, er giebt seinen schwerfälligen Figuren die Völligkeit des Fleisches und das Kleinliche der Extremitäten, welches die Zeichnungen von Boucher und andern Franzosen so sehr charakterisirt.

Die weiblichen Gesichter sind besonders häßlich, und zeichnen sich zu gleicher Zeit durch Grämeley und geziertes Wesen aus. Sie sehen sich alle unter einander ähnlich. Die Muskeln sind durchaus unrichtig in Form und Lage. Die Gewänder sind blos nach den Forderungen des malerischen Effekts geworfen: sie verstecken das Nackende, und die Natur ist dabey nicht zu Rathe gezogen.

Das Helldunkle ist zuweilen unvergleichlich in seinen Stücken, und hierin sind sie den Diederichschen völlig an die Seite zu setzen.

Der Plan ist vortreflich ausgehöhlt. Die vordersten Figuren treten sehr hervor, und die hintersten weichen ungemein zurück. In einigen Stücken dürfte inzwischen dieser Abstand zu stark seyn, und der Mittelgrund zu sehr verschwinden.

Das Hauptverdienst unsers Meisters dürfte aber in der äußerst geistreichen Behandlung der Nadel zu suchen seyn. Er schreibt damit, als mit der Feder, und weiß die geringsten Zufälle zu seinem Vortheile zu nutzen. Hin und wieder hat er sich in den Schatten der getuschten Manier bedient,

dient, welches einen ſehr ſanften Ton hervor bringt. Im Ganzen kann man ſagen, daß die Hauptvorzüge unſers Meiſters als Kupferſtecher in der äuſſerſten Leichtigkeit beſtehen, die Figurenſprache zu ſprechen, maleriſch zu gruppiren, maleriſch zu beleuchten, und die Nadel mit Geiſt zu führen. Daß hingegen ſeine Hauptfehler in dem Mangel an wahren Ausdruck, in einer unkorrekten Zeichnung, in der Wahl gemeiner Figuren, und in der Einförmigkeit der Geſichtsbildungen zu ſetzen ſind.

VIII.

Beſchreibung der Gemäldeſammlung des Königs von Schweden, in der großen Gallerie des Stockholmer Schloßes.

(Fortſetzung.)

Der wahre Kenner affektirt keinen ausſchließenden Geſchmack. Alles, was den Stempel des Talents trägt, hat einen Werth in ſeinen Augen. Die einfachen und rohen Gegenſtände, von einem Snyders behandelt, ziehen ſeine Aufmerkſamkeit eben ſo wohl auf ſich, als die herrlichen Compoſitionen eines Titian oder Rubens.

In der Gallerie des Stockholmer Schloßes ſieht man folgende Gemälde von Snyders.

*) Ei-

1) Eine Tafel, auf der verschiedner Vorrath für die Küche ausgebreitet ist, z. B. ein getödtetes und ausgenommenes Reh, ein Reiger, ein wilder Schweinskopf, ein Seekrebs, verschiedene Küchenkräuter, Früchte, und ein Körbchen mit Trauben. Ein Hund schnüffelt nach dem Wildpret, und ein Affe schielt lüstern nach den Früchten. Ein Papagey beobachtet sie mit einer mit Furcht vermischten Aufmerksamkeit. Dieß mit einem kräftigen Pinsel entworfene Gemälde machte sonst eine Zierde der Sammlung des Grafen Tessin aus.

2) Eine Nische, besetzt mit einer goldnen Vase voll Weintrauben, deren Blätter nachläßig auf den erhöhten Fuß der Vase herabfallen. Unten sieht man frische Feigen, offne Granatäpfel, eine Schüssel von japanischem Porzellan, ein Weinglas und Weintrauben von verschiedenen Farben. Dieses kleine Gemälde macht sehr starken Effekt, so fein und mühsam die Arbeit auch ist. Das Basrelief der Vase täuscht das Auge, und wenn man die Trauben ansieht, so bekömmt man den Mund voll Wasser.

3) Ein großes Gemälde, das Adler vorstellt, die auf Reiger Jagd machen. Einige haben schon ihre Beute erreicht; andere drohen, Theil an ihr nehmen zu wollen. Eine von dem Kampfgeräusch aufgeschreckte Schlange steckt den Kopf aus den Schmarozerpflanzen, die den Fuß eines alten Baums bedecken, und ihre Stellung drückt das Zischen so natürlich aus, daß man es fast zu hören glaubt.

4) Ein

4) Ein anderes groſses Gemälde ſtellt einen Hund vor, der einen Topf umzuwerfen ſucht, um mit gröſserer Gemächlichkeit eine Kalbsleber verzehren zu können.

5) Zwey Hunde um einen zerlegten Ochſenkopf. Dieſes Gemälde dient dem vorigen zum Pendant.

Auſser dieſen Gemälden von Snyders in der Sammlung des Königs, findet man noch in Schweden mehrere Arbeiten dieſes Meiſters, von denen die vornehmſten ſind: eine wilde Schweinsjagd, die Sr. Exc. dem Grafen von Gyllenſtierna gehört; ein Gefecht zwiſchen zwey Hähnen, in Beyſeyn einer groſsen Anzahl Vögel von verſchiedenen Gattungen, die alle mit dem Auftritte beſchäftigt zu ſeyn ſcheinen; doch glaubt man zu bemerken, als nähmen die Hühner vorzügliches Intereſſe an dem Kampfe. Das Gemälde gehört dem Herrn Grafen von Sparre in Gothenburg. Drey groſse Gemälde, verſchiedene Jagden vorſtellend, zwey andere, zu denen die Sujets aus dem Aeſop entlehnt ſind, und ein etwas kleineres, auf dem man einen Hund auf der Wache bey einem Haufen rohen Fleiſches erblickt. Dieſe gehören ſämmtlich dem Hrn. Kammerherrn Degeer von Finſpong. Eine Fuchsjagd in der Sammlung des Hrn. Grill, Director der indiſchen Compagnie und Ritter des Waſaordens. Eine Bärenjagd in der Sammlung des Hrn. Peil, Ritter deſſelben Ordens. Ein getödtetes und an den Hinterfüſſen aufgehängtes wildes Schwein in der nämlichen

Samm-

Sammlung. Eine Löwenjagd in der Sammlung des verstorbenen Staatssecretär Benzelstierna. Ein kleines artiges Gemälde, eine Katze und Vögel vorstellend, in Hrn. Suthers Gallerie. Ein sehr großes Gemälde mit einem alten Mann (wahrscheinlich Adam van Oorts, Snyders Schwiegervater) Geflügel auf einem Tisch ausgebreitet und eine Katze unter dem Tisch, im Besitz von Hrn. Bolander, Hofmaler. Ein kleines Gemälde, ein Eichhorn neben einem Körbchen voller Weintrauben und einer Schüssel voll Erdbeeren, dem Kaufmann, Hrn. Groen gehörig. Dieses letztere Stück, das ursprünglich auf Holz gemalt war, ist von Hrn. Hallblad, von dem wir schon mehr als Einmal zu sprechen Gelegenheit gehabt haben, auf Leinwand übergetragen worden.

Franz Snyders, geboren zu Antwerpen 1579. legte sich in seiner ersten Jugend nur auf Fruchtmalerey; bald aber entwickelte sich sein ungestümmes Genie. Niemand hat besser als er lebendige und wilde Jagdscenen geschildert. Die kriegerische Hitze der Hunde, der wilde Muth der Raubthiere beleben die unbebauten düstern Landschaften, die sich in der Tiefe von Waldungen aufschließen, und setzen unsre Sinne in Schrecken, indeß die Gefahr des furchtsamen Rehs oder die Thränen, die aus seinen Augen fließen, eine sanfte Theilnahme einflössen, und machen, daß wir im Geist zu seiner Rettung eilen. Benedetto Castiglione hatte sich schon in dieser Gattung hervor gethan; Snyders ging nach Italien, seine Arbeiten

ten zu sehen, und lernte selbst viel von ihm; endlich aber übertraf er seinen Lehrer eben so, als er zuvor seine Landsleute übertroffen hatte. Unter diesen erkannte Rubens Snyders Ueberlegenheit in diesem Theile der Kunst ohne alles Bedenken an, daß er oft auf einer und derselben Leinwand mit ihm arbeitete. In dem erzbischöflichen Pallast von Brügge sieht man vier große Gemälde, die Elemente vorstellend, auf welchen die Figuren von Rubens, die Thiere und Früchte aber von Snyders sind.

Dieser Maler starb 1657. und ließ verschiedene gute Schüler zurück, von denen aber keiner den Ruhm seines Meisters verdunkelt hat.

Eine Landschaft von Jacob von Heusch, 16 Zoll hoch und achtzehn breit. Hier wird das Auge durch die glückliche Verbindung einer Menge verschiedener Gegenstände geschmeichelt. Eine Ebene von Bergen und Waldung eingefaßt, der helle Spiegel eines ruhigen Sees, der mit dem wilden Anblick und der stürmischen Bewegung eines herabstürzenden Bergstrohms kontrastirt, Figuren von einer eben so richtigen als kühnen Zeichnung, alles das, von einem heitern Himmel und der Frische des Frühlings beseelt, erregt die angenehmsten Gefühle.

Der Kenner bedauert, daß man hier nur dieß Eine Gemälde von diesem Künstler findet. In ganz Schweden kennt man überhaupt nur noch zwey Stücke von ihm, einen Seehafen und eine arkadische Gegend, beyde von gleicher Größe, 27

Zoll

Zoll hoch, und 20 breit, und mit gleichem Zauber der Kunst gearbeitet. Sie gehören Hrn. Deron, einem Kaufmann und Schwager des Hrn. Breda, dessen Sammlung allen Liebhabern, die im Lande gewesen, bekannt ist.

Jakob von Heusch war 1657 zu Utrecht geboren. Sein Oheim, Wilhelm von Heusch, gab ihm den ersten Unterricht, und der Neffe ahmte anfangs die Manier desselben so täuschend nach, daß es Mühe kostete, ihre Arbeiten zu unterscheiden. Allein bald überzeugte sich der Zögling von dem Hauptfehler der flämischen Schule, der unrichtigen Zeichnung der Figuren. Er ging nach Italien, legte sich mit großem Eifer auf das Zeichnen, und gewann in der Malerey der Manier des Salvator Rosa den meisten Geschmack ab, so daß er von der flämischen Schule nichts als das Colorit beybehielt.

Seine meisten Landschaften bestehen aus italienischen Gegenden, die er nach der Natur skizzirt hatte. Er hatte sich in diesem den Künsten günstigen Lande viele Freunde erworben, und würde wahrscheinlich hier seine Laufbahn vollendet haben, wenn er nicht durch den berühmten Grafen von Dankelmann an den königlich Preußischen Hof gerufen worden wäre. Der unvermuthete Sturz dieses Ministers war Schuld, daß er nicht wirklich angestellt ward. Er ging in sein Vaterland zurück, und die zahlreichen Aufträge, die er von Italien aus erhielt, verhinderten ihn viel für seine Landsleute zu arbeiten. Er starb plötzlich zu Amsterdam 1701.

Wir

Wir kehren zur Beschreibung der königlichen Gallerie zurück. Man findet hier zwey Gemälde von Jakob Ruisdael. Das eine stellt eine Hütte, einen Mann, der mit Schnepfen zu Markte geht, und eine Frau vor, die ein Kind auf dem Rücken trägt. Das andere besteht aus einer Landschaft mit Bergen, die mit Bäumen und Buschwerk bedeckt sind. Die Figuren sind von Lingelbachs Hand.

Da das große Talent Jakob Ruisdaels in Landschaften, Ströhmen, Bäumen und Laubwerk bestand, so trug er häufig die Ausführung der Figuren andern Malern auf. Noch ein Beyspiel davon sieht man in der Sammlung des Herzogs von Ostgothland. Dieß ist eine reizende Landschaft, die linker Hand eine sanfte beschattete Anhöhe, und rechts eine Ebene voll Rinderheerden hat. Einzelne zerstreute Wölkchen sind mit einem zarten und durchsichtigen Roth gemischt. Auf diesen luftigen Grund sind die Figuren gemalt, die die Anhöhe besetzen. Sie rühren von Adrian van de Velde her, und sind dieser schönen Composition würdig.

Gemälde von Jakob Ruysdael sind in Schweden nicht selten. Der Baron v. Langerbielke besitzt eines derselben, mit einem Strohm und einer Mühle; Herr Peil, eine große Landschaft, reich an Holz und mit Figuren, vier Zoll hoch; Herr Knigge eine andere große Landschaft mit einem dichten Wald, dessen Schatten auf eine auffallende Weise mit der Glut, die die Ebene drückt, und

mit dem von Dünsten bedeckten Horizont kontraſtirt.

Jakob Ruysdael ward 1640 geboren. Sein Vater beſtimmte ihn für die Arzneygelahrheit, und er ſtudierte dem Willen deſſelben gemäß. Sein Geſchmack für die Malerey muß ſich gleichwohl ſchon früh entwickelt haben, weil man Gemälde von ihm beſitzt, die er in ſeinem zwölften Jahre verfertigt hat. Im reiferm Alter ergab er ſich ganz der Kunſt. Man ſchätzte ihn gleich ſehr wegen ſeiner Talente und ſeiner Tugenden. Sein alter und ſchwächlicher Vater war der Gegenſtand ſeiner ganzen Zärtlichkeit und aller ſeiner Sorgen. Er lebte nur zu kurze Zeit, und ſtarb, von jedermann bedauert, zu Haarlem 1681.

Sein älterer Bruder, Salomo Ruysdael, war gleichfalls ein Maler, aber weniger bekannt. Doch finden ſich in der Sammlung des Königs zwey Gemälde von ihm. Das eine ſtellt eine Landſchaft mit Hirten und Kühen, das andre den Eingang eines Seehafens mit Schiffen vor.

Gerard van Heep iſt ein anderer wenig bekannter flämiſcher Maler. Seine Arbeiten beſitzen gleichwohl große Verdienſte. Die Gallerie des Königs von Schweden hat von ihm ein Gemälde, das den Einzug Chriſti in Jeruſalem vorſtellt, mit einer großen Anzahl Figuren, beſchäftigt, Zweige von den Bäumen zu hauen und den Weg damit zu beſtreuen. Sie ſind zwölf Zoll hoch. Seine Manier gleicht der von Rubens ſehr, und noch mehr ſein Colorit. In dem Kabinet des Herzogs von

Oſt-

Oſtgothland ſieht man noch ein Gemälde von derſelben Hand: eine Bauernfamilie, die vor dem Tiſch betet. Die Figuren haben eine Größe von acht Zoll. Zeichnung und Colorit ſind von gleichem Werth mit jenem. Es fällt ſehr ſchwer, ſeine Gemälde von denen von Rubens zu unterſcheiden. Noch ein drittes von ihm in Schweden beſitzt ein Herr Groen, Eigenthümer von Welling. Es ſtellt ein Dorffeſt mit vielen Figuren von ſieben bis acht Zoll Höhe vor. Dieſes Gemälde, das vortreflich ausgeführt, und vorzüglich in den Köpfen einen hohen Grad von Vollendung hat, auch ſehr wohl erhalten iſt, beſitzt in den Augen der Kenner einen deſto größern Werth, je ſeltner die Arbeiten dieſes Künſtlers ſind. Guarentini ſagt, er habe von van Heep in Liſſabon vier Gemälde in vier verſchiedenen Sammlungen von Seltenheiten geſehen. Sie ſind in einem Geſchmack, den man Bambochades nennt, und er ſpricht von ihnen als Meiſterſtücken, auf welche die Beſitzer einen ungemeinen Werth legten. Schade, daß man von der Perſon und dem Schickſal eines Künſtlers von dieſem Verdienſt nicht die geringſte Nachricht aufzutreiben weiß. Dieß iſt noch bey einigen andern Malern der niederländiſchen Schule der Fall, deren Arbeiten man bewundert, ohne die geringſte Nachricht von ihren Urhebern zu haben. — Es giebt in Schweden Gemälde von einem H. Janſſen, einem Maler von vorzüglichem Talent, von dem die Schriftſteller kein Wort ſagen. Eines ſtellt ein Blindekuhſpiel vor, und gehört dem Oberſtallmei-

ſter Baron von Hamilton, das zweyte, das man die Abendgeſellſchaft von gutem Ton nennen könnte, befindet ſich in Elkarok, einem Landguth, das zu den Minen des Hrn. Thomas Thortie gehört. Das Gemälde iſt mit dem Namen des Künſtlers und mit der Jahrzahl 1652 bezeichnet: dieß, und das Coſtume beyder Stücke beweißt, daß Janſſen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt haben muß. Die Holländer nennen ihn Janſſen den Tänzer, (Janſſer de Danſer) wegen der luſtigen Sujets, die er bearbeitete.*) Sie ſchätzen ſeine Arbeiten ſehr.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Biographiſche Nachrichten.

Den 6. December ſtarb zu Paris die berühmte Frau Riccoboni in ihrem 79ſten Jahre. Ihre Romane ſind ſchon ſeit langer Zeit in und außer Frank-

*) Dieſer Zuname könnte auch wohl von der Lebensweiſe des Künſtlers hergenommen ſeyn. Ein Tänzer und ein liederlicher Menſch ſind in Holland Synonyme.

Anm. des Ueberſ.

Frankreich allgemein bekannt und geſchätzt. *) Gefühl, Eleganz und ungemeine Feinheit charakteriſiren ihre Werke überhaupt, und mehrere von ihnen, z. B. der Marquis de Creßy, Julie Catesby, Erneſtine ꝛc. werden ihr auch bey der Nachwelt neben den liebenswürdigen Verfaſſerinnen der Zaide und der Prinzeſſinn von Cleve, des Grafen von Comminge **) (der Mad. Tencin) und der Peruvianiſchen Briefe (der Mad. Graffigny) eine Stelle verſichern.

Von Perſonen, die durch ihre Talente berühmt geworden ſind, wünſcht man gern, ſo viel

*) Im Deutſchen beſitzen wir eine trefliche Ueberſetzung und Bearbeitung derſelben: Der Frau Marie Riccoboni beſte Werke, beſtehend in Romanen, Briefen und Erzählungen. Aus dem Franzöſiſchen frey überſetzt, und zum Theil ganz neu bearbeitet von Anton-Wall. 4 Bände. Leipz. 1782. 8. Dem erſten Bande iſt ihr Leben vorgeſetzt.

**) Man darf nicht fürchten, daß man je dieſes reizende Produkt, das ein Meiſterſtück von Intereſſe und Styl iſt, mit dem Drama gleiches Namens verwechſeln wird. Dieſes lächerliche und barbariſche Werk eines düſtern und froſtigen Declamators konnte ſich nur durch die ſonderbare Neuheit des Coſtume eine Weile erhalten, und zwar nur zu einer Zeit, da das Vergnügen, Klöſter und Mönche auf der Bühne zu ſehen (eine vorher unerhörte Erſcheinung!) die ſchlechteſten Rhapſodien durchſchlüpfen ließ.

möglich, auch von ihren Eigenſchaften als Menſchen, von ihrem Betragen im bürgerlichen und geſelligen Leben zu erfahren. Alles, was wir bis jetzt unſern Leſern darüber mittheilen können, ſind zwey Briefe, deren erſter von einer alten und würdigen Freundinn der Verf. an La Harpe gerichtet iſt. Im zweyten hat Mad. Riccoboni ſich ſelbſt zu ſchildern verſucht.

Lettre au citoyen Labarpe.

Vous me demandez des faits particuliers, propres à faire connoître mon amie; je vais vous inſtruire du petit nombre de ceux que je n'ai point ignorés.

Marie Jeanne de la Borras, ſans un événement fâcheux, arrivé dans ſa famille, peu d'années après ſa naiſſance, auroit pu jouir d'une fortune conſidérable, mais cet événement, dont les détails ſeroient longs et peu intereſſans aujourd'hui, détruiſit ſes eſperances, et la priva des avantages que procurent ordinairement les richeſſes. Douée d'un eſprit vif, pénétrant, d'un goût naturel, elle cultiva l'un et l'autre par la lecture. A 21. ans elle épouſa François Riccoboni, diſtingué dans le monde par ſes connoiſſances, et ſur le théâtre italien par ſon mérite. Ce mariage la conduiſit à ſuivre la même carriere; une belle figure, un ſon de voix agréable, une prononciation parfaite, de la nobleſſe dans ſon jeu, pouvoient en faire une actrice très-remarquable; mais les jalouſies, les tracaſſeries, les dégoûts de toute eſpêce attachés à cet état, la rebuterent promptement; elle n'exerça plus ſa profeſſion qu' avec répugnance, négligea ſes talens,

lens, e demeura ſeulement une actrice ſenſée: ce qui n'attire pas l'admiration du public. Des chagrins domeſtiques troublerent longtems ſa vie, elle rend compte des motifs qui la déterminerent à écrire, dans ſa lettre à M. Thickneſſe, celles de Fanni furent ſon premier eſſai: elles eurent un grand ſuccès; mais de tous ſes ouvrages c'eſt celui qu'elle eſtimoit le moins. Elle reſta quelque tems anonyme, une indiſcretion de ma part la décela; entendant un jour faire en ſa préſence un éloge très flatteur de ces mêmes lettres de Fanni, qu'elle écoutoit avec un ſang froid que je ne pus imiter, un mouvement involontaire me fit m'ecrier: c'eſt elle qui les a faites! Dès qu'elle fut connue, on lui diſputa ſes ouvrages; c'eſt la regle, ſurtout à l'égard des femmes. Cette éſpece d'envie m'a toujours paru bien abſurde, bien mal-adroite; car enfin on eſt contraint d'accorder à un autre le mérite dont on veut priver ſon véritable poſſeſſeur. Très-difficile pour elle même, Mad. Riccoboni employoit beaucoup de tems à ſe corriger, et ſe trouvoit rarement ſatisfaite; Mad. de Sévigné et Mad. de Lafayette la charmoient toujours. Ces deux femmes célébres étoient les modeles ſur lesquels elle prétendoit s'étre formée; mais ſi l'amitié ne m'aveugle point, elle a ſurpaſſé la dernière. L'âge où elle étoit parvenue ſans aucune infirmité, laiſſoit eſperer qu'elle pouſſeroit ſa carriere encore plus loin; mais hélas! elle ne ſouhaitoit plus de vivre, les malheurs dont elle avoit été témoin, ceux qu'elle prévoyoit, lui faiſoient deſirer la mort; et aux regrets éternels de ſes amis, ils ont vu ſes voeux exaucés. Voilà les ſeuls faits que je puiſſe vous offrir: ils ne ſont pas tous intéreſſans; mais vous êtes le maître de n'en

faire aucun uſage. I'y vais joindre ſon portrait tracé par elle même et inſéré dans un petit ouvrage intitulé *l'Abeille*; ce portrait eſt fort reſſemblant.

»Ma taille eſt haute; j'ai les yeux noirs, et le »teint aſſez blanc; ma phyſionomie annonce de la »candeur, mes procédés ne l'ont point encore démen»tie: en parlant à une perſonne que j'aime j'ai l'air »vif et gai, très-froid avec les étrangers; je traite »durement ceux que je mépriſe, je n'ai rien à dire à »ceux que je ne connois pas, et je deviens tout-à-fait »imbecille quand on m'ennuie.«

»Une vie ſimple et uniforme me procure une ſan»té parfaite; des chagrins réels, un long et triſte aſ»ſoupiſſement n'ont jamais pu l'altérer; mon hu»meur eſt inégale, elle dèpend de la ſituation de mon »ame; tous mes ſentiments ſe peignent ſur mon »front; je n'ai point l'art de me contraindre; en »m'abordant on lit dans mes yeux, ſi le ſerieux ou »l'enjouement préſidera à ma converſation.«

»J'ai des amis, j'en ai peu: s'il étoit poſſible d'en »cultiver beaucoup, je n'en pourrois chérir qu'un »petit nombre. L'eſprit m'amuſe ſans me ſédui»re; mais les qualités du cœur m'intéreſſent, m'atta»chent, et me plaiſent dans tous les tems. Je ne »ſuis pas riche; mais la modération m'a toujours pa»ru capable de ſuppléer à l'opulence; j'ai même pris »l'habitude, de ne pas me croire pauvre, en me com»parant à ceux qui jouiſſent d'une grande fortune, »parceque je n'ai pas leurs déſirs, et me paſſe de mil»le choſes ſans m'en priver.«

En ajoutant à ce portrait, que ſon auteur poſſédoit l'ame la plus vive, la plus ſenſible, étoit capable des procédés les plus nobles, les plus généreux; on connoitra

noitra parfaitement Mad. Riccoboni. Le receuil des ſes oeuvres compoſe 8 volumes.

Paris ce 6. Janv. 1793.

Biancolelli.

Lettre de Madame Riccoboni à M. Thickneſſe.

Vous me demandez, Monſieur, des particularités ſur ma vie, elles formeroient un article bien inſipide et bien peu étendu. Mon paſſage ſur ce globe ne peut ni exciter, ni ſatisfaire la curioſité de perſonne; l'eſpace étroit que j'y occupe laiſſe à peine appercevoir ſi je l'habite. Ni le monde, ni ſes amuſemens n'eurent jamais d'attrait pour moi, j'ai vécu dans un petit cercle, fuyant également les beaux eſprits et les ſots. Le deſir de me diſtinguer ne me rendit point auteur. Mes premiers ouvrages furent anonymes, et ceux qui parurent enſuite le ſeroient encore, ſi le hazard n'eût découvert mon ſecret. L'envie de quitter un état où j'étois déplacée, que l'habitude ne me rendit jamais ſupportable, l'eſpoir de remplacer par mon travail une partie de l'aiſance dont j'allois me priver, m'engagerent à riſquer mes foibles productions; l'indulgence qu'elles éprouverent pouvoit me procurer une fortune honnête, ſi la piraterie tolerée, même encouragée dans la librairie, n'avoit dérangé mes projets; j'ai enrichi des frippons, et tiré peu d'avantage de mes travaux littéraires. Les déſagrémens m'ont rendue à ma pareſſe naturelle, et j'aime mieux broder, ou faire de la tapiſſerie, que de tenir une plume pour le profit des contrefacteurs. Je ſuis fachée, Monſieur, de n'avoir point une hiſtoire intéreſſante à vous raconter; la vie d'une femme ſenſée offre rarement des faits dignes d'attention,

la mienne n'a pas été heureuſe. Ma jeuneſſe s'eſt paſſée dans la triſteſſe, peut-être eſt ce un bonheur pour moi. J'entends quelque fois des hommes ſur le retour ſoupirer, comparer les tems, rappeller des jours qui ne ſont plus, ſe plaindre de ceux dont ils jouiſſent encore; moi, je ne regrette rien, et mon état préſent me paroit le plus doux, que le ciel pût m'accorder dans ſa bonté. Indépendante, libre, vivant, depuis vingt cinq ans avec une amie, dont l'eſprit, l'égalité d'humeur, et le caractere aimable répandent un continuel agrément ſur notre ſociété, je goûte un tranquille repos. Nous ne connoiſſons ni les querelles, ni l'ennui; le mot *non* eſt banni d'entre nous. Les mêmes principes nous guident et rendent naturellement nos volontés ſemblables. Ainſi une éternelle concorde régne dans notre petit ménage. Voilà, Monſieur, tout ce que je puis vous apprendre de moi, et je doute qu'après ma mort on en ſache d'avantage. Je ſuis etc.

Riccoboni.

Die ſchönen Wiſſenſchaften haben vor kurzem durch den Tod des Hrn. Nicolas Germain Léonard, (Verf. der neuen Clementine, der beyden Freunde von Lyon, und verſchiedener Sammlungen von Gedichten) einen ſchmerzhaften Verluſt erlitten. Dieſer ſchätzbare Dichter und vortrefliche Menſch ſtarb vergangenen 26. Jan. zu Nantes. Er war zu Guadeloupe im März 1744 geboren. Eine lange Reihe von Jahren verſah er die Aemter eines Legationsſekretärs, und in der Folge eines Chargé des affaires de France mit Treue, Rechtſchaffenheit, und einer nicht geringern dazu erfor-

der-

derlichen Gewandheit des Geiſtes. Die Liebe zu ſeinem Geburtslande bewog ihn, ſich vor einigen Jahren in Guadeloupe niederzulaſſen. Seine Mitbürger baten und erhielten für ihn die Stellen eines: Iuge civil, criminel, de police, et de lieutenant-général par interim de l'amirauté de la grande terre, isle de la Guadeloupe. Wer die Werke Leonards geleſen hat, beſitzt auch ein treues Bild von der Güte ſeines Herzens, und einen Maaßſtab für ſein Talent. Er malt mit der Naivität eines La Fontaine und der Anmuth eines Geßner die Reize des Landlebens. Hätte nicht ſeine außerordentliche Beſcheidenheit ihm ſelbſt ſeinen eignen Werth am meiſten verborgen, ſo ſollte man glauben, er habe in ihnen abſichtlich ſeine eignen ſanften Sitten und ſeinen Charakter ſchildern wollen. Leonard lebte aus Geſchmack entfernt von dem Getümmel der Welt, und wenn er ſich genöthigt ſah, an zahlreichen Geſellſchaften Theil zu nehmen, ſo hörte er weit mehr, als er ſprach, und ging auf nichts weniger aus, als ſich bemerkt zu machen, und eine große Rolle in ihnen zu ſpielen. Im vergangenen Jahre hielt er ſich einige Zeit in Paris auf, und verließ es zu früh für diejenigen, die ihn genau kannten. Nur im vertrauten Umgang entfalteten ſich die Reize ſeiner ſchönen Seele. Seine Geſundheit, die ſchon lange her ſehr unſicher geweſen war, indem er ſich von den Folgen einer heftigen Krankheit nie ganz wieder hatte erhohlen können, fing von neuem an, ſeine Freunde mit Recht mehr als je für ihn beſorgt

ſorgt zu machen. Ende Decembers 1792. ging er von Paris nach Nantes, mit der Abſicht, nach Guadeloupe zurückzukehren: allein an eben dem Tage, wo er ſich einſchiffen wollte, ſtarb er.

Paris. Anfang Mays 1793. ſtarb hier Hr. la Place, der älteſte jetzt lebende Pariſer Schriftſteller. Er iſt vorzüglich als Verf. einiger geſchätzten Romane bekannt, die ſich, wenn auch nicht immer von Seiten der Erfindung und des Styls, doch durch die guten Grundſätze, die ſie vortragen, und die dem Charakter des Schriftſtellers Ehre machen, auszeichnen.

Ebend. Am 9ten Jul. dieſes Jahrs ſtarb Charles Villette, geweſener Marquis, Deputirter beym Nationalconvent, bekannt durch eine Sammlung kleiner flüchtiger Poeſien, noch mehr aber durch ſeine genaue Verbindung mit Voltaire, deſſen Wahltochter Mlle. de Varicourt er geheirathet hatte. Dieſes vortrefliche Frauenzimmer erhielt ihrem Gatten bis zu ſeinem letzten Augenblick eine gewiſſe Achtung bey dem Publikum, auf die er, nach dem eignen Geſtändniſſe ſeiner Freunde, wegen ſeiner moraliſchen Grundſätze nicht immer Anſpruch gehabt hätte. Gleich beym Ausbruch der Revolution ſchlug er ſich auf die Seite der Neuerer, und nahm an allen Poſſen- und Trauerſpielen derſelben, von denen das unglückliche Frankreich den Schauplatz abgeben muß, den thätigſten Antheil, an der triumphirenden Wanderung der Gebeine Voltairs nach dem Pantheon, und dem Blutgericht über Ludewig XVI. Außer ſeinen Gedichten

dichten kennt man noch von ihm eine Menge im Journal de Paris abgedruckter Briefe über Vorfälle aller Art, beſonders ſeit der Revolution, die mit Leichtigkeit und nicht ohne Witz geſchrieben ſind.

England.

Einige Nachrichten von dem Leben des Herrn John Hoole. Sein Vater war Samuel Hoole, ein Uhrmacher in London, ſeine Mutter Sara Drury, die ihn im December 1727 gebar. Er ward in einer Koſtſchule in Hertfordſhire von dem bekannten James Bennet, dem Herausgeber der Werke Roger Aſhams erzogen. In ſeinem ſiebenzehnten Jahre (1744) ward er als Schreiber bey der oſtindiſchen Compagnie angeſtellt, hing aber dabey, ſo viel ſeine Geſchäfte es verſtatteten, ſeinem Hang zum Leſen und zu den Wiſſenſchaften nach, und erwarb ſich gründliche Kenntniß des lateiniſchen und italieniſchen. Zu dem Studium der letztern Sprache bewog ihn die engliſche Ueberſetzung J. Harringtons vom Arioſt, die ihn ſo entzückte, daß er das Original ſelbſt zu verſtehen wünſchte. 1757 verehligte er ſich mit Suſanna Smith, einer Nichte des Biſchoff Stotſold in Hertfordſhire, und im folgenden Jahre fing er die Ueberſetzung von Taßos befreyten Jeruſalem an, und ließ einſtweilen die von Arioſt liegen, von der er ſchon einige Bücher fertig hatte. Um dieſe Zeit ward er mit dem D. Hawkesworth bekannt, der ihn ſehr zur Vollendung ſeiner angefangenen Arbeit aufmunterte, und ihm die Bekanntſchaft des berühm-

rühmten D. Johnſon verſchaffte, die mit der Zeit zur vertrauteſten Freundſchaft ward. Auf den Tod der Miß Wolffington gab er 1760 ein Gedicht (Monody) heraus, das eine Stelle in Pearch's Sammlung erhalten hat. 1763 erſchien ſeine Ueberſetzung des Taßo, die ihm die Bekanntſchaft des Hrn. Glover, Verf. des Leonidas, verſchaffte. Dieß war die erſte Arbeit, die unter ſeinem Namen erſchien, denn die Monody ſowohl, als noch zwey oder drey andere poetiſche Verſuche hatte er, ohne ſich zu nennen, drucken laſſen. Durch Johnſon ward er auch bey dem berühmten D. Warton eingeführt. Im Jahr 1767 gab er zwey Bände überſetzter Schauſpiele Metaſtaſios heraus. In demſelben Jahr ſchrieb er ſein Trauerſpiel Cyrus, von dem der Plan offenbar aus dem Cyro riconoſciuto des genannten italieniſchen Dichters entlehnt war. Johnſon gab dieſer Arbeit ſeinen Beyfall, ſie ward auf das Theater gebracht, und in Coventgarden mit Beyfall geſpielt. 1770 brachte er ein zweytes Trauerſpiel, Timanthes, nach Metaſtaſios Demafonte, auf die Bühne, das gleichfalls Glück machte, obgleich der bekannte Schauſpieler Powell, für den die Rolle des Timanthes beſonders geſchrieben war, noch vor Vollendung des Stückes mit Tode abging. 1773 gab er die zehn erſten Bücher des Orlando furioſo heraus, und war Willens mit dieſer Arbeit fortzufahren. Kurz darauf aber ward er in einem wichtigen Poſten bey der oſtindiſchen Compagnie angeſtellt, der ihn eine Zeitlang von ſeiner Lieblingsbeſchäftigung abzog.

Die

Die Unterſuchung der Angelegenheiten der Geſellſchaft, die damals von dem Parlament vorgenommen ward, nöthigte ihn zu Verfertigung einer Menge Rechnungen und Rapporte, die dem Unterhaus vorgelegt wurden. Auch wurde er mehrmals in Perſon vor beyden Häuſern verhört. 1775 erſchien gleichwohl ſein Originaltrauerſpiel Cleonice, Prinz von Bithynien. Der Aufführung deſſelben wurden viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Es ward endlich aufgeführt, aber mit geringem Beyfall, da die Schauſpieler ſich unter einander über die Vertheilung der Rollen entzweyten. Dieſer unangenehme Vorfall bewog Hrn. Hoole gänzlich vom Theater Abſchied zu nehmen. 1777 kehrte er auf Antrieb ſeiner Freunde, vorzüglich Glovers und Hawkesworth, zu ſeiner Ueberſetzung des Arioſt zurück, die auch wirklich vollſtändig in fünf Theilen 1783 erſchien. 1784 verlor er ſeinen Freund Johnſon, dem er in den drey letzten Wochen ſeiner Krankheit nicht von der Seite kam. Im Jahr 1785 ward er der Biograph ſeines Freundes Scott von Amwell, eine Arbeit, die eigentlich für D. Johnſon beſtimmt war. Zu Ende dieſes Jahrs legte er ſeine Stelle bey der oſtindiſchen Compagnie nieder, und ging im Jahr 1786 mit ſeiner Gattinn und ſeinem Sohne in das Kirchſpiel Abingar bey Dorting, wo letzterer ein geiſtliches Amt erhalten hatte. Seine Muſſe verwandte er auf die Ausführung einer Idee, die mehrere ſeiner Freunde und Kenner als einen Wunſch geäußert hatten. Er arbeitete nämlich

ſeine Ueberſetzung des Arioſt gänzlich um, ſchnitt mehrere entbehrliche Epiſoden ab, und brachte mehr Ordnung und Einheit in das Ganze. Dieſe neue Ausgabe erſchien 1791 unter dem Titel: The Orlando of Arioſto reduced to XXIV. Books, the narrative connected, and the ſtories diſpoſed in a regular ſeries. 1790 gab er einen kleinen wohlgerathenen Roman Dinarbas, eine Fortſetzung des Raſſelas von Johnſon, heraus, deſſen Verfaſſerinn die bekannte geiſtreiche Miß Williams iſt. Seine letzte Arbeit iſt die (auch in dieſer Bibliothek ausführlich angezeigte) ſchöne metriſche Ueberſetzung des Rinaldo von Taßo. Sein Sohn Samuel Hoole hat ſich auch ſchon als Schriftſteller vortheilhaft bekannt gemacht. Man hat von ihm eine Sammlung geiſtlicher Reden (1786) und zwey Bändchen Gedichte vermiſchten Inhalts: Modern manners, „Aurelia“ Edward or the curate u. ſ. w.

X.

Kunſtnachrichten.

Der Maler David, der ſeit einem Jahre in dem Nationalconvent eine nicht allein lächerliche Rolle ſpielt, in dem ſchwülſtigſten und hochtrabendſten Galimathias die abentheuerlichſten Vorſchläge gethan hat, und noch thut, von dem die

kindiſche

kindiſche und geſchmackloſe Anordnung der Feyer des blutigen 10. Auguſts (1793) herrührt — dieſer Mann, der ſich auch als einer der erbittertſten Verfolger ſeines Königs und Wohlthäters, für deſſen Tod er in dem Blutgericht über ihn unbedingt ſtimmte, in den Augen aller Rechtſchaffenen für ewig geſchändet hat, dieſer Mann iſt gleichwohl ein ſehr vorzüglicher Künſtler, einer der beſten Maler, die Frankreich jetzt aufzuweiſen hat. Wir glauben daher unſere Leſer zu verbinden, wenn wir ihnen die Nachricht von ſeinen Arbeiten mittheilen, die J. J. Sue in der öffentlichen Sitzung des Lyceums der Künſte den 5ten May dieſes Jahrs vorgeleſen hat.

„David ſah in ſeiner frühſten Jugend ein, daß es außer den feſten Grundſätzen, ohne deren Beyſtand der Künſtler immer nur auf Gerathewohl umherſchweift, gewiſſe Nebenkenntniſſe gebe, deren Erlernung faſt eben ſo weſentlich nothwendig ſey, als die vertraute Bekanntſchaft mit den Regeln der Kunſt ſelbſt. Dahin gehört die Kenntniß der Geſchichte, der Fabel, der Anatomie ꝛc.

Mit unermüdlichem Eifer legte er ſich auf dieſe Studien, und erhielt 1774 den erſten Preiß von der Akademie der Malerey. Dieſer Preiß verſchaffte ihm den Vortheil, auf Koſten der Regierung, nach Italien zu gehen, und dort die Meiſterſtücke der Kunſt ſtudieren zu können. Dieſe Reiſe war ihm deſto nützlicher, da ſeine erſten Arbeiten, und ſelbſt ſein Preißſtück, Spuren des damals herrſchenden ſchlechten Geſchmacks an ſich trugen,

wo man sich das Verbot, die Natur nachzuahmen, gleichsam zur Ehre anrechnete. Alles, was die Natur nachahmte, hieß damals sklavische Copie. Es kostete ihm viel Mühe, den üblen Eindruck seiner ersten Erziehung zu vertilgen, doch gelang es ihm endlich in Rom, wo er das erste Jahr ganz dem Studium der Basreliefs an der Säule Trajans widmete. Erst im Jahr 1777 bemerkte man den Nutzen, den er aus der genauen Nachahmung und Betrachtung der Antiken geschöpft hätte. Mit dieser Epoche begann sein Ruf mit dem skizzirten Gemälde des Leichenbegängnisses von Patroklus. Man zählte auf demselben 150 bis 200 sechs Zoll hohe Figuren. Es wurde in der französischen Akademie in Rom ausgestellt, und verschaffte ihm die genauere Bekanntschaft mehrerer guten italienischen Künstler.

Im Jahr 1780 entwickelte sich sein Talent ganz in einem Gemälde, das er für die Stadt Marseille verfertigte, und das den heiligen Rochus vorstellt, wie er die von der Pest Angesteckten heilt.

Dieses Gemälde war für das Lazareth bestimmt. Die Marseiller hörten aber von dem ungemeinen Beyfall, den dieses Kunstwerk in Rom erhalten hatte, und so änderten sie seine erste Bestimmung, und beschlossen, es an einem Ort aufstellen zu lassen, wo es mehrere zu Gesichte bekämen. Es erhielt seinen Platz in dem Zollhaus (à la Consigne) neben Pugets Werken.

1781 verfertigte David bey der Aufnahme in die Malerakademie einen Belisar, der um Allmosen

meſen bittet. Dieſem Sujet, das Vandyk ſo meiſterhaft behandelt hat, gab er durch die rührende und ſo glücklich erfundene Gruppe des kleinen Knaben, der das Allmoſen einſammelt, und die eigene Art, wie er den unglücklichen Greis an der Hand führt, den Reiz der Neuheit. Man erinnert ſich des Eindrucks, den dieſes Gemälde machte, als es von der Akademie in Empfang genommen ward. Bald darauf verfertigte er einen am Kreuz ſterbenden Chriſtus für die Gemahlinn des Marſchall de Noailles, der unglücklicher Weiſe den Augen des Publikums entzogen, und in einem Privatbethaus aufgeſtellt ward.

Im Jahr 1784 fühlte er abermals das Bedürfniß, Italien zu ſehen, und ſich an dem prächtigen und herzerhebenden Schauſpiel ſeiner Wunder zu weiden. Auch die Freundſchaft und Zuneigung für ſeinen Zögling Drouais lockte ihn zum Theil dahin. Dieſer junge Künſtler hatte im genannten Jahre den Preiß erhalten, und ward in der Folge durch ſein berühmtes Gemälde von Marius allgemein bekannt. Sein großes Talent eilte den Jahren zuvor, aber unglücklicher Weiſe ſtarb er vor einigen Jahren in Rom. Wir können nicht an ihn denken, ohne noch eine Blume auf ſein Grab zu ſtreuen, und ihm eine Thräne zu weihen.

Auf dieſer Reiſe durch Italien, die David in Geſellſchaft Drouais machte, entwarf er das Gemälde, das den Schwur der Horaze vorſtellt. Dieſes Kunſtwerk machte ſolches Aufſehn in Rom, daß die Straße, in der ſeine Wohnung lag, drey

Wochen lang von Fremden aus allen Nationen wimmelte.

Im Jahr 1786 kehrte er in sein Vaterland zurück. Für einen seiner Freunde, einen damaligen Parlamentsrath, verfertigte er einen Sokrates, der den Giftbecher leert. Ein Gemälde, das unstreitig ein Meisterstück des Ausdrucks ist.

1787 vollendete er ein Gemälde, das die Liebe des Paris und der Helena vorstellt, in der muntern Gattung, in der er sich noch nicht versucht hatte. Er führte es ganz in griechischer Manier, ganz im Geist der Antike aus, und setzte dadurch alle diejenigen, die behauptet hatten, daß es ihm in dieser Gattung nicht gelingen könne, in Erstaunen. Sein Ehrgeiz war nun befriedigt, und er kehrte zu der ihm natürlichen Gattung, dem tragischen und historischen Styl zurück.

Im Jahr 1789 verfertigte er den **Brutus**, der in seine Wohnung zurück geht, nachdem er zwey seiner Söhne der Freyheit seines Vaterlandes geopfert hat. Vielleicht giebt es wenig mit so tiefem philosophischen Geist erfundene und ausgeführte historische Gemälde. Es war ihm geglückt, durch die Miene und Stellung des Brutus, und durch den Ausdruck des Schmerzes der Mutter und ihrer beyden kleinen Töchter, die sich in ihren Schooß werfen, um dem Entsetzen zu entfliehen, das sie beym Anblick der Körper ihrer getödteten Brüder ergreift, die zwey Lictoren auf dem Rücken herbey tragen, das Angenehme und Schreckliche zu verbinden. — Zu seiner Erholung verfertig-

te

te er oft Portraits. Eines ſeiner ſchönſten iſt das von einem pohlniſchen Magnaten, dem Grafen Potocki. Der Graf iſt reitend vorgeſtellt, und das Gemälde in Italien verfertigt. Auch in Paris machte er deren viel für ſeine Freunde. Bey der Gemäldeausſtellung von 1791 zog das Portrait der Frau de Soroy die Aufmerkſamkeit der Kenner beſonders auf ſich. Sie ſitzt in einer natürlichen und ungezwungenen Stellung, in einem weiſſen Gewand, mit nachläßig verſchränkten Armen da. Dieſes Porträt iſt eines von ſeinen beſten. Er ſorgte ſtets dafür, nur ſchöne weibliche Köpfe zu mahlen, weil er ſeinen Pinſel in einer Gattung, die er nur zu ſeinem Vergnügen cultivirte, deſto weniger herabwürdigen mochte. Die Nationalverſammlung trug ihm um dieſe Zeit auf, ein Gemälde von dem im Ballhaus abgelegten Eid zu verfertigen, von dem die Skizze im Jahr 1791. in der Akademie dargeſtellt ward. Das Genie glänzt in dieſer Compoſition; ſie iſt die größte, die man jemals geſehn hat. Kaum iſt es nöthig, an das Gemälde zu erinnern, das er erſt vor kurzem geliefert hat, das von Michel le Pelletier. Er hat ihn in dem Augenblick dargeſtellt, wie er den Geiſt aufgiebt, nachdem er vorgeblich (denn die Acten erweiſen das Gegentheil) ausgerufen haben ſoll: Je ſuis ſatisfait de verſer mon ſang pour mon pays; j'eſpere qu'il ſervira à lui faire connoitre ſes veritables amis. Man weiß, welche Aufnahme es vom Convent erhielt, und daß vermöge eines Decrets beſchloſſen ward, es auf

Kosten der Nation in Kupfer stechen, und dem Künstler als Entschädigung für seine Mühe 15000 Livr. auszahlen zu lassen. David ersuchte den Convent, diese Summe unter die Wittwen und Waisen der Bürger, die der Vertheidigung des Vaterlandes ihr Leben aufgeopfert, auszutheilen. Die constituirende Nationalversammlung hatte eine Summe von 100,000 Livr. zur Unterstützung der Künste ausgeworfen, und den Künstlern überlassen, Commissaire zu erwählen, die die Vertheilung besorgen sollten. David erhielt, nach der Bestimmung seiner Kunstgenossen, den ersten Preiß von 7000 Livr. Nachdem alle Preise vertheilt waren, so bemerkte er, daß mehrere junge Leute von Talent leer ausgegangen wären. Er entsagte seinem so wohlverdienten Preiß, und bat die Commissäre, noch drey andere Preise, einen von 3000 und zwey von 2000 Liv. auszusetzen. Alle diese Züge einer großmüthigen Seele und eines großen Talentes, haben sich so tief in das Herz mehrerer von seinen Zöglingen eingeprägt, daß schon einige derselben in den größten Städten Europens in seine Fußstapfen treten, und die übrigen dem Beyspiel jener nacheifern, in dem sie ihn, nicht allein als Lehrer, sondern als Freund studieren und lieben.

Dieß sind Davids Ansprüche auf den Dank seiner Nation. Das Directorium weiß sie zu schätzen; es weiß, welche Arbeit es kostet, durch das Feuer der Composition und die Wahrheit des Ausdrucks selbst jede Spur von Arbeit zu vertilgen; wie viel Zeit erfordert wird, beym Anblick

ei-

eines Gemäldes die Täuſchung zu erregen, als ſey der Gegenſtand, den man darſtellt, gleichſam in Einem Augenblick aus dem Grabſtichel, der Reißfeder oder dem Pinſel lebendig hervor getreten; wie ſchwer es iſt, einer großen Compoſition den glücklichen Charakter der Leichtigkeit zu verleihen. Nur durch alle dieſe vereinigten Vorzüge kann die Malerey mit der Poeſie und Muſik gleichen Schritt halten, nur durch ſie erwirbt ſie ſich das Vermögen, uns zu rühren, den denkenden Geiſt zu beſchäftigen, und alle die Empfindungen, die ſie auszudrücken ſucht, in uns zu erregen.

Als einen ſeiner ſchönſten Tage betrachtet das Directorium den heutigen, wo ſie Gelegenheit hat, dem würdigen Nacheiferer der größten Meiſter Italiens eine Ehrenkrone anzubieten, und wo ſie zugleich mit Zuverſicht hoffen kann, daß die Nachwelt in ihr Urtheil einſtimmen wird.“

London. Der Kupferſtecher Schiavonetti wird vier große hiſtoriſche Blätter in punktirter Manier herausgeben, welche die vier intereſſanteſten Ereigniſſe der letzten unglücklichen Schickſale Ludwigs XVI. ſeit ſeiner Gefangenſchaft im Temple darſtellen ſollen. Die Entwürfe dazu ſind von Benazeck, einem Künſtler, der durch ſeinen langen Aufenthalt in Paris ſich geſchickt gemacht hat, die National-Charaktere und Sitten, und ſelbſt die Aehnlichkeit der vornehmſten Perſonen, deren Bildniſſe er größtentheils mehrmals gemalt hat, getreu zu liefern. Die Größe der Platten iſt 24 Zoll Breite zu 17 und einen halben Z. Höhe. Die

Gegenstände sind: 1) Die Trennung des Königs und seiner Familie im Temple, zufolge eines Beschlusses der Pariser Municipalität vom 29. Sept. 1792; 2) Seine Vertheidigung an den Schranken des National-Convents, unterstützt von seinen drey Anwälden De Seze, Malesherbes und Tronchet, den 26. Dec. 1792; 3) Die letzte Unterredung mit seiner im äußersten Schmerz versunkenen Familie, den 20. Jan. 1793; 4) Der ruhige und heroische Muth dieses unglücklichen Monarchen, indem er, einen Augenblick vor seinem Tode, seinen Beichtvater Edgeworth, den 21. Jan. 1793, verläßt. Der Preiß jedes Blatts für die Subscribenten ist 6 Thaler, und mit auf der Platte aufgetragenen Farben 12 Thlr. Das erste Blatt, welches bereits in unsern Händen, entspricht vollkommen der Erwartung aller Kunstliebhaber. Die Königinn ist im Begriff, ihre Kinder fortzuführen, die sich an ihr hängen, während die Prinzeß Elisabeth die linke Hand des Königs mit Thränen benetzt; seine rechte Hand drückt zärtlich die Hand seiner Gemahlinn, die gezwungen sich von ihm entfernt. Die Municipalbeamten, mit ihren aus eigner Machtvollkommenheit umgehangnen Schärpen, und ihrem eitlen, suffisanten Wesen contrastiren herrlich mit dem wahrhaft edlen Anstande der Hauptpersonen, so wie die tiefe Stille der Hauptgruppe mit dem Gewühl und tumultuarischen Ungestüm der im Hintergrunde befindlichen National-Garden, die man im Hofe des Temple durch die geöffneten Thüren erblickt.

Nürn-

Nürnberg. In dem Verlag der hieſigen Frauenholziſchen Kunſthandlung iſt nunmehr das Bildniß Ludwig des XVI. von dem vortreflichen Grabſtichel des Hrn. Prof. J. G. Müller in Stuttgard erſchienen, und täuſcht nicht ſelbſt die große Erwartung, die man ſich davon gemacht hatte. Der unglückliche König ſteht ganz und im vollen königlichen Ornate, hält in der rechten geſenkten Hand den mit Federn geſchmückten Huth, indeß die andre auf den Zepter geſtützt iſt, der auf einem damaſtnen Lehnſtuhle ruht. Der Kopf iſt voller Geiſt und Kraft, und der königliche mit Lilien beſäte Mantel, ſo wie die übrigen vielen Nebenwerke ſind bis auf das kleinſte Detail mit einem unſäglichen Fleiße ausgeführt, wobey durch die glückliche Vertheilung des Lichts und Schattens die Figur ſehr gehoben wird, und das Ganze ungemein gewinnt. Die Abdrücke avant la lettre, die bereits vergriffen ſind, koſteten 8 Laubthaler, die nachfolgenden fünfe.

Aus eben dieſer Kunſthandlung haben wir ein paar trefliche Blätter in Rom von Wilhelm Friedrich Gmelin, aus Badenweiler im Badenſchen, geſtochen, anzuzeigen, und wir freuen uns um ſo viel mehr darüber, je weniger dieſer brave deutſche Künſtler, der ſich bisher in Italien aufgehalten, unter uns bekannt geweſen, und hier einen Beweis giebt, wie ſehr er ſich hat angelegen ſeyn laſſen, Natur und Kunſt daſelbſt in ihrer Größe zu ſtudieren. Das erſte dieſer Blätter iſt le Monument de Salomon Geſsner. Dieſes Denkmahl von

unſerm verewigten Geßner ſteht in der Entfernung mitten in einer waldichten Gegend, die von beyden Seiten rings umher läuft, zwiſchen zwey babyloniſchen Weiden. Es hat die Geſtalt eines Altars, mit einem Basrelief, das ein Opfer vorſtellt, oben drauf ſteht eine Urne mit deſſen darunter hängendem Bildniſſe im Kleinen, nach Wuerds in Zürch geſtochen. Das zweyte ſind le Cascatelle di Tivoli, von ihm ſelbſt nach der Natur auf der Stelle gezeichnet. Das ſchäumende Waſſer, das von dem Gebürge zwiſchen Felſen und Waldung herabſtürzt, und von einem Sonnenſtrahle beleuchtet wird, thut gegen die im Dunkel gehaltenen Bäume und Klippen eine außerordentlich große und täuſchende Wirkung. Baumſchlag, Waſſer und Luft ſind in beyden Landſchaften bewundernswürdig, und mit einer kecken Hand, die den Meiſter zeigt, ausgeführt. Jedes dieſer Stücke koſtet 4 Fl. 30 Kr. oder 2 Thlr. 12 Gr. Sächſ. Zum Gegenbilde des letzten haben wir nächſtens Vue des petites Cascatelles avec la maison de Campagne de Mécéne à Tivoli zu erwarten. Wie viel Ehre darf ſich Deutſchland von dieſem Künſtler noch in der Zukunft verſprechen, der ſich auf eine ſo ausgezeichnete Art ſeinem Vaterlande ankündiget!

Leipzig. Von unſerm Bauſe, nach Krauſe, haben wir vor kurzem das ſchöne Porträt, eines liebenswürdigen Mannes, des Grafen von Hohberg in Schleſien, erhalten, das alle die bekannten Verdienſte ſeines herrlichen Griffels bewähret.

Die

Die Unterſchrift iſt: Gottl. Jo. Lud. Comes a Hochberg Kohnſtock nat. 30. Maji 1753. den. d. 14. Nov. 1791. memoriae cauſſa ſ. j. vidua moeſtiſſima.

Gegenwärtig arbeitet Hr. Bauſe an dem Bildniſſe der Herzoginn von Kurland, welches ein reizendes Gegenbild zu dem, von der königlichen Kronprinzeſſinn von Dännemark, vermählt an den Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg, abgiebt.

Auch iſt das Porträt unſers ſeel. Doct. Morus, nach Graff, auf welches in der hieſigen Roſtiſchen Kunſthandlung ſubſcribiret worden, fertig, das ſich durch die höchſte Aehnlichkeit empfiehlt.

Ferner giebt die Roſtiſche Kunſthandlung eine Knnſtanzeige über das große Kupferſtich-Kabinet des verſtorbenen Hrn. Hofr. Brandes zu Hannover und deſſen Catalog heraus, welcher auf Subſcription gedruckt wird, und in kurzem ſoll ausgegeben werden; er wird in zwey Median Octavbänden in franzöſiſcher Sprache, auf Schreibpapier gedruckt, erſcheinen. Der erſte wird im October itztlaufenden Jahres, und der zweyte zu Oſtern 1794 ausgeliefert werden. Die Subſcription bleibt bis am Ende des Jahres offen, und das ganze Werk, welches an vier Alphabethe enthalten kann, wird ungefähr dritthalb bis 3 Thlr. in Louis'or zu 5 Thl. koſten. Herr Prof. Huber hat die Durchſicht des Manuſcripts übernommen, ſolches berichtiget und mit ſeinen eignen gelehrten Kunſtbemerkungen ſehr anſehnlich vermehrt. Allen denjenigen, die ſich

näher

näher von dieser merkwürdigen Kupferstichsammlung, und von der Absicht der Handlung, die dieselbe, nebst einem andern Kunstfreunde, an sich gebracht hat, unterrichten wollen, empfehlen wir vorläufig diese Kunstanzeige. Seit vielen Jahren hatte Herr Hofrath Brandes die Güte, unsere Bibliothek mit seinen Beyträgen zu unterstützen, und die wichtigsten englischen und italienischen Kunstwerke, die immer in seine Hand in den ersten und ausgesuchtesten Abdrücken zuerst kamen, hierin anzuzeigen und zu beurtheilen, und wir können hier voller Dank für seine Asche eine kleine Anekdote, die von seinen außerordentlichen Kenntnissen von Kupferstichen ein Beweis ist, nicht mit Stillschweigen übergehen. Als der Herr von Heinecke von seinem Dictionaire des Artistes den ersten Band heraus gegeben, schickte Hr. Hofr. Brandes seinem Freunde, dem Redacteur der Bibliothek, dem sein Andenken ewig theuer und verehrungswürdig bleiben wird, die in besagter Bibliothek sich befindliche Recension über jenes Werk, worin er dem Vers. noch manche Lücken ausfüllte, manche Artikel berichtigte, und übergangene Kunstwerke anzeigte. Hr. v. H., der in diesem Fache keinen in der Welt über sich glaubte, und unstreitig auch einer der ersten historischen Kenner und Litteratoren war, wofür ihn auch der verstorbene Lessing erklärte, schrieb einen Brief voller Erstaunen an den Herausgeber, und bat ihn aufs dringendste, ihm den Recensenten anzuzeigen, der ihm solche Unterlassungssünden hätte zeihen können, und von dem

er

er unterrichtet ſeyn müßte, wenn er in ſeiner Arbeit fortfahren ſollte, um von ſeinen Kenntniſſen im Fortgange ſeines Werks Vortheil zu ziehen. So ungern unſer Freund ſich mit Hrn. v. H. in eine ſchriftliche Unterhaltung aus mancherley Urſachen einzulaſſen geneigt war, ſo überwand doch ſein Eifer fürs Publikum, und der Wunſch, Etwas zur Vollſtändigkeit jenes Werks, deſſen Werth er erkannte, beytragen zu können, ſeine Bedenklichkeit, ſo daß er ſeinem Freunde die Erlaubniß gab, dem Hrn. v. H. ſeinen Namen mitzutheilen, welches ſich denn auch dieſer in der Folge zu Nutze gemacht, und manches Supplement von unſerm Freunde erhalten hat.

Amſterdam. Der bekannte Medailleur J. G. Holtzhey hat abermals eine neue ſchöne Denkmünze auf das funfzigjährige Amtsjubiläum des Predigers C. C. H. van der Aa, Lehrers der lutheriſchen Gemeinde und Mitglied der holländiſchen Geſellſchaft zu Haarlem, verfertigt. Auf der einen Seite ſieht man das Bruſtbild des verdienten 74 jährigen Greiſes, auf der andern eine gut erſundene und ausgeführte Gruppe allegoriſcher Figuren und Emblemen, die die Geſchäfte und Verdienſte des Mannes ausdrücken, mit der Umſchrift God is liefde (Gott iſt die Liebe) d. 12. Aug. 1792.

Haarlem. De Stroommachine ſtaande aan de Schiekade even buiten Rotterdam, nach der Zeichnung von J. Z. S. Prey, in Kupfer ge-

gebracht von Mad. Sophia Wa. Evans. Stich und Zeichnung ist sehr sauber, und die Größe ein halber Bogen von mittlerer Größe.

Paris. Am 19. Dec. 1792. starb in dem Alter von 91 Jahren, auf seinem Landguth bey Painreuf in Bretagne, Hr. Batthieux, ein geschickter Maler, der sich durch verschiedene brave Gemälde, vorzüglich durch die Niederlage der Türken in 1665, das bey den Kennern in großer Achtung steht, berühmt gemacht hat. Auch war er ein guter Porträtmaler in der Manier des van Dyk. Sein Herkules und Alcinous ist ein meisterhaftes Stück voll Ausdruck.

Haarlem. T. de Roode hat das Porträt des General Kellermann, nach einem Gemälde von Pasquicci, in Kupfer gebracht. Der Preiß eines gewöhnlichen Abdrucks ist 15 Stüv. von einem Probeabdruck 25 St.

Stockholm. Der bekannte Prof. und Bildhauer Sergel hat das schöne Monument verfertigt, das die Wittwe des berühmten Naturforschers Bergmann ihrem Gatten in einer hiesigen Kirche errichten lassen. Das Denkmahl besteht aus einem Medaillon mit dem Brustbild des Verstorbenen, das auf einem Piedestal von braunem Marmor ruht. Auf diesem liest man folgende von der Kön. Akademie der Wissenschaften und Alterthümer gebilligte Inschrift:

THOR-

THORBERNO BERGMANN
CHEM. PROF. UPS. EQ. AVR. ORD. VAS.
NATVRALIS SCIENTIAE PERITISSIMO
MARITO OPTIMO
EXACTIS XLIX ANNIS
DENATO D. VIII. JUL. MDCCXXXIV
MOESTISSIMA VIDVA
MARG. CATHAR. TRAST.
A. C. MDCCXC.

Rom. Herr **Friedrich Gmelin** aus dem Baden-Durlachſchen, der im vergangenen Jahre den berühmten Waſſerfall von Tivoli in Kupfer gebracht hat, liefert jetzt ein Gegenſtück zu demſelben. Das Süjet iſt ein nicht minder bekannter und von Fremden häufig beſuchter Ort, nämlich die Villa des Mecänas mit dem kleinen Waſſerfall. Wer die Arbeiten dieſes geſchickten Künſtlers, die er nach Gemälden von Ph. Hackert in Neapel geliefert hat, kennt, weiß, was er hier zu erwarten hat, und er darf mehr noch erwarten, da das hier angezeigte Blatt das Werk reiferer Jahre, und Herr G. ſelbſt einer der beſten Zeichner nach der Natur iſt. Die erwähnten zwey Blätter hat er nach ſeiner eignen Zeichnung in Kupfer gebracht. Jedes iſt eine römiſche Palme und 8 und einen halben Zoll hoch, und zwey römiſche Palmen und 6 Zoll breit. Der Preiß für beyde iſt 3 römiſche Scudi.

Berlin. Der hieſige königl. Medailleur, Hr. Stierle, hat auf den Tod Ludwigs XVI. von Frankreich eine Denkmünze geprägt. Auf der Vorderſeite ſieht man das Bildniß des Königs mit der Umſchrift:

ſchrift: Ludovicus XVI. Galliae Rex, ſecuri civium percuſſus. Auf der Rückſeite ſteht die weinende Göttinn Frankreichs, bey welcher ein römiſches Richtbeil liegt, mit der Beyſchrift: Heu! nimis ſero manant. Auf der Umſchrift lieſt man den Sterbetag.

Haarlem. Das Teylerſche Kabinet von Zeichnungen, das jetzt unter der Aufſicht des geſchickten Porträtmalers, Hrn. Hendriks ſteht, hat neulich eine ſehr anſehnliche Vermehrung von faſt 1700 Zeichnungen von verſchiedenen italieniſchen Meiſtern erhalten, worunter viele von vorzüglicher Schönheit ſind. Sie gehörten ohne Ausnahme zu der Sammlung der Königinn Chriſtina von Schweden, und wurden in Rom für eine anſehnliche Summe für das Teylerſche Kabinet erſtanden. Nach einem von den Directoren gemachten Plan, kommen nun auch neue inländiſche Arbeiten in daſſelbe, indem ſie von Zeit zu Zeit, ſowohl zu Aufmunterung der Kunſt in den vereinigten Niederlanden, als zu mehrerer Vollſtändigkeit und Verſchönerung des Kabinets ſelbſt, zwey oder mehr Zeichnungen von den geſchickteſten jetztlebenden niederländiſchen Künſtlern verfertigen laſſen wollen. Wir glauben unſern Leſern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir ihnen künftig Nachrichten und kurze Beſchreibungen von dieſen ſowohl, als von ältern ſchon in dem Kabinet befindlichen, aber nicht genug bekannten Kunſtwerken dieſer Art mittheilen.

London.

London. The exhibition of the Royal Academy 1792. the twenty fourth. Certari pio certamine bonae artis ac virtutis auſi ſumus cum majoribus, Liv. L. 37. Nec noſtra tempora damnamus hujus infelicitatis, ut nunc demum nil creſcat. Quinct. London printed by *T. Cadell* with a liſt ot the exhibitors 1792. with their places or abodes. Aus dieſem Bericht von der öffentlichen Ausſtellung der Kunſtwerke in dem verwichenen Jahre 1792, deren Zahl ſich auf 780, ſo wie die der Künſtler auf mehr denn 300 beläuft, kann man ſich einigermaßen einen Begriff machen, mit welchem Eifer die bildenden Künſte in England gegenwärtig betrieben werden, und wie viel Unterſtützung ſie finden müſſen. Dabey darf nicht vergeſſen werden, daß die berühmteſten Maler ihre Arbeiten nur in ihren eignen Häuſern aufſtellen, und folglich nicht unter der angegebenen Zahl der öffentlich aufgeſtellten mit begriffen ſind.

Haarlem. Gezichten op de Stad Haarlem van het Norder en Zuider Spaarne te zien, nach dem Leben gezeichnet, von A. Claterbos, und in Kupfer gebracht von A. Cardon. Zwey ſchöne Blätter, die dem Zeichner und Kupferſtecher Ehre machen. Die Sammlung wird fortgeſetzt, und nächſtens erſcheinen zwey andere vorzügliche Anſichten dieſer Stadt, de Nieuwe Kolk und Het duin by Kraantjelek von denſelben Meiſtern. Der Preiß jedes Stücks iſt 1 Gulden 16 Stüv. Probeabdrücke 2 Guld. 10 St.

Ebend. De Haarlemmer Hout, das Haarlemmer Holz in seinem gegenwärtigen Zustand genau abgezeichnet von D. Engelmann und in Kupfer gebracht von J. van Jagen. Der Preiß eines schwarzen Abdrucks ist ein Gulden, eines farbigen 1 Guld. 10 St.

London. Am 1sten May dieses Jahres wurde, wie gewöhnlich, die königliche Malerakademie allen Liebhabern der Kunst geöffnet. Unter den ausgestellten Stücken befindet sich eines von dem Präsidenten West, ein sehr großes und schönes Stück, das den h. Paulus und Barnabas vorstellt. Auch Hr. Lawrence hat ein großes Stück geliefert, ein Scene aus Shakspears Sturm, das sehr gut erfunden und ungemein schön kolorirt ist. Von Copley sieht man ein allegorisch-historisch-poetisches Porträtstück aus Spensers Feenköniginn. Die zwey Gemälde von Füseli waren, wenn gleich bisher nicht ausgestellt, doch schon vor einigen Jahren verfertigt. Ein schönes Stück, das eine Ansicht von St. Petersburg, mit der Bildsäule Peters des Großen zu Pferde, der Akademie der Wissenschaften und dem Rathhaus, und ein anderes, das ein Fruchtfeld vorstellt, und unübertreflich ausgeführt ist, sind beyde von Hodges Hand. Eine große Fuchsjagd mit verschiedenen Abbildungen nach der Natur von Hrn. Thorntons Pferden und Hunden, von Gilpin, kam zu spät, um in dem großen Saal aufgestellt zu werden, und hat in einem Nebenzimmer Platz nehmen müssen. Unter verschiedenen schönen Porträten von Beachey, sticht eine

Gruppe

Gruppe von Kindern, die Allmoſen an Bettler austheilen, ſehr hervor. Von Hamilton ſieht man Boas und Ruth, Aehren leſend, und von Francis Bourgeois eine Leichenbeſtattung eines Cartheuſermönchs, nebſt einem Porträt von Kemple in der Rolle des Coriolan. Wie gewöhnlich ſieht man auch dießmal eine Menge Porträte, die zum Theil ſehr gut ausgefallen ſind.

Ebend. Ein wahrer Verluſt für die Kunſt iſt der ohnlängſt erfolgte Todesfall des Hrn. Hendrik Meyer, eines Landſchaftsmalers von viel Verdienſt, der ſich aus ſeinem Vaterlande Holland hieher begeben, und ſeit einigen Jahren in dieſer Stadt, wo man Künſtlertalent ſo gut zu würdigen und zu belohnen weiß, niedergelaſſen hatte.

Amſterdam. Am 11. Jun. dieſes Jahrs ſtarb hier in einem Alter von ohngefähr 45 Jahren, nach einem kurzen Krankenlager, Hr. J. Ekels, ein Maler, der ſich in ſeinem Vaterlande durch ſeine Talente ſehr bekannt gemacht hatte, und deſſen Verluſt alle Kenner und Liebhaber beklagen. Er betrieb die Kunſt mit ungemeinem Eifer, und hatte ſich vornämlich durch anhaltenden Fleiß eine Fertigkeit und Schnelligkeit im Zeichnen erworben, deren ſich nur wenige Maler rühmen können. Doch war dieß keinesweges ſein einziges oder größtes Verdienſt. Er zeichnete eben ſo richtig als ſchnell, und ſeine Manier hat ſehr viel Gefälliges. Viele ſeiner Gemälde werden in den Kabinetten der vornehmſten und einſichtsvollſten Liebhaber aufbewahrt und ſehr geſchätzt. Sein Lieblingsfach waren mo-

derne Gesellschaftsstücke, auch hat er mehrere vortrefliche Porträte verfertigt.

Stockholm. Der Herzog Regent hat, den Vorstellungen der Nationalstücke mehr Würde zu geben, die königliche Akademie der Musik mit der dramatischen Association auf dem prächtigen Theater, das Gustav III. den schwedischen Musen widmete, vereinigt, so daß man künftig auf demselben von beyden Instituten abwechselnd Vorstellungen sehen wird, und selbst nach Erforderniß der Umstände beyde gemeinschaftlich zum größern Glanz der Aufführung wirken sollen. Hoffentlich wird diese neue Einrichtung, die dem Genie ein freyeres Feld öffnet, den Wetteifer der inländischen Dichter, die schon so viel trefliche Arbeiten geliefert haben, erneuern und verstärken.

Gotha. Herr Theodor Stockmar, Herz. Sächs. Münzwardein und Hofmedailleur, hat auf die Wiedereroberung der Städte Worms, Speyer und Mainz eine Denkmünze geprägt, die in Silber 2 und ein halb Loth schwer ist, und 3 und einen halben Thaler Sächs. kostet, in Gold aber 12 Dukaten wiegt und 48 Rhlr. kostet. „Auf der Vor„derseite derselben liegt Vater Rhein am Ufer des „Strohmes, der sich aus seiner im linken Arme „liegenden Urne ergießt. Dieser Arm ruht auf „einem Schilde, welcher, durch das darauf gezeich„nete Rad, die Stadt und Vestung Mainz andeu„tet. Verachtung und Unwillen im Blick schleu„dert der patriotische Flußgott mit der rechten Hand „ein Bündel Jakobinermützen in seine dem Ocean

„zu-

„zueilenden Wellen. Vor ihm steht, voll männ„licher Kraft und Schönheit, ein deutscher Krieger „in voller Rüstung, hält in seiner rechten Hand das „gezückte Rachschwert empor, und streckt die linke „bittend gegen den Alten aus, als wollte er sagen: „Vater Rhein! wirf doch die Schandmützen „der Gallier von dir! — Rhene Pater! Tur„pes Gallorum projice mitras! welche Worte „unter dem Abschnitte stehen. Im Hintergrunde „sieht man aufgerichtete Trophäen, welche durch „die auf Lorbeerkränzen sitzenden kaiserlichen und „preußischen Adler anzeigen, daß Deutschland der „in der Figur des Ritters personificirten Tapferkeit „der kaiserlichen, preußischen und Reichskrieger sei„ne Erhaltung verdankt, welches durch die auf „dem Revers befindlichen Worte: Mihi dedit „partes Scelus expiandi Jupiter, mir trug „die Gottheit auf, den Frevel zu vertilgen, „noch näher erklärt ist. Auf dem Revers sind auch „die Tage angezeigt, an welchen die genannten „Rheinstädte dem Feinde wieder entrissen wor„den.“

XI.

Italienische Litteratur.

De Christiana religione Libri VII. Henrici Barellii e congregatione S. Pauli. Ber-

gomi. apud Locatellum. 1792. 8vo maj. 342 Seiten. Der Verf. dieses weitläuftigen Gedichtes, das auf die Hälfte seines Umfangs reducirt nicht wenig gewinnen würde, zeigt eine genaue Bekanntschaft mit den lateinischen Dichtern, vornämlich dem Virgil und Lukrez, denen er häufig ihre Wendungen und ihren poetischen Schmuck ableiht, aber er besitzt weder den feinen Geschmack des erstern, noch das Feuer des letztern, noch sonst etwa einen eigenthümlichen Charakter eines poetischen Genies. Sein vornehmstes Verdienst besteht in einer gewissen Leichtigkeit seine Gedanken auszudrücken, welches ihm auch bisweilen bey Begriffen gelingt, welche den neuern Zeiten eigenthümlich sind. Aber so wie ihm diese Fertigkeit auf der einen Seite zu einer beträchtlichen Anzahl prosaischer, unbedeutender und leerer Verse verholfen hat, so hat sie ihn auf der andern nicht ganz gegen Rauhigkeiten und Härten schützen können. Die christliche Religion, deren Wahrheit er einem gewissen Julius, einem Anhänger des Deismus, darthun will, ist, wie man leicht denken kann, keine andre, als die christlich-katholische, in deren Vertheidigung er auf die Weise zu Werke geht, daß er zuerst die Nichtigkeit des neuen Epicureismus darthut, und die Anhänger des Helvetius (qui sociis vexilla nefarius affert)

Qui se anatum fratres vocitant, oviumque propinquos,
Seque ursis similes, canibusque fatentur equisque,
Cognatosque suum generi, generique luporum.

mit

mit Verachtung und Hohn zurück weißt; die Glaubwürdigkeit des historischen Theils unsrer Religion sichert, und die Lehren des Christenthums über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes mit den Lehren der unerleuchteten Vernunft vergleicht, und die entschiedenen Vorzüge der erstern auseinander setzt. Er sucht hierauf die ausschließende Richtigkeit des katholischen Glaubens zu beweisen, und bekämpft endlich noch zum Ueberfluß die Ketzereyen der protestantischen und griechischen Kirche. — Wir wollen einige Stellen zur Probe des Styls ausheben: 1. Ges. S. 18.

— Animum studia exposcunt divina quietum.
Namque velut placidae per grata silentia noctis
Benaci, aut Lari tranquilla fulget in unda
Pulchra videri oculis, coeli stellantis imago;
Astraque cernuntur distincta; et lumine luna
Clara repercusso in placido se gurgite monstrat:
In te distincta haud aliter vestigia figent
Res meditatae animo, nullo turbante tumultu
Curarum, prohibet penitus qui cernere verum.

Im Anfange des zweyten Gesanges handelt er von einigen der vorzüglichsten Entdeckungen unsers Jahrhunderts in der Astronomie und Physik. Hier heißt es von der Elektricität:

Ille manu celeri vitreum circumrotat orbem:
Machina quae inventa haud dudum, variataque saepe
Nunc, Ramsdene, tua nobis perfectior arte est.
Pulvilli afflictu assiduo, vitrique vicissim

Igneus erumpit rivus, venaque perenni
Fulgidus invaſit poſitum e regione metallum.
Igne illud foetum (cohibenti eſt corpore circum
Si tamen ambitum) nunc corpora parva repellit,
Nunc trahit alternis vicibus. Mirabile viſu!
Incita eunt, redeuntque cito creberrima motu,
Ut vix ipſe vices oculis diſtinguere poſſis.
Si digitum Sophus admoveat, digitum feriturae
Scintillae erumpunt ſubito fulgore crepantes.
Ipſo auctore ſonant et tintinnabula: Vitro
Quin etiam tonitru, atque imitatur fulguris ignes;
Atque alia atque alia attoniti ſpectacula vulgi.
Tantarumque ſtudet cauſas evolvere rerum,
Vel qua Noletus ratione incumbit, acutus
Vel qua Franclinus, melior ſophus, aureo in altum
Qui verte elato tutari tecta domorum
Nos docet, et princeps ſpoliavit fulmine coelum.
Tantaene humanae vires ſunt mentis et auſus!

XII.

Engliſche Litteratur.

Poems upon ſeveral Occaſions, engliſh, italian and Latin with translations, by *John Milton*. Viz Lycidas, l'Allegro, il Penſeroſo, Arcades, Comus, Odes, Sonnets, Miſcellanies, engliſh Pſalms, Elegiarum Liber, Epigrammatum Liber, Sylvarum Liber. With notes critical, and explanatory and

and other illuſtrations. By *Thomas Warton*, B. D. late Fellow of Trinity College, Profeſſor of Poetry and Camden Profeſſor of Hiſtory at Oxford. The ſecond Edition, with many alterations and large additions. London. Robinſons. 1791. 8. Dieſe neue Ausgabe der kleinen Gedichte Miltons von dem berühmten Warton hat große Vorzüge vor der erſten. Sie giebt neue Beweiſe von der ausgebreiteten Beleſenheit, dem Fleiß und Scharfſinn des Commentators. Unglaubliche Mühe hat er angewendet die Stellen ausländiſcher Dichter aufzufinden, die Milton gelegentlich nachgeahmt hat, oder nachgeahmt haben ſoll, denn die bloße allgemeine Aehnlichkeit zwiſchen Ideen und Bildern dürfte doch in den wenigſten Fällen hinreichend ſeyn, dem ſpätern Dichter abſichtliche und wiſſentliche Nachahmung des ältern beyzumeſſen. Dieſe Einwendungen treffen jedoch nur einzelne Stellen, und im Ganzen enthalten dieſe Noten unſtreitig einen reichen Schatz ächter Kritik und wiſſenswerther Anekdoten. Verſchiedene Anmerkungen der erſten Ausgabe ſind in dieſer zweyten unterdrückt worden: der größere Theil aber verbeſſert und vermehrt. Wir zeichnen einiges aus. Endlich iſt es Hrn. W. gelungen, eine authentiſche Copie von Miltons letztem Willen zu erhalten, an deſſen Exiſtenz er in der vorigen Auflage zu zweifeln ſchien. Dieſes Document iſt in ſeiner Art wichtig; es verbreitet Licht über manche Dunkelheiten im Leben des Dichters, und kann zur

Berichtigung mancher Irrthümer, in die ſeine Biographen gefallen ſind, dienen. Hr. W. hat es hier, nebſt andern ſich hierauf beziehenden Papieren, als Anhang hinter der Vorrede, abdrucken laſſen. — Mehrere Anmerkungen ſind von dem auch in Deutſchland nicht unberühmten Biſchoff von Worceſter, D. Hurd. Als eine Probe theilen wir die Note zu folgenden Verſen des Penſeroſo mit:

Him that yon ſoars on golden wing,
Guiding the fiery wheeled throne,
The Cherub Contemplation — —

„By Contemplation is here meant that „ſtretch of thought, by which the mind „aſcends „To the firſt good, firſt perfect, „and firſt fair," and is therefore very pro„perly ſaid *to ſoar* on *golden wing*, *guiding „the fiery - wheeled throne*; that is, to „take a high and glorious flight, carrying „bright ideas of deity along with it. But „the whole imagery alludes to the cherubic „forms that conveyed the *fiery-wheeled car* „in Ezekiel x. 2. ſq. See alſo Milton him„ſelf Par. L. VI. 750. So that nothing can „be greater or juſter than this idea of *Di„vine Contemplation.* Contemplation of a „more ſedate turn and intent only on hu„man things, is more fitly deſcribed, as by „Spenſer, under the figure of an *old man*; „time and experience qualifying men beſt

„for

„for this office. Spenſer might then be „right in his imagery; and yet Milton might „be right in his, without being ſuppoſed „to ramble after ſome *fanciful Italian.*“

In der Ode The Paſſion kommen die Verſe vor:

My ſorrows are to dark for day to know:
The leaves ſhould all be black whereon I write,
And letters where my tears have waſh'd a wanniſh white.

Dieſe dunkeln Verſe ſind in dieſer neuen Ausgabe vollkommen befriedigend erklärt. „Conceits „were now confined not to words only. „Mr. Steevens has a volume of *Elegies*, in „which the paper is black, and the letters „white; that is in all the title-pages. Every „intermediate leaf is alſo black.“ Am Ende der Sonnette bemerkt Hurd ſehr richtig: „They „are not without their merit; yet if we ex„cept two or three, there is neither the „grace nor exactneſs of Miltons hand in „them. This ſort of compoſition in our „language is difficult to the beſt rhymiſt, „and Milton was a very bad one. Beſides „his genius riſes above, and as we may ſay, „overflows, the banks of this narrow con„fined poem, *pontem indignatus Araxes.*“ — Milton hat auch griechiſche Verſe, Hr. W. aber zeigt in ſeinen nur allzu ausführlichen und ängſtlich genauen kritiſchen Prüfungen die ſchlechte Beſchaffenheit derſelben.

Tra-

Tragedies by *Hugh Downmann*, M. D. London. Robinson. 1792. 322 S. in 8. Diese Sammlung enthält drey Stücke: Lucius Junius Brutus, oder die Vertreibung der Tarquinier; Editha; Belisarius. Die beyden ersten waren schon einzeln erschienen; das dritte ist hier zum erstenmal gedruckt. Die Poesie dieses Dichters ist voll Natur, Gefühl und Kraft. Er verwirft weislich die künstlichen Zierrathen und den Flitterstaat, der die meisten neuen englischen Trauerspiele so sehr entstellt. Wo sein Subjekt keinen Schimmer erfordert, begnügt er sich ganz einfach und schmucklos zu sprechen; erheischt es aber einen höhern Ton, so schmückt er es mit wahrer und angemessener poetischer Kraft, und verschmäht die so leichter aber auch desto unwirksamern und ermüdenden riesenhaften Bilder, den Frost der Hyperbeln u. s. w. So wie der Verf. die Geschichte Belisars behandelt hat, ist sie für das Theater sehr geschickt. Der Muth, die Tugend, die Menschlichkeit und Mäßigung des Helden in den Tagen seines Glücks und seiner Siege erweckt unsre Bewunderung; der Neid derer, die Plane zu seinem Verderben schmieden, unsern Unwillen, und der glückliche Erfolg dieser schwarzen Unternehmungen unsern Schmerz. Wir fühlen das zärtlichste Mitleid für die Familie des unglücklichen Feldherrn, wir sehen mit Achtung auf den edlen Geist, der auch im Elend seiner Würde nichts vergiebt; endlich freuen wir uns über den Sturz seiner Feinde, und über den Anblick einer Tugend, die kein Schlag des Unglücks besiegen kann.

Songs

Songs of the aboriginal bards of Britain. By *Georg Richards*, A. M. Fellow of Oriel College, Oxford. London. Robinſon, 1792. 28 p. 4. In des 46ſten Bandes 2tem Stück dieſer Bibliothek S. 310. haben wir den erſten viel verſprechenden Verſuch dieſes jungen Dichters angezeigt. Dieſe neue Arbeit beſtätigt die Erwartungen, die ein ſolcher Debüt erregte. Hr. R. macht einen ungemein glücklichen Gebrauch von der altnordiſchen Mythologie, der zugleich ächte Originalität des Genies verräth. Das Große und Schreckliche gelingt ihm nicht minder, als das Sanfte und Rührende. Das erſte Gedicht führt den Titel *Battle* und beſteht aus einer Reihe von Geſängen, in denen brittiſche Barden ihre Landsleute zur Tapferkeit und Rachſucht gegen die Römer anfeuern. Erſt bewegen ſie dieſelben, einen wüthenden Angriff auf die Römer zu thun, da ſie zurück geſchlagen werden, ſo machen ſie ihnen Muth, den Angriff zu erneuern, und endlich ſchließen ſie mit Verſicherungen, die aus ihrer Religion hergenommen ſind, daß ſie dereinſt von neuem in den Perſonen der Helden aufleben würden, die die folgenden Perioden der vaterländiſchen Geſchichte mit dem Glanze ihres Ruhmes zu erfüllen beſtimmt wären. Das Gedicht öffnet ſich mit einer lebhaften Beſchreibung des Marſches der Britten von einem ſteilen Berg herab, an deſſen Abhang die Barden ſtehen, und ſie durch ihre Geſänge begeiſtern. Die Bilder ſind kühn, mit Beurtheilungskraft gewählt, und der wilden Größe

des

des Gegenſtandes angemeſſen. Einer der wirkſamſten Gründe zur Erneuerung des Treffens mit den Römern, den die Barden vorbringen, iſt ungemein geſchickt vorgetragen:

»But ah! the captive's mournful fate!
To ſwell the pomp that marks his ſhame,
To knee the chief his ſoul muſt hate,
And hear a coward blaſt his name:
To tread Heſperian ground;
To drink of Tiber's hated ſtream;
With downcaſt eye,
With many a ſigh,
Sullen, with fetter'd limbs, to move along,
The ſport or pity of an abject throng:
While conquering warriors paſs with laurels crown'd;
And Albion's pictur'd cities beam around;
Cymbals and clarions ſwell the triumph ſong;
And plumy helmets wave, and groves of lances gleam.

Die Embleme des künftigen britiſchen Reichs, und die Ausſicht auf ſeine ausgebreiteten Beſitzungen, ſchließen den erſten Geſang. Der Geiſt ächter Poeſie athmet aus folgenden Verſen:

There reſt on clouds reclin'd,
Scepters and laureate wreathes, and naval crowns,
Tower'd cities, fleets that ride
In maſtery the ocean tide,
Domeſtic ſweets, that meek contentment owns,
And emanations of the mind,

That

That add a nobler nature to our kind.
Lo! to our dazzled ſight,
Wide over torrid ſands and winter zones,
Britannia's pendant proudly ſtreams;
And every ſtar, that beautifies the night,
Where'er it roams, on Albion's empire beams,
Or when it pales at dawn its ſetting light,
Or from the miſty wave uplifts its circlet bright.
They ſang: and rapture brighten'd every eye;
With pealing plaudits rung the vaulted ſky:
When o'er the eaſtern ſummits darkſome ſhade
The moon roſe mellowing the grey rocks, and play'd
On the ſtill lake: — the warrior hoſt retires
To crown the mountain tops with ſacrificial fires.

Das zweyte Gedicht: The Captivity of Cataractus enthält die Troſt- und Ermunterungsgründe der Barden an dieſen Prinzen, als er eben im Begriff iſt, ſich nach Italien einzuſchiffen. Sie prophezeihen ihm, daß er dereinſt zurück kehren und über Brittannien herrſchen werde. Dann hoffen auch ſie ihre ehemaligen Beſchäftigungen zu erneuern, und durch ihre Lieder auf die Herzen ihrer Zuhörer zu wirken:

Ther to the ſilent midnight orbs of fire,
On moonſhine banks of haunted ſtreams,
'Mid grey oaks mellow'd by the night's wan beams,
The bard ſhall touch his ſilver wire,

And

And ſoothe the ſleeping wanderer's fairy dreams:
While, as the ſoft ſuſpended numbers fail,
Through the tall pines, that up the cavern'd ſteep
Riſe midway waving o'er the deep,
In each ſoft murmuring gale
A warrior's troubled ſpirit ſeems to moan
Or Miſery's waſted form to pour her feeble groan.

Dieſe melancholiſche, zärtliche und poetiſche Beſchreibung kontraſtirt ſchön mit folgender Stanze, in der die Bilder kühner ſind, und die Empfindung einen höhern und edlern Schwung nimmt:

Go then, o Albion's pride, and dauntleſs ſtand
At Cäſar's throne; think on thy native land,
Thy long illuſtrious line of freeborn ſires,
And the proud blood that circles through thy veins.
Though low debas'd by chains,
Though pale and waſted by the tyrant's hand,
'T is thine to glow with thy fam'd fathers fires,
To bear unconquer'd the high mind;
Thy dignity of being to revere;
What great ſouls own, what generous warriors feel,
In ſimple boldneſs to reveal;
Though their own Jove, with red right arm uprais'd,
In which the forked lightning blaz'd,
Sat, as prepar'd to ſtrike, and bent his brow ſevere.

Die

Die Barden endigen ihren Geſang mit Ende des Tages, und die letzte Stanze enthält ein ſehr gut angebrachtes und ſehr reizendes Gemälde des ſtufenweiſen Einbruchs der Nacht.

Anatole or a contemplative View of the material and intellectual worlds compared; a Poem on the birth of Chriſt. In two books. London, Evans, 1792. 40 p. 4. Der Hauptgegenſtand dieſes Gedichts ſcheint zu ſeyn, den göttlichen Urſprung, die innere Vortreflichkeit und glückliche Wirkungen der chriſtlichen Religion in das Licht zu ſetzen. Der Verf. vergleicht die geiſtige Dunkelheit, die vor der chriſtlichen Epoche geherrſcht haben ſoll, mit der materiellen Welt um Mitternacht; der Aufgang der Sonne iſt ihm ein Sinnbild der aufgehenden Sonne der Gerechtigkeit; er beſchreibt, wie dieß himmliſche Licht mit der Geburt Jeſu die Wolken der Vorurtheile, des Aberglaubens und der Laſter zerſtreut habe. Er ſchildert den wohlthätigen Charakter Jeſu, und entwirft ein poetiſches Gemälde der allgemeinen und beſondern Glückſeligkeit, die im künftigen Reiche des Meßias zu erwarten ſey. Wenn dieſes Gedicht wenig Beyfall finden ſollte, ſo muß ſich der Verf. mit ſo manchen andern Dichtern tröſten, die mit der Bearbeitung dieſes religiöſen Sujets (und dieſe ſind überhaupt ganz außer dem Geſchmack der jetzigen Welt) nicht glücklicher geweſen ſind. Einzelne Stellen ſind dem Verf. ſehr gelungen. Aechte Poeſie herrſcht in folgender Beſchreibung der Mitternacht:

'T is midnight deep: — o'er all the vacant plains
Thick darkneſs ſits, and awful ſtilneſs reigns.
The feather'd ſongſters of the grove no more
Chant in ſhrill ſtrains their am'rous ditties o'er;
But cold and ſhivring on ſome friendly ſpray,
In ſilence paſs the cheerleſs hours away.
Nor voice, nor ſound obtrudes, but where alone
The diſtant cataract's hoarſe and hollow moan,
Echoing provokes the wakeful houſe-dog's bark,
While faithful to his charge, amid the dark
He views the gliding moon with jealous eye,
And growls at his own ſhadow ſitting by.
Or when from dreary yew, or mouldring tow'r
With awful ivy hung, or duſky bow'r
The wailing owl, that ceaſeleſs all night long,
Shricks on the gloom, and plies her hideous ſong;
Or pauſing oft, where glides the lonely flood
In peaceful murmurs to the pendent wood,
With many a ſoothing, many a plaintive ſtrain,
Her young ſweet Philomel laments in vain.
All elſe is ſilence, ſolemn and profound,
Whilſt Melancholy ſpreads her horrors round.
Creation ſlumbers; Nature's ſelf oppreſs'd
While long-exerted effort ſinks to reſt,
And nodding o'er her children ſeems to ſhare
One common influence, and forget her care — —

The Louſiad, an Heroi-comic Poem. Canto IV. By *Peter Pindar*, Eſq. London 1792. 43 p. 4. Dieſe Satyre fängt an, matt und froſtig zu werden. P. Pindar ſcheint dieß ſelbſt

ſelbſt zu fühlen, wenigſtens hat ſeine ſonſt ſo lebhafte und raſche Muſe nie ſo gezögert, nie eines ihrer Produkte ſo ſtückweiſe und langſam zur Schau geſtellt. Einzelne Züge des komiſchen Genies funkeln indeß auch in dieſer Dunkelheit, und einzelne Einfälle ſind ſo witzig und geiſtreich, als je einer aus dieſem wirklich originellen Kopfe kam.

The Adventures of Telemachus, in blank Verſe from the french of Mr. Fenelon, Archbiſhop of Cambray. By *J. Y. A. M.* and formerly fellow of St. Johns College, Cambridge. Cheſter and London. 1791. 3 Voll. 12. 847 p. Im vorigen Stück haben wir eine gereimte engliſche Ueberſetzung des Telemachs angezeigt, hier kömmt uns noch eine andere in reimloſen Verſen in die Hände. Der Ueberſetzer verſichert, er habe keine Mühe geſpart, ſeinen Autor in einer Geſtalt erſcheinen zu laſſen, deren er ſich nicht ſchämen dürfte. Er habe nicht nur geſucht, immer den wahren Sinn des Originals auszudrücken, ſondern auch, ſoviel möglich, die Simplicität, Natur und Klarheit deſſelben zu erreichen. Er glaubt, daß die von ihm gewählte Form, dem Ohre angenehmer, und geſchickter ſey, die Aufmerkſamkeit zu erhalten, und einen lebhaftern Eindruck auf die Seele zu machen, als eine proſaiſche Ueberſetzung. Der Geſchmack der Menſchen iſt verſchieden, und die Behauptung des Ueberſetzers kann wenigſtens für keinen allgemeinen Satz gelten. Man behauptet, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß die Liebhaber der Dichtkunſt jetzt we-

niger Geduld hätten, als ſonſt, und eher ermüdeten; allein wahrſcheinlich iſt die Zahl der Menſchen immer nur klein geweſen, die ein groſſes Werk in Verſen lieber, oder nur mit gleichem Vergnügen laſen, als eins von gleichem Umfang in Proſa. Noch erfahren wir in der Vorrede, daß D. Johnſon bey ſeinem letzten Beſuch in Oxford im Sommer 1782. die beyden erſten Bücher dieſer Ueberſetzung geleſen, und ſie mit ſeinem Beyfall beehrt habe. Zur Probe ſetzen wir eine Stelle aus der Beſchreibung her, die Telemach von der Schönheit Aegyptens macht: S. 35.

- If any charm of pleaſure could have mov'd
Our hearts in ſorrow ſunk, and deep regret
For freedom loſt; how might thoſe ſcenes have charm'd,
That now ſurrounded us! the fertile plains
Of Egypt water'd by a thouſand ſtreams,
A garden of delights! on either hand
Fair, ſtately cities riſing to the view,
Delightful villas, cultivated fields
That wave with golden crops, year after year,
With inexhauſtible fertility!
Meadows with flocks and herds diverſified,
Huſbandmen bending under loads of fruit,
That bounteous nature from her copious horn
In rich abundance pour'd and all around
Shepherds that taught each echo to repeat
The liquid melody of their vocal reeds!
Happy that prince ſaid Mentor, whoſe delight
Is in his people's happineſs and love!
Whoſe laws breathe wiſdom and benevolence!

Still

Still as his people taſte the fruits of peace,
They feel their happineſs deriv'd from him.
If ever it ſhould pleaſe th' immortal powers
To place you on your royal father's throne,
'T is thus, Telemachus, you ought to reign;
Be this your wiſdom; gain your people's love;
And love them as a father loves his children.
Bleſt with the ſweets of plenty and of peace,
Then ſhall they ſay with gratitude and joy,
'T is thus the king delights to make us happy! —
Thoſe kings whoſe only aim is to be fear'd
To force their people to ſubmit, like ſlaves,
To baſe oppreſſion, arbitrary power,
Are juſtly ſtiled the ſcourges to mankind.
They 're feard 't is true, and ſo far gain their ends:
But dark diſtruſt, revenge and deadly hate,
Still rankling in their people's breaſts, ſuch kings
Have from an injur'd people more to fear,
E'en than their people have to fear from them.

A poetical and philoſophical eſſay on the french revolution. Addreſs'd to the Right Hon. *Edmund Burke*. London. 1793. 39 p. 4. Der Verf. dieſes Gedichts, ein eifriger Freund der Freyheit, (Mr. Courtenay) triumphirt über den glücklichen Succeß der franzöſiſchen Waffen, (der nun aber längſt wieder ſein Ende erreicht hat) weil ſie, wie er glaubt, gegen Tyranney und Deſpotismus ſtritten. Er tadelt auf das heftigſte die Lehre, die die Vertilgung der Nation, als einer proſcribirten Raße, predigt, und ſucht Burkes politiſche Logik lächerlich zu ma-

chen. Ohne die Gründe des Verf. in philoſophiſcher und politiſcher Rückſicht zu prüfen, wozu der Ort hier nicht iſt, müſſen wir den poetiſchen Talenten deſſelben die verdiente Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Hier iſt eine Stelle zur Probe:

But lo! imperial chiefs with vengeful ire
Againſt a people's peace and rights conſpire;
War is their royal game, a realm the prize,
Men are but counters in the tyrants eyes.
Laſh'd to manœuvre with habitual ſkill,
Fight without cauſe, and without paſſion kill.
Drill'd to machines, their ſervile bands advance,
With fire and ſword to tame diſloyal France.
To ſtamp the wrath of kings to after-times,
And waſte the beauty of her genial climes.
There, golden fruit to ſweet luxuriance grows,
The various vine in vivid cluſters glows.
There bounteous crops enrich the happy ſwain,
And tell th' incipient bliſs of Freedom's reign.
Can ſervile bands republicans control,
And quell their new born energy of ſoul?
In vain proud Auſtria her whole force combines,
Her trench they ſtorm, and force her boaſted lines.
She yields, ſhe flies, deſpair and ſhame her guide,
Shorn of her beams and fall'n her creſted pride.
The gothic tower, thus rear'd in ages paſt,
One moment ſinks, beneath the lightning's blaſt.
Thro' every breaſt heroic ardour runs,
All feel alike, when nature ranks her ſons;
The patriot ſoldier pants for public praiſe,

And

And France revives the fame of ancient days.
Man, equal man, no vain diſtinction knows,
With pride he thinks, with energy he glow's.
Republic valour every boſom fires,
Republic virtue every ſoul inſpires:
Thus Greece renow'nd, repell'd the barbarous hoſts,
That Perſia pour'd in torrents on her coaſts.

Nicht weniger ſchön iſt folgende Schilderung Voltairs:

When o'er the land, ſad ſuperſtition threw
Her gloom, and ting'd Religion with her hue,
Voltaire aroſe — wit's poliſh'd ſhafts he ſped
The loves and graces hover'd o'er his head;
The tender muſes every verſe inſpire,
To themes ſublime attun'd his loſty lyre,
Virtue and Brutus trod the wondering ſtage,
And Rome's free ſpirit fir'd a ſervile age.
Sportive yet keen, his laughing ſatire flows,
His ſcornful ridicule ſham'd reaſon's foes;
Till indignation fir'd each generous breaſt,
And mitres, cowls and prieſts became a jeſt;
Ev'n vengeful bigotry was taught to feel,
And perſecution mourn'd her broken wheel.
With endleſs fame his glorious toils are paid,
And grateful honours glad th'illuſtrious ſhade.

Dramatic Pieces, from the German. 1) The Siſter a Drama by *Götbe*, Author of the Sorrows of Werter. 2) The converſation of a Father with his children by Geſner Author of the Death of Abel. 3)

The Set of Horſes a dramatic Piece by Emdorff. London. Cadell. 1792. 218 p. in 8. Die Engländer ſcheinen wirklich allmählich unſrer ſchönen Litteratur, beſonders unſern beſſern dramatiſchen Produkten, einigen Geſchmack abgewinnen zu wollen. Die hier gelieferte Ueberſetzung kann dazu allerdings etwas beytragen, wenn gleich die Wahl auf ungleich beſſere Stücke hätte fallen können. Nr. 1) iſt das kleine Göthiſche Schauſpiel, die Geſchwiſter. Die Ueberſetzung iſt, ſo wie bey den folgenden, ziemlich treu. Nur an einigen Stellen findet man, wahrſcheinlich weil der Ueberſetzer die Sprache nicht ganz in ſeiner Gewalt hatte, ein quid pro quo. Wie Nr. 2. hieher kömmt, begreift man nicht wohl. Es iſt die zweyte Diderotſche Erzählung, die zuerſt bey einer Ausgabe der Geßneriſchen Werke, von Geßner verdeutſcht, noch früher als das Original erſchien, welches den Irthum des Ueberſetzers veranlaßte, ſie Geßnern ſelbſt beyzulegen. Sie hat nicht einmal ganz dialogiſche Form, und ſteht daher unter dem Titel dramatic pieces, gewiß nicht am rechten Orte. 3) Iſt der Poſtzug von Ayrenhof. Von einem Emdorff hat Rec. nie gehört.

Columbus or a world diſcovered. An hiſtorical play, as it is performed at the Theatre Royal, Covent-Garden. By *Thomas Morton* of the Honor. Society of Lincoln's Inn. London. Miller. 1792. 66 p. 8. Dieſes hiſtoriſche Stück in Shakſpears Ma-

Manier hat einige Schönheiten, aber ungleich mehr Fehler. Für Auge und Ohr hat der Dichter mehr geſorgt, als für Kopf und Herz. Columbus Charakter iſt nicht übel gezeichnet, nur iſt er in dem Stücke gar zu unthätig. Die Einheit der Zeit iſt auf eine gar zu plumpe Art verletzt. Columbus reiſt während der Handlung des Stücks nach Spanien, und kömmt wieder zurück. Einige Anführer der Indianer, und der Engländer Herbert, ſind mit guten Zügen charakteriſirt, allein ſehr häufig legt der Dichter ſeinen Perſonen Geſinnungen und eine Sprache bey, die ihnen auf keine Weiſe zukommen. Die pathetiſchen Stellen ſind in einer Art von abgemeßener Proſa geſchrieben, die mit leichter Mühe in reimloſe Jamben verwandelt werden könnte. Z. B. Alonſo Still muſt I wander near theſe awful walls, uncertain of my fate. Though days and weeks paſs on, yet nought I gain from lengthened time, but added woe. — Still, ſtill I tremble for her life! And were my mind relieved from that diſtracting fear, what comfort even then could reach me — The treaſure of my ſoul 's immured in yon impenetrable ſhrine — buried for ever in that grave of youth and beauty. Where can I find a thought of ought but wretchedneſs. — Häufige und raſche Uebergänge von dieſer koſtbaren Sprache zu dem familiären Ton des Luſtſpiels beleidigen den Geſchmack und das Ohr. Der größte Fehler des Stücks iſt aber unſtreitig, daß ſich der

Verf. in den wichtigsten Umständen zu weit von der historischen Wahrheit entfernt. So läßt er z. B. den Columbus zuerst an Peru, statt an der Insel St. Salvador landen. Eine Freyheit, die kein dramatisches Bedürfniß rechtfertigen kann. Shakspear selbst erlaubte sich in seinen historischen Stücken nicht solche kühne Freyheiten.

Pieces of ancient popular poetry from authentic MSS. and old printed Copies. Adorned with cuts. London. 152 p. in 8.

„Untersuchungen über die Verfasser dieser flüchtigen „Poesien (heißt es in der kurzen Vorrede) sind jetzt „unmöglich, wenigstens ganz vergeblich. Man kann „blos mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie von „Personen, deren Profeßion es war, Lieder dieser „Art zu singen, das Land damit zu durchziehen, sich „in Schlössern und Dörfern, bey Hochzeiten, Kirch„messen und andern feyerlichen Gelegenheiten hören „zu lassen, und die gewöhnlich ihren Gesang mit ei„ner Harfe oder andern noch geringern Instrumen„ten begleiteten, geschrieben, oder vielleicht richti„ger, erdacht und dem Gedächtniß anvertraut wor„den. Nicht unwahrscheinlich ist es jedoch, daß ihr „Gesang bisweilen eine bessere Begleitung von musi„kalischen Instrumenten in Klöstern und Collegien „gefunden, indem selbst der berühmte Sir Thomas „More einige Versuche dieser Art hinterlassen hat. „So viel scheint jedoch ausgemacht, der augenblickli„che Beyfall, und Belohnung, war dabey ihr einziger „Augenmerk, nicht Ruhm in der Zukunft, woran sie „wahrscheinlich gar nicht dachten. Sie überließen

„die

„die Ergieſsungen ihrer poetiſchen Ader dem zufälli-
„gen Schuz des Gedächtniſſes ihrer Zuhörer, und
„waren ganz gleichgültig, ob ſie im Andenken blei-
„ben oder vergeſſen werden würden.“ In eine nähe-
re Anzeige jedes einzelnen Stücks, worunter manche
ſchon bekannte ſind, können wir uns nicht einlaſſen.
Das Anziehendſte iſt die Ballade The life and
death of Tom Thumbe. Dieſer Zwerg des Kö-
nigs Arthur ſpielt in der Geſchichte der ältern Poeſie
keine unbedeutende Rolle. Hier ſtehe eine Stelle aus
ſeinem zweyten Beſuch bey den Rittern von der Ta-
felrunde:

But now his buſineſſe call'd him forth
King Arthur's court to ſee,
Whereas no longer from the ſame
He could a ſtranger be.

But yet a few ſmall April drops
Which ſetled in the way,
His long and weary journey forth
Did hinder and ſo ſtay.

Vntil his carefull father tooke
A birding trunke in ſport,
And with one blaſt blew this his ſonne
Into King Arthur's court.

Now he with tilts and turnaments
Was entertained ſo,
That all the beſt of Arthur's knights
Did him much pleaſure ſhow.

As good Sir Lancelot of the Lake,
Sir Triſtram and Sir Guy;
Yet none compar'd with brave Tom Thumb
For knightly chevalry.

In honour of which noble day,
And for his ladies ſake,
A challenge in king Arthur's court
Tom Thumbe did bravely make.

Gainſt whom theſe noble knights did run
Sir Chinon and the reſt,
Yet ſtill Tom Thumbe with matchleſs might
Did beare away the beſt.

At laſt Sir Lancelot of the Lake
In manly ſort came in,
And with this ſtout and hardy knight
A battle did begin.

Which made the courtiers all agaſt,
For there that valiant man
Through Lancelot's ſteed, before them all,
In nimble manner ran.

Yea horſe and all, with ſpeare and ſhield,
As hardly he was ſeene,
But onely by king Arthur's ſelfe
And his admired queene.

Who from her finger took a ring,
Through which Tom Thumbe made way,
Not touching it, in nimble ſort,
As it was done in play.

He likewiſe cleft the ſmalleſt haire
From his faire ladies head,
Not hurting her whoſe even hand
Him laſting honours bred.

Such were his deeds and noble acts
In Arthur's court there ſhowne,
As like in all the world beſide
Was hardly ſeene or knowne.

Now at theſe ſports he toyl'd himſelfe
That he a ſickneſſe tooke,
Through with all manly exerciſe
He careleſsly forſooke.

Where lying on his bed ſore ſicke,
King Arthur's doctor came,
With cunning ſkill, by phyſik's arts,
To eaſe and cure the ſame.

His body beeing ſo ſlender ſmall,
This cunning doctor tooke
A fine proſpective glaſs, with which
He did in ſecret looke.

Into his ſickened body downe,
And therein ſaw that death
Stood ready in his waſted guts
To ſeaſe his vitall breath.

His arms and leggs conſum'd as ſmall
As was a ſpider's web,
Through which his dying houre grew on,
For all his limbs grew dead.

His face no bigger than an ant's,
Which hardly could be ſeene:
The loſs of which renowned knight
Much griev'd the king and queene.

And ſo with peace and quietneſſe
He left this earth below,
And up into the Fayry land
His ghoſt did fading goe.

Whereas the Fayry queene receiv'd,
With heauy mourning cheere,
The body of this valiant knight,
Whom ſhe eſteemd ſo deere.

For with her dancing nymphs in greene
She fetcht him from his bed,
With muſic and ſweet melody,
So ſoone as life was fled:

For whom king Arthur and his knights
Full forty daies did mourne;
And in remembrance of his name
That was ſo ſtrangely borne,

He built a tomb of marble gray,
And year by year did come
To celebrate the mournfull day,
And buriall of Tom Thum.

Whoſe fame ſtill lives in England here,
Amongſt the country ſort;
Of whom our wives and children ſmall
Tell tales of pleſant ſport.

Jedem Stücke iſt eine Einleitung vorgeſetzt, die keine gemeine Hand verräth.

Neue Bücher der Verlagshandlung zur Michaelmesse 1793.

Allgemeine praktische Forstnaturgeschichte Deutschlands. Ein Beytrag zur deutschen Forst- und Jagdwissenschaft. 2 Bände, gr. 8. 2 Thlr.

(Der 1ste Band handelt von Bäumen, Stauden und Gewächsen, der 2te von den vierfüßigen Thieren, Vögeln und Insekten.)

Beyträge zur Kenntniß, vorzüglich des Innern, von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines in England wohnenden Sachsen (Hrn. Küttner) gezogen von dem Herausgeber. 6tes und 7tes Stück. gr. 8. jedes à 9 Gr. 18 Gr.

Beyträge zur Ergänzung der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte von M. J. Fr. Köhler. 2ter Theil, gr. 8. 18 Gr.

Europäische Regentafel auf das Jahr 1794. Fol. 1 Gr.

Ideen über Gegenstände der Criminal-Gesetzgebung von C. W. Jakobs, gr. 8. 20 Gr.

Lebensbeschreibungen merkwürdiger Gelehrten und Künstler, besonders des berühmten Malers Lucas Kranachs; nebst einigen Abhandlungen über deutsche Litteratur und Kunst von M. Joh. Friedr. Köhler. 2 Theile, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Litterarische Denkwürdigkeiten vom Jahr 1793. herausgegeben von C. D. Beck. 3tes Quartal. gr. 8. 20 Gr.

(Das 4te Quartal erscheint zu Weihnachten.)

Des Herrn Malouet Briefe über die Revolution. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von J. Mauvillon. Nebſt einer Vorleſung über die Frage: Welches ſind die Kennzeichen der Freyheit? gr. 8. 16 Gr.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch für praktiſche Aerzte. 16ten Band. 1ſtes Stück, gr. 8. 9 Gr.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte, von einer Geſellſchaft von Gelehrten; oder Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen, nebſt kritiſchen und hiſtoriſchen Abhandlungen über Gegenſtände der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. 2ten Bandes 2tes Stück, gr. 8. 16 Gr.

(Das 1ſte Stück des 3ten Bandes erſcheint zu Oſtern 1794.)

Von der preußiſchen Monarchie unter Friedrich dem Großen. Unter der Leitung des Grafen von Mirabeau abgefaßt, und nun in einer ſehr verbeſſerten und vermehrten deutſchen Ueberſetzung herausgegeben von J. Mauvillon. 2ter Band: vom Ackerbau und von den Manufakturen, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

(Der 3te Band, welcher vom Handel und dem Steuerweſen handelt, und gelegentlich eine Geſchichte der Regie im Preußiſchen enthält, iſt unter der Preſſe.)

Geſchichte Ferdinands, Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg ꝛc. von J. Mauvillon. 2 Theile, 8. (iſt unter der Preſſe.)

Die Gegend von London. Aus dem Engliſchen. (unter der Preſſe.)

Betrachtungen über die Revolution in Frankreich und die Urſachen ihrer langen Dauer, von Mallet du Pan. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. gr. 8. (erſcheint zu Ende des Octobers.)

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Ein und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1794.

H

XIII.

Reiſen eines Deutſchen in Italien, in den Jahren 1786 bis 1788. In Briefen von Karl Philipp Moritz. 3 Theile. Berlin, bey Maurer 1792.

So häufig die Reiſebeſchreibungen ſind, die wir über Italien, vorzüglich ſeit 25 Jahren, erhalten haben, ſo viel fehlt dennoch daran, daß dieſes Land an Stoff zu neuen Bemerkungen erſchöpft ſey. Unter andern ſind die Sitten der Einwohner, beſonders in ihren häuslichen und geſelligen Verhältniſſen bey weitem nicht genug bekannt,*) oder gar mit philoſophiſchem Scharfſinn von den Sitten anderer Länder, von denen ſie doch durch ihren orientaliſchen Anſtrich auf mannigfaltige Art abweichen, gehörig unterſchieden. Aber auch unabhängig von allen neuen Bemerkungen über das Land ſelbſt, zeigt ſich ein anderer Geſichtspunkt, aus dem ein Reiſender von ſeinem Aufenthalte in dieſem Vaterlande des Schönen uns eine intereſſante Seite zeigen könnte. Wir denken uns einen Mann, der Neigung zu den bildenden Künſten, aber keine Kenntniſſe darin hätte. Er geht nach Italien, in der Abſicht ſeinen Geſchmack zu bilden. Wie

*) Das Beſte darüber findet man beyläufig in Goldoni's Geſchichte ſeiner ſelbſt, die Herr Schaz zu Gotha vortreflich überſetzt hat. 3 Bände. Leipz. 1790.

kommen ihm die Meisterwerke vor, die seit Jahrhunderten den Beyfall der Kenner für sich haben? Was gehört von dem Werthe, den er ihnen gleich Anfangs beylegt, der Estime für parole, und was seiner eigenen Empfindung? Und welches ist der Gang, den am Ende selbst sein Gefühl nimmt, um sich nach dem der Kenner zu modificiren? Eine aufrichtige unbefangene Beantwortung dieser Fragen, scheint uns in psychologischer und ästhetischer Rücksicht äußerst wichtig zu seyn.

Als wir diese Reisen des verstorbenen Moritz angekündigt lasen, so erwarteten wir freylich keine Charakteristik der höheren Stände von Italien. Wir wußten, daß ihm seine Lage in diesem Lande dazu im Wege gestanden hatte. Aber desto interessantere Bemerkungen konnten wir uns von dem Verf. des Anton Reisers über den Mittelstand, und diejenigen Einwohner, die noch darunter stehen, versprechen. Zwey Jahre lang hatte er sich in Italien, und größtentheils an einem Orte, in Rom, aufgehalten. Seine Studien, seine Verhältnisse und frühere Erziehung hatten ihn nicht gehindert, sich mitten unter den gemeinen Mann zu mischen, und dessen Vertrauen zu gewinnen. Welche interessante Vergleichung hätte er nicht, z. B. zwischen dem römischen und hannöverischen Handwerksmann anstellen können: in ihren Begriffen von Anstand, von häuslichem Wohlleben, von Unterhaltungen in- und außerhalb Hauses, kurz! in ihrer ganzen Lebensart! Herr Moritz hat viel mit jungen Künstlern gelebt: Neue Quelle zu höchst interessanten

Bemer

Bemerkungen über diese ganz eigene Menschenklasse, bey der die erste Erziehung oft mit der nachherigen Bestimmung in Contrast steht, Niedrigkeit und Elevation in den Gefühlen, Eingeschränktheit und Scharfsinn in den Ideen sich nicht selten zusammenfinden! Wie viel läßt sich über den Einfluß ihrer ursprünglichen Anlagen, nach denen sie halb Dichter, halb mechanische Künstler sind, und dann über den Einfluß der besondern Beschäftigung mit dem Pinsel, dem Meißel, dem Grabstichel u. s. w. auf ihren Charakter sagen! Rec. dünkt, ungeachtet seiner wohlerprobten Neigung für die leblose Schönheit, daß ein solches Werk der Menschenkunde eben so gern gelesen werden müßte, als Alles, was über Gegenstände geschrieben werden mag, die hauptsächlich durch den Anblick gefallen.

Weiter! Als wir das erste Bändchen dieser Reisen lasen, welches nach der Vorerinnerung blos als eine Vorbereitung zu den folgenden betrachtet werden soll, und darin allenthalben den Mann wahrnahmen, der nicht recht weiß, was seiner Aufmerksamkeit würdig ist — dem das Mittelmäßige so wie das Vortrefliche gleich merkwürdig scheint — und der offenherzig gesteht, daß er erst das Schöne zu sehen lernen müsse; da griffen wir begierig nach den folgenden Theilen, und hofften die Geschichte der allmähligen Augenkur des V., seiner Entblendung, Aufklärung, Bildung des Geschmacks in den bildenden Künsten zu finden.

Wir fanden uns aber in beyden Erwartungen betrogen, und so unmöglich es uns wird, den ei-

gentlichen Plan und Zweck, den der V. sich vor Augen gesetzt hat, zu entwickeln; so schwer wird es uns sogar, den Standpunkt anzugeben, aus dem der Leser sich selbst aus diesem Gemisch von unterhaltenden und langweiligen Reiseanekdoten, von gut gedachten, gut ausgedruckten, und wieder mystisch unverständlichen Raisonnements über das Schöne, von kritischen Beurtheilungen und bloßen Nomenclaturen der Kunstwerke, von lebhaft dargestellten und matt beschriebenen Naturscenen, endlich von glücklichen und unglücklichen Vergleichungen des jetzigen Italiens mit dem alten — ein planmäßiges und wohlgeordnetes Ganze zu schaffen vermöge.

Das sicherste bleibt wohl, diese Reisen als ein Lesebuch zur Unterhaltung anzusehen. Aber wir zweifeln sehr, daß sie auch diese Bestimmung erfüllen. Rec., der selbst Italien kennt, würde sich darüber kein gültiges Urtheil zutrauen; aber er hat andere Leser zu Rathe gezogen, denen dieß Hinderniß nicht im Wege stand, und ihrer Meinung nach, ist das Buch — nicht zu Ende zu bringen.

Der erste Theil soll nach der Versicherung des V. nur der Vorhof zu dem Allerheiligsten seyn, in welches er uns in den folgenden einführen will. Aber gerade dieser erste Theil scheint uns noch der interessanteste zu seyn. Hier war er Moritz. In der Folge hat ihm ein originelles Genie unserer Nation, das mit ihm zugleich in Rom war, einen Spiegel vorgehalten, in dem er Dinge gesehen hat, die nicht für den Focus seines Auges paßten. Er

hat

hat davon gesprochen, wie ein Geblendeter, und wo er nun einmahl wieder mit eigenen Augen hat sehen wollen, da ist ihm alles mit so matten Farben und schwachen Umrissen erschienen, daß wir Leser nun gar die Bilder, so wie er sie uns liefert, kaum wieder erkennen mögen.

Gehen wir etwas mehr ins Detail! Der erste Theil fängt mit der Beschreibung einiger Eindrücke an, welche Boden, Clima und Ruinen der Vorzeit auf den V. gemacht haben. Sie lassen sich recht gut lesen, ob der V. gleich in der Darstellungsgabe kein Dúpáti ist. Neue Thatsachen konnte er bey der Eilfertigkeit, womit er nach Rom *eilte*, nicht sammeln. Inzwischen scheint er doch nebenbey diese Absicht gehabt zu haben. Denn sonst läßt sich seine Reise nach der Republik St. Marino, zu einer Zeit, wo so viel wichtigere Dinge seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten, kaum erklären. Genug! er hat diesen kleinen Staat gesehen, von dem wir seit Addisson so gut wie gar nichts wissen. Bernoulli bemerkt, daß seit der Zeit sich viel in der Verfassung der Repnblik müsse geändert haben. Der sel. Moritz führt jedoch nichts an, was nicht schon von Addisson gesagt wäre, und geht nur in den beyden unbedeutenden Punkten von ihm ab, daß Addisson die Dienstzeit der obersten Magistratsperson, oder des Capitains, auf 2 Monat setzt, er hingegen sie zu 6 Monat angiebt, und zugleich behauptet der Justizcommissair, oder Richter, werde alle drey Jahre verändert: ein Umstand, von dem jener schweigt. So viel Rec. in Rom

vor zehn Jahren gehört hat, so steht die Republik jetzt im Schutz des Kirchenstaats. Wie weit aber der Einfluß des Pabstes auf ihre innern Angelegenheiten sich erstrecke, vermag er nicht zu bestimmen.

Unter der Ueberschrift: Die Klöster, macht der V. eine Bemerkung über die glückliche Wahl ihrer Baustellen. Wie schade, ruft er aus, daß gerade hier die Imagination mit einer so grotesken Zusammenstellung von unzähligen Bildern und Bilderchen aus einer selbst gewählten Ideenwelt angefüllt und vollgepfropft ist, daß für ein einziges, großes, erhabenes Bild aus der Natur kein Platz mehr übrig bleibt, und die lebhafteste Einbildungskraft am Ende unter sich selbst erliegen muß! — — Der Gedanke ist nicht richtig ausgedrückt. Die Einbildungskraft erliegt nicht unter der Menge und der Kleinheit der Bilder: Sie wird verschwemmt, zerstreut, verkleinlicht. — Von Rimini nach Ankona ging der V. zu Fuß. Eine solche in Italien ungewöhnliche Art zu reisen, läßt interessante Vorfälle vermuthen. Aber wir finden deren keine. Inzwischen mag sein ziemlich verdächtiger Begleiter, der sich durch die Worte: Siamo poveri ma galant uomo, die Miene der größten Ehrlichkeit gab, für den Leser, der mit dem Italiener gar nicht bekannt ist, ganz unterhaltend seyn. Dagegen gehört die folgende Bemerkung weniger einem Gelehrten als einem reisenden Handwerksburschen:

„Auf der Börse von Ancona steht eine Religion
„von Marmor, und Glaube, Liebe und Hoff-
„nung sind ebenfalls von Marmor. Man
„kann

„kann hier auch Erfrischungen bekommen. —
„Ich wurde hier auch von einem Deutschen
„angeredet, u. s. w.“

Daß die schönen Mahlereyen des Tibaldi auf dieser Börse dem V. entgangen sind, nimmt uns nicht Wunder, da selbst Herr Volkmann sie nicht anführt. Beyläufig bemerken wir, daß in dem Palazzo publico della Communita seit einigen Jahren eine merkwürdige Gemähldesammlung befindlich ist, deren keine einzige Reisebeschreibung Erwähnung thut. Welche Nachlese von Kunstnachrichten könnten wir überhaupt in der Begleitung des V. halten, wenn der Zweck der Rec. es erlaubte!

Närrisch genug ist die Anekdote, die S. 89. von einem Castraten erzählt wird, der ehemals bey der Oper in Berlin engagirt gewesen war, und auf des V. Frage, was er jetzt bediene, antwortete: Ich bin nun bey der Mutter Gottes angestellt. Die Erzählung der Verlegenheit, worin der V., bey seiner Ankunft in Rom, durch seine Einquartirung in eine Häscherbude gekommen war, ist unterhaltend, und die Beschreibung der unterirrdischen, den Todten geweihten Kirche, die er am Feste aller Seelen besuchte, scheint zu den hervorstechenden Stellen in diesen Reisen zu gehören. Wir setzen letztere hieher:

„Ich kam, sagt der V. in die Kirche, die von den Todten, denen sie geweiht ist, ihren Nahmen führt, und wo von einer Todtenbrüderschaft für die Armen, welche auf dem Felde gestorben sind, zu

Todtenmessen gesammelt wird. Ich stieg nun einige Stufen hinab, und gleich am Eingange an einem Tische saßen drey schwarzgekleidete Männer, wie Höllenrichter, wovon zwey die Summe des eingekommenen Todtenlösegeldes in große Bücher verzeichneten, und einer mit dem dumpftönenden Ausruf: i poveri morti in campagna! eine große eherne Büchse, in welcher die Allmosen gesammelt wurden, gegen die Ankommenden schüttelte. Und welch ein Anblick erfolgte nun beym Eintritt in diese unterirrdische Kapelle, deren Wände von oben bis unten mit wirklichen Todtenschädeln und Todtenbeinen, die äußerst zierlich übereinander gelegt waren, ausgeschmückt, gleichsam mit dem ganzen verborgenen Schatze der grauenvollen Zerstörung prangte. Und was alles übertraf, so waren große Nischen in den Wänden, worin die zusammen getrockneten Körper einiger unter freyem Himmel gestorbenen Armen leibhaftig, und sogar noch mit ihren Lumpen bedeckt, und Stäbe in den knöchernen Händen haltend, aufgestellt, ein fürchterliches Schreckbild waren. Dazwischen war hin und wieder an den Wänden eine transparente Inschrift in Versen angebracht, wo die Jugend und die Schönheit an ihr Ende, die Pracht an ihre Vergänglichkeit, und der Stolz an seine Thorheit, mit Flammenschrift erinnert wurde, welche zugleich die einzige Erleuchtung dieses dunkeln Behältnisses war.

Zur Rechten stieg man wieder einige Stufen hinauf, und hier war eine Art von theatralischer Decoration wie eine waldige Gegend, wo, nach einer

Erzäh-

Erzählung im alten Testamente, ein Esel und ein Löwe bey einem menschlichen Leichnam sich zusammen finden, welches also auch Beziehung auf den Endzweck hat, wozu diese ganze fürchterliche Scene veranstaltet wird, um nemlich durch den sinnlichen Eindruck das Mitleid für die Todten zu erwecken, welches sich in milden Allmosen äußert, wovon sich die Lebenden gütlich thun.

Wenn irgend etwas in die Idee der Alten eingreift, daß die Seelen der Todten, deren Körper unbegraben liegen bleiben, von dem rauhen Fuhrmann zurückgewiesen, nicht an das jenseitige Ufer des Sees gelangen können, sondern vergebens die, Arme dahin ausstrecken; so ist es diese Allmosensammlung und Fürbitte für die Seelen derer, die verlassen von aller menschlichen Hülfe und Beystand, auf den Feldern gestorben sind, und Niemanden haben, der für den armen gequälten Schatten ein Todtenopfer darbringt.“ —

Der Verf. bescheidet sich selbst, daß er in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Rom nicht im Stande gewesen sey, über Schönheit und über Kunst die ersten Laute hervorzubringen, die ihres Gegenstandes würdig wären. Inzwischen hat er uns eine Vergleichung zwischen den Eindrücken, welche die Paulskirche in London und die Peterskirche in Rom auf ihn gemacht haben, geliefert, die man mit Vergnügen liest, weil man einen Mann reden hört, der gegenwärtige eigenthümliche Empfindung durch frühere, gleichfalls eigenthümliche Empfindung bestimmt.

„Beym

„Beym Eintritt in die Peterskirche, sagt der V., fühlte ich mich lange nicht so überrascht, als beym ersten Eintritt in die Paulskirche in London, welche doch in Ansehung des Umfangs bey weitem von der Peterskirche übertroffen wird. Aber dort kann freylich die Leerheit zu der Größe des Eindrucks viel beytragen, weil nur der Chor zum Gottesdienste gebraucht wird. — Was in der Peterskirche beym Eintritt den Eindruck von Größe sehr vermindert, ist der Glanz und die Reinlichkeit, welche einem von allen Seiten, wie aus einem geschmückten Wohnzimmer, entgegen strahlen: hier erscheint einem nichts Wüstes und unerreichbar Hohes; die Nettigkeit und Sauberkeit selber bringt der Einbildungskraft alles so nahe, als ob man es mit den Händen greifen und fassen könnte. Auch durchschauet man Alles mit einem Blicke. Nichts Winklichtes und Verborgenes läßt die Einbildungskraft weiter schweifen, als das Auge sieht. Darum scheint auch bey dem ungeheuren Umfange Alles so beschränkt, und nahe an einander, als ob man von den Wänden eines angenehmen warmen Zimmers eingeschlossen würde.

Kurz! einem ist wohl bey diesem Anblick; die Höhe, Breite und Länge dieses ungeheuren Gebäudes machen nichts weniger als einen schauerlichen Eindruck, man fühlt sich in dieser Weite gar nicht verlohren, sondern von allen Seiten bequem und gemächlich eingeschlossen. Statt daß in dem gothischen Dome Alles darauf angelegt ist, daß die Höhe furchtbar, die Weite wie eine Wüste erscheint, und

das

das Ganze Schauer und Bewunderung errege; so ist hier Alles darauf angelegt, bey dem erstaunlichen Umfange, dennoch die Ideen des Angenehmen, Bequemen und Wohnbaren zu erregen. Bey dem gothischen Gebäude soll das Haus einer Felsenmasse, hier soll die Felsenmasse dem Hause ähnlich sehen u. s. w.

So fein, so psychologisch richtig diese Bemerkungen sind, eine so wahre und treffende Kritik sie für diejenigen enthalten, welche sich in der Peterskirche, wie in den schauervollen Labyrinthen eines gothischen Gebäudes, mit einer Art von wilder Schwärmerey verlieren wollen; so scheint uns doch, daß der V. nicht ästhetisch richtig raisonnirt hat, und daß im Grunde die Schutzrede, welche er dem Gebäude hält, von der Art derjenigen ist, auf welche sich der Vers des Gresset anwenden läßt:

Mais Vous me condamnez en croyant me defendre.

Daß die vollkommenste Harmonie der Größenverhältnisse nicht der Grund des schwachen Eindrucks sey, den die Peterskirche macht, wie Moore und einige andere behauptet haben, das hat keinen Zweifel. Einmal wird das Gebäude dem Kenner dieß vollkommene Verhältniß der einzelnen sichtbaren Theile zum Ganzen nicht zeigen. Denn die Seitenschiffe sind zu klein gegen das Hauptschiff, die Ordnung der Säulen paßt nicht zu der unendlichen Masse u. s. w. Dann zeigt auch das Pantheon, daß Proportion mit Erhabenheit sehr wohl bestehe. —

he. — Der wahre Grund liegt in dem auffallenden moralischen Misverhältnisse zwischen der inneren Einrichtung, und dem Umfange und der Bestimmung des Gebäudes. Das Detail paßt in den Raum, aber nicht in den Charakter der Masse. Die Kirche enthält eine kleine Welt von kleinen Kirchen, die zum Theil wie Putzschränke und Cabinetter aufgeschmückt sind. Das Auge macht sich so viele Abtheilungen, und macht sie so leicht, daß die Seele nicht nur in keine erschütternde Stimmung geräth, als welches freylich gar nicht nöthig ist, sondern beynahe völlig unthätig bleibt, oder sich höchstens in eine muntere behagliche Lage versetzt fühlt. Dieß ist aber dem Charakter der Gattung von Gebäuden, wozu die Peterskirche gehört, zuwider. Es kömmt einem Wohnhause, nicht einem Tempel zu, und am wenigsten einem Tempel von so ungeheurem Umfange und so ungewöhnlicher Pracht. Wozu der Misbrauch von Mitteln zu einem viel leichter zu erreichenden Zweck? — Kurz! der Grund des schwachen Eindrucks, den die Peterskirche macht, liegt an einem moralischen, jedem fühlbaren Misverhältnisse zwischen der Größe des Raums und dem kleinen Detail, zwischen dem Ernst der Bestimmung und der spielenden Verzierung, endlich zwischen dem Aufwande von ungewöhnlichen Mitteln und der sehr gewöhnlichen Würkung. — Dieß Misverhältniß kann nie vertheidigt werden —"

Beym zweyten Theile fiel uns eine Anekdote der Ninon de l'Enclos ein, die vielleicht wenig

bekannt

bekannt ist. Sie fragte den Bussi Rabutin bey einem Besuche: was aus seiner Tochter geworden wäre? Ein ganz gutes Mädchen, antwortete der Vater, nur daß sie nicht viel gelesen hat. Tant mieux, rief Ninon, elle ne citera pas! Möchte Herr Moritz doch auch nicht so viel gelesen haben!

Es kann freylich sehr interessant seyn, sich mit den Klassikern in der Hand bald an den, bald an jenen Ort in Italien zu versetzen, und die gegenwärtige Natur mit der von den Dichtern zwey tausend Jahre früher geschilderten zu vergleichen. Aber es gehört eine ganz eigne Behandlung dazu, um dieß dem lesenden Publikum, und besonders einem so gemischten, als sich der seel. Moritz hat denken müssen, anziehend zu machen.

Die Zusammenstellung muß doch zu wichtigen Resultaten führen. Sonst kann es nur für den eigentlichen Antiquar wichtig seyn, zu wissen, daß irgend ein Dichter einmahl beyläufig den nehmlichen Ort genannt hat, den der V. gleichfalls betreten hat. Und für wen in aller Welt mag doch wohl der V. die drey Verse aus der Apostelgeschichte abgeschrieben haben, in deren erstem Pozzuolis unter dem Namen Puteolen, gedacht wird? — Das wenigste aber, was man bey dieser Anschauungsart erwarten kann, ist doch wohl dieses, daß der V. die gehörige Kritik bey der Vergleichung der Oerter anwende. Allein dieß ist nicht immer der Fall. So nimmt er als ausgemacht an, daß der Ort, den er bey Mola gesehen hat, die Villa des Cicero gewesen sey, und

redet

redet sogar von einer Piscina, die dazu gehört habe, da doch der ganze Grund dieser Angabe darauf beruht, daß Cicero überhaupt bey Formian einen Landsitz gehabt hat. Wie seicht ist folgende Bemerkung: Das alte Atella war durch den Witz seiner ehemaligen Bewohner berühmt. Wenn daher die jetzigen Einwohner nur etwas witzig sind, so erinnert man sich doch unfehlbar dabey an die Atellanischen Späße!!! — Uns sind die ludi Atellani (Exodia, lustige Nachspiele) bekannt, deren Abstammung aus dieser Stadt hergeleitet wurde. Daß aber alle Atellaner darum ihres Witzes wegen bekannt seyn sollten, folgt daraus keinesweges. Die unfehlbare Erinnerung an ihren ehemaligen Witz dürfte der V. auch wohl nur dem Volkmann zu danken haben.

Wir haben es schon bemerkt, daß die aller unbedeutendsten Nachrichten in des V. Tagebuche ihren Platz finden. Dahin gehört denn auch die von einem Schifferburschen, der französisch sprach, weil er in Marseille gewesen war.

Eine andere Anekdote, welche von Hackert erzählt wird, ist interessanter. Dieser aus Prenzlau in der Ukermark gebürtige Künstler reiste durch eine kleine Stadt im Neapolitanischen. Auf die bloße Nachricht, daß er ein Preuße und Unterthan des großen Friedrichs sey, ward er von dem Magistrate durch eine eigne Deputation, die ihm Geschenke an Wein und Früchten überreichte, bewillkommt.

Einige Gegenden um Neapel sind gut dargestellt. Besonders ist die Beschreibung der Phlegra-

gräischen Gefilde schön. Dagegen sind andere sehr matt beschrieben. Der V. sucht seinem Style dadurch Lebhaftigkeit zu geben, daß er oft im Präsenti erzählt: Jetzt steigen wir den Berg hinauf, jetzt sehen wir ein Thal u. s. w. Aber er vergißt sich, fällt ins Präteritum: da traten wir in eine Grotte, und geht dann wieder zum Präsenti über. Ueberhaupt ist die Schreibart lange nicht so rein und so besorgt, als man es von einem Manne erwarten könnte, der sich zum Lehrer darin aufgeworfen hat. Man findet zuweilen drey Perioden hinter einander mit Nun angefangen. Demohngeachet und dennoch in einer Periode, und wieder dreymahl noch in einem fort. Die umgebende Natur, ohne Zusatz des Pronominis, läßt sich nicht sagen, es heißt, die umliegende. Eben so sprachwidrig ist das: es sind, in folgender Periode ausgelassen. Der V. spricht von Bädern, und sagt: Sie sind in den Felsen ausgehöhlt, und besondere Behältnisse für die Kranken angelegt. Wie geschmacklos: Ruinen des Tempels des Apollo, die mit Heuschobern prangen! Wie unrichtig gedacht und ausgedrückt: Lazzaronis machen eine eigne Art von philosophischer Sekte aus, die noch einen Schritt weiter gehen, als die alten Cyniker, indem sie, außer der Mühe des Handelns, auch noch die unseelige Mühe des Denkens vermeiden! Ferner: das Paradies des Pausylippischen Hügels hat hier gleich seinen Abgrund unter sich — weil die Grotte durchgeht.

Die Benennung Porcellain kömmt schwerlich von Pozzolano her. Viel wahrscheinlicher stammt sie aus dem Portugiesischen ab, wo Porcellane Tassen bedeutet, welche die Portugiesen zuerst aus China von dieser Composition mitbrachten.

Wenn der Mahler eine schöne Gegend mahlt, der Bildhauer ein Basrelief studiert, so ist es viel natürlicher, daß ein Schriftsteller daran denkt, wie sie sich beschreiben, oder wie sich darüber schreiben lasse, als daß er Inschriften enträthselt. Dieß ist dem Schriftsteller gar nicht allein eigen, und nur wenige unter ihnen haben diesen Geschmack.

Kann man sich etwas Platteres denken, als folgende Reflexion bey der schönsten Ansicht von der Welt, von der Karthause in Neapel herab? Der V. sah die platten unter ihm liegenden Dächer, und dachte sich — den König David, der, auf dem Dache seines Hauses spazierend, die schöne Bathseba im Bade erblickte !!!

Alle Bemerkungen über Neapel und die umliegende Gegend enthalten nichts Neues, und besonders sind sie in Ansehung der Kunstwerke mager, und zum Theil falsch. Seinen Geschmack an den harten Hackertschen Landschaften wollen wir ihm nicht nehmen, aber die Ritterstatüen des Balbus verdienen das Prädicat des Vortreflichen keinesweges. Was über die antiken Mahlereyen im Herculano gesagt wird, ist nicht der Rede werth, und die prächtige Gemähldesammlung zu Capo di Monte, welche Rec. sechs Wochen lang studirt hat, wird mit einer

ner halben Seite abgefertigt. Das Raisonnement über die Arabesken gehört Göthen.

Wir versetzen uns mit dem V. wieder nach Rom. Hier konnte man doch wenigstens erwarten, daß der V. sein Tagebuch geordnet, und Materien, die zusammen gehören, nicht blos darum getrennt haben würde, weil er an diesem Tage diese, an jenem eine andere Bemerkung darüber gemacht hat. Aber nein! er fängt die Beschreibung des Capitols an, und springt davon ab, um uns eine Stelle anzuführen, die er in das Stammbuch eines Freundes, oder in das Exemplar eines Livius eingeschrieben hat: macht einen Spatziergang, auf dem er blos die Nahmen der Oerter anführt, die er besucht hat, geht dann zu einigen Anekdoten von dem Charakter der Einwohner über, liefert einen Catalogus von Gemählden, raisonnirt im allgemeinen über Schönheit, und kömmt endlich wieder zur Statüensammlung auf dem Capitol zurück. So geht es den ganzen zweyten und dritten Theil durch. Wir können unmöglich dem V. in diesem Labyrinthe folgen. Wir müßten ein neues Buch machen, wenn wir das Fehlende ergänzen, das Irrige verbessern, und das Ganze ordnen sollten. Wir wollen also nur hier und da einige Stellen herausheben, und diese unter die drey Klassen der allgemeinen ästhetischen Raisonnements, der Beurtheilungen einzelner Kunstwerke, und der Charakteristik der Einwohner bringen.

Was nun die allgemeinen ästhetischen Raisonnements anbetrift; so sind einige recht gut, z. E.

über den Stoff, welchen die heil. Familie der schönen Kunst zur Bearbeitnng darbietet, aber nicht neu, und ohne wahren Gewinn für den Kenner. Andere hingegen sind so mystisch ausgedrückt, daß der Rec. gern gesteht, sie gar nicht enträthseln zu können. So weiß er z. E. gar keinen Sinn in folgende Stelle zu bringen:

> Man überzeugt sich immer mehr daß der höchste Gipfel der menschlichen Bildung, die bildende Kunst selber ist, die den Blick des Menschen durch die Oberfläche seines Wesens auf sein inneres Selbst zurückführt, und auch die schwindenden Züge aufbewahrt, die sonst, durch den Strohm der Zeiten weggewischt, in der überlebenden und neuaufkeimenden Welt keine Spur zurücklassen.

In folgender Stelle liegt etwas Wahres, aber so wie sie ausgedruckt ist, hat sie gar keinen Sinn:

„M. Angelos hohe Phantasie vereinbarte sich mit dem vollkommensten Ausdruck der beseelten Körperlichkeit in jeder Muskel, und die Macht dieses Ausdrucks, welche in seiner Hand und seinem Pinsel ruhte, erhöhete wieder seine schaffende Phantasie" — In der Sprache des gesunden Menschenverstandes ausgedrückt, heißt dieß so viel: M. A. tiefe Einsicht in die Anatomie und seine sehr fertige Hand, verführten ihn, den Ausdruck körperlicher Bewegungen und des Muskelspiels zu übertreiben. Das Raisonnement über Styl und Manier, S. 7. des dritten Theils ist von Göthe geborgt.

Es

Es ist aber ein Spiel mit Worten. Styl heißt überhaupt eigenthümliche und zur Fertigkeit gewordene Verfahrungsart. Diese Verfahrungsart kann sich besonders in dem poetischen Theile der Kunst zeigen, und dann heißt sie besonders, Styl: oder sie zeigt sich in dem mechanischen Theile, und dann heißt sie besonders, Manier. Beydes wird jedoch oft mit einander verwechselt, und wer überhaupt keinen Styl, oder keine Manier hat, der ist ein Stümper. Wenn aber der Künstler da, wo er wählen und denken soll, blos wie ein mechanischer Künstler verfährt, gewisse Reize, die er sich zu eigen gemacht hat, unbedingt und überall anwendet, ohne die Natur, und das Schickliche, Zweckmäßige zu Rathe zu ziehen; so arbeitet er gleichsam wie der Handwerker mit einer an einen gewissen Schwung gewöhnten Hand, und diesen fehlerhaften Styl, nennt man wieder sehr treffend: Manier.

S. 114. des dritten Theils, behauptet der V. daß die Wellenlinie nur da schön sey, wo der Begriff der Bewegung mit dem Gegenstande verknüpft werden könne, daß man hingegen die gerade Linie gern an allem sähe, womit der Begriff des Feststehens verbunden werden könne. — Allein der Grund liegt viel tiefer. Ein Berg steht ganz fest, und doch würde die gerade Linie uns daran sehr misfallen: eben so verhält es sich mit dem Stamm des Baums. Stühle, Tische, Geräthschaften gehören nicht, wie der V., sagt zu den feststehenden Sachen, (schon der Nahme Mobilien widerlegt es) und dennoch lieben wir die gerade Linie daran.

Kann man sich etwas schiefer gedachtes und ausgedrücktes denken als folgende Stelle: (S. 139. des 3ten Theils.)

Das Auge vernimmt gleichsam die Töne, die sonst das Ohr erschüttern, und gleitet fühlend auf der schönen Oberfläche hin, die sonst durch Berührung merkbar wird. Auf den Sinn des Gefühls arbeitet doch alles hin, und dieser Sinn erhält durch das Gemählde eine Befriedigung, die durch nichts gestört wird, und in ihrer Art ganz und vollendet ist.

Doch wir sind es müde, noch mehr von diesem Gemisch Ardinghello-, Götho-, Herdero-, Mendelsohnischer Philosophie abzuschreiben, wobey uns nicht selten die kauderwälsche Sprache des Moderedners des Königreichs Awamuri in des ältern Wielands (Zachariä) kleiner Chronik von Tatojaba beyfiel. —

Die Beurtheilungen einzelner Kunstwerke sind dem V. nicht besser gerathen.

Der Christus von M. Angelo, den er S. 190. des zweyten Theils seiner männlichen Kraft und Schönheit wegen rühmt, ist von sehr gemeiner Natur mit einem Zwickelbarte, und von übertriebenem Muskelspiele.

Ueberhaupt stellt er die mittelmäßigsten Sachen neben den guten hin. Wie konnte er das alte Weib mit der Flasche, im Zimmer des Herkules auf dem Capitole, eines der merkwürdigsten Stücke an diesem Orte nennen? Die Büsten eben daselbst nimmt er ohne Kritik alle für ächt und richtig benannt an.

an. Wenn es wahr ist, was S. 21. des dritten Theils gesagt wird, daß M. Angelos Genie eben daraus hervorleuchte, daß er eine doppelte Handlung in seine Vorstellung des Paradieses brachte, so hat er sein Genie mit vielen Stümpern vor und nach ihm gemein. Vom Borgheſischen Fechter sagt der V. (III. 17.)

Er steht in seinem Vertheidigungszustande fest wie ein Fels — fest wie der Stein, aus dem er gebildet ist. Und doch spiegelt sich in jeder Muskel die von der inneren wallenden Kraft beseelte leichte Beweglichkeit des Körpers nach allen Seiten zu. Jede Muskel in dem linken Schenkel flieht zurück, während daß der ganze Oberleib sich vorwärts biegt. — Die linke Hüfte entzieht sich dem feindlichen Angriff in dem nemlichen Augenblick, wo sie ihm entgegen strebt. — Es ist die feste Richtung in der vorwärts gebogenen schrägen Linie, die sich zu gleicher Zeit vordrängt und zurückzieht — Gerade so weit, als der Körper nach vorwärts streben will, muß er mit dem einen Fuße nach unten zurückwärts streben, um sich im Gleichgewicht zu erhalten — Entgegen gesetzte Bestrebungen begegnen sich hier in Einem Punkte — Der Fuß tritt vor, so wie der Arm zurückstrebt — Die Vertheidigung ist das erste, der Angriff ist das zweyte — Die Vertheidigung deckt den Angriff, der sich unter ihr hervordrängt — Es sind die mannigfaltigen Evo-

lutionen eines Heers, die hier in dem Muskelnspiel eines einzelnen Körpers sich zusammen drängen.

Welch ein Aufwand von Worten, welche unbedeutende Bemerkungen! Und noch dazu, welch eine ganz falsche Ansicht! Wird sich jemand nach dieser Beschreibung den Begriff eines ausgefallenen Fechters machen, der, indem er selbst einen Streich von unten auf aushohlt, sich zugleich gegen einen Streich deckt, den ihm sein Gegner von oben herab beyzubringen sucht! —

Doch! allemahl ist unser V. so wortreich nicht! Von den interessantesten Gallerien, z. E. von der Farnesischen, giebt er uns blos die Anzeige der gemahlten Sujets, die beynahe in jeder Reisebeschreibung steht.

Endlich noch ein Wort von den Beyträgen zur Charakteristik der Einwohner! Der Verfasser hat unstreitig einige Bemerkungen über ihren enthusiastischen Antheil an öffentlichen Spielen, ihren Hang zur Betteley, zur Ueberlistung, zur Mordlust u. s. w. geliefert, die sich, besonders von Personen, die nicht an Ort und Stelle gewesen sind, sehr gut lesen lassen. Aber tief eindringend sind sie nicht. Ein Aufenthalt von sechs Wochen würde einen aufmerksamen Reisenden eben so gut dazu berechtigen, als einer von zwey Jahren.

Was von dem Aberglauben der Römer gesagt wird, daß die Ideen von Gespenstern, Hexen, Geistererscheinungen u. s. w. nicht bey ihnen haben aufkommen

men können (II. 165.) ist Göthen nachgeschrieben, und hält die Prüfung nicht aus. Die ganze Lehre von Exorcismen, von den Seelen im Fegefeuer u. s. w. widerspricht der Behauptung, oder entkräftet wenigstens die daraus gezogene Folgerung einer für schreckenvolle Gegenstände nicht empfänglichen Imagination.

In das Lob, welches der V. den Improvisatoren beylegt, (III. 29.) können wir nicht einstimmen. Es sind keine Dichter. Rec. hat das Beste gehört, was vor zehn Jahren in Italien in dieser Art zu hören war. So lange sich die Improvisatoren in dem gewöhnlichen Kreise der alten Geschichte und der Mythologie herumdrehen, so finden sie in ihrer Bekanntschaft mit früheren Dichtern Mittel genug, ihre Schwäche zu verstecken. Sobald man aber da heraus geht, so werden sie zu reimenden Prosaisten.

Zuletzt erzählt der Verf. noch eine Anekdote vom Pabst Ganganelli, (III. 217.) die er aber ganz verwässert. Der Fall ist dieser: Ein Engländer weigerte sich bey einer gottesdienstlichen Feyerlichkeit in der Sixtinischen Kapelle mit dem ganzen übrigen Haufen zu knieen. Die Schweizer wollten ihn zu Boden schlagen. Der Pabst winkte ihnen aber zu, es nicht zu thun. Er wußte ein besseres Mittel, ihn niederzuwerfen. Er ging auf ihn zu, und gab ihm ganz allein einen Seegen!

Wir endigen hier die Anzeige der Moritzischen Reisen, wobey wir keiner Entschuldigung zu be-

dürfen glauben, wenn wir der Liebe zur Wahrheit und Vollkommenheit unserer Litteratur, den Grundsatz: de mortuis non nisi bene! aufgeopfert haben.

XV.

Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente, von Karl Philipp Moritz. Mit Kupfern. Berlin 1793. (142 S. in 8.)

Es darf den, der mit der Moritzischen Leichtigkeit, schöne Empfindungen aufzufassen, und wieder mitzutheilen, nur einigermaßen bekannt ist, nicht befremden, wenn er unter dem angeführten Titel ein ganzes Convolut von Reflexionen über verschiedene Kunstangelegenheiten findet, unter denen sich nur sehr wenige auf das beziehn, was man eigentlich Ornamente nennen könnte — ein Ausdruck, der, (wenn man die Ueberschrift ausnehmen will) in dem Buche selbst nirgends wieder vorkommt. Das Buch enthält lauter Aphorismen, unter denen wir nur von einigen den Inhalt anzeigen dürften, ohne noch auf die Bearbeitung selbst zu sehen, um zu beweisen, daß der V. an nichts weniger gedacht habe, als eine Grundlage zur künftigen Theorie der Ornamente zu legen. Wer sollte z. B. vermuthen,

chen, in dieser Schrift einen Aufsatz über die Kampfspiele im Circus, eine Widerlegung des falschen Ausspruches: de gustibus non est disputandum — ferner Apollo im Belvedere, menschliche und thierische Bildung, Abwechselung und Einheit in der Landschaft, die Paulskirche in Rom ꝛc. zu finden; und wer kann sich dabey des Gedankens erwehren, daß der Schriftsteller mit gleichem Rechte alle vorhandene Gebäude, Bildsäulen, Denkmähler und allegorische Vorstellungen durchmustern, und überhaupt von allen nur möglichen Dingen hätte sprechen können, welche fähig sind, durch ihr Aeusseres einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf unsre Empfindung zu machen. Noch auffallender ist es, in den zur Theorie der Ornamente bestimmten Kupfern weiter nichts als einen römischen Senator und einen reichsstädtischen Burgemeister, eine römische Matrone und eine Prinzessin von Parma abgemahlt zu finden.

Ueberhaupt glauben wir, die Manen des zu früh gereiften Moritz nicht zu erzürnen, wenn wir die Meynung äußern, daß Moritz bey seiner glücklichen Anlage, das Schöne zu ahnden, viel zu wenig darum bekümmert war, sich selbst Rechenschaft von einer jedem Empfindung abzulegen, die ihn beseeligte; noch viel weniger, die Resultate seiner Empfindungen unter einander zu vergleichen, gehörig zu ordnen, und zu einem künftigen zweckmäßigen Gebrauche aufzusparen. Der weiche und lockere Bau einer feinen Organisation, womit die Natur ihn beschenkt hatte, verräth sich vielleicht nirgends

so

so sehr, als in der vor uns liegenden Schrift; und schon aus dem Grunde muß sie uns ein schätzbarer Nachlaß von Moritz seyn, wenn sie gleich bey weitem nicht das vorzüglichste seiner Geistesprodukte genannt werden darf.

Einem Freunde des Schönen, wie Moritz es war, gnügte es nicht, alles, was er empfand, ohne Kargheit wieder Andern mitzutheilen, und sich so viele Mitgenossen seiner Empfindungen zu schaffen, als ihm nur immer möglich war: er bemühte sich auch, das Schöne, was er Andern, nachdem er es empfangen hatte, wieder zurückgeben wollte, in ein so gefälliges Gewand zu kleiden, daß die Blicke der Umstehenden darauf geheftet bleiben möchten. Seine Liebe fürs Schöne äußert sich daher eben so sichtbar in seinen Worten, und in der Art sich auszudrücken, als in den Vorstellungen, die er dadurch erregen wollte. Ihr allein haben wir es zuzuschreiben, wenn der Schriftsteller zuweilen über der süßen Modulation von Wortfügungen, die ihm seine rege Phantasie eben jetzt herbeyzauberte, die Bestimmtheit des Gedankens vergaß, den er dadurch bezeichnen wollte. Auch diese Eigenthümlichkeit des Charakters liegt in keiner Schrift so offen da, als in der gegenwärtigen.

An Stoff zu mannigfaltigen Betrachtungen hat es übrigens der V. in dieser Schrift nicht fehlen lassen. Seine Rhapsodien, von denen die meisten kaum zwey Octavseiten füllen, enthalten für den, der nur eines Winkes bedarf, um manche Gegen-

ſtände von einer neuen Seite zu betrachten, ungemein viel lehrreiches. Auf keinem Blatte wird man den Mann verkennen, der ſeine Gefühle bis auf die zarteſten Fäden ausgeſponnen hat, damit ihm auch noch die leiſeſte Berührung empfindbar wäre. Sein elaſtiſcher Nervenbau braucht nur eines gelinden Anhauchs, ſo erbebt augenblicklich eine zahlloſe Menge von Fibern, die ſich einander in den wunderſamſten Verſchlingungen berühren, und aus dem Inſtrumente ſeiner Seele Töne hervorlocken, welche zuſammen eine unerklärbare Würkung erzeugen. Iſt es daher wohl zu verwundern, daß mancher von den Leſern nicht weiß, was er aus dem Ganzen machen ſoll, wenn er den Nachhall von dieſen ungewohnten Harmonien hört?

Doch es iſt Zeit, von dieſen allgemeinen Bemerkungen wieder auf das einzelne zurückzukommen, woraus ſie entſtanden ſind.

Der Verfaſſer der Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente ſucht zuförderſt in einer Art von Einleitung zu zeigen, daß das Streben nach Verzierung dem menſchlichen Geiſte zur Ehre gereiche. Die Ausführung dieſes Gedankens würde hier ganz am rechten Orte ſtehen, wenn ſich der Schriftſteller nur erſt mit ſeinem Leſer über den Begriff von Verzierung gehörig verſtändigen wollte. Wie ſchwankend aber dieſer Begriff bey dem Verfaſſer ſelbſt geweſen ſey, davon kann man ſich gleich in den erſten Perioden ſeiner Rede überzeugen. Zierlich iſt ihm bald das, was dem Plumpen und Schwerfälligen entgegen ſteht, bald das was Leben athmet

met und besonders nach dem Menschen gebildet ist. Bald das, was den grenzlosen, schlußleeren Dingen eine Art von Vollendung giebt u. s. w. Erst auf der 18ten Seite findet man unter dem Titel: Die Säule, einen förmlichen Versuch, die Sache zu erklären, von welcher im Buche eigentlich die Rede seyn soll. „Unter Zierrath," sagt der V. „denken wir uns dasjenige gleichsam Ueberflüßige an einer Sache, wodurch sie nicht nützlicher wird, als sie schon war, sondern nur besser ins Auge fällt."

Eine Sache verzieren, heißt also machen, daß sie besser ins Auge fällt. Ohnstreitig muß alsdann die Sache schöner geworden seyn, als sie vorher war, wäre auch das Schöne hier nur im relativen Sinne zu nehmen. Wie verträgt sich aber alsdenn diese Erklärung mit einer andern Stelle auf der 15ten Seite, worin der V. sagt:

„Wie groß der Schönheitstrieb des Menschen „sey, erkenne man daraus, daß der Mensch „sogar da, wo Schönheit nicht mehr Statt „finde, noch für die Zierde Platz zu ge„winnen suche."

Hier unterscheidet Moritz nicht allein Schönheit von Zierde, sondern trennt diese beyden Begriffe, wovon doch der eine, als eine besondere Gattung, in dem andern enthalten ist, so weit auseinander, daß man es für ganz unerlaubt halten möchte, eine verzierte Sache schön zu nennen, oder von einer Verzierung selbst zu behaupten, daß sie schön seyn könne. Wiewohl der Schriftsteller es nicht so gemeynt haben

ben will. Denn, wenn Zierde nur da angebracht werden ſollte, wo keine Schönheit mehr Statt fände; wie könnte denn das Streben nach Verzierungen einen Beweis abgeben, daß der Trieb des Menſchen nach Schönheit ohne Grenzen ſey?

Man ſieht aber, wie M. gefühlt habe, daß eine Verzierung keine weſentliche Schönheit ausmache, daß eine Sache, die durch Verzierung verſchönert werden ſoll, oder verſchönert wird, auch ohne dieſe Verſchönerung immer noch vollkommen ihrem Hauptentzwecke entſprechen könne. Da es nun viele Gegenſtände giebt, die ohne Schönheit ihren Hauptentzweck nicht erreichen können, ſo hat ihn dieß verleitet zu glauben, daß Zierrathen da einträten, wo die Schönheit aufhöre. Indem nun M. auf die Art ſich nicht getraut, die Verzierungen bis zu dem Range wahrer Schönheiten zu erheben, ohnerachtet er ihnen die Würkung zugeſteht, wenn er ſie für dasjenige erklärt, wodurch die Gegenſtände beſſer ins Auge fallen; ſo ſieht er ſich dadurch genöthigt, ſeine Zuflucht zu neuen Beſchreibungen zu nehmen, wodurch er uns die Ornamente kenntlich machen will.

„Zierrathen, ſagt er, ſollen unſre Aufmerk„ſamkeit auf eine Sache lenken.“ Dieſe Abſicht würde nun leicht auch durch die größten und auffallendſten Verunſtaltungen erreicht werden können; aus dem Grunde, ſetzt er noch hinzu, ohne zu bedenken, daß er hier grade wieder der Schönheit das Wort rede:

„ſo

„so daß wir bey ihrem bloßen Anblick gern „verweilen.„

Kann man wohl deutlicher zu erkennen geben, daß durch Verzierung eine Sache verschönert werden soll?

Unmittelbar drauf sagt er: „Zierrath muß „das Wesen der Sache, woran sie befindlich ist, „auf alle Weise andeuten und bezeichnen, damit „wir in der Zierrath die Sache gleichsam wieder „erkennen.“

Diese Behauptung, die sich wohl auf einige feine Bemerkungen über den Unterschied zwischen wesentlichen und zufälligen Zierrathen gründen kann, (denn es giebt wesentliche Zierrathen, ob sie gleich nur zufällige Schönheiten ausmachen) diese Behauptung ist viel zu unbestimmt, als daß sie nicht von unserm Sprachgebrauche vielfältig bestritten werden sollte.

Pflegen wir nicht unsre Wände durch Gemählde, unsre Spiegel durch Guirlanden, unsre Gefäße durch Medaillons ꝛc. zu verzieren, ohne daß in diesen Verzierungen auch nur das geringste enthalten wäre, wodurch das Wesen der verzierten Sache bezeichnet würde.

Schon aus diesem Wenigen sieht man, daß der Schriftsteller sich keine Zeit genommen habe, die Begriffe gehörig von einander abzusondern. Dasselbe aber wird man in andern Stellen noch viel deutlicher gewahr. So findet man z. B. den Artikel: menschliche und thierische Bildung, worin jener in Ansehung der Schönheit der überwiegende

Vorzug

Vorzug vor dieſer zuerkannt wird, mit der Behauptung beſchloſſen, daß die Kunſt zuweilen zu der Thierwelt ihre Zuflucht nähme, um ihre (menſchliche) Bildungen zu verſchönern. „Jupiters Haupt", ſagt der Verfaſſer, „ſchüttelt die Löwen„mähne — und auf der Schulter eines Herkules „ſtrebt der Nacken des Stiers empor."

Ob nur M. im Ernſt glauben konnte, daß man in keiner andern Abſicht, als um der bloßen Schönheit willen, den Kopf eines Alexanders mit Hörnern begabt, oder die Füße eines Hermes mit Flügeln verſehn, oder ins Haar der Erynnen Schlangen geflochten habe?

Eben ſo wenig läßt ſich vermuthen, daß ein jeder Künſtler den auf der folgenden Seite befindlichen Satz unterſchreiben werde: „Wer einen „Apollo bilden könnte, in deſſen Macht ſtünd es „auch gewiß, einen vollkommnen Faun zu ſchaf„fen; aber nicht umgekehrt könnte jeder ꝛc." M. widerlegt ſich ſelbſt, indem er dieſen Satz beweiſen, und durch Beyſpiele anſchaulich machen will. Jedes Ding, ſagt er, iſt zwar in ſeiner Art vollkommen. Hieraus ließe ſich alſo folgern, daß der, welcher mit den Vollkommenheiten eines Apolls bekannt wäre, darum noch nicht mit allen Vollkommenheiten eines Fauns bekannt ſeyn müßte. Allein, ſetzt er hinzu, es enthält doch eine Art von Dingen immer mehr Vollkommenheiten als die andre. So hat zum Beyſpiel der menſchliche Körper mehr Vollkommenheiten in ſich, als der Körper der Thiere. Hieraus ſollte alſo geſchloſſen wer-

den, daß es in der Gewalt eines Guido gestanden habe, Thiere eben so vollkommen als Menschen vorzustellen, und daß Rosa einen van Huysum hätte beschämen können, wenn er nur gewollt hätte. Wer sieht aber nicht ein, daß wenn der menschliche Körper auch unendlich mehr Vollkommenheiten und Schönheiten in sich enthielte, als alle Körper der Thiere zusammen nicht aufweisen können, der thierische Körper immer noch seine Eigenthümlichkeiten behalten würde, wodurch er sich von andern Körpern unterscheidet; und daß folglich der Künstler, der diese Eigenthümlichkeiten nicht studirt hätte, auch nicht im Stande seyn würde, einen vollkommenen Thierkörper darzustellen. Wer verlangt es denn aber auch von einem Künstler, der uns höhere Schönheiten darstellen kann, daß er die niedern mit gleicher Vollkommenheit darstellen müsse? Würde der Bildner des Apoll deswegen an seinem Werthe bey uns verlieren, wenn wir auch von ihm wüßten, daß ihm kein Faun habe gelingen wollen? eben so wenig, dünkt mir, als der Ruhm eines Bachs darunter leiden kann, daß er keine schöne Tanzmelodien erfunden habe. Man beurtheile nach diesen Vorstellungen die paradoxe Stelle, womit M. auf der 15ten Seite seinen Aufsatz beschließt.

„Von dem Schönsten war der Maaßstab zu „allen niedern Bildungen einmal genom„men. In dem hohlen Leibe des ungestal„teten Satyrs fand man die Bilder der Gra„zien versteckt.

In

In dieſer Stelle war es vielleicht blos die Liebe zum Sonderbaren, die den V. zu einer ſo auffallenden Behauptung verleitete. An andern Stellen ſind es oft kleine anmuthige Bilder der Einbildungskraft, von denen ſich M. die Farben entlehnt, um damit ſeine philoſophiſche Rede auszuſchmücken. So erzählt er uns auf der 43. Seite, wie bey Vermählung der Pſyche von Raphael unter den Hauptgemählden rings an den Wänden beſondere kleinere Felder angebracht ſind, in welchen Amoretten mit den Attributen der höhern Gottheiten ſpielen, die bey der Hochzeit der Pſyche zugegen ſind. Dieſes allegoriſche Spielwerk, welches immer als ein Beweis aufgeſtellt werden konnte, auf wie mannigfaltige Weiſe der erfindungsreiche Mahler von der Allegorie Gebrauch machen könne, ſchwebt der Seele des bildneriſchen Moritz unter einer ſo anmuthigen Geſtalt vor, daß er es unmittelbar drauf zur Grundlage einer neuen äſthetiſchen Behauptung macht, an der wir nichts weiter als die Leichtigkeit bewundern können, mit welcher der Schriftſteller jedesmal die nächſte ſchöne Form ergreift, um ſeine Gedanken darin abzudrücken. „Die allegoriſchen Vorſtellungen," ſagt M. „ſol„len das Ganze nur umgaukeln; nur gleichſam „an ſeinem äußerſten Rande ſpielen — nie aber „das innere Heiligthum der Kunſt entweihn." Wer erkennt nicht in dieſen Worten das ganze Gemählde von Raphael, welches dem Dichter ſo wohl gefiel, daß er in dieſen Augenblicken wünſchte, die Göttinn Allegorie möchte ſich einmal in dieſer lieblichen

daß Gestalt verkörpern, ohnerachtet er fühlen mußte, daß er, außer dem Vergnügen des gewagten Versuchs, wenig mehr davon haben würde, als die Mühe, bey der nächsten Bestimmung von dem, was Allegorie seyn solle, darauf zu sehen, daß sein neues Gemählde dem ältern nicht in allen Theilen widerspreche.

Doch wir haben Beyspiele genug von Stellen angeführt, die zum Belege unseres obigen Urtheils dienen können. Es ist jetzt nichts weiter übrig, als daß wir die Freunde des Schönen auf einige andre Stellen aufmerksam machen, worin wir einen überaus reichhaltigen Stoff zum weitern Nachdenken für die Liebhaber des tiefern Eindringens in das Wesen der Kunstschönheiten gefunden haben. Hierher rechnen wir unter andern den Versuch, welchen M. gewagt hat, die Verzierungen der Säule und insbesondere die des Säulenkopfes aus der Natur der Sache zu erklären.

Es ist bekannt, daß wir in der Baukunst nicht allein besondere Verzierungen für jede Säulenordnung haben, sondern daß diese Verzierungen auch ihre bestimmte Form und ihren besondern Maaßstab haben, wornach man ihre Richtigkeit zu beurtheilen pflegt. Gewöhnliche Architekten machen von diesen Verzierungen nach der Regel Gebrauch, ohne daran zu denken, woher es gekommen seyn mag, daß man den Säulen grade diese und keine andern Verzierungen gegeben hat. Selbst wenn sie von andern hierüber befragt werden, geben sie nichts weiter zur Antwort, als: es muß so seyn! oder sie sagen: verständige Baukünstler haben gefunden,

daß

daß unter allen möglichen Verzierungen, die sich an einer Säule denken lassen, grade diese und keine andere die gefälligste Würkung thun. Aber irgend ein Grund muß doch vorhanden seyn, warum wir an der Säule keine andere Verzierungen leiden mögen: oder wenn dieß vielleicht Verwöhnung unsrer Augen seyn sollte, so muß doch irgend eine Ursache da gewesen seyn, warum die ehemaligen Baukünstler grade nur diese Verzierungen und keine andern an der Säule schön gefunden haben. Hierüber verlangt der verständige und nachdenkende Kunstfreund irgend einen befriedigenden Aufschluß zu erhalten. Denn darin kann er doch unmöglich mit Campern übereinstimmen, daß so ganz und gar alle Schönheiten der Baukunst vom bloßen Eigensinn des blinden Ohngefährs abstammen, und von niemanden, außer von der Macht der Gewohnheit, ihre Sanction erhalten haben. Man lese nun, was M. in dem Aufsatze von der Säule hierüber sagt.

Es sind freylich nur einige flüchtige, dem Gefühle entwendete Ideen, die, wenn sie auch noch sorgfältiger auseinander gesetzt wären, immer noch keine volle Befriedigung gewähren würden; aber man findet doch nun den Weg bezeichnet, auf welchem der tiefsinnige Forscher weiter fortgehen, und die Winke, welche M. hierüber giebt, dankbar befolgen kann.

Eben so wird der nachdenkende Leser den Artikel von der Vase, und noch mehrere andere, nicht ohne Vergnügen über die sinnliche Darstellung ar-

tistischer Begriffe, und nicht ohne Gewinn für die Erklärung mancher dunkeln Gefühle durchlesen.

Wir beschließen dießmal unsre Beurtheilung der kleinen Schrift, welche unter die letzten Arbeiten ihres Verfassers gehört, mit einer wehmüthigen Empfindung über den frühen Verlust eines Mannes, von welchem sich die Kunst noch so viel hätte versprechen können, wenn ihm das Schicksal ein längeres Leben hätte gönnen wollen.

XVI.

Wilhelm Gilpins Bemerkungen, vorzüglich über malerische Naturschönheit, auf einigen Reisen durch unterschiedene Gegenden von England und Schottland aufgesetzt. Aus dem Englischen mit Anmerkungen des Uebersetzers. Leipz. bey J. F. Junius 1792. Erster Theil (472 S.) Zweyter Th. (419 S.)

Wir haben von diesen Bemerkungen des Hrn. G., dieses in seiner Art wichtigen Buchs, das Original bey seiner Erscheinung angezeigt, und freuen uns, davon eine um so vorzüglichere Uebersetzung ankündigen zu können, jemehr Schwierigkeiten damit verbun-

verbunden waren. Sie iſt von Herrn Kunth in Leipzig, wie man aus der Unterſchrift der Vorrede ſieht, und man kann ſich auf die Richtigkeit derſelben um ſo mehr verlaſſen, da er nicht nur eine vollkommene Kenntniß der Sprache und Engliſcher Litteratur beſitzt, ſondern bey ſeinem Aufenthalte in England mit verſchiedenen der hier geſchilderten Naturſcenen bekannt iſt, auch mit dem engliſchen Verf. ſelbſt im Briefwechſel ſteht, der ihm bey vorfallenden Bedenklichkeiten die nöthigen Aufſchlüſſe gegeben. Was übrigens Herr K. von dem Werthe des Buchs ſagt, iſt vollkommen gegründet. „Wir kennen keines, das dem Leſer von ſeinem Gefühl, dem Freunde des Großen und Schönen in der Natur, dem Menſchenforſcher, dem Freunde der Geſchichte und Alterthümer, eine anziehendere Lectüre gewähren, und worinne der Aeſthetiker, der Landſchaftsmaler und der Gartenkünſtler belehrendere Bemerkungen und Winke finden dürfte, als in dieſem. — Er führt ſeine Natur- und Kunſtfreunde zu den romantiſchſten Naturſcenen und den Ruinen von Klöſtern und Schlöſſern, einer England ausſchließlich eignen maleriſchen Schönheit, und lehret ſie das Wahre, Schöne und Große darin bemerken. Er thut dieß mit dem feinſten äſthetiſchen, durch vertraute Bekanntſchaft mit den großen Dichtern der Alten und ſeines eigenen Vaterlandes gebildeten Geſchmack, und mit dem ſicherſten Kennerblick, und oft ſchildert er mit einer ſolchen glühenden Phantaſie und einem ſo dichteriſchen Feuer, daß man vor ſeinem Gemälde zu ſte-

hen glaubt, und ein geschickter Künstler im Stande seyn müßte, nach seinen Darstellungen eine Landschaft zu entwerfen, ohne die Gegend selbst gesehen zu haben. Dabey versteht er die Kunst, ohne allen Zwang sittliche, oft recht rührende Betrachtungen über Menschen und Sitten, merkwürdige Anekdoten aus der Geschichte Großbritanniens, auch wohl dann und wann einen feinen launigten Einfall in seine Schilderungen zu verweben: als wollte er gleichsam seine Leser, wenn sie lange mit ihm auf Bergen und Felsen herumgeklettert sind, zu einer erquickenden Ruhestätte führen."

Die meisten Reisenden, die uns mit Schilderungen reizender Naturscenen unterhalten, glauben der Absicht ein Genüge gethan zu haben, wenn sie eine Reihe von strotzenden Beywörtern aufstellen, welches aber, wie der V. sehr richtig bemerkt, die kraftloseste Art zu schildern ist, und einem Leser so wenig als dem Zeichner eine richtige Vorstellung von einer Landschaft darbieten wird. Herr Gilpin giebt in seiner Einleitung erst allgemeine Regeln, die sich ein Landschaftsmaler einprägen muß: untersucht dann im Werke selbst die Bestandtheile, woraus die englischen Landschaften zusammen gesetzt sind, den fernen Berg, den See und den Vorgrund einzeln, hernach in der Verbindung mit einander, und zieht hieraus einige allgemeine Betrachtungen, die über das Ganze ein neues und malerisches Licht verbreiten. Dieß geschieht allezeit bey Veranlassung der herrlichen Scenen, die sich ihm auf seiner malerischen Reise darstellen, und wo er jede Gelegenheit

genheit ergreift, auch über Nebendinge, die zur Verſchönerung der Landſchaft beytragen, die angenehmſten und lehrreichſten Ausſchweifungen zu machen. Z. B. über die Miſchung von Gehölze und Ackerland, über die Luft, als die Quelle eigener maleriſcher Schönheiten, über Ruinen von Schlöſſern und Klöſtern, über künſtliche Ruinen, Felſen — ein analytiſcher Ueberblick einer Gebirgsgegend, über den Standort eines Berges in einer Landſchaft, den Umriß deſſelben, über die Gegenſtände auf ſeiner Oberfläche, Beleuchtung und Schatten, über Vorgründe, Gehölze, Felſen, Waſſerfälle, Thäler, Seen, über verſchiedene Arten der Landſchaft nach der Verſchiedenheit der Jahreszeiten, der Witterung, der Naturerſcheinungen, über das Vieh maleriſch betrachtet, und über ſo vielerley andere Gegenſtände, die nicht für nur den Landſchaftsmaler und Zeichner höchſt unterrichtend, ſondern auch für jeden geſchmackvollen Leſer anziehend ſind.

Da man heut zu Tage ſo ſehr bey Gartenanlagen die engliſche Manier in Verzierung derſelben nachzuahmen ſucht, und man dabey hin und wieder auf ſo manche Lächerlichkeiten ſtößt, ſo möchten wir dieß Buch auch vorzüglich denen empfehlen, die ſich mit dergleichen abgeben. Die Kritiken, die der Verfaſſer bey vielen in England befindlichen Anlagen über die Vorzüge und Fehler ſo mancher beybringt, werden oft zu einer vortheilhaften Leitung dienen können. Wir wollen z. B. nur eine Stelle anführen, wo er über Ruinen ſpricht,

die so oft zur Verschönerung in englischen Gärten angebracht werden, welches zugleich eine Idee von seinem Vortrage geben wird. „Sollen Ruinen," sagt er, „blos in der Ferne und auf einer unzugänglichen Stelle zu stehen kommen, so ists genug, wenn man sorgt, daß sie aus einem oder ein Paar Gesichtspunkten gesehen werden können: bey Anlegung solcher Ruinen ist folglich weniger Genauigkeit nöthig. Es sind Ruinen in einem Gemälde. Sollen sie aber auf der Stelle gesehen werden, wo der Beschauer um sie herumgehen, sie von allen Seiten betrachten, vielleicht gar hineingehen kann, da hat ihre Ausführung viele Schwierigkeit. Und diese entsteht vornehmlich aus der Nothwendigkeit, sie nach einem eben so regelmäßigen und gleichförmigen Plan anzulegen, als wären sie ein würkliches Gebäude gewesen. Es muß nicht nur die Gestalt eines Schlosses oder Klosters im Allgemeinen, und die Lage desselben beobachtet werden, sondern auch die besondern Theile müssen wenigstens dem Auge so dargestellt seyn, daß das Auge des Kenners aus den stehen gebliebenen Stücken leicht die verloren gegangenen herausbringen kann. Es müssen immer die disjecta membra seyn. Daher sollte, wenn man Ruinen anlegt, kein Theil dargestellt werden, von dem das Auge nicht leicht begreift, daß er nothwendig müßte vorhanden gewesen seyn, wenn das Ganze vollständig gewesen wäre. Auch der Kostenaufwand, welchen die Aufführung solcher Ruinen erfordert, ist keine geringe Schwierigkeit. — Aermliche Ruinen sind von keiner Bedeutung:

tung: Ruinen aber, die große Wirkung thun sollen, sind ein Werk der Pracht. Ein Gartentempel, oder eine Palladische Brücke, ist leicht gebaut, aber ein Stück Ruinen, das von einem Schlosse oder Kloster eine Idee geben soll, die der Ausführung werth ist, kostet so viel aufzuführen, als das Haus, das man bewohnt. Die Ausführung selbst erfodert große Kunst. Nicht jeder, der ein Haus bauen kann, versteht Ruinen anzulegen. Dem Stein das verwitterte Ansehn zu geben — zu bewirken, daß der immer weiter werdende Riß natürlich durch alle Fugen läuft, daß die Zierrathen verstümmelt seyn, die innere Bekleidung der Wände sich gehörig ablöse, anzudeuten, wie die Theile sonst zusammen gefügt waren, durch die nun eine weite Spalte bricht, und Haufen von Trümmern ungezwungen umher zu streuen, alles das verlangt eine große Anstrengung der Kunst. Und wenn sie denn alles gethan hat, was sie vermag, so müssen wir doch die Ausschmückung und Vollendung zuletzt den Händen der Natur überlassen. Wenn die Moose und Flechten die Mauern nicht recht überziehen wollen, wenn die verwitterten Stellen keine Mannigfaltigkeiten hervorbringen, wenn der Epheu die Strebepfeiler nicht begleiten oder sich zwischen den Zierrathen des Gothaischen Fensters nicht recht durchschlingen will, die Esche sich nicht ziehen läßt, daß sie zur Spalte heraushängt, oder wenn auf der eingefallenen Zinne kein langes spitziges Gras wachsen will: so werden unsre Ruinen immer unvollendet bleiben, und wir können eben so wohl über das

Thor

Thor ſchreiben: im Jahr 1772 erbaut. Täuſchung kann nicht ſtatt finden. Die Charakterzüge des Alters fehlen. Die Zeit allein iſts, die Ruinen beſſert, ihre Schönheit vollendet, und ſie — daß ich mich des Ausdrucks bedienen mag, — in Stand der Natur verſetzt.“

Die Anmerkungen, die der Ueberſetzer hinzugethan, ſind theils erläuternd, theils litterariſch, und geben dem deutſchen Leſer oft intereſſante Aufſchlüſſe und Hinweiſungen auf andere Werke, ſelbſt Berichtigungen, wodurch einigermaaßen der Verluſt der artigen Kupferblätter, die das Original doch mehr ſchmücken als erläutern, erſetzt wird.

XVII.

Vermiſchte Nachrichten.

Deutſche Litteratur.

Berlin und Stettin: Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Schriften von Herrn L. H. v. Nicolay. Dritter Theil, 216 S. Vierter Theil 243. S. kl. 4. 1793. Die beyden erſten Bände dieſer ſaubern und zugleich ſehr verbeſſerten Ausgabe haben wir im 47. B. dieſer Bibl. S. 277. angezeigt. Der dritte Theil enthält erſtlich die proſaiſche Erzählung das Schöne, unverändert abgedruckt. 2) Idäa, oder männliche und weibliche Tugend. Eine hiſtoriſche Novelle. Es lag an

der

der Natur des Stoffs, daß dieſe, ſonſt ſo vortreflich in einer blühenden und doch claſſiſch correcten Sprache vorgetragene Erzählung, ſelbſt unter den Händen unſers Dichters, keinen hohen Grad von Intereſſe erhielt. Wenn das Wunderbare in ernſthaften, moraliſchen Fictionen ſelbſt den Schein der Wahrheit nicht ganz zerſtören, und die Abſicht des Dichters, ſtatt ſie zu befördern, nicht vernichten ſoll, ſo muß es nothwendig mehr Würde haben, und aus einer reiner geachteten Quelle gefloſſen ſeyn, als es bey der hier erzählten Legende der Fall iſt. 3) Entwurf des politiſchen Zuſtandes von Europa. Nach der Einleitung von Robertſons Geſchichte Karl V. —

Vierter Theil. Eine neue poetiſche Epiſtel an die Kaiſerinn von Rußland. Sie hebt mit Klagen über den Hang der Dichter, auch der beſten unter ihnen, den Großen der Erde übermäßigen und ſo oft unverdienten Weihrauch zu ſtreuen, an. Der Dichter will nicht in ihre Fußtapfen treten; er will

— ein Beyſpiel, das die Welt
Noch nie geſehen, ſeyn; ein Sohn der Muſen,
Der ſich vor Catharinen ſtellt,
Und die Bewunderung, den Sturm in ſeinem Buſen,
Aus Mistraun in ſich ſelbſt, aus Ehrfurcht unterdrückt,
Da Sie, die Göttliche, die nur von der Geſchichte
Ein Lob erträgt, auf die beſcheidenen Gedichte
Des Fremden nur um deſto holder blickt.

Das

Das heißt, er will mit einer neuen Wendung und auf eine feinere Art dasselbe thun, was seine Vorgänger thaten. Durch den Ausdruck des Fremden bahnt er sich den Uebergang zu dem eigentlichen Gegenstand seines Gedichtes, zu dem poetischen Beweis, daß Sicherheit und vernünftige Freyheit in Rußland mehr, als in irgend einem andern europäischen Staate herrsche! Dieser Beweis ist ihm so gelungen, wie er gelingen konnte. Wir läugnen nicht, daß Herr v. N. wirklich von dem überzeugt sey, was er behauptet — wie ließe sich das Gegentheil darthun? — aber schwerlich wird er irgend einen Sterblichen, der nicht schon ganz so denkt wie er, zum Glauben an sein ungeheures Paradoxon bekehren. Eher wird er in der gegenseitigen Ueberzeugung bestärken, wenn man sieht, mit was für dürftigen Gründen selbst ein so vortreflicher Kopf diesen Satz verfechten muß. Die Prüfung und Widerlegung dieser angeblichen Gründe gehört nicht für unsere Bibliothek. Daß sie indeß nichts weniger als schwer fallen dürfte, erhellt aus folgender Stelle, in welcher der Dichter seine Hauptargumente zusammengedrängt hat, und die wir zugleich als eine Probe der Ausführung hersetzen wollen:

Zweymahl hab' ich den Kreis der aufgeklärten Staaten
Durchwandert, stets bereit die gnügsamen Penaten
Zu pflanzen, wo mich, häuslich frey,
Des Aberglaubens Tyranney,

Der

Der Vorurtheile Joch, der Steuern Bürde,
Der Großen Stolz nicht drücken würde:
Doch kein der Sonne nahes Land
Gab mir, was ich am Pole fand.
Hier wird Kalvins und Roms und Luthers Lehre
Zu keiner Schuld, die der Verfolgungsgeist
Im Schwefelrocke büßen heißt,
Schließt Keinen aus von Gut und Ehre.
Im nachbarlichen Gotteshaus
Geht jede Sekte hier einträchtig ein und aus.
Die Hirten selbst, gleich ihren Schaafen,
(Ein seltner Fall!) vertragen, schätzen sich,
Und niemand schmäht, wenn ich nicht wöchentlich
Bey einer Predigt — eingeschlafen.
Gleich fern von Lästerung und dummer Heiligkeit,
Beleidigt hier mein Ohr kein Atheist'scher Bube;
Doch fliegt mir auch, um eine Lustbarkeit
Am Sonntag angestellt, kein Kiesel in die Stube. *)
Hier wagt kein neuernder Sophist
Den Satz, daß Raub und Mord ein Recht des Menschen ist. **)
Hier brüllt bey keinem nassen Schmause
Ein Stentor aus dem Unterhause,

Der

*) In England, wo die freyesten Schriften erscheinen, gestattet der bigotte Pöbel auch nicht einen Saiteustrich am Sonntage.

**) In dem Satze, daß gewisse Rechte des Menschen unverjährbar sind, liegt nothwendig der Satz [nach welcher Logik?] daß wenn keine andern Mittel, sie wieder zu erlangen, da sind, auch Raub und Mord zum Rechte des Menschen gehören: eine [rasende, nur von Bösewichtern gezogene] Folgerung, deren Wirklichkeit wir leider! nur zu deutlich gesehen.

Der doch, sobald die Gunst ihm winkt,
Zur Heerde des Ministers überspringt.
Das beste Gegengift politischer Partheyen,
Gehorsam, hier die allgemeinste Pflicht,
Stört die Vertraulichkeit gesellschaftlicher Reihen,
Und stört des Staates Ruhe nicht.
Der Große, der aus Rurichs Blute
Sich herbeweis't, empfängt und suchet hier
Den Mann von Wissenschaft, von Kunst, von Kriegesmuthe,
Mit größrer Achtung und Begier,
Als dort der Krämer thut, der mit Dukaten prahlet,
Und Glieder *) und Talent, wie Zimmt und Pfeffer, zahlet.
Geburt und Reichthum ziert, allein bestimmt den Rang

Des

*) Man sehe die Tabelle der Holländer, in welcher auf jedes Glied, welches man im Kriege für sie verlieren würde, ein Preis gesetzt war. (Rec. schämt sich hier im Nahmen des Dichters, dessen warmer Verehrer er ist, dieser argen, fast möchte er sagen, boshaften Verdrehung. Was ist rühmlicher, edler: mit Gewalt zum Kriegsdienst gezwungene Menschen, wenn sie darin zu Krüppeln geworden, ganz oder doch so gut als ganz ihrem Schicksal und dem Verschmachten im Elend zu überlassen, oder freywillig angeworbene, größtentheils ausländische Krieger für ihre Aufopferungen zum Besten des ihnen fremden Staates, nach den Kräften desselben zu entschädigen? In Geldarmen Staaten sind freylich Leibeigenschaft, ja selbst Sklaverey, unvermeidlich: aber darum sind Sklaverey und Leibeigenschaft nicht die höchste Staffel der Cultur und Civilisation.)

Des Russen nicht. Ihn giebt ihm Dienst und Gnade.
Den Sohn des Größten lehrt die Schule niedrer Grade
Erst Ehrfurcht und der Pflichten Zwang.
Unzollbar ist das Haupt des Edlen; doch die Rechte
Der Krone zahlt er ihr als Bürge seiner Knechte,
Und der nach ihrer Zahl vertheilte feste Schoß
Bleibt für den Armen klein, wird für den Reichen groß.
Vom stillen Zolle, der des Prachtes Waaren drücket,
Die uns Paris und London schicket,
Bleibt jeder, der der Eitelkeit,
Der Sucht gebieten kann, so lang er will, befreyt.
Indessen wächst im emsigen Gewerbe
Des Fremden Mammon ungestört,
Zu welchem er, und wo nicht Er, sein Erbe
Zum Lande, dem er einst den Rücken arm gekehrt,
Um keinen Zehenten gezwackt zurückefährt.
Dieß alles fand ich nicht in den gepriesnen Reichen,
Die sich mit Rom und Griechenland vergleichen
u. s. w.

Der Dichter hat hier bewiesen, nicht was er zu beweisen versprach, sondern, was ihm niemand abzustreiten im Stande ist, daß für einen Mann von Herrn v. N. Denkungsart, Umständen und Verhältnissen das von ihm gepriesene Reich der angenehmste Aufenthalt seyn könne; für einen Mann, der so wie er sagt, und sagen kann:

Was geht der Große mich und was der Bauer
an?
Mich, der ich meinen Weg gleich weit von beyden walle,
Und mir am besten da gefalle,
Wo, leichten Pflichten unterthan,
Ich meinem Sinne folgen kann — — —

Aber wie viele können das? — — Galwine, in sechs Gesängen. Alcinens Insel, in zwey Büchern. Gryphon und Orille in zwey Büchern. Jedes von diesen drey, dem Ariost nacherzählten Gedichten, hat in diesem neuen Abdruck eine Menge größerer und kleinerer Verbesserungen erhalten. So wenig jede einzelne immer von Bedeutung scheint, so muß sich doch jeder, der überhaupt Sinn für Poesie des Styls hat, meistens gleich beym ersten Blick von ihrer Nothwendigkeit überzeugen, und die Vergleichung des Ganzen mit der vorigen Ausgabe zeigt es recht augenscheinlich, wie ungemein die Wirkung auch größerer poetischen Werke (von kleinern Gedichten ist es ohnehin unläugbar) durch die Vollendung des Details selbst in den minder bedeutenden Nebenzügen erhöht wird. Hier ein kräftigerer Ausdruck, dort ein mahlerisches passenderes Beywort, hier eine wohlklingendere Cadenz eines einzigen Verses, verbreitet über manche lange Stelle einen ganz neuen Schimmer und vorher nicht empfundene Anmuth. Daß doch alle junge Dichter diese lehrreiche Vergleichung anstellen, und sich überzeugen möchten, wie nöthig auch dem genialischsten Gedicht die spätere wiederhohlte Feile unter der

Führung

Führung des reifern Geschmacks und bey einer durch die Länge der Zeit möglich gewordenen kalten und unbefangenen Prüfung sey. — Neue Fabeln. Nicht in Rücksicht auf die Erfindung, auf welche der Dichter bey keiner einzigen Anspruch hat, sondern in Rücksicht auf Einkleidung und Darstellung verdienen sie den Namen neuer Fabeln. Aesop, Phädrus, la Fontaine, la Motte und mehrere minder bekannte Dichter sind die Quellen, aus denen Herr v. Nicolay geschöpft hat. Auch hier ist nicht jedes Stück in der strengern Bedeutung wirkliche Fabel. Eines nähert sich mehr der Erzählung, ein anderes dem epigrammatischen Gedicht. Manche sind offenbar gar zu nachlässig hingeschrieben. Gleich das erste Stück ist mehr Allegorie oder Emblem als Fabel, aber, einige Kleinigkeiten abgerechnet, vortreflich erzählt. Welch ungemein glückliche Wirkung thut der Uebergang der längern in kürzere Verse, der Jamben in Trochäen!

Die Raupe und der Schmetterling.

Steif wird mein Leib, und schrumpfet ein,
Mir sonst so fräßigen, mir ekelt vor der Speise,
Im selbst gesponnenen Gehäuse
Schließ ich mich melancholisch ein.
Nacht legt sich um mich her. Was mag dieß Fühlen seyn?
Gewiß der Tod, zu dem wir alle gehen.
O hartes Schicksal unsrer Art!
Gehab dich wohl, o Welt! auf ewig ists geschehen!
Die Raupe sagte dieß, als sie zur Dattel (Puppe, Nymphe) ward.

Leicht und glänzend in der Sonne,
Voller Leben, voller Wonne,
Flog ein Schmetterling herbey,
Und vernahm ihr Angstgeschrey.
Lächelnd sprach er: in dem Grabe,
Das du fürchtest, blödes Thier!
Lag auch ich; da wuchsen mir
Diese Flügel, die ich habe.

Der Fabeldichter soll lehren, unterrichten, nicht sophistisiren. Giebt es aber wohl ein ärgeres Sophisma als die moralische, oder vielmehr politische Anwendung der zweyten Fabel? Doch, diesen Nahmen verdient das ganze kahle Geschichtchen nicht. Der Leser urtheile selbst!

Aesop und die zwey Bildhauer.

Zwey Bildner lebten in Athen;
Der eine schnitzte schlecht, der andre schnitzte schön.
Aesop, von diesem Unterschiede
Schon unterrichtet, stand in einem Magazin
Der Parier; da kamen beyde,
Um Marmor einzukaufen, hin.
Zwey Blöcke, völlig gleich an Art, Gewicht und Weisse,
Erstanden sie zu gleichem Preiße.
Vertraulich fängt Aesop zum ersten an:
Ach! Freund, ein schlechter Kauf, den du gethan.
Dem andern lächelt er: Glück zu dem schönen Steine!
Sie lachen. »Blinder, ist der meine
Nicht jenem völlig gleich?« Aesop: verzeihet mir!
Dem Scheine nach urtheilet ihr;

Ich

Ich aber ſehe ſchon tief in dem einen Steine
Ein ſchönes Bildniß des Apoll,
Das dieſem ſich entwickeln ſoll.
Ein ſchlechtes Bild Merkurs ſeh ich in jenem ſtecken,
Das wird dem andern ſich entdecken.
Wo bleibt die Gleichheit in den Blöcken?

Armer Aeſop, was für ein klägliches Wortſpiel dir hier aufgebürdet wird! Im ſiebenten Vers ſind die Blöcke völlig gleich und im letzten iſt die Gleichheit ganz weggewitzelt. Man ſieht wohl, was der Dichter für eine Lehre durch dieſes Beyſpiel ins Licht ſetzen wollte, unglücklicher aber konnte hiezu die Fiction nicht gewählt und gewendet ſeyn. Ueberhaupt iſt jene Lehre mit ihren ſchlechterdings nöthigen Beſtimmungen viel zu ſubtil, viel zu abſtrakt und zuſammengeſetzt, als daß ſie ſich in dem engen Raum und mit den beſchränkten Mitteln des Apologs durch eine genau anpaſſende Dichtung verſinnlichen laſſen ſollte. — Das graße Lamm (S. 186.) iſt ein Provinzialausdruck, mit dem wir in dieſer Verbindung keinen beſtimmten Begriff zu verbinden wiſſen. Sollte dieſes Wort überhaupt in die Bücherſprache aufgenommen zu werden verdienen? — Die 10. Fabel hat Götz ungleich beſſer (Vermiſchte Gedichte III. 89.) Hin und wieder ſtießen wir auf unpaſſende oder platte Ausdrücke. Seite 192.

Der Morgen graut, der Jäger ſtößt
Ins krumme Horn und aufgelößt
Zerſtreuen ſich die waidgerechten Hunde — — —

S. 196. Es fällt der heilgen Vögel Ehre,
Sie nehmen in dem Federbeere
Die alten Stellen wieder ein — — —

Das Federheer soll gefiedertes Heer ausdrücken; allein kann es das? Die Analogie von Federvieh beweißt hier nichts. Man sagt Wollenvieh, aber wer würde Wollenheer sagen oder verstehen? Dunkelheit erzeugt auch S. 197. der Gebrauch des an sich ungewöhnlichen Wortes Verspruch:

Einst, als er gleich beym Spiel verlor,
Ward des Verspruches Zeit vergessen —

Soll heißen: Er vergaß, daß er sich auf diese Zeit versprochen hatte —

S. 199. Der Aecker und der Wiesen lange Kette
Beschleimt der Bach — — —
S. 204. So reinen wir die lieben Alten —
S. 207. Zwey Drosseln fühlten sich durch Hungersnoth
Die Eine fast gelähmt, die Andre kaum nicht todt. — —
Ein Baum, der voller Feigen steckt — —
S. 215. — Das Gold empfängt ein Kind der Freude
Und gibt dafür ihm ein Geschmeide,
An dem er noch daniedet liegt.

Einem Dichter, wie Herr v. M. verzeiht man nicht so schielende, halbwahre Lehren, wie die S. 219.

Urtheile nie mit Selbstvertrauen,
Chamäleon ist, was wir schauen.

Ueber-

Ueberhaupt hat die aufmerksame Lectüre und wiederhohlte Prüfung dieser Fabeln Rec. von neuem in seiner Ueberzeugung bestärkt, wie sehr diejenigen irren, die die Erfindung oder auch nur die Wahl und den Vortrag guter Apologen für eine leichte Sache halten. Die äsopische Fabel ist gewiß eine der schwersten Dichtungsarten, und Rec. getraut sich, selbst in unserer Sprache, die doch an vortreflichen Fabeldichtern so reich ist, immer zehn und mehr tadellose Lieder, Oden, Sinngedichte ꝛc. für Eine ganz fehlerfreye Fabel aufzuweisen.

Berlin: Ueber deutsche Sprache und Litteratur. Ein Aufruf an sein Vaterland von Erduin Julius Koch, Prediger an der Marienkirche zu Berlin. Nebst einer ausführlichern Nachricht von dem öffentlichen Auftritte der Gesellschaft deutscher Sprach- und Litteraturforscher zu Berlin. 1793. 32. S. 8. Hr. K. hat ein paar Schriften geliefert, die gute litterarische Kenntnisse verriethen, in keiner Rücksicht aber so wichtig und bedeutend sind, daß sie ihn zu dem Tone berechtigten, den er seit einiger Zeit angenommen hat, und den man selbst an großen und berühmten Gelehrten, und zwar mit allem Rechte, nicht duldet. Herr K. hat bis jetzt meistens nur — angekündigt; er leiste, was er verheißen hat, und der Dank und die Achtung des Publikums wird ihm gewiß nicht entgehen, und es wird gar nicht nöthig seyn, die gelehrte Welt stets mit Trompeten- und Paukenschall von jedem Federzug, den er gethan hat, oder gar erst zu thun gedenkt, zu benachrichtigen. Er beginnt diesen

Aufruf aus vollen Backen mit Beschuldigungen gegen die deutschen Sprachforscher und Litteratoren, die seiner Meinung nach meistens ganz unkritisch und geschmacklos bey ihren Arbeiten zu Werke gegangen wären — giebt im Vorbeygehn dem seel. Moritz einen Seitenhieb, poltert etwas von Bibliothekar-Chikanen daher, sticheln auf gewisse Sprachreiniger und Sprachbereicherer „diese Litteratoren, die von Meister Sachs und Altvater Opitz nur kindisch lallen können" und rückt endlich in noch höherm Tone seinem Hauptzweck näher. „Die „Forderungen, welche ich (Erduin Julius „Koch!) lebenswierig an jeden Kritiker im Fache „der deutschen Sprache und Litteratur ergehen las„sen werde, sind dieselben, welche ich in meiner „philologischen Encyclopädie an den Kritiker der „Alterthumswissenschaften bereits habe ergehen las„sen. Ja ich verlange" —— Unsere Leser lächeln und fragen, wer denn dieser Erduin Julius Koch sey, der sich unterstehe in diesem Schulmeistertone mit einem großen Publikum zu sprechen, das seine ersten Genien und verdientesten Männer mit Bescheidenheit und Achtung anzureden gewohnt sind? Zu seiner Entschuldigung wissen wir nichts vorzubringen, als daß er noch ein junger Mann seyn soll, der Schulknaben unterrichtet hat, vielleicht noch unterrichtet, und der zwar mancherley, das aber noch nicht gelernt hat, daß man nicht in Einem und demselben Tone einem Haufen Schulknaben vordociren, und im Angesicht einer ganzen großen Nation seine (vollends unreifen und alltäglichen)

chen) Gedanken und Einfälle vorlegen dürfe. Die Forderung, die Herr Erduin Julius Koch lebenswierig machen wird, lautet in ſeinem Deutſch alſo: „daß der werdende deutſche Philolog zuvor ein griechiſcher und römiſcher Philolog geworden ſey.“ — „Wann werden, declamirt er weiter, deutſchgeborne Philologen, wie F. A. Wolf, C. G. Heyne, D. Ruhnken aufhören zu glauben, kritiſches Studium der vaterländiſchen Sprache und Litteratur ſey Entwürdigung des neuern (?) Philologen?“ Und wir fragen dagegen: wann wird Herr Erduin Julius Koch aufhören mehr zu ſchwatzen, als er verantworten kann?— Nach einigen weitern Impertinenzen für das deutſche Publikum, die deutſchen Recenſenten und Mäcenaten, kündigt er nun endlich die von ihm geſtiftete Geſellſchaft der deutſchen Sprach- und Litteratur-Forſcher zu Berlin an, deren Beſtimmung Reviſion der bisherigen Bemühungen für deutſche Sprache und Litteratur, und Verſuche ganz neuer bisher noch nicht geahndeter Entdeckungen in dieſen Fächern ſey. Wir rühmen die bedächtige Vorſicht, mit der hier die ungeahndeten Entdeckungen nicht geradezu, ſondern nur Verſuche derſelben verſprochen werden, wiewohl wir geſtehen, daß wir uns nicht getrauen, den eigentlichen und wahren Sinn dieſer ſeltſamen Wortgruppe anzugeben. Verſuche nicht geahndeter Entdeckungen! Vielleicht iſt Hr. K. in der Folge noch ſo gütig, uns zu berichten, was er ſich unter Verſuchen dieſer Art denkt. Aber weiter!

Als Mittel zu Erreichung dieses Zwecks sollen dienen 1) eine Vierteljahrsschrift, 2) Preisaufgaben, die die Gesellschaft jährlich bekannt machen wird, 3) ein rascher und ununterbrochener Briefwechsel nach den fernsten Gegenden Deutschlandes und des Auslandes (!!) „Wir," versichert Herr K. Nahmens der gelehrten Gesellschaft, deren einziges bekanntes Mitglied Er selbst ist, „wir gehen auf „Entdeckungen und auf solche unerbittlich „strenge Untersuchungen aus, bey denen uns „weder die Gnade noch der Zorn der ganzen Welt „und alle Menschen von jeder Geburt, Connexion „und Autorität irren sollen und können." (Das ist doch einmahl ein Schriftsteller, der Muth besitzt. Zwar wird er auf diesem Felde schwerlich mit den Herren mit langen Händen und ihren Helfershelfern, höchstens mit Motten und Spinnen zusammentreffen, indeß ist Muth ein gutes Ding und des guten kann man nicht zu viel haben.) Wie „sehr diese Schrift (die herauszugebende Vierteljahrsschrift) „sich von andern noch seichtern Schrif„ten, als Adelungs Magazin [das auf der vorhergehenden Seite ein verehrungswürdiges und verdienstvolles und S. 17. ein vortrefliches Magazin hieß] „und die Bragur [deren Mitherausgeber Herr K. selbst künftig seyn wird] „sind, unter„scheide, wird der Verfolg unserer gesellschaftlichen „Bemühungen unwiderleglich beweisen." Das wollen wir abwarten. Jedes Mitglied dieser Gesellschaft bezahlt bey seinem Eintritt einen Louisd'or zur Casse (aus welcher Herr K. in Berlin eine Bibliothek

bliothek anschaft, seine periodische Schrift drucken läßt, und die Kosten der Correspondenz bestreitet) desgleichen monatlich Einen Thaler, schenkt der Gesellschaftsbibliothek in Berlin alle Dubletten seiner Bibliothek aus allen Sprachen und Wissenschaften, (natürlich könnte die Bibliothek einer deutschen Gesellschaft nicht ohne Bücher aus allen Sprachen und Wissenschaften bestehen) und vermacht dieser Bibliothek in seinem Testament einen Theil seiner Bücher. Und für dieses alles genießt man die Ehre, Mitglied der von Herrn Prediger Koch gestifteten Privatgesellschaft zu seyn und zu heißen, und das Seinige zu Versuchen nicht geahndeter Entdeckungen die deutsche Sprache und litteratur betreffend beygetragen zu haben. — Auf den letzten Blättern schüttet Herr K. seinen Witz gegen einen Recensenten in der A. L. Z. aus, der sich unterstanden hatte, gegen sein literarisches Magazin einige Einwendungen zu machen.

Riga: Rino und Jeannette oder der goldene Rosenzweig, von Traugott Andreä. Erster bis sechster Gesang. 1793. 220. S. 8. Da wir das Ganze dieses episch-romantisch-allegorischen Gedichtes noch nicht vor uns haben, so können und mögen wir kein Urtheil über den Plan fällen, so vieles sich auch schon jetzt mit vollem Fug über und gegen denselben erinnern ließe. So wichtig indeß auch selbst bey einem Gedichte dieser Art der Plan ist, so ist er doch nicht die Hauptsache, ungleich wichtiger sind die Manier der Erzählung, die Kunst der Schilderungen, Beschreibungen und Charaktere,

die

die Stärke, Neuheit und Lebhaftigkeit des Ausdrucks. In diesen sämmtlichen Stücken aber ist Herr A. noch viel zu sehr Anfänger, und sein wahres Talent ist viel zu zweydeutig, als daß wir seinem Versuche in dieser Bibliothek eine ausführliche Beurtheilung widmen könnten. Wir können nichts mehr thun, als ihn auf einige Fehler, die er sich am häufigsten zu Schulden kommen lassen, aufmerksam zu machen. Seine Diction ist sehr oft schwülstig, abentheuerlich, und artet nicht selten ganz in Galimathias und Nonsens aus. Die Uebergänge sind nicht allein meist gezwungen und übereilt, oft vermißt man durchaus alle Verbindung und allen Zusammenhang der Ideen. Häufig spielt der Reim sichtbar den Meister über den Verstand, und die Verse sind bald zu kurz, bald zu lang, oft ohne die nöthigen Abschnitte und ohne alle Harmonie. Gleich die erste Stanze ist bombastische Reimerey, bey der man sich durchaus nichts denken kann:

Um meine Stirn rauscht Deutung der Natur,
Geschwingt, wie der kosende West, auf einer Blumenaue:
An glühenden Rosen im Perlenthaue,
Erblickte ich ahndend die göttliche Spur!
Ich will den Kuß und schöne Liebe singen:
Auf goldenem Wagenthron, im ruhigen Wonnemeer
Wagt (wogt?) die Begeisterung, im Schmucke der Vorwelt einher;
Hoch flattert ihr Kranz; ich muß ihn um die Harfe schlingen.

Wie

Wie kömmt der epiſche Dichter zu der Harfe? Und wie ſchlingt man um ſie den Kranz der Begeiſterung? Ritter Rino, gezwungen ſein Vaterland zu verlaſſen, ſteht weinend am Rhein und reitet (ſo Hals über Kopf geht die Erzählung, daß wir den Ritter nicht einmahl zu Pferde ſteigen ſehn)

ſtill über die Brücke nach Franken hinein.

Plötzlich kömmt ein banges Hülfsgeſchrey zu ſeinen Ohren

Er wendet ſich um, ein Greis ſtürzt in die Wogen.
Kaum ſieht er es, ſo fliegt er ſchon herbey,
Springt in die Fluth, und hat ihn herausgezogen.

Ob er gleich erſt einen Augenblick im Waſſer gelegen, ſo iſt er doch ſchon ſtarr, und

Der gute Ritter beginnt
Mit aller Müh zu reiben und zu blaſen.

Der Alte fängt ſich an zu regen, doch eh ſichs der Ritter verſieht

ſo iſt er wieder todt; dem Ritter vergeht die Luſt,
Er ſpringt auf und ſchlägt ſehr zornig an den Degen,

beſinnt ſich aber bald eines beſſern

Und rüttelt ihn mit frommer Wuth,
Und ſchwört halb weinend: er wolle das Blut
Schon wieder zum ſchnelleren Fluſſe bringen.

Es gelingt ihm endlich, und der Alte ladet seinen Retter ein, ihm in seine Zelle zu folgen. Der Weg ist mühsam und führt zu schroffen Felsen hinan:

Doch klettern sie, es hilft sich jeder, wie er kann,
Und jeden wird die Mühe herzlich sauer.

Der Greis ermuntert den Ritter, und versichert ihm, dieser Weg führe gerade nach dem stillen Wohnplatz der Ruh: allein dem Jüngling kömmt dieser Ausdruck verfänglich vor:

Was will er mit der Ruh in seiner Brust?
Vor einem Anspruch ist er sich keines Wunsches bewußt,
Und würde mit Freuden sie an jedes Abentheuer wagen.

Was der Sinn der zweyten Zeile seyn soll, ist uns, alles Nachsinnens ohnerachtet, verborgen geblieben. Eben dieß ist der Fall bey einem Vers in der Beschreibung des Orts am Ziele ihres Weges: sie kommen auf eine hohe Spitze, wo alles öd und still ist, wie im Grabe:

Hier steigt kein Duft von Blumenbeeten,
Hier winkt, aus grünem Gebüsch, kein ländliches Hüttendach,
Hier schwillt kein Mahl, vom Wandrer eingetreten. (?)

Doch der Greis hat den armen Jüngling zum Besten. Sie sind noch nicht am Ziele. Nach dem

bergan,

bergan geht es bergab, über eine Stiege „mit keinem einzigen festen Tritt“ (Der Gang darüber war also ohne Vergleich künstlicher, als das künstlichste Seiltänzerstückchen)

Sie krochen herab, nun gienge in eine Höhle,
Die nur an ihrem Rande tagt:
Dem Ritter scheint der Eintritt sehr gewagt,
Allein er schaudert nicht, nur befiehlt er Gott die Seele.

Nachdem sie so eine Weile „die Füße am Boden geschleift“

Ruft jetzt sein Führer, wir sind endlich hier am Ziele! (welch ein Vers!)
Der Ritter reißt die Augen groß —

Und wenn die Leser neugierig sind zu erfahren, was er mit diesen großgerissenen Augen gesehen, so mögen sie bey Herrn Andreä sich selbst erkundigen. Rec. ist müde, ihm in seiner ausgesuchten Sprache weiter nachzuerzählen. Es ist wahr, hier und da stießen wir auf eine leidliche Stanze, wir wollen auch keinesweges behaupten, daß er nicht mit der Zeit etwas Gutes liefern könne, schlechterdings aber ist dieses so lange unmöglich, als er Verse, wie die angeführten oder die folgenden, schön oder nur erträglich und verzeihlich finden wird:

S. 38. Ach Gott zu spät; sie war schon todt.
Still standen des Pulses zirkelnde Räder,
Gebrochen war des Busens elastische Feder,

Ge-

Geschlossen das Augenpaar, erblaßt der Wangen
Roth — — —

Ebendas. »Ach Gott, rief ich, mit nahmenloser Pein,
Und hüllte, sinnlos, den Kopf in ihren Busen
ein,
Und wollte hier an diesem Busen sterben — — —

S. 40. »Ich schlug knirschend an die Wand,
Und biß vor Wuth in meine Fesseln;
Dann peitschte mich an der Verzweiflung Rand
Der eigne Hohn mit Feuernesseln — — —

S. 49. »Damit sie Grillenfang und Sorgen
Aus ihrem kleinen Köpfchen streut, (streue)
Will sie den in nahen Erlenwald
Wo sich zum Thau der Nebel ballt!! —

Rino hat einen magischen Spiegel zum Geschenk erhalten, der ihm die wahre Gestalt der Dinge und das Innere der Herzen aufdeckt. Er begegnet einem Ritter und einer Schönen, die den Tapfern und die Keusche spielen. Rino fragt seinen Spiegel:

Im lächerlichen Kontrast
Wird hier der Muth von Fieberfrost gequälet,
Und da der Trotz vom Schreck ans Haar gefaßt;
Hier spricht, mit bleichem Mund, die Furcht ein
Drohungswort,
Dort prahlt die Wollust im Tugendgewande;
Der kalte Blick steht lichterloh im Brande,
Den Thränenquell hat Stumpfheit angebohrt!!! —

Leipzig: Thalia, herausgegeben von F. Schiller. 1792. 5. 6. Stück. 1793. 1. St. 8.

von

Aus dieſen Stücken gehört hieher 1) das Gaſtmahl von Plato, oder Geſpräch über die Liebe. Wenn die deutſche ſchöne Welt durch den Ruf eines Meiſterſtücks, in dem dieſer platoniſirende Dialog ſteht, neugierig gemacht, ihn nun mit Begierde in die Hand nehmen, ſich aber in ſeinen Erwartungen ganz oder doch gröſtentheils getäuſcht finden ſollte, ſo iſt dieß wenigſtens nicht die Schuld des Ueberſetzers. Dieſer hat faſt alles geleiſtet, was man billigerweiſe von einem Ueberſetzer fordern kann. Selten ſieht man ſeiner Arbeit, was die Sprache betrift, einigen Zwang an, und nur darin ſcheint er unſerm Gefühl nach gefehlt zu haben, daß er, um dem Dialog mehr Geſchmeidigkeit und Wahrheit zu geben, die kleinen Füllwörter, nun, wohl, doch allzuhäufig, und hie und da einen niedrigen Ausdruck gebraucht hat, von dem das Original nichts weiß. 2) Der Orlabach. Eine Phantaſie, voll ſchöner Worte und ſchimmernder Bilder, auf einen ſchlechten und morſchen Grund getragen. Anſtatt mit dem Dichter ſympathiſiren zu können, ſtaunt man ihn wie ein Weſen aus einer andern Welt an, wenn er ſich in ſeinen wohlklingenden aber myſtiſchen und unverſtändlichen Tiraden vernehmen läßt:

Sey mir gegrüßt mit trautem Freundesgruß,
Du Silberfluth, ſey herzlich mir geſegnet,
Wo, mild wie Abendroth, der Genius
Der frohen Vorzeit lächelnd mir begegnet.

An deinen Ufern windet — ewig jung —
Aus süßen Blumen mannichfacher Farben
Mit Lächeln sinnend die Erinnerung
Den Blüthenkranz um meiner Freude Garben.

Hier ruh ich, wie im Auferstehungsthal
Der Geister meiner längst gestorbnen Freuden;
Sie wachen auf! — Ein milder Mondenstrahl
Scheint ins Gewand der Sylfen sie zu kleiden.

— — — — —

O gute Götter laßt mich ewig hier
In der Erinnrung Rosenlauben wohnen u. s. w.

3) An ** wegen eines Vorwurfs über Liebe. In der Versart von Bürgers hohem Liede, unverbesserlich gereimt, äußerst wohlklingend, ohne die mindeste Härte, aber auch sonst nichts, gar nichts mehr. Ein leeres Wortgeklingel, ein Spiel mit angenehmen Tönen, die das Ohr ergötzen, Verstand und Herz ganz leer lassen, und selbst nicht einmahl die Phantasie beschäftigen. Es ist ein trauriger Misbrauch der Poesie, sie auf diese Weise zu einem bloßen Ohrenkitzel zu erniedrigen, der, so bedeutungslos, bey weitem das Vergnügen nicht gewähren kann, das die mittelmäßigste musikalische Composition verschaft. Die erwähnte Versart ist äußerst schwer, wenn man ächte Poesie mit Leichtigkeit und Ungezwungenheit in ihr vortragen will, nichts aber ist leichter, wenn man sie mit so vielen unsrer jungen Poetaster als ein bloßes Reinschema für poetische Phrasen, und dürftige, unzusammenhängende Phantasien betrachtet.

In

In der Jugend ſchwachem Kahne
Irrt' ich mit der Sehnſucht Weh
Auf des Lebens Oceane,
Als die hohe Götterfahne
Mir vom Ufer flatterte.
Ha! Willkommen Luſtgefilde!
Muttererde ſey gegrüßt!
Wo die Thräne, die noch fließt,
Mit dem Roſenmund die Milde
Von des Dulders Wange küßt. — —

4) Der leukadiſche Fels. Ein Schauſpiel in Verſen. Noch nicht geendigt. Wahrſcheinlich eine Frucht von der Lectüre der Iphigenia und des Taſſo von Göthe, die der V. kurz nach einander geleſen haben mag. Der ungleichartige Geiſt, der in beyden herrſcht, ſetzte ſeine unſelbſtthätige Phantaſie in Gährung. Dieſe künſtliche Wärme verwechſelte er, vermöge einer bey jungen und unerfahrnen Leuten ſehr gewöhnlichen Täuſchung, mit eigener Begeiſterung, ſetzte ſich ſtracks an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb — dieſes kahle Schauſpiel mit griechiſchen Rahmen, geborgten und entſtellten Charakteren und in einem Dialog, reichlich mit Reminiſcenzen aus Göthe, Concettis und den bunteſten Bluhmen der modiſchen Sprache der Empfindung ohne Empfindung, in Verſen, wie folgende:

O ein geheimes wundervolles Band
Verknüpft mein Weſen mit dem theuern Mann.
Kein Flammenblick der Liebe und kein Wort

Der Zärtlichkeit hat es gewebt. Es ist
Mir alles — ach! was ich ihm bin, das schwankt
Mir wandelnd vor der Seele — —

— — unbelohnt
Blüht Liebe nicht, in dieser üpp'gen Fülle,
Des ganzen Wesens Kraft verzehrend auf.
Ihr zarter Saamen brauchet zum Gedeihn
Der Gegenliebe Sonnengluth — —
Welch sanfte Gluth durchwallet unsre (der Mädchen) Brust,
Wenn sie (die Brust!) den süßbekannten Laut vernimmt! *)
Und hat die Welt ein allzu leicht Gewicht
Auch nur ein einzig großes Herz zu wägen,
Das seine Welt still schaffend in sich trägt,
Dünkt ihr der kühn gesponn'ne Lebensfaden
Ein fehlerhaft Gewebe — denn die Kraft,
Des heilgen Herzens, Kraft im Innersten
Zu schaun, durch Glauben, Anbetung zu nähren,
Ihm Spiegel seiner Gottheit seyn — ist das
Nicht höhres Seyn, nicht ew'ge Lebensfülle — —

Finde das schön, finde das im griechischen Geist, oder überhaupt im guten Geschmack, wer da kann. Wir können es nicht. 5) Die Seefahrt von Troja nach Carthago, im dritten Buche der Aeneide. Herrn Schillers Uebersetzung des zweyten und dritten Buchs der Aeneide veranlaßte einen Ungenannten zu gegenwärtigem Versuche, der nun die Schillerischen Fragmente gewissermaßen verbindet. Die Ueber-

*) Namen eines edlen, ruhmvollen Geliebten.

Ueberſetzung iſt ſehr frey, verräth aber nichts weniger als einen geübten Dichter. So ſteife, holprige, proſaiſche Zeilen verdienen keine Kritik im Detail. Verbeſſerungen könnten ſie nicht vollkommen, ſondern nur etwas weniger ſchlecht machen.

2.

Wir ſammeln uns, und alle wiſſen nimmer
Wo nun das Schickſal hin uns reißt.
Kaum glänzt des Frühlings erſter Schimmer,
Als uns auf Glück Anchiſes ſegeln heißt.
Man ſchifft ſich ein und Abſchiedszähren fließen
Dem Boden — Troja ſtand ſonſt hier!
Ich nahm mit Sohn und Volk ins Meer verwieſen
Des Hauſes alte Götter noch mit mir. —

5.

Nicht ohn' Entſetzen iſt davon zu ſprechen,
Was ich jetzt ſah. Ich konnte kaum
Den erſten Stamm aus ſeinen Wurzeln brechen,
So blutete der ausgerißne Baum,
Und ſchwarze Tropfen fallen nieder
Und blutig feuchten ſie den Boden an.
Mir bebt ein kalter Schauer durch die Glieder,
Indem mein Blut für Furcht gerann.

6.

Noch einmahl faßt' ich Reiß, was hier ſich ſchlang —
Ich wollte dieß Geheimniß doch ergründen —
Und ziehe einen Stamm heraus — da drang
Auch diesmal ſchwarzes Blut durch ſeine Rinden.
Nun wend' ich an die Nymphen dieſer Flur

An Mars, den Schutzgott, ahndungsvoll mein Flehen,
Ich möge dieses Wunder nur
Nicht als ein Unglückszeichen sehen. — — —

6) Die griechische Tonkunst. Es ist unglaublich und unverzeihlich, was unsre jungen Dichter sich für Freyheiten herausnehmen; wie leicht sie sich die Arbeit in jeder Rücksicht zu machen wissen. Wenn es nur klingt, wenn es nur reimt (und auch den Reim despotisiren sie jetzt fast eben so, als — er sie. S. 48. Freude — Weite.) Da suche jemand den Plan dieses Gedichts, das eine kahle Vision zum Gegenstand hat, auf — da finde er Uebereinstimmung, Zweck, Bedeutung. Der Dichter — so nennen wir den ungenannten V. der Kürze wegen und verwahren uns gegen alle Consequenzen — beginnt mit der Frage:

Wer hebt auf des Entzückens Schwingen
So mächtig zum Olympus mich empor?

Eine eben so lächerliche Frage, als wenn ein Reiter, der zu Pferde sitzt, sich erkundigen wollte; worauf er reite? Hierauf fragt er weiter sehr poetisch Wie wird mir? und berichtet, daß nie gehörte Töne in sein erstauntes Ohr dringen. Der Aether erhellt sich

Ein Jubel steigt, und tausend Stimmen schwellen
Die weite Luft, gedrängt in hohe Wellen — —

Und wozu diese Reise auf den Olymp? Um dort hoch am Horizonte! die Tonkunst erscheinen zu sehn.

ſehn. Königlich prangt ſie im Geleite des ganzen Hämus, Himmelsfreude jauchzt um ſie her, und ſie ſchaut aus ferner Weite voll Huld herab, naht ſich (wem?) und ſteigt zu der Erde nieder. Alles verſtummt. Auf ihren Wink kommen die Urbewohner Griechenlands aus ihren Wäldern hervor, und laſſen ihren Rohen Trieb zum Mitgefühl ſchmelzen. Sie winkt! Orpheus ſteigt hernieder, Homer ſchwingt ſich auf des Ruhmes weitrauſchendem Gefieder auf; Pindar iſt dort hoch empor geſtiegen. Gepflanzte Nationen blühn voll Vaterlandsliebe; Weh über Perſias Despoten, Siegeshymnen ſchallen, und das Ding, das ein Gedicht ſeyn ſoll, iſt fertig, und ein Mann wie Schiller hilft ihm in die Welt. Zum Vergnügen des Publikums, oder zur Aufmunterung junger Brauſeköpfe? Dieſen wird dann gewiß kein Menſch mehr ausreden, daß die Natur ſie zur Poeſie beſtimmt habe, wenn einmahl ein Mann von ſo anerkanntem Genie auch nur Eine ihrer poetiſchen Cruditäten der Bekanntmachung gewürdigt hat. Ihre Eigenliebe läßt ſie ganz vergeſſen, daß dieſer Mann von Genie zugleich ein Journaliſt iſt, der oft dem erſten Blättchen, das ihm in die Hände kömmt, einen Platz einräumen muß, nicht weil es ihn verdient, ſondern weil der Platz in der Geſchwindigkeit nicht beſſer beſetzt werden kann. 7) Arioſts raſender Roland. Erſter Geſang. Neue Ueberſetzung. Neu iſt die Ueberſetzung, dagegen iſt nichts zu ſagen; aber auch gut, lesbar? Man muß fürwahr einen ſehr ſtumpfen poetiſchen Sinn

haben, um ohne Erröthen Arioſts melodiſche Töne auf folgende Weiſe nachgurgeln zu können:

Von Frauen ſing ich euch, von Rittern und von Schlachten,
Von Edelſitte, von der Liebe Glück und Quaal,
Von Thaten, die erſtaunen machten,
Zur Zeit, als Mauren ohne Zahl,
Bewaffnet durch die Wuth, die Agramant durchglühte,
Auf Gallien den wilden Sturm gethan,
Zu rächen den erſchlagenen Trojan
An Kaiſer Karls verwüſtetem Gebiete.

(Das Original hat weder ein Gebiete, noch ein verwüſtetes Gebiete, die hier blos durch den Reim und das Sylbenmaas erzeugt worden. Wie linkiſch und ganz verkehrt iſt überhaupt der Ausdruck! Man rächt ſich nicht an dem verwüſteten Gebiete eines Feindes, ſondern man rächt ſich durch Verwüſtung deſſelben.)

Auch will ich euch von Roland Dinge melden,
Die man in Reim und Proſa nie gehört,
Wie Liebe den verſtändigſten der Helden
In einen Raſenden und Thoren (matto) umgekehrt —
Wenn die, die mir daſſelbe Schickſal zugetheilet,
Die unermüdet, Tag vor Tag,
An meinem dünnen Witze feilet,
Mir anders ſo viel läßt, daß ich es enden mag.

Limar il ingegno, iſt eine kühne, aber glückliche Metapher, die die italieniſche Sprache verträgt.

trägt, das Deutſche am dünnen Witze feilen iſt burlesk, und auch das nicht ſowohl als läppiſch. — Einige ganz unbedeutende kleine Poeſien übergehen wir. Das auch bereits erſchienene zweyte Stück dieſes Jahres, das eine wichtige Abhandlung von Herrn Schiller über Würde und Anmuth enthält, wird von einem andern Recenſenten ausführlich beurtheilt werden.

Berlin: Die Duncias des Jahrhunderts; oder der Kampf des Lichtes und der Finſterniß. Ein heroiſch-komiſches Gedicht in zwölf Geſängen. 1793. 215. S. 8. Der Verf. dieſes Gedichts, ein junger aufgeklärter Geiſtlicher, iſt, wie uns der Herausgeber ſagt, bereits geſtorben. Es iſt Schade um ihn, denn ſchon dieſer erſte Verſuch verräth ſehr gute Anlage zur niedrig komiſchen Poeſie, wenn gleich der Werth deſſelben im Ganzen keinesweges ſo hoch angeſetzt werden kann, als der Herausgeber in der Vorrede thut. Der Gegenſtand dieſer Dunciade des Jahrhunderts (ein wenig paſſender Titel!) ſind die im Preußiſchen über die Einführung des neuen Geſangbuchs entſtandenen Unruhen. Ueberhaupt hat es der Dichter allein mit religiöſen Dunſen zu thun. Der Plan iſt in der Kürze dieſer. Nach der Ankündigung des Inhalts und der Anrufung der Muſe, ſchildert der Dichter den Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche ſeit der Reformation. Der heilige Bruno hatte den heidniſchen Preußen das Evangelium gepredigt, und war zum Lohn dafür erſchlagen worden. Wenn gleich ein Heiliger, nährt er doch den heftigſten

Groll gegen die Nachkommen seiner Mörder bis auf diesen Tag, und sinnt stets auf Rache. Er beschließt, Preußen durch das neue Gesangbuch zu zerrütten und zu stürzen, und sucht deshalb die Göttinn Schwärmerey in Rom auf. Charakteristik der Göttinn und ihrer Zelle; Schilderung ihrer heiligen Dienerschaft, der Intoleranz, des Aberglaubens und der Orthodoxie. Geschichte der Herrschaft der Schwärmerey bis auf Josephs Reformation. Die Göttinn bewillkommt ihn durch eine Rede, in der sie die traurige Lage ihres Reiches schildert, und Bruno entwirft in seiner Antwort ein Gemälde der neuen Umwandlungen des Lutherthums. Sie entwerfen gemeinschaftlich einen Plan zur Rache. Bruno flößt den Berliner Geistlichen die Idee zu einem neuen Gesangbuche ein. Eindruck, den die erste Nachricht davon hervorbringt. Verschwörungen frommer Clubs zu Aufrechthaltung des alten Liederbuchs. An die Spitze derselben stellt sich ein fanatischer Schuster. Charakter desselben. Eine Erscheinung im Traum bestärkt ihn in seinem kühnen Entschluß. Die Zahl der frommen Empörer häuft sich. Beschreibung ihrer vornehmsten Häupter. Versammlung des heiligen Heers; ein orthodoxer Pastor hält eine Rede an dasselbe. Er zieht nach Berlin, und läßt unterwegs in Gielsdorf und Frauenwalde dem berüchtigten Schulz und dem schöngeisterischen Wadzeck die Schwere seiner Fäuste fühlen. Ankunft in Berlin und trauriger Ausgang der frommen Expedition. Dem Anführer erstickt vor Schrek-

ken

ten das Wort im Munde beym Anblick eines Truppes

— von dreißig schrecklichen
Husaren Friedrichs mit dem blanken Säbel.

Die andern entfliehn eiligst. Zur Probe seßen wir die Schilderung des galanten Predigers in Frauenwalde her:

Hier pfleget eine fieche Damenheerd'
Ein junger Hirt, ein Mann von Kraft und That,
An Schultern breit und stark, an Lenden fett,
An Waden fleischig und glatt von Gesicht.
Ein holdes, allerliebstes Mittelding
Von Weltling und von Geistlichen. Ihm hüpft
Am Vormittag das Beßchen um den Hals;
Im goldgestickten Rocke glänzet er
Am Nachmittag: was er dort laut verbot,
Das übt er leise hier. Die Damen, die
Er dort zu jeder Tugend angemahnt,
Erprüft er selbst nun in der schwereſten
Der Weibertugenden, und wenn sie dann
Nicht treu bestehen, absolvirt er selbst
Die reuigen. Auch macht der gute Hirt
Den lieben Schäfchen ihren Himmel nicht
Zu schwer. Er preiset stets das sanfte Herz,
Das dem Gefühle jeder Zärtlichkeit
Sich öffnet, und die Freuden dieser Welt
(Das Zuckerbrod, das seinen lieben Kindern
Auf Erden Gott mild in den Mund gesteckt)
Mit gier'gen Gaum verzehrt — —
— — — er spricht
Von Thränen, die um Rache schreyen, von

Heil-

Heilloſen Schmerzen und verſchloßnen Seufzern,
Von menſchlichen Lallibieren, die auf Krücken
Zu Grabe wanken — — — *)
Mit ſeinem Hebel rücket Archimed
Die Welt nicht ſchneller aus dem Gleiſe, als
Mit dieſem Hebel der Beredtſamkeit
Der junge Redner jedes Weiberherz
Aus allen Angeln hebet. O mon Dieu!
Vous touchez là les cordes de mon coeur!
So ſchallt die weite Kirche ringsumher:
Und er, der große Redner, ſchweiget dann
Auf einige Minuten ſtill, und ſaugt
Den Weihrauch ein — — — — —

Leipzig: Gedichte des Hrn. Staatsraths von Derſchawin. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von A. v. Kotzebue. 1793. 103 S. gr. 8. „Herr v. Derſchawin iſt der ruſſiſche Klopſtock und daher für einen Ausländer ſchwer zu verſtehen“ ſagt Hr. v. K. Rec. der das Original nicht kennt, und von der Sprache deſſelben nur ſehr wenig verſteht, kann nicht entſcheiden, in wie fern Herr v. D. ein ſchwerer Dichter genannt zu werden verdient, oder nicht; iſt es aber gegründet, was ſein Ueberſetzer verſichert „daß in ſeiner Verdeutſchung kein Gedanke „des Dichters verloren gegangen ſey“ ſo begreift er nicht, in welcher Rückſicht man ihn mit Klopſtock paralleliſiren könne. Herr v. K. wird doch, wie wir hoffen, nicht bloße Schwierigkeiten und Dunkelheiten der Sprache und des Ausdrucks für einen

*) Dieſe Stellen ſind wörtlich aus den gedruckten Predigten des geiſtlichen Redners genommen.

einen hinlänglichen Grund hierzu halten? Aber auch von diesen bemerkt man wenigstens in der deutschen Uebersetzung keine Spur mehr. Einige schwülstige Stellen und riesenhafte Bilder abgerechnet, ist der Ideengang und die Diction in den Oden des russischen Dichters eher prosaisch und matt, als daß sie eine Aehnlichkeit mit dem kühnen lyrischen Schwung, der Kraft und Inhaltschwere der Klopstockischen Gedichte in dieser Gattung haben sollten. Das beste Stück nach dem Geschmack des Rec. ist das schon einzeln gedruckte, in gereimte Verse übersetzte Gedicht Felizens Bild, ein poetischer Panegyr der russischen Kaiserinn. Die übrigen Oden sind in kurze, freye und reimlose Verse übergetragen. Wir zeichnen den Anfang des lyrischen Gesanges der Russen nach der Eroberung von Ismael aus, aus der sich die Leser einen Begriff von der Manier des V. machen können:

Es speyet Flammen der Vesuv,
Und in der Finsterniß steht eine Feuersäule,
Es glänzt ein Purpurroth,
Ein schwarzer Rauch steigt Wolken gleich empor.
Es röthet sich das Meer, die starken Donner brüllen,
Es tönet Schlag auf Schlag,
Die Erde zittert, Feuer regnet,
Der Lava Feuerströme quillen —
O Russe, das ist deines Ruhmes Bild!
Die Welt sah es bey Ismael!

O Russe,

O Russe, tapfre Nation!
Hart, wie ein Fels, ist deine Brust!
Du Riese einem König unterthan,
Sprich, wann und wo gebrach es dir an Macht,
Den Ruhm zu fesseln, deiner Thaten würdig?
Beschwerlichkeit ist dir Vergnügen,
In Donner eingehüllt, erringst du Siegeskränze:
Kämpfst du im Felde — so verdunkelst du die Sterne:
Kämpfst du auf Meeren — ha! so schäumt der Abgrund!
Und überall erzittern deine Feinde.

Zu raschen Thaten auf des Feldherrn Wort
Gehst du wie Bräutigam zur Trauung.
Mars sieht und staunt!
Dein unbewölkter Blick ist noch im Fallen heiter.
Wo ringsumher wohl aus dreyhundert Schlünden
Metallne Drachen Feuer athmeten,
Da hast du heute neuen Ruhm erfochten!
Der Feldherr sprach: »dort stehn die Mauern
Von Ismael, doch ihr seyd stärker!«
Ha Ruhm! da kochte schnell das kriegerische Blut.

Wie sich im Frühling in die Thäler
Die Berggewässer schäumend, brüllend stürzen,
Durch Eis und Wellen jeden Damm erschüttern,
So strömen Russen zu der Veste.
Nichts hält sie auf.
Vergebens grinset überall der Tod,
Der Hölle Rachen öffnet sich vergebens,
Sie gehen — wie der Donner in den Wolken,
Wie Wolkenhügel stumm sich vorwärts wälzen,
Die Erde stöhnt, und hinter ihnen Rauch!

— — — — —

Wie

Wie wenn Natur der Tage letzten feyert,
Es reißen Sterne sich aus ihren Bahnen los!
Auf die Gewässer thürmen sich die Feuerströme,
Die Hügel drehen sich in Wirbeln,
Der Sturm jagt Donner hinter Donner,
Nur Blitze leuchten durch die Finsterniß,
Der Welten Achse wird erschüttert,
Die Sonne hüllet sich in Dunkel,
Und steht am Firmament, wie eine glühende Kugel —
So war des Russe Bild, er zog gen Ismael.

Er zog dahin, er bebte nicht!
Die Bayonette bahnten sich den Weg,
Mit blutger Brust stürzt Körper über Körper,
Umsonst ertönt ein Angstgeschrey.
Umsonst verruchte Bösewichter,
Vergießt ihr Ströme unsers Bluts,
Der Schonung werth; seit Anbeginn der Welt
Verzehrt der Krieg das menschliche Geschlecht,
Und heilig ward die Pflicht
Des Sengens, Brennens und des Mordens — —

Noch müssen wir erinnern, was nach der angeführten Probe keinen Leser mehr überraschen wird, daß dieser angebliche russische Klopstock von Geburt ein tatarischer Mursa (Edelmann) ist.

Bern: Gedichte über die Schweiz und über die Schweizer. 1793. 2 Bände. 272 und 264 S. 8. Man weiß, wie viel seit ein paar Jahrzehenden über die Schweiz und ihre Bewohner geschrieben, gedichtet und gereimt worden. Eine Sammlung aller prosaischen Schriften würde allein

eine

eine kleine Bibliothek ausmachen. Die poetischen Aufsätze sind zwar auch zahlreich, aber doch eher zu übersehen, und wer neugierig ist, zu sehen, was von Deutschen und Schweizern über dieses kleine aber berühmte Land, seine ausgezeichnete natürliche und politische Verfassung, die Sitten und Gewohnheiten seiner Einwohner ꝛc. in gebundener Rede zu Papier gebracht worden, der kann seinen Wunsch hier befriedigen. Man findet hier eine fast vollständige Sammlung (daß dem Herausgeber einige wenige Stücke entgangen sind, wird ihm niemand zum Vorwurf machen) aller guten, mittelmäßigen und schlechten Gedichte über die genannten Gegenstände von acht und funfzig genannten und einigen ungenannten Dichtern. Einige Stücke sollen hier zum erstenmahl im Druck erscheinen, sie sind aber nicht näher angegeben, und Rec. getraut sich nicht, sie mit Sicherheit aus den übrigen herauszufinden. Für die erläuternden Anmerkungen verdient der Sammler den Dank der Ausländer.

Frankfurt am Mayn: Virgils Aeneide in zwölf Büchern aufs neue übersetzt, nebst den nöthigsten erläuternden Anmerkungen. 1793. 522 S. 8. Unter den vielen prosaischen und poetischen Versuchen von deutschen Uebersetzungen der Aeneide ist auch nicht ein einziger, den man, wir wollen nicht sagen dem Original, sondern nur den bessern ausländischen Uebersetzungen derselben mit Ehren an die Seite setzen dürfte, ja die nur einigermaßen erträglich und lesbar wäre. Zum Beweiß, wie auch dieser neueste Dollmetscher sich nicht um das

Origi-

Original verdient gemacht, sondern an ihm höchlich und gröblich versündigt habe, wollen wir ein paar Stellen abschreiben, so wie sie uns zuerst in die Hände fallen. „Als er nun in den Armen und „am Halse Aeneens gehangen und der großen Liebe „des getäuschten Vaters entsprochen hatte, wen„det er sich zur Königinn. Diese schließt sich an „ihn mit all' ihren Blicken (oculis haeret) mit „dem ganzen Herzen, und wiegt ihn zuweilen „auf dem Schooße, (gremio fovet); ach! un„wissend, welchen gewaltigen Gott sie trug. Er „aber, eingedenk der acidalischen Mutter, beginnt „allmählig den Sichäus zu tilgen und die jetzt „lang langs ruhende Brust und das entwohnte „Herze mit lebendiger Liebe zu erfüllen. Als nun „das erste Mahl vollendet (prima quies epulis) „und die Speißen entfernt waren, stellen sie große „Trinkgefäße auf, und kränzen den Wein. Der „Pallast ertönt vom Getöse, und die Stimmen „wälzen sich durch die weiten Hallen. (vocem „volutant.) Vom goldnen Getäfel hängen bren„nende Leuchter —— Sprachs und goß auf die „Tafel das Opfer, berührte nippend die Schaale „zuerst mit der äußersten Lippe, und reicht sie (die Lippe?) „darauf ermunternd dem Bitias. Rasch „leert er die schäumende Schaale und schlürft in „sich den ganzen goldenen Pokal, (pleno se pro„luit auro): die andern Häuptlinge nach ihm —" (Vermuthlich doch erst, nachdem Bitias den eingeschlürften Pokal vorher wieder von sich gegeben.)

XI. v. 800 — Vt miſſa manu ſonitum dedit haſta per auras;
Convertere animos acris, oculosque tulere
Cuncti ad reginam Volſci. Nihil ipſa neque aurae,
Nec ſonitus memor, aut venientis ab aethere teli;
Haſta ſub exſertam donec perlata papillam
Haesit virgineumque alte bibit acta cruorem.....
Illa manu moriens telum trahit: oſſa ſed inter
Ferreus ad coſtas alto ſtat volnere mucro.
Labitur exſanguis: labuntur frigida leto
Lumina. Purpureus quondam color ora reliquit.....
.... Simul his dictis linquebat habenas,
Ad terram non ſponte fluens. Tum frigida toto
Paullatim exſolvit se corpore, lentaque colla,
Et captum leto poſuit caput, arma relinquens:
Vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras,
Tum vero inmensus surgens ferit aurea clamor
Sidera: dejecta crudescit pugna Camilla.....

„Als der, ſeiner Fauſt entſchwungene, Spieß „durch die Lüfte ſchwirrte, wandten alle Volſker „ihre Aufmerkſamkeit und ſcharfen Blicke nach der „Königinn: ſie aber dachte weder an ſchwirrende „Lüfte, noch an das durch den Aether fliegende „Geſchoße, bis der Spieß, durch die offene Bruſt „getrieben, ſtack, und, tiefeingeſenkt, jungfräu„liches Blut ſog.... Sie zeucht ſterbend das Ge„ſchoße heraus: aber zwiſchen den Gebeinen ſteckt „mit tiefer Wunde in den Rippen die eiſerne „Spitze. Blutlos ſinkt ſie dahin: in den Tod „ſinken die brechenden Augen, und die einſt pur„purne Farbe (wie undeutſch!) verließ ihre Wan„gen...

„gen.... Mit dieſen Worten läßt ſie die Zügel,
„und ſinkt mit Widerwillen (!!) zur Erde herab.
„Kalt entlöſt ſie ſich allmählich dem Körper, neigt
„den beugſamen Nacken und das vom Tode
„ergriffene Haupt, und verliert die Waffen; und
„mit einem Seufzer floh die zürnende Seele zu
„den Schatten hinab. Unermeßliches Geſchrey
„ſchlägt die goldnen Geſtirne. Nach erlegter Ca-
„milla erneuert ſich der Kampf.“ — — —

Berlin: Probe einer Verdeutſchung von Popens Verſuch über den Menſchen. Nebſt einer Ueberſetzung der Kriegslieder des Tyrtäus, von Friedrich Heiurich Bote 1793. 24 S. gr. 8. Herr O. C. R. Gedicke in Berlin rühmt den V. dieſes Verſuchs in der Vorrede als einen hoffnungsvollen Jüngling und einen ſeiner fleißigſten Schüler. Durch dieſe urſprünglich nicht für den Druck beſtimmte Arbeit ward er Hrn. Gleim bekannt, der ihn mit dem ihm eignen Edelmuth zur Fortſetzung ſeines Studirens unterſtützte, und zu ſeiner Aufmunterung die Koſten zu dem Druck dieſer Blätter hergab. Eine vollkommene oder nur gute metriſche Ueberſetzung des ſchweren Popiſchen Gedichts kann man von einem jungen Menſchen, er müßte denn ſelbſt ein Pope ſeyn, nicht erwarten. Dieß iſt nun zwar Herr B. nicht, allein ſein Verſuch hat doch einige recht wohl gerathene Stellen, die uns zu der Erwartung berechtigen, dereinſt eine Nachbildung des Verſuchs über den Menſchen zu erhalten, die ihm als Mann ſoviel Ehre machen

wird, als jetzt dieses Fragment dem Jüngling macht. Auch die Lieder des Tyrtäus haben in des V. Dollmetschung einige glückliche Verse.

Athen: Hymen, Gott der Ehen. Ein komisches Gedicht. 1793. 383 S. gr. 8. Schade um das schöne, weiße Papier, das mit diesen geistlosen, platten, oft selbst schmutzigen und pöbelhaften Reimen verderbt worden! Der Verf. ist wahrscheinlich ein Musketier, denn nur einem solchen wollen wir aus christlicher Dichterliebe in unsern Tagen Scherze wie folgende zutrauen:

— — Er machte seinen Reverenz
Gar tief nach Etikette.

Allein, da er sich gar zu tief
Vor Ihro Durchlaucht bückte,
Und Blas' und Magen krumm und schief
In diesem Status drückte:
So lief ein unverschämter Gast,
Dem solch ein Bückling treflich paßt',
Ihm aus der Hinterpforte.

Man hörte zwar den Grobian
Beym Abmarsch baß trompeten.
Die Schönen sahn den Redner an;
Doch da er ohn' Erröthen
Jetzt seinen Wind auf andre Art,
In einer Red', entließ, so ward
Das Lachen noch verbissen.

Ein

Ein Fräulein aber wollte ſich
Darob faſt pucklicht lachen.
Sie krümmt' und wand ſich jämmerlich,
Um kein Geräuſch zu machen.
Und da ſie ſich ſo hatte, ließ
Urplötzlich ihr Cul de Paris
Ein Orgelpfeifchen tönen.

Der Pfiff war, wie man denken kann,
Gar zart und fein — — —

Niederlande.

Gerh. Nic. Heerkens de Valetudine Literatorum Libri III. Groning. 1792. 240. p. 8. Der Verf. verdient eine vorzügliche Stelle unter den guten didactiſchen Dichtern. Es iſt ihm gelungen, über einen Gegenſtand, der ſolcher Verſchönerungen nicht ſehr fähig ſchien, ein angenehmes und unterhaltendes Gedicht zu liefern. Es iſt in Hexametern und Pentametern geſchrieben, und mit einer Menge Anmerkungen verſehen, die zum Theil wichtige und wenig bekannte litterariſche Anekdoten erzählen.

Het Graf, in vier Zangen, door Mr. Rhynvis Feith. Amſterdam by I. Allart, 1792. 8. (Mit ſehr ſaubern Vignetten von Vinkeles.) Gedichte von einigem Umfang ſind jetzt in den vereinigten Niederlanden höchſt ſeltene Erſcheinungen, und noch weit ſeltner haben ſie den poetiſchen Werth des hier angezeigten, deſſen Verf. ohnſtreitig der beſte jetztlebende Dichter ſeiner Na-

tion iſt. Der Inhalt deſſelben iſt eine Reihe Schilderungen und Gemälde, moraliſcher Betrachtungen, die von der Szene, in die er ſich verſetzt (ein Kirchhof!) einen dunklen, melancholiſchen Widerſchein erhalten. Nur ſind einige Epiſoden zu lang ausgeſponnen, und der Ausdruck hat nicht immer Klarheit und Beſtimmtheit genug. Germanismen liebt Herr F. ſehr, auch da, wo ſeine Mutterſprache die beſten Wörter beſitzt. Man findet bey ihm häufig: miskennen, beſtemming (für verordening) welluſtvol, kommervol u. ſ. w. Wir zeichnen einige Stellen zur Probe aus:

Te groot om met een ſchim of waterblaas te ſpeelen,
Te deugdzaam om in 't heil der boozen ooit te deelen,
Te vry om onder 't juk van 't breinloos gmaauw te ſtaan,
Lagcht d'eedlen ſterveling hier luttel voorſpoeds aan.
Deeze aard heeft troonen; maar hoe ſchaars voor Antonynen?
Deeze aard heeft Kerkers; maar wie doet ze in kerkers kwynen?
Ontrol 't geſchiedverhaal van ieder volk op aard,
Dat zyn gedachtenis voor't naageſlacht bewaart,
Waar ge ooit de Grooten vindt en eedlen Barnevelden,
Het zal von Loeveſteins en Hofſchavotten melden.
De ziel van Klei alleen treft overall geluk;

Te

Te kleen voorſmart, gedwee by magtſpreuk; ſlaafs by 't juk,
Te vreden zonder deugd, alvatend zonder reden,
Is haar de nacht tot dag, het ſlangenhol een Eden.
Hem ſtreelde de aarde ligt, die nooit in grootheid won,
Die alles lieven en weer alles miſſen kon,
Die hier naar wind en ſtroom, gedachtloos heeft gezworven,
Die beuzlend heeft geleefd, en beuzlend is geſtorven etc.

D. iſt: „Zu groß, mit einem Schatten, einer „Waſſerblaſe zu ſpielen; zu rechtſchaffen, je den „Wohiſtand der Böſen zu theilen; zu frey unter „die Geiſel hirnloſen Spottes ſich zu ſchmiegen, „lacht den edlen Sterblichen hier wenig Ermunte„rung an. Dieſe Erde hat Thronen; aber wie „ſelten für Antonine! Sie hat Kerker; aber wen „läßt ſie in dieſen Kerkern ſchmachten? Entrolle „das Geſchichtbuch jedes Volks, welches das Ge„dächtniß ſeiner Thaten auf die Nachwelt brachte; „wo du einen Grotius, einem edlen Barneveld „findeſt, da wird es dir auch von einem Löwen„ſtein, *) oder einem Blutgerüſte melden. Nur „eine gemeine Seele findet überall Glück. Zu klein „für Schmerz, beugt ſie unter Machtſprüchen „ſich, und dient ſklaviſch im Joch; zufrieden ohne „Tugend, überzeugt ohne Gründe, nimmt ſie die „Nacht für Tag, eine Schlangenhöhle für Eden.

*) So hieß das Schloß, in welchem Grotius, ſeinem Urtheil nach, ewig gefangen ſitzen ſollte.

„Dem lacht die Erde leicht an, der nie nach See-
„lenadel ſtrebte, der alles lieben und wieder alles
„miſſen kann, gedankenlos von Wind und Wogen
„umher ſich treiben läßt, in kindiſchen Spielen
„ſein Leben verbringt, und unter Kinderſpielen
„ſtirbt.“ Vorzüglich glücklich iſt Herr Feith in Schilderungen von Naturſcenen, welches folgende ſchöne Verſe beweiſen können:

Maar is 't verbeelding of beginnt de wind te bruisſchen ?
't Gat vaſt, ik hoor hem in het loof der dennen ruiſchen ;
Het vliegend wolkgeſpan verdeelt zich an het zwerk,
Ik zie de bleeke maan door ginſchen kaalen berk.
Hoe waatrig dryfot zy voort, omringt van roode kringen !
Ginds doet zy langs den grond ontelbre lichtjes ſpringen,
Die, beurtlings door't geboomt vereenigt en verdeeld,
Naar dat de windolaag door de kraakende Eiken ſpeelt,
Nu met de ſchaduwen der zwarten bladen hupplen,
Dan in den zilveren daauw van tak en heeſter drupplen.
Een enkle ſtar breekt door aan's hemels woeſten trans,
Nu ſcheemrend door een wolk, en dan in vollen glans.
O Lucia! uw graf vertoont zich aan myne oogen,

Half

Half door de maan verlicht, en half met nacht omtoogen;
Hoe wiegt de wind het gras om zyn' bemooſten ſteen,
Hoe treurig fluit hy door de lange halmen heen! etc.

Almanak van Vernunft en Smaak voor het Jaar 1793. Amſterdam mit Kupfern von W. Kok gezeichnet und geſtochen von C. J. de Huyzer. Dieſer Almanach hat eine neue und verbeſſerte Einrichtung erhalten, und enthält dießmal mehr Originalgedichte von den vorzüglichſten holländiſchen Dichtern und Dichterinnen. Unter mehrern guten Gedichten liefert er auch mehrere angenehme proſaiſche Aufſätze, Lebensbeſchreibungen von Gelehrten, eine Geburts- und Sterbeliſte von Dichtern und Dichterinnen. Bey einigen Gedichten finden ſich Compoſitionen.

Dordrecht. Bey Morks iſt hier eine Ueberſetzung der Novellen des Ritters von Florian unter dem Titel: Zedelyke Verhaalen van den R. de St. Florian 1793. 8. erſchienen.

Gouda. Die hieſige poetiſche Geſellſchaft (Kamer van Rhetorica) die ſchon im Jahr 1437 geſtiftet, ſeitdem nie ganz eingegangen und 1785 mit neuem Eifer in Thätigkeit geſetzt ward, hat den erſten Theil ihrer vermiſchten Werke drucken laſſen. (Gouda bey Verblaauw.) Er enthält die Zueignung, Vorrede und Geſetze; eine Rede gehalten bey der Erneuerung der Geſellſchaft; vermiſchte Gedichte: Numa findet ſeine Braut Anais, die Menſchenliebe, Gedanken über

das Gefühl, der ruhmwürdige Held, Cleone an Cyneas, nach Duſch, die Klage Livia, Cleopatra an Auguſtus, der dankbare Chriſt, der vertrauende Chriſt, Gottes Größe, die Freundſchaft, an Daphnis u. ſ. w. von den Demoiſ. Overſtraeten und Moens, und den Herren Beßan, v. Peelen, Boon van Oſtade, ter Braek und Vatebender. Der zweyte Theil wird neue und wichtige Aufklärungen über die Geſchichte der ſogenannten Rhetoriker enthalten.

Hieronymi de Boſch Carmen de aequalitate hominum. Amſtelod. 1793. 90. p. 4. Eine von der bekannten Teylerſchen theol. Geſellſchaft aufgegebene Preisfrage: in welcher Bedeutung ſind die Menſchen gleich? und welches ſind die aus dieſer Gleichheit entſpringenden Rechte und Pflichten? ſcheint dem V. die erſte Veranlaſſung zu ſeinem Gedichte gegeben zu haben. In ſchönen fließenden Verſen hat Hr. v. B. dieſen Gegenſtand nicht mit der Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit eines Metaphyſikers, ſondern auf eine wahrhaft dichteriſche Weiſe behandelt, und ihn mit allem Schmuck, deſſen er fähig war, ausgeſtattet. Daß dieß nicht zu viel geſagt iſt, mögen folgende Verſe, in denen der Dichter die ſchrecklichen Folgen der Empörung beſchreibt, wenigſtens einigermaßen erweiſen:

Qualis fortis equus, quem fervidus impetus egit,
Quique reluctanti diſcuſſit ab ore catenas
Dum ruit, artificumque manus oblataque ſigna,
Et laetas Cereris pedibus conculcat ariſtas;
Sic populus, qui more caret vitaeque magiſtris,

Ab-

Abjecitque ſacras legum furibundus habenas,
Seditione domos ſociorum invadit et urit,
Oblitusque Dei votivas disjicit aras.
His ſi veſanis praeſit Catilina maniplis
Qui clandeſtinos animis ſuperinjicit ignes,
Aut quoque, qui nullo fertur moderamine, at armis
Appius indomitam tentat compeſcere plebem,
Civibus exitium miſeris impendet acerbum;
Tunc genus humanum, molliſſima corda benigne
Cui natura dedit, fit deteſtabile monſtrum.
Huic ſocium occidiſſe parum eſt, nec ſufficit, hujus
Majus at admittit ſcelus inſatiabilis ira,
Pectora dilaniat, capita amputat, oſſaque ſaxis
Illidit, contis abſciſſaque colla cruentis
Imponit, circumque ferens ſqualentia multo
Cum clamore parem ſortem metuentibus offert;
Piſonis Galbaeque tulit velut effera Roma,
Et caput arrecta Gracchi titubavit in haſta:
Corporis inſultat trunco, et ſe ſanguine paſcens
Turba ferox ſupra mutilata cadavera ſaltat,
Tale tigris nunquam ſaeva cum tigride bellum
Geſſit, et Hyrcanis avidisque leonibus iſta
Dira fuit rabies mediis incognita ſylvis.

Folgendes Gleichniß iſt ſehr glücklich ausgeführt und angebracht:

Cernimus innocuae quales in limine vitae
Diverſum pueros inter se ludere ludum,
In mediis jucunda jocis concordia regnat,
Pingit et unanimis teneras clementia malas.
Gaudia longa forent, longae ni ſemina culpae
In teneros animos amor injeciſſet habendi:
Nunc ſimul ac placuit pueris res una duobus,
Ambitio placidam depellit fervida pacem,

Tam.

Tamque diu ignarae perturbat corda juventae,
Donec amicitiae disrupit amabile vinclum,
Fraternosque animos in mutua praelia miſit.

Däniſche Litteratur.

Eraſt 'eller–den bedragne Varſomhed. Comedie i fem Acter af Edvard Storm. Kjöbenhavn. 1791. 126. 8. (Eraſt oder die getäuſchte Vorſicht.) Eraſts Charakter iſt etwas überladen, ſonſt aber ächt komiſch und theatraliſch. Doch iſt er, obgleich das Stück nach ihm genannt iſt, nicht die Hauptperſon deſſelben. Der Gang der Handlung iſt nicht einfach genug, und das Intereſſe offenbar getheilt. Die meiſten Charaktere ſind mit ſichrer Hand gezeichnet, und ſehr gut gehalten. Einige epiſodiſche Perſonen könnten ohne Schaden hinwegfallen, ſo wie mehrere entbehrliche und ganz unnatürliche Monologen.

Indtoget. Syngeſtykke i to Acter. Af P. A Heiberg. (Der Einzug, Singſpiel) Ebend. 1791. 88. S. 8. Eine gute Farſe. Die Hauptperſon iſt Küſter und Schulmeiſter eines kleinen Landſtädtchens, ein Menſch von wenig Verſtand und viel Muſik, folglich die perſonificirte italieniſche Opera Buffa. Der V. beſitzt das Talent auch unter Poſſen und Harlekinaden, nicht nur ächten Witz und Laune, ſondern auch Vernunft und rührende intereſſante Züge zu miſchen.

Nytaarsgave for Damer 1793. 200 p. 12. (Neujahrsgeſchenk für Damen.) Dieſe Samm-

Sammlung enthält 62 Gedichte von vierzehn genannten und mehrere von ungenannten Dichtern, und verdient im ganzen vor der vorjährigen den Vorzug. Einige der ſchönſten Stücke ſind, Celias Troſt, der liſtige Johann, Wiegenlied von Haſte — die reiche Jungfer von Liebenberg — Geſang einer Bäuerinn am Grabe ihres Mannes von Pavels — Gebet eines jungen Mädchens an die Venus von Tode.

En prövet Faders ſunde Raad til en lykkelig vandring igiennem verden for ſin Sön 1791. 52. p. 4. Eine poetiſche Ueberſetzung eines ſchwediſchen Gedichts von J. W. Liljeſtraale, das unter dem Titel: Fideicommiß an meinen Sohn 1772. Stockholm 4. erſchien. Der däniſche Ueberſetzer iſt der verſtorbene Prediger Mentz Rynning in Norwegen, und der Herausgeber deſſen Sohn Sigward Rynning. Die Poeſie iſt nicht glänzend und ſtark, doch ſinkt der Dichter auch nur ſelten allzutief, und an ächt poetiſchen Stellen, ſo wie an einzelnen ſentenziöſen Verſen, die Sprüchwörter zu werden verdienten, iſt kein Mangel. Wir geben von dieſen letztern einige zur Probe:

Betaenk, du om en föje Tid ſkal blive idel Sjel!
(Bedenk, daß du in kurzer Zeit ganz Seele ſeyn wirſt.)
Hvad Got du giör og giver her, det findes der igien.
(Was du Gott hier thuſt oder giebſt, das findeſt du dort wieder.)

Dat

Det Tidens Foſter vare maae, ſom Tidens Tand ſkal ſpare —
At Intet ſkrive, ingen ſkam; men Skam at ilde ſkrive etc.

Den naturlige Sön, en Skueſpil i fem Optoge —— ved F. Schwarz. 1791. 98. p. 8. Eine gute Ueberſetzung von Cumberlands Natural Son, wovon wir eine vortrefliche von Hrn. Weiße beſitzen. Nur an einzelnen wenigen Stellen wird man durch einen unpaſſenden oder undeutlichen Ausdruck erinnert, daß man eine Ueberſetzung lieſt.

Elſkovs Barn. Et Skueſpil i fem Optoge. Efter det Tydſke af A. v. Kotzebue. Overſat af C. F. H. 1791. 118. p. 8. Eine Ueberſetzung von Kotzebues Kind der Liebe.

Borgerlykke. Comedie i 3. a. Overſat efter Prof. Babo's das Bürgerglück, ved F. Schwarz. 1792. 86. p. 8. Ein däniſcher Kunſtrichter macht bey der Anzeige dieſes Stücks folgende Bemerkungen, die wir unſern Leſern in einer Ueberſetzung mittheilen wollen. „Die Hauptidee des „V. ſagt er, iſt für unſere im Luxus immer wei„tergehende Zeiten wichtig, und fruchtbar für den „dramatiſchen Dichter. In einer Periode, wo „verſchiedene von Deutſchlands neueſten Schau„ſpieldichtern in dem Punkt der Moral ſo wenig „vorſichtig ſind; da Jüngers Luſtſpiele z. B. nicht „ſelten den gefährlichſten Geiſt perſiflirenden Leicht„ſinns athmen; da Kotzebue, ſeinen Arbeiten „mehr Anlockendes zu geben, häufig den Kunſt„griff braucht, gewiſſe allgemeinherrſchende Mei„nungen

„nungen und Grundsätze, die nicht immer blos „Vorurtheile sind, über den Haufen zu werfen, da „selbst Schröders Stücke nicht frey von Szenen „sind, wie die im Ring zwischen der Baroneſſe und „dem alten Holm; in dieſer Periode verdient ein „Mann, der das moraliſche Gute mit dem äſthe„tiſch Schönen zu vereinigen ſucht, Lob und Ach„tung. Und gewiß, das Schöne wirkt nach der „Beſchaffenheit der menſchlichen Seele nur deſto „kräftiger, je inniger es mit dem Guten verbun„den iſt. Auch darin zeichnet Herr Babo ſich vor „mehrern ſeiner Nebenbuhler vortheilhaft aus, daß „er nicht ganze Romane aufthürmt, in denen die „Begebenheit wie in einer Zauberlaterne auf ei„nander folgen, ohne nothwendig aus den gewähl„ten Charakteren zu fließen. Sein Plan iſt un„gemein ſimpel, ſeine Charaktere und Situationen „ſind aus dem wirklichen Leben genommen; es hat „mehrere ſehr ſchöne Szenen u. ſ. w. Dieß ſind „ſeine Vorzüge in der einen Waagſchaale, und doch „fürchte ich, die andere wird das Uebergewicht be„halten. So glücklich die Hauptidee auch ſcheint, „ſo mittelmäßig iſt die Ausführung. Bey aller „ſeiner Einfachheit hat der Plan doch Unwahr„ſcheinlichkeiten. Wer begreift wohl, wie die „Hofräthinn die Beſtimmung ihrer Söhne „zehn Jahre lang ihrem Vormund, dem Fi„nanzrath, habe verheimlichen können? Manche „überflüßige Theile: — ſind Secretair Stelling „und die Wittwe nicht ganz epiſodiſche Perſonen, „und hätten nicht beyde Liebesverſtändniſſe wegfal„len

„len müssen, um dem Plan die nöthige Einheit zu „geben? — Vorzüglich aber ein Mangel an In„teresse, das man einem Dichter nie vergeben kann. „Wir sollen für die gute Mutter fürchten, die herr„schende Vorurtheile überwunden hat, ihre Söhne „zu nützlichen und glücklichen Bürgern zu erziehen. „Aber wir lernen gleich anfangs die ehrlichen Mei„ster als gute Söhne und wohlhabende Leute ken„nen. Kann so eine armselige Pension, auf wel„cher des Stücks Hauptinteresse beruht, bey dem „Leser, der von der Zärtlichkeit der Söhne alles „zu erwarten berechtigt ist, Furcht oder Hoffnung „erregen? Dieser Mangel an Interesse herrscht „aber leider! nicht allein im Plan, sondern auch „in den Charaktern und im Dialog. Jene, sind „ohne Wärme und Leben gezeichnet, und selbst „ohne psychologische Wahrscheinlichkeit — wer kann „glauben, daß Leute, die eine gelehrte Erziehung „genossen haben und ungekünstelte Briefe schrei„ben, mit ihrer Mutter in dem steifsten Prome„moriastyl (2. A. 6. S.) sprechen werden? — „Dieser ist zwar natürlich genug, aber ohne vis „vivida, womit der wahre Dichter so gern seine „Schöpfungen ausstattet.“

Indianerne i Engelland. Et Lystspiel i tre Akter af A. v. Kotzebue. Oversat ved Sönnichsen 1793. 152. p. 8. Ueber dieses Stück sagt der eben angeführte Recensent: „Deutsch„lands Kunstrichter sind seit einiger Zeit über Kotze„bues Dichterrang einig. Mehr bel esprit als „wahrer Dichter, versteht er durch Einfälle und

„kekke

„kekke Ideen, durch einzelne rührende Züge und „besonders durch unerwartete romantische Bege„benheiten die Aufmerksamkeit einen Augenblick zu „fesseln. Selbst der strengste Kenner sieht und „liest seine Stücke mit einem flüchtigen, wenn „schon nicht ungestörtem Vergnügen, und vergißt „sie sodann, um Shakspeare zu studiren, und Les„sing und Ewald, der Lessings Kunstkritik mit „Shakspears Genie zu verbinden suchte. — Der „Hauptfehler der Kotzebuischen Stücke ist, daß „sie — keinen Plan haben. Er schildert Zufälle, „Begebenheiten, aber keine Handlungen; er ist „bisweilen unterhaltend, aber nie lehrreich. „Welch eine Reihe unwahrscheinlicher Begebenhei„ten in diesen Indianern! Man glaubt in der In„sel Felsenburg, nicht aber in England zu seyn, „wo, wie man sagt, alles eben so natürlich zuge„hen soll, als bey uns. Die Oekonomie des „Stücks ist im höchsten Grad sorglos. Wie ein „verunglückter Luftballon erhebt sich anfangs die „Handlung langsam bis zur Verwicklung, dann „stürzt sie das oberste zu unterst zur Katastrophe „nieder. Der ganze erste Akt bringt uns der Ver„wicklung nicht einen einzigen Schritt näher. Die „Personen kommen und gehn, wie die Masken auf „einer Redoute, ohne daß die Zuschauer begreifen, „warum, warum eben jetzt? Die ganze Katastro„phe und die frappanteste Szene des Stücks (3. A. „7. S.) würde nicht statt finden, wenn Robert, der „bereits im zweyten Akt auf dem Theater war, „Gurlitt eben so wohl zufällig begegnet hätte, als

„er jetzt zufällig zum Verlöbniß kömmt. Lohnt es aber „wohl der Mühe, seinen Athem zu verschwenden, „um ein Kartenhaus umzublasen? Und fester ist „doch der Bau dieses Stücks fürwahr nicht. — — „Gurli, dieses kunstlose Naturkind, wird, gut ge„spielt, dem Stücke immer Beyfall verschaffen: „auch ist es wohl außer Zweifel, daß ihrentwegen „das ganze Stück geschrieben worden. Unschul„dige Naivität kann tausendmal geschildert werden, „ohne daß sie deshalb im geringsten ihren zaube„rischen Einfluß auf unser Herz verlieren sollte: „und da sie hier zugleich mit europäischen Sitten „und Vorurtheilen umgeben ist, so gewinnt die „Wirkung des Charakters bey dem Contrast. Ist „er aber auch im ganzen Stücke richtig und glücklich „durchgeführt? Uns scheint, man wird mehr als „einmahl versucht, mit Vater Kaberdaar auszu„rufen: Gurli, du wirst kindisch! Oder sagte „man das nicht vielmehr richtiger dem Dichter „selbst? Dieser Misgriff, uns kindisches Wesen für „ungekünstelte Natur und Naivität zu geben, be„weißt zu gleicher Zeit, daß des Dichters Phan„tasie während der Arbeit sich nicht immer mit dem „darzustellenden Charakter identificirt hat. — — „Nu, lieber Leser, was meinst du, haben wir „Böses genug von einem Stück gesagt, das allent„halben, sowohl hier, als in seinem Vaterlande, „gefallen hat? Darf der eigensinnige Kunstrichter „bestimmen wollen, wo das große Publikum sich „vergnügen soll, oder nicht? Das eben nicht; denn „wenn z. B. das große Publikum in Wien sich an

„einer

„einer Thierhatze, oder an dem nicht viel vernünf-
„tigern Aufzug im Doctor und Apotheker ergötzt,
„so wird dieß wohl vor der Hand dabey bleiben.
„Man bildet nicht so geschwind eine ganze Genera-
„tion um. Allein, wenn von dem Werth eines
„Dichterwerks die Rede ist, so kann das flüchtige
„Vergnügen, das ein gemischtes Parterr von denn-
„selben empfängt, niemals einen richtigen Maas-
„stab abgeben; und unsere Autoren, die im Ernst
„dem Parterr das Recht in der letzten Instanz über
„ein Schauspiel das Urtheil zu fällen zusprechen,
„vergessen vielleicht, daß dasselbe Publikum, das
„ihre Arbeiten mit Händeklatschen und rauschendem
„Beyfall aufnahm, auf gleiche Weise auch einen
„Graf Waltron und General Schlenzheim bewun-
„derte. So lange bis unsere klatschenden Zuschauer
„alle Kenner werden, wird es daher immer am
„rathsamsten seyn, das Urtheilen den Wenigen zu
„überlassen, die mit Unpartheylichkeit und kriti-
„schem Scharfsinn der nachfolgenden Menge den
„Ton angeben können, und (da ein gleichzeitiger
„Kunstrichter, auch mit dem besten Willen, sich
„nicht immer ganz vor der Ansteckung der Parthey-
„lichkeit bewahren kann) den wahren Kennern der
„Nachwelt. Unterdessen — um nicht die Strenge
„zu weit zu treiben — sey es allen und jeden, Le-
„sern und Zuschauern vergönnt, so viel immer
„möglich sich mit Kotzebues Indianern zu amüsi-
„ren. An Stoff dazu fehlt es nicht; denn außer
„der erwähnten Schönheiten, außer einem sehr na-
„türlichen und geschmeidigen Dialog, hat das Stück

„manche gute Szenen, frappante Situationen, ein„zelne witzige Einfälle und rührende Züge.“

Taknommelighed og Utaknemmelighed. Et Lystspiel i 3 A. oversat af P. D. Faber. 1791. 60. p. 8. Eine Uebersetzung der Jüngerschen Bearbeitung von Destouches Ingrat.

Digte af Antons Frantz Just til Strander. Viborg 1792. 240. p. 8. In dieser Sammlung findet man komische Erzählungen, gesellschaftliche Gesänge und vermischte Gedichte. Die erste Abtheilung nimmt den größten Raum ein, und hat auch den meisten innern Werth. Weßels Geist der Burleske scheint in ganzer Stärke auf diesem Dichter zu ruhn. Dinge aller Art auf die komischste und unerwartetste Weise auszudrücken, darinn hat er Fertigkeit, die der Weßelschen gleichkömmt, und alle andre komische Dichter der Nation übertrift. Dabey verdient er das Lob, daß er sich nie einen drolligen Einfall auf Kosten, der Moralität erlaubt. Nicht eine einzige zu freye schlüpfrige oder auch nur zweydeutige Stelle findet man in seinem ganzen Buche. Einige dieser Erzählungen sind von des V. eigner Erfindung, und haben deshalb einen Werth mehr. Der Werth der Stücke des zweyten Abschnitts ist etwas geringer, ob gleich auch hier Originalität herrscht. Die vermischten Gedichte hätten ohne Schaden hinwegbleiben können.

De to Sedler et Lystspiel i et optog oversat af Staal. 1791. 21. p. 8.

Stam-

Stammetraet, en Fortsättelse af de to Sedler. 1791. 40. p. 8. Zwey wohlgerathene Uebersetzungen von Herrn Stahl, die erste von Florians beyden Billets, und die zweyte von Anton Walls Fortsetzung derselben unter dem Titel: der Stammbaum.

Jeg vil sige dem noget. Et Skuespil i fem Akter af Madame Inchbald. Oversat af Engelsk ved Frederik Schneider. 1793. 94. p. 8. Herr Schneider hatte diese Uebersetzung des auch verdeutschten Schauspiels der Mistreß Inchbald I will tell you a story, wie wir aus der Vorrede ersehen „dem Herrn Grafen Ahlefeld „eingeschickt — aber — es ward nicht angenommen.“ Sollten die Gedankenstriche hier bedeuten, daß diese Zurückgabe ein Strich durch des Uebersetzers Rechnung war? Allein sicher hat Hr. Graf Ahlefeld (Ober-Aufseher des Koppenhagner National-Theaters,) durch die Verwerfung dieses mittelmäßigen Stücks mehr Geschmack bewiesen, als Herr S. durch die Wahl und Uebersetzung desselben. Die V. gehört sicherlich nicht zu den wenigen privilegirten Frauenzimmern, denen die Natur mit den Talenten, die sie ihnen verlieh, zugleich vollen Beruf zur Schriftstellerey gab. Dieses Stück verräth auch nicht die mindeste Spur weiblicher Delikatesse. Sollte man glauben, daß ein Mann, der die Gattinn eines andern Mannes verführt, und nun beständig in dem unverschämtesten Tone mit dieser und andern Eroberungen prahlt, in dem Schauspiel eines Frauenzimmers die Hauptperson

machen könnte? Sollte man Stellen, wie folgende erwarten: Blume (Kammermädchen) „Kein halb Jahr, und sie hat wieder einen andern Mann — und so zwey, drey, alle auf einmal am Leben. Wahrlich, es ist doch sehr unbillig, ich, weil ich arm bin, ich kann nicht mehr als Einen auf einmahl haben!"

Johann Clemens Tode's samlede danske poetiske Skrifter. Förste Deel. Fabler og Fortällinger. 1793. 336. p. 8. Herr Prof. Tode macht hier den Anfang mit einer Sammlung seiner auserlesenen poetischen Schriften, die allen Liebhabern der Dänischen Dichtkunst nicht anders als angenehm seyn kann. Bey der Leichtigkeit, mit welcher der V. von jeher gearbeitet hat, ist die Zahl seiner Werke, auch in dem Fache der Dichtkunst, sehr zahlreich worden; von ihnen aber hat nun, wie man leicht denken kann, nicht jedes Anspruch auf einen Platz in seinem litterarischen Testament. Herr T. erklärt selbst: „Ich glaube das „Glück, das ich als Autor gemacht, nicht besser er„kennen zu können, als wenn ich, anstatt alles so „zu lassen, wie es war, und alles zu sammeln, was „das Publikum je von mir gelesen, blos eine Aus„wahl meiner Schriften gebe, wenn ich sie durch„sehe, verbessere, und alles weglasse, was ich selbst „nicht für würdig erkenne, zum zweytenmal aufge„legt zu werden." Doch nicht blos schon gedruckte und verbesserte Gedichte soll diese Sammlung erhalten. Dieser erste Theil enthält 50 Fabeln und Erzählungen für die Jugend, worunter sich nur

vier

vier alte befinden, und 37 Fabeln und Erzählungen für erwachſene Leſer, von denen die Hälfte neu iſt. Die erſtern gehören ſicher zu den beſſern poetiſchen Arbeiten des V. indeß ſind ſie doch nicht alle von gleichem Werth, und manche bedürfen ohnſtreitig der Feile noch ſehr. Wie man aus einigen Aeuſſerungen des Dichters ſieht, ſo hat er nicht die richtigſten theoretiſchen Begriffe von der Fabel und vorzüglich von der Beſchaffenheit ſolcher, die der Jugend insbeſondere gewidmet ſind; und daher kommen die auffallendſten Fehler derſelben, zu ausführliche Gemälde, und vor allem die Weitſchweifigkeit in den Moralen, die ganz zweckwidrig iſt, und vollkommen das Gegentheil von dem bewirkt, was ſie bewirken ſoll. Verſchiedene ſind indeß von dieſen Fehlern ganz frey, und können in jeder Rückſicht als Muſter dienen: z. B. die folgende:

Ulven og Faarehunden.

En Hyrde ſtolende paa trofaſt Hund,
Lod i den hede Middags ſtund
Sig overfalde af tyvagtig Blum,
Og Morpheus ſaae med Smiil den Faare-Biſkop nikke,
Ret ſom en kiöbt Prelat i brittiſk Overhaus.

En Ulv det maerkede, og taenkte om her ikke
Var Rov at vente uden Snuus.
Saa Sagte da Perſonen fremſpadſerte;
Men Hunden flux ved lydeligt vouvov
Den ſulten Lurendrejer laerte,
Al om han ſtelle laae, han derfor ikke ſov.

»Ih! raabte Ulven, hvilken Troeſkabs-Iver!
Du er en Daare, at du vaagen bliver,
Saaſnart din Herre ſover der i Roe.
Dig friſter Heden ogſaa jo,
Og han dig ſelv Exempel giver.«

»Du, Nedrige, var Hundens Svar,
Du kjender ei, hvad Kraft ubunden Tillid har;
At handle redelig var aldrig Ulvens Maade.
Naar Hyrden hviter, han ſin Hjord
Mig ſom paalideligſte ven betroer;
Og den Fortroelighed jeg ikke bör forraade.

Viis Tillid: da end i den ringe Trael
Du möde wil taknemlig troſaſt Sjael.
Den kolde Pligt vel og til Aerlighed forbinder;
Men ſövning; ſin Iid er ofte bunden Mand.
Fortroelighed allene Hjertet vinder:
Og det er Hjertet kun, ſom vaagen holde kan.

D. i. Der Wolf und der Schafhund. Ein Hirte, der ſich auf ſeinen treuen Hund verließ, gab in der Hitze des Mittags ſich einem tiefen Schlummer hin, und Morpheus ſah mit Lächeln den Biſchof der Schaafe, juſt ſo wie einen verkauften Prälaten im brittiſchen Oberhauſe, nicken. Ein Wolf bemerkte dieß, und glaubte ſich mit leichter Mühe einen guten Schmaus zu verſchaffen. Leiſe ſchlich er heran, aber ſogleich lehrte der Hund mit lautem Bellen den hungrigen Schleicher, daß er, wenn er gleich ſtille liege, doch nicht ſchlafe. Ey, rief der Wolf! das nenne ich mir einen Dienſteifer! Biſt du nicht ein Thor, daß du wachſt, indeß dein Herr

dort

dort in Ruh ſchlummert. Die Hitze brennt dich ſo gut wie ihn; und giebt er dir nicht ſelbſt das Beyſpiel? — Elender, antwortete der Hund, du weißt nicht, was grenzenloſes Zutrauen vermag. Aber freylich war Rechtſchaffenheit nie bey euch Wölfen Sitte. Wenn der Hirt ruht, ſo vertraut er mir ſeine Heerde als ſeinem treuſten Freunde, und ſchändlich wäre es, dieſes Vertrauen zu täuſchen. — Auch dem niedrigſten Sklaven mußt du vertrauen, wenn du eine dankbare, treue Seele bey ihm finden willſt. Kalte Pflicht verbindet zwar auch zur Ehrlichkeit, aber der Eifer des Dienſtbaren ermüdet oft in ſeinem Geſchäfte. Zutrauen allein gewinnt das Herz, und nur das Herz kann immer wach erhalten.“ —

Die Fabeln für reifere Leſer haben mehr Laune, mehr Verſchiedenheit des Tons, gehören aber auch mehr unter die Erzählungen, als unter äſopiſche Fabeln. Auch iſt Hr. T. hier etwas weniger geſchwätzig. Einige platte, widerſinnige Erdichtungen und triviale Allegorien hätten billig keinen Platz erhalten ſollen. Von den Erzählungen geben wir eine der kürzeſten zur Probe:

Drengen i Galleriet.

I konſtigt hvelvet Cirkel-Gang
Hvor Vaeg mod Vaeg hver Tone driver,
Og idel Buer idel Gjenlyd giver;
Hvor ſagteſt Lyd Baſune Klang,
Ja redſom Torden Stemme-bliver,
En Knös, ſom kjendte diſſe Mures Sprog
Fra Følgeſkabet ſlap, og til fortroelig Krog

De Ord kun hviſkede: »nu Galleriet falder!«
Hans Venner ſom paa anden Siden gaaer,
Hvor tuſindfoldig Tone ſammenſlaer,
Ei andet veed, end hele ſtaden kalder
Dem ned med aenſtigt Raab: »Nu Galleriet falder!«

Hvad Under, i den Skraek de alting ſvingle Seer?
Med vinget haſt de Flugten tage,
Mens Skielmen bliver trug tilbage,
Og ſkingrende of grundlös Redſel leer,
Oh! troe kun ei, at alle diſſe Domme
Som Publikum ophöjer, revſer med,
Af Overlaeg og prövet Tanke komme,
At det er reneſt Röſt af ſand Retfaertighed,
En enkelt Nar kan ſtemme ſine Klynger;
Naar diſſe förſt hans Viſe ſynger
Alt i en ſtörre Kreds det Qvad ſig breder ud.
Det er da Folkets Röſt, i den da taler Gud!
Ak mangen een, ſom over Fejl og Dyder,
Indbilder ſig at kunde faelde Dom,
Er lig en Hvelving, uden Sands og tom,
Den taenker ikke, men den lyder.

Das Buch iſt mit einer Titelvignette und dem Portrait des Verfaſſers von Lahde geziert. Dieſe Copie iſt ein treuer Abdruck der Jovialität und Laune, womit der Himmel das Original ſo reichlich geſegnet hat.

Dana. Förſte Birds Förſte Hefte. 1793. 90 p. 8. Förſte Bindets andet Hefte. 1793. 102. p. 8. Eine neue periodiſche Schrift, die Ge-

Gedichte, proſaiſche Aufſätze aus der Geſchichte, Philoſophie und Aeſthetik, Recenſ. neuer däniſcher Schriften in dieſen Fächern und theatraliſche Nachrichten enthalten ſoll. Die folgenden Hefte müſſen intereſſanter und reichhaltiger werden, als dieſe beyden erſten, wenn Dana eine lange Dauer verdienen will. Hier findet man Biernes krönike, ein langes didactiſches Gedicht in vier Theilen von J. Schmidth, das der V. ſelbſt für gereimte Proſa erklärt. Indeß ſcheint er doch nicht ganz ohne poetiſches Talent zu ſeyn. Als Vorrede zu demſelben Pfeffels Fabel vom Kamäleon; Nyo Tithers Nödvendighed, eine Satyre ohne Salz. Selico, Erzählung nach Florian von Höſt. Fabler, fünf, mehr Erzählungen als Fabeln, keine ganz ohne Werth.

Horatius Flaccus's Samtlige Werker. Af det latinske overſatte og med en oplyſende Commentar forſynede ved M. Jacob Baden Prof. Förſte Deel 1792. 8. Dieß iſt die erſte däniſche Ueberſetzung des Horaz. Der berühmte V. hatte dabey die doppelte Abſicht, Leſern von reiferm Alter, die des lateiniſchen unkundig ſind, und ſich doch mit dieſem großen Dichter bekannt machen wollen, zu dienen, und dann auch ein brauchbares Schulbuch ſowohl für Lehrer als Schüler zu liefern. Die Verbindung dieſer zwey ſo verſchiedenen Zwecke iſt wahrſcheinlich der Grund, warum die Ueberſetzung an mehrern Stellen ſo ungleich worden iſt.

Liſe og Peter. Et Syngeſpil i to Acter ved Friderik Höegh Guldberg. Sat i Muſik af Reg. Wedel. Liſe und Peter, ein Singſpiel, zum erſtenmahl aufgeführt auf dem königl. Theater am Geburtsfeſt des Königs. 1793. 83. p. 8. Der erſte Verſuch eines jungen Dichters, der ungemein glücklich gerathen iſt und die größten Erwartungen für die Zukunft erregt. Die Diction iſt edel, der Dialog leicht und geſchmeidig, die naiven Charaktere der Hauptperſonen ſind im Ganzen gut ausgeführt, und darüber vergißt man gern, daß wahrſcheinlich Florians Deux billets dem V. die Idee zu ſeinem Stücke gegeben haben.

(Kiöbenhavnſke laerde Efterretninger.)

Schwediſche Litteratur.

Aventyraren eller Reſan til Monanſu. (Der Abentheurer oder die Reiſe nach der Mondsinſel.) Eine komiſche Oper in 2 Akten, die nicht ſchlecht iſt. Der V. thut ſich viel darauf zu gute, daß neun der vornehmſten Tonkünſtler um die Verfertigung der Muſik zu derſelben gewetteifert hätten.

Nina eller Den af Kärlek Swagſinta, Comedie uti 1. act blandad med Sång, Muſiken af chevalier d'Alegrac. Eine Ueberſetzung des franzöſiſchen Stücks: Nina ou la Folle par amour von Hrn. Carl Steeborg.

Af-

Afhandling om Tyſka Litteraturen, de fel man kan förebra henne, orſakerna dertil och på hwad ſätt de må kunna athielpas. 1792. 8. Eine Ueberſetzung der Abhandlung Friedrichs des G. Sur la Litterature allemande.

Grefwen af Oldsbach eller den bepröfwade Dyden, Drume uti 5 acter af H. Brandes. Eine freye Ueberſetzung von Hrn. Björn.

Ovidii Fabler om Förwandlingar. 1. Boken. 1792. 8. Eine Ueberſetzung des erſten Buchs der Ovidiſchen Metamorphoſen.

Konimg Richard Lejonhjerta eller Kärleken och Troheten — Målaren, kär i ſit Model — Soldaten — Ueberſetzungen bekannter komiſcher Opern von Hrn. Enwallßon.

Solen lyſer för hela Werlden (Die Sonne leuchtet für jedermann) ein original-dramatiſches Sprüchwort von Flietberg. 1792. 8.

Den Beſynnerlige Luſtſpel uti 3 acter. Ueberſetzung von Kotzebues Sonderling von Hrn. Björn.

Folke Birgerſson til Ringſtad. Opera comique i 3. a. upförd förſta gangen på Kongl. Thearern, den 28. Jan. 1793. 8.

Mina von Barnhelm eller Soldatlykan, Drame i 5. a. von Björn überſetzt.

Fordne Swears Tankar om Skadeſpel och Comedier, med Bewis at de äro ſkadlige. 1792. 8. (Was die alten Schweden von Schau-

Schauspielen und Komödien hielten, nebst einem Beweis ihrer Schädlichkeit!)

Figaros Bröllop eller den tokroliga Dagen fri öfwersättning. 1792. 8. Eine freye Uebersetzung des Figaro.

Fruntimmernas Jacobiner Klubb, moralisk Lustspel i 2 acter af H. A. v. Kotzebue; öfwersättning. 1793. 8.

Auch von den Indianern in England von demselben Verf. (dessen Schauspiele in Stockholm viel Beyfall zu finden scheinen) ist eine schwedische Uebersetzung erschienen. Desgleichen von seinem Roman den Leiden der Ortenbergschen Familie: Orthenbergska Famillens Lidande: Förſta Delen af A. v. Kotzebue: Oefwersättning af Gabriel Euren. Stockholm 1793. 8.

Die periodische Schrift Journalisten, von dem ohnlängst des dritten Bandes Nr. 4 — 9. erschienen sind, enthält auch meist nur Uebersetzungen. In diesen Nummern findet man unter andern, Rubens Leben und Portrait; Almado und Selina, eine Erzählung mit einem Kupfer; Auszug aus der Iliade, mit einem Kupfer, das die Rettung des Aeneas von Neptun aus den Händen des Achilles vorstellt; Eduard und Edwina; Fortsetzung des Auszugs aus der Iliade mit einem Kupfer, das die von Agamemnon erlegten Söhne des Agenor vorstellt; Ueber die Dryaden und Hamadryaden; Haydn's Leben und Portrait, mit Anmerkungen eines schwedischen Musikkenners; Cloridano und Medoro, Erzählung mit einem Kupfer u. s. w.

Hand-

Handlingar, rörande Swenska Academiens Högtidsdag d. 20. Dez. 1792. Stockholm 1793. 8. Zuerst ein Bericht von dieser Feyerlichkeit (dem Stiftungsfest der königl. Akademie) Rede und Bekanntmachungen des Kanzlers — Poetische Epistel an diejenigen, die nach Unsterblichkeit streben, von Hrn. J. R. Blom: eine andere über denselben Gegenstand, von Herrn A. G. Silfwerstolpe; Lebensbeschreibung des Reichsrath Helmfelt, von Hrn. C. G. Nordin. Hier wird die ärgerliche Fabel, mit der man das Andenken dieses großen und verdienten Mannes entweiht hat, als sey er in seiner Jugend einem Laster ergeben gewesen, das kein Alter entschuldigen, kein Verdienst gut machen kann, siegreich widerlegt. Dieß war desto nöthiger, da eines der schönsten schwedischen Schauspiele, das einzig und allein auf dieses Gerücht gegründet ist, demselben wenigstens bey solchen Personen, die die Geschichte nicht genau kennen, oder nicht wissen, wie weit dramatische Dichter, des Interesse wegen, sich von der historischen Wahrheit entfernen, ein Gewicht geben könnte. Aus den beyden Gedichten wollen wir ein paar Stellen ausheben.

Aus dem Gedichte des Herrn Blom.

Så smädam då ej mer, med twiflans kalla röst,
Odödlighetens hopp i dödeliga bröst.
Wälsignom desse Män med snille, mod och styrka
Ur lugnet jagade, at mänskjans höghet yrka.
Naturen någon gång', då hon beundras will,

Til

Til ſwaghetens beſkydd, fördömmer dem dertil.
Förlåtom ock, bland dem, den ſtarke ſom förwillas,
War undran ofta wärd, om ej förtient, at gillas;
Men mätom wärdet blott af jordens ſtore män
Pa de wälgärningar, de mägtat ſkänka den.
Hwad ſkiljer, utom dem, dit minne, trykt pa ſtoden,
Fran minnet af orkan, af lagan och of floden?
Hög, märkbar är ſom de, cometiſkt ſkön, den lott
At ſtor af werknings krets, och ſtor af krafters matt,
Aen kaſta Snillets ljus; än hwälfwa Länders öden,
Beundrad i ſin fart, och ſegrande pa Döden.
Men ſaſängt, ſtore Män, deſs glans förblindar er!
Kallt — wanſkligt är det lof, en tom beundran ger,
Om äfwen wördnadens Ni ej förtiena weten,
Och om den krans Ni fan, ej räcks af Tackſamheten.
Fran jordens förſta dar, fran denna äldſta tid,
Da mänſkjan lag ännu med rofdjuren i ſtrid
Tils deſſa företag ſa blodiga, ſa ſena,
At mänſklighetens rätt med ſtaters rätt förena,
Hwad lager grönſkat längſt, af glömſkan oförkrankt?
Hiſtorien ſwarar: Den, ſom Jordens wördnad ſkänkt.
Och hwilka ſtora wärf fatt ſtörre glans af tiden?
Regenter! hören det: Uplyſningen och Friden.
Förgäfwes, Seyres-ſon, wid dina wapens gny,

Du

Du, werlden häpna ſer och hennes härar fly;
Förgäfwes, Snillets Son, du ryktets undran blif-
wit.
Rättwiſan ſtörta ſkal de ſtoder, hon ei giſwit.
Det ädla ſom Ni ſökt, det Nyttiga Ni gjort,
Se der hwad Wisheten ſkal enſamt kalla Stort
När hennes röſt en dag ſkal dömma eder ära.
O länge glömda dag! du ſtundar, du är nära.
Förſwunnen är den tid, då jorden häpen låg,
De rökande Palats, de wilda Segertåg,
Som ſatt, bland Gudars tal, den tappraſte af darar,
Och fyllde Latiens famn med folkens rof och tårar.
Den tid — ej mindre grym, ej mindre höljd af
natt,
Då Statskonſten i moln, på jordens throner ſatt
Förfärlig, ſlafwiſkt lydd från ſlottet ner i kojan.
Med bilan i ſin hand, of foten tryckt på bojan.
Ren ſegrar mänſkjans rätt — Ur deſpotismens järn
Deſs händer loſſade af Hjelten, hennes wärn
Til Frihetens förſwar, hwaraf hon ſmakat wärdet,
Mot Tyrannits förſök, ſatt — mängdens kraft och
ſwärdet.
O! at den Frihetsſtorm, ſom ſkakat wåra dar,
Philoſophins triumph och ej revoltens war!
O! att med Folkens rätt man deras plikter parat!
Och at med mänſklighed man männiſkjan förſwa-
rat!
Men Hjelte! ſe och tys — hwad ſegrar för dit
mod?
Du trampar bröders lik, beſtänkt med deras blod!
Och du, o Philoſoph, hwad är din lära worden?

I Aerelyſtnans bröſt, en ny volcan åt jorden!
Förſkräkens, ſwigten ej — fördubblen ſtore män,
Mot werlden er förtienſt — beſkydden, freden den!

Gån, ſätten eder dygd mot Uproret, ſom liungar.
Gån, Fridens ſändebud, til Folken ſom til Kungar.
För er ödödlighet det enda återſtår. —
Sen mänkſklighetens blod, och ſluten hennes får. —
Förliken hennes rätt med lagar, lugn och feder;
Och låten jordens qwal ej öfwerlefwa eder.
Då wäntar ocken dag, wid griftens mörka famn,
Deſs tårar eder mull, deſs kärlek edra namn;
Och tackſamhetens hand i känſlofulla ſinnen,
Mer, än i marmorn djupt, ſkal tryka edra minnen,
När Glömſkan ſwept ſit moln kring hundra hjeltars wärf.
Som lyſt til jordens ſkräk och ſamhällens fördärf.

»So laßt uns denn nicht mehr mit des Zweifels »kalter Stimme die Hoffnung der Unſterblichkeit im »Buſen des Sterblichen läſtern! Segnen wir den »Mann, der mit Genie und Muth und Kraft aus der »trägen Ruhe ſich erhob, der Menſchheit Höhe zu er»reichen. Die Natur, die unſere Bewunderung for»dert, hat ihn zum Schutz der Schwachheit dazu ver»dammt. So wie dieſem verzeihen wir auch dem »Kühnen, der ſich verirrt; denn oft iſt unſere Be»wunderung, auch wenn ſie unverdient iſt, drum »nicht tadelnswerth: den wahren Werth großer Män»ner aber laßt uns allein nach den Wohlthaten ſchä»tzen, die ſie der Erde zu erzeigen vermochten. Denn

wodurch

»wodurch unterscheidet sich sonst dein Andenken, in »Säulen gegraben, von dem Andenken des Orkans, »der Feuersbrunst und der Wasserfluten? Erhaben, in »die Augen strahlend wie der Glanz des Irrsterns ist »das Loos derer, die groß von Wirkungskreis, groß »am Maas der Kräfte, das Licht des Geistes um sich »verbreiten, oder der Länder Schicksal bestimmen, be»wundert in ihrem Lauf, und siegreich im Tode. Doch »genug, ihr Großen, deren Schimmer nur blendet! »Kalt, armselig ist das Lob, nur leeres Staunen er»regend, wenn ihr es nicht aus dem Munde der Hoch»achtung zu verdienen wißt, und wenn den Kranz, »den ihr empfangt, nicht die Hand der Dankbarkeit »reicht. Seit der Erde ersten Tagen, seit jener dun»keln Zeit, da der Mensch noch mit Raubthieren im »Kriege lebte, bis auf diesen so blutigen, so spaten »Versuch, der Menschen Rechte mit den Rechten der »Staaten zu vereinigen, welcher Lorbeer grünte am »längsten, von der Vergessenheit ungekränkt? Die »Geschichte antwortet: der, welchen die Hochachtung »der Welt schenkte! Welche Bemühungen erhielten, »von dem Lauf der Zeiten stets neuen Glanz? Hört es »ihr Herrscher: Aufklärung und Friede! Umsonst siehst »du, o Sohn des Sieges, vor deiner Waffen Ge»räusch die Welt erbeben und ihre Heere fliehen; »umsonst, Günstling des Genius, wardst du die Be»wunderung des Gerüchts. Gerechtigkeit stürzt die »Ehrensäulen um, die sie nicht errichtete. Seyd edel, »werdet nützlich, dieß allein wird die Weisheit Größe »nennen, wenn ihre Stimme dereinst Ausspenderinn »des Ruhmes seyn wird. Lang vermißter Tag, du »Stunde, ihr seyd nah. Verschwunden ist die Zeit, »da die Welt mit Ehrfurcht den brennenden Palast,

»den wilden Triumph erblickte, der den Verwegensten »der Thoren unter die Zahl der Götter versetzte, und »Latiums engen Winkel mit der Völker Raub und »Thränen füllte. Verschwunden ist die nicht minder »schreckliche mit Nacht bedeckte Zeit, da die Staats»kunst, in Wolken gehüllt, auf der Erde Thronen saß, »mit furchtbarer Miene sklavischen Gehorsam vom »Schlosse bis zur Hütte fand, mit dem Beil in der »Hand und die Füße auf Fesseln gestützt. Ganz siegt »nun das Recht des Menschen; ach aber, das Schwert »des Despotismus, das Helden, einst sein Schutz, »jetzt zur Vertheidigung der Freyheit, deren Süßig»keit sie gekostet, und zur Verfolgung der Tyranney »seiner Hand entrissen, fiel in die Hand des Pöbels! »Ach daß der Freyheitssturm, der den Frieden unse»rer Tage gestört, ein Triumph des Weisen, nicht des »Empörers geworden wäre! Ach, daß man mit des »Volkes Rechten auch seine Pflichten gepaaret, daß »man für die Menschheit auch menschlich gekämpft »hätte! Aber sieh, o Held und schaudere! Was ist die »Frucht deines Muthes? Du trittst auf Leichen deiner »Brüder, ihr Blut trieft von dir; und du, o Philo»soph, was ist aus deiner Lehre geworden? Ein neuer »verheerender Vulkan im Busen des Ehrgeizes! Bebt »nicht zurück, weicht dem Ungestümm nicht, verdop»pelt, große Männer, euer Verdienst um die Welt, »beschützt, beruhigt sie! Geht, setzt eure Tugend dem »blitzenden Aufruhr entgegen: geht Boten des Frie»dens zum Volke, wie zum Könige: dieß ist euch zu »thun noch übrig, um Unsterblichkeit fodern zu kön»nen. Seht die Menschheit bluten und verschließt »ihre Wunde! Setzt ihre Rechte mit Gesetz, Ruhe »und Sitte in Harmonie, und duldet nicht, daß

»das

»das Elend der Welt euch überlebe! Der Tag erscheint »gewiß, und leuchtete er auch erst in den dunklen »Raum eurer Gräber, wo man eure Asche mit Thrä»nen benetzt, eure Namen mit Liebe nennt, wo die »Dankbarkeit euer Andenken tiefer als in Marmor— »in gefühlvolle Herzen prägt, wenn Vergessenheit mit »ihrer Wolke längst hundert Helden deckte, die zu der »Erde Schrecken und des Staats Verderben glänz»ten!«

* * *

Aus dem Gedichte des Herrn Silfwerstolpe.

Med Snille har man nog för at beryktad bli,
Men det er Snillets bruk som afgör Ryktets wärde,
Och hwarje witter konst et flygtigt Lof begärde
Om den ei Nyttan bod at stå det Sköna bi.
Wilst tjusar Meteor'n, som flammar och förswinner;
Men Solen wördnad ger — han gagnar då han brinner.
Doch skal man Konstens Son förlåta någon gång
Om sielf af Bildningen och Käflnans kraft bedragen,
Han yrar i sit Tal, sin Tasla och sin Sång
Och klär en Skywärd Bild i drägten af Behagen.
Men dig, o Philosoph, för detta kenslans rus
Skal Efterwerldens Dom en lika nåd ej unna;
Du icke Snille fått al lysa — men ye Ljus:
Din enda Aera är at Sanningen förkunna.
Aen skada minska Kräk, än Rymdens kroppar mät,

Sök til hwad ändemål al warelſe är buren,
Med Bonnet följ hwar länk af kedjan i Naturen,
Och upräk werldens wäl och Skaparns majeſtät.
Aen forſka Männiſkjan och af deſs krafter fluta
Hwad Sälhet hon förmar, hwad Rätt hon borde njuta;
Wis hur och hwarföre hon blind och oſäll är;
Men ſtadna icke, feg, o ſtadna icke der!
Säg icke: »Ufling, grät, men tig och drag din tunga«
»Lär dig at miſtro Ljus, lär dig i bojor ſjunga:«
Har hon ej lärt det nog af Seclerne förut? —
Hjelp henne — I deſs får, gå, tröſten olja gjut,
Och Sanninggarnes brand mot wåld och fördom ſlunga.
Så Locke, Helvetius och Rouſſeau Rykte fått.
Så Raynal wördad är och Franklin dyrkad worden,
Och ſå, när du en gång har ned i grafwen gått,
Din hamn ſkal reſa ſig och än regera Jorden.
Hur ſäll den tid ſkal bli — o må jag hoppas den! —
Då Philoſophens Ljus blir grund för Statsmans Lära,
Lär Lagſtiftarn at ſe i hwarje Folk en Wän,
Och ſänker Lagerns Lof inför Olivens Aera.
Til deſs, mit Slägtes ris, och någon gång des ſtöd,
Gå, Hjelte! öfwa ut dit mod at dö och mörda;
Förſwara djerft dit Land — men endaſt Det — i nöd,
Och ädelt faſande för Likars qwal och död,
Tag ſegren ſom et twång och Lagren ſom en börda.
Om du et hjerta har, kanſke ändå din blick

Skal

Skal falla ångerfull uppa den ſtund tilbaka,
Da i Villarers ſpar du förſt til fältet gick,
I Själen utan hämd, at hämdens nöje ſmaka,
At ſtäder bränna up kanſke för nägra Ord,
Och ſpilla mänſkjors Lif för nägra torfwor jord,
Ty krigens ſtörſta ſkäl är Segra och Föröda,
Ei främja mänſkjor rätt, ej lindra deras nöd:
Och uppa deſsa Fält, dem ſlagnas kroppar göda,
Der ſkulle ſamma Folk längt häldre ſatt ſit bröd,
Liknöjde under hwem, belatne i ſin möda etc. etc.

»Zum Ruhm iſt es genug Genie zu beſitzen, aber »den Werth des Ruhms bewährt erſt der Gebrauch »des Genies, und jede Kunſt des Witzes würde nur nach »einem vergänglichen Lobe ſtreben, wenn ſie dem Nutzen »nicht an die Seite der Schönheit zu treten geböte. »Zwar entzückt ſelbſt das Meteor, das flammt und »verſchwindet, aber die Sonne, die auch nutzt, wenn »ſie ſcheint, erhält allein Verehrung. Doch muß man »dem Sohne der Kunſt wohl einmal verzeihen, wenn »er, von der Begeiſterung und der Stärke des Gefühls »auf einen Abweg geleitet, in ſeiner Rede, auf ſeiner »Leinwand oder in ſeinem Geſange ausſchweift, und »einen häßlichen Gegenſtand in eine liebliche Tracht »kleidet. Dir aber, o Philoſoph, wird das Urtheil »der Nachwelt für dieſen Rauſch des Gefühls »nicht gleiche Nachſicht ſchenken. Du haſt nicht »Genie erhalten zu ſchimmern, ſondern zu erhel»len: dein Ruhm ſey das Bewußtſeyn Wahrheit zu »verkündigen. Beobachte den kleinſten Wurm,

»messe die Körper des unermeßlichen Raums, unter»suche zu welchem Zweck alles ist, was ist, verfolge »mit Bonnet jedes Glied der großen Naturkette, ent»hülle das Wohl der Welt und die Majestät des »Schöpfers: Oder studiere den Menschen und schließe »aus seinen Kräften, welchen Grades von Glückselig»keit er fähig ist, auf was für Rechte er Anspruch hat: »ergründe wie und warum er blind und unglücklich »ist, aber bleibe dann nicht muthlos, bleibe hier nicht »stehn. Sage nicht: »»Elender, weine, aber schweig »und trag deine Bürde! lerne dem Licht mistrauen, »lerne in Fesseln singen!«« Hat ihm das nicht »längst jedes verflossene Jahrhundert gelehrt? Hilf »ihm, gieß in seine Wunde das lindernde Oehl des »Trostes, erhebe dich mit dem Feuerbrand der Wahr»heit gegen Gewaltthätigkeit und Vorurtheil. Auf »diesem Wege erwarben sich Locke, Helvetius und »Rousseau Ruhm, so Raynal Achtung und Franklin »Anbetung, und so wird, wenn du längst schon ins »Grab gestiegen bist, dein Name sich erheben und noch »die Erde beherrschen. Selige Zeit — daß meine »Hoffnung mich nicht täuschte! — da das Licht der »Philosophie der Grund von der Wissenschaft des »Staatsmanns wird, die Gesetzgeber lehrt, in jedem »Volke einen Freund zu sehen, und den Preis des »Oehlzweigs über den Werth des Lorbeers erhöht. »Bis dahin gehe, o Held, deines Geschlechtes Geisel »und zugleich seine Stütze, geh, zeige deinen Muth »durch Sterben und Morden. Vertheidige kühn dein »Land, aber auch das nur von Noth gedrungen, mit »edlem Abscheu vor deines Bruders Qual und Tod, be»trachte den Sieg wie einen Zwang und den Lorbeer »wie eine Bürde. Vielleicht, wenn du ein Herz im

»Busen

»Busen trägst, wird reuvoll dein Blick auf die Stunde »zurückfallen, wo du auf Villars Spur zuerst ins »Feld zogst, ohne Rachsucht im Herzen das Vergnü»gen der Rache zu schmecken, für einige Worte viel»leicht ganze Städte in Flammen zu setzen, und für »wenige Spannen Land Menschenleben zu vergeuden: »denn des Krieges größter Stolz ist doch zu siegen »und zu verwüsten, nicht das Recht unter Menschen »zu stützen, nicht ihre Noth zu lindern, und auf dem »Felde, das der Erschlagnen Körper düngen, wo der »arme Landmann längst seine Nahrung gesäet haben »sollte, von seinem Schweisse zehren.«

Afhandling om det så kallade Sublima i Litteraturen, med twänne Bihang. Stockholm 1792. 310 p. gr. 8. In einer Sprache, die noch nicht Eine förmliche Schrift über irgend eine bestimmte Gattung der Poesie und Beredtsamkeit, vielweniger ein Werk aufzuweisen hat, das diese Künste in ihrem ganzen Umfang begreift, ist die Erscheinung eines so starken Buchs über einen einzelnen Gegenstand der Kritik, das Erhabene, gewiß eine sehr unerwartete Erscheinung. Selbst dann, wenn die Schweden Werke wie Sulzers Theorie, Home Grundsätze der Kritik; die ästhetischen Schriften von Batteux, Marmontel u. s. w. aufzuweisen hätten, wäre diese weitläuftige Abhandlung doch gewissermaßen als ein litterarischer Luxus zu betrachten. Das Werk des Longin ist nicht den vierten Theil so stark, als das unsers ungenannten Vf. Doch, was das schlimmste ist, dieses dicke Buch ist eine rudis indigestaque moles

ohne Licht und Ordnung, und besteht zur Hälfte aus Citationen und ausgehobenen Stellen fremder Autoren, wo des V. eigene Gedanken apparent rari nantes in gurgite vasto. Gleich der Anfang des Buchs ist für den Leser von Geschmack abschreckend. Der V. hat einen Haufen etymologischen Plunders über die ursprüngliche Bedeutung des lateinischen Wortes Sublimis zusammengetragen. Er berichtet uns, daß die Chemiker die Wörter Sublimo, Sublimatum, Sublimator zu Kunstwörtern gemacht, daß man bey Vitruv granaria *sublimata* finde, daß Brandtewein auch vinum sublimatum heiße, und in Apotheken Sublimata Mercurii noch bekannt seyen. Hieraus folgert er, daß „in der Chemie Sublimare so viel bedeute, als etwas „auf den höchsten Grad der Reinheit oder Spiritualisation bringen, und da diese Wissenschaft sehr alt „ist, so nimmt er an, die Chemiker hätten den „Ausdruck zuerst in der Bedeutung supra limum (eine von dem Verf. erwähnte Etymologie!) „gebraucht, von Dingen, deren feinster Geist von „der groben Materie geschieden worden: in der „Folge habe man das Wort auch metaphorice „von andern Dingen gebraucht u. s. w.“!!! Der V. citirt und kritisirt nun die Erklärungen Longins, Boileau, Jaucourt, de la Motte, Rollin, Batteux, d'Alembert, Moses Mendelssohn u. s. w. aber keine will ihm behagen. Longin bekömmt zwar das Lob: „er sey auf der rechten Spur gewesen“ auch Marmontel wird etwas Einsicht und Kenntniß zugestanden; im Ganzen aber, meint

der

der V. enthielten doch die meiſten Poetiken (und darin hat er fürwahr nicht ganz unrecht) eine Menge Grillen und Geſchwätz (ſladder och gräl.) Aber nun ſeine eigene Erklärung? Sie lautet alſo: „Das litterariſche Erhabene iſt etwas, das in Gei„ſteswerken über einen hohen und würdigen, wohl „vorgeſtellten Gegenſtand, ſich dadurch zu erkennen „giebt, daß es mit Schnelligkeit eine Menge eig„ner Reflexionen, die bey weitem nicht alle in den „Worten des V. liegen, erweckt, ſo daß wir Be„redtſamkeit, hohen Styl und alle andere Ideen ver„geſſen, dafür aber einzig und allein von dem in „unſerm Kopf ſich ſchnell ſammelnden und concentri„renden eigenen Gedanken ergriffen werden, die „durch ihre Anzahl, Kraft oder Zuſammenſtoßen „in uns eine Gemüthsbewegung hervorbringen, die „man auch durch die Worte: eingenommen, be„zaubert, entzückt werden, außer ſich kommen „u. ſ. w. bezeichnet (!!) *) Dieſe wunderbare „Wirkung

*) Dieß ſind die eignen Worte des Verf. „Det litteraire Sublima är nagot ſom i et Witterhetsarbete öfwer et högt eller wärdigt, wäl framſtäldt ämne, utmärker ſig derigenom, at det i haſtger oſs en öppen anledning til ſa mange egne reflexioner, wida öfwer hwad Auctoren med orden uttryckt, at wi glömme Wältaligheten, den höga ſtylen och alla andra idéer, ſamt endaſt uptagas af de ſig i war hjerna haſtigt ſamlande, concenterande egne tankar, hwilka genom ſin myckenhet, wigt eller ſammenſkokning åſtadkomma hos oſs en rörelſe, ſom man kallar intagas, förtjuſas, hänryckas, komma utom ſig.

„Wirkung empfinden wir insonderheit 1) bey einem „höchst edelmüthigen, außerordentlich rührenden „Sentiment, das aus oder oder unter einer kriti„schen ungewöhnlichen, peinlichen Situation ent„springt. 2) Bey einem lebhaften treffenden Bilde „des Gegenstandes, von dem die Rede ist, das „gewissermaßen den Gegenstand verdoppelt und er„hebt, und auf gleiche Weise auch unsere Gedanken „vermehrt. 3) Bey einem vortreflichen, tiefsin„nigen, ungewöhnlichen über die Materie oder et„was hierauf sich beziehendes. Und je nachdem „nun einer von diesen drey Umständen besonders „hervorsticht, nenne ich das erste das Situations„Erhabene (Belägenhets Sublimt) das zweyte „das Bildlich-Erhabene (et Sublimt i bilder, „liknelser) das dritte das Raisonnements-Er„habene.“!! Nach dieser Erklärung vom Erhabenen, gäbe es nichts erhabeners, als wohl vorgestellte (wäl framstälde) Charaden und Räthsel über wichtige Gegenstände, und ferner könnte das Erhabene nur auf solche Personen wirken, die selbst einen großen Vorrath von Gedanken und Reflexionen haben. Der ganze Rest der eigentlichen Abhandlung bis S. 138. besteht in Anmerkungen über diese Erklärung und Eintheilung, und diese Anmerkungen wiederum aus haufenweis zusammengetragenen Beyspielen aus Schriftstellern, größtentheils französischen, mit eingemischten Betrachtungen, theils eignen, theils fremden, alles um jene Definition und Classification zu erklären und zu befestigen. Der erste Anhang, der bis S. 151 geht,

geht, zählt die Feinde auf, die gegen das Schöne, das Große und Erhabene ſtreiten. 1) L'enflure die man wohl eine litterariſche Geſchwulſt oder Waſſerſucht nennen kann 2) Puerilitéter u. ſ. w. Der zweyte Anhang, der mit der Abhandlung ſelbſt von gleichem Umfang iſt, iſt wieder eine Anhäufung von Citationen und Reflexionen, doch blos aus Voltairs und Boisfermains Commentaren zu Corneilles und Racines Werken, alles in der Abſicht, die gegebene Definition und Claſſification zu erklären und zu befeſtigen. — Zum Schluß können wir eine Aeuſſerung des V. nicht unerwähnt laſſen, die an einem Beurtheiler Longins in der That auffallend genug iſt. In dem Glauben: „daß das „griechiſche Original dieſes Schriftſtellers nur noch „in einigen ſeltenen Handſchriften gefunden werde“ wünſcht er „Boileau hätte uns berichtet, ob „Longin nur Ein Wort für alles das brauche, wo„von Boileau ſich des Ausdrucks Sublime oder le „Grand bedient. In den Wörterbüchern“ (fährt er fort) „findet man Μετέωρος durch ſublimis „überſetzt, und dieſes Wort wird von einem andern „abgeleitet, das exaltatio bedeutet, oder von ei„nem Worte, das mit elevo überſetzt wird.“ — Iſt es möglich? Sollte der V. wirklich nicht einmahl den griechiſchen Titel der Schrift Longins kennen? Das Erhabene wird vom Longin abwechſelnd durch ὕψος, τὰ ὕψη, τὰ ὑψηλά, bisweilen auch durch μέγεθος ausgedrückt. Das Wort μετεωρος kömmt zwar auch vor, aber blos um das zu bezeichnen, was wir hochtrabend, die Franzoſen Phébus nennen.

Kongl

Kongl Witterhets, Historie och Antiquitets Academiens Handlingar. Förſta Delen 1789. 408. p. gr. 8. Andra Delen 1791. 624 p. Tredje Delen 1793. gr. 8. Die königl. Academie der ſchönen Wiſſenſchaften, der Geſchichte und Alterthümer erhielt ihre erſten Grundregeln von König Adolph Friedrich im J. 1753. Guſtav III. gab ihr die erneuerten den 20. Merz 1786 und ernannte eine Anzahl neuer Mitglieder, deren Eintrittsreden im erſten Theile dieſer Abhandlungen enthalten ſind. Wir geben hier nur eine kurze Anzeige der in dieſen drey Bänden enthaltenen Aufſätze, die in näherer Verbindung mit den Gegenſtänden dieſer Bibliothek ſtehen, und behalten uns vor, in derſelben einige der wichtigern unſern Leſern ganz vorzulegen. I. Band. Gudmund Adlerbeth von Schwedens ehemaligen morgenländiſchen Handel nach Anleitung der in Schweden gefundenen arabiſchen Münzen, von denen wir eine Beſchreibung, und von den merkwürdigſten eine Abbildung zu erwarten haben. Bengt Ferner über die jetzige Gährung und Thätigkeit des menſchlichen Witzes in neuen Erfindungen. Jac. von Engeſtröm über die Gewißheit in der Geſchichte. A. F. Riſtell über das Band zwiſchen der Geſchichte und Münzwiſſenſchaft. S. Sernskiöld über den Nutzen und die Nothwendigkeit des Gebrauchs der lateiniſchen Sprache. K. J. Strand über die grundloſe Behauptung, die Gothen hätten die römiſchen ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zerſtört. C. Fr. Adelcrantz über die innere Verbindung der ſchönen Wiſſen-

ſen-

senschaften und freyen Künste. J. Floderus über die schönen Wissenschaften der Griechen, und die Fortpflanzung derselben zu andern Völkern. Zweyter Band. G. Adlerbeth Anmerkungen über das, was man bey der Angabe von Schaumünzen wahrzunehmen hat. J. Hallenberg Untersuchung, in wie weit die historischen Schriften der Vorwelt den heutigen Geschichtschreibern zum Muster dienen dürfen. Dritter Band. Floderus über die Sitten und Lebensart der Griechen; Erster Abschnitt. Da der Verf., der Prof. der griechischen Sprache in Upsala war, seitdem verstorben ist, so wird diese Abhandlung wahrscheinlich unvollendet bleiben. Dieser Abschnitt betrift blos die Griechen im sogenannten heroischen Zeitalter. In vier Kapiteln untersucht der V. erstlich ihre Sitten im Allgemeinen 2) ihre Gebäude und Hausgeräthe, 3) ihre Speisen, Mahlzeiten und Gastgebote, 4) ihre Gastfreyheit und Sitte Fremde bey sich aufzunehmen und zu pflegen. Homer ist die Quelle, aus welcher der V. seine Nachrichten geschöpft hat. Er bemerkt im Allgemeinen, es sey ein großer Irrthum, wenn man jenes Zeitalter als ein rohes, barbarisches und unmenschliches abmahle, in dem man nichts als Blut und Mord athmete, im Gegentheil zeige sich, bey unbefangener Prüfung, daß damals bey den Griechen mehr Menschlichkeit, Aufrichtigkeit, gegenseitiges Zutrauen und Freundschaft, Höflichkeit und belebtes Wesen geherrscht habe, als man bey andern viel cultivirtern Nationen, und selbst bey den Griechen in der Folge antreffe, als Wis-

senschaf-

senschaften und schöne Kunst bey ihnen in voller Blüthe standen. — J. F. Reichters Untersuchung über die Ursachen, über die Verschiedenheit, die Fortschritte und das Verderbniß des Geschmacks bey den verschiedenen Nationen. Zuerst einige Bemerkungen über die Verschiedenheit von Genie und Geschmack. „Genie ist eine Kraft der Seele, „verborgene Wahrheiten zu entdecken, oder die „Natur unter einen neuen und hellern Gesichtspunkt „zu fassen: Geschmack hingegen ist ein angebornes „Gefühl des Schönen, oder richtiger der Ordnung, „die die Schönheit selbst ausmacht. Man kann „das Genie mit einem Winde vergleichen, der das „Schiff aus dem Hafen treibt, den Geschmack aber „mit dem Steuer oder Compaß, das es regiert.“ Hierauf werden die Einwürfe gegen die Existenz des Geschmacks geprüft, die man von der Verschiedenheit desselben bey verschiedenen Völkern, in verschiedenen Perioden, ja selbst bey einzelnen Individuen in verschieenen Altern, Lagen u. s. w. hernimmt. Diesem ohnerachtet beweißt der Verfasser daß es einen guten Geschmack gebe, der bey allen Menschen gleich bleibe, daß alle erleuchteten Zeiten überein kämen, einen gewissen Geschmack als den besten zu betrachten, und daß derselbe als ein Probierstein des guten Geschmacks überhaupt angesehen werden müsse. Ueber die Ursachen, die den Geschmack beförderten oder verderbten, wird im Allgemeinen erinnert: „das „Schöne besteht in Wahrheit und Ordnung, an „denen die Natur selbst uns ein Wohlgefallen einge-

„pflanzt

„pflanzt hat. Alle Einrichtungen, die dieſen Hang „beleben und entwickeln, können als eben ſo viel „Quellen für den guten Geſchmack betrachtet werden, „ſo wie diejenigen, die ihn einſchränken und unter„drücken, als eben ſo viel Hinderniſſe deſſelben.“ Sodann unterſucht der Verf. den Einfluß des Geſchmacks auf Geſetze, Denkfreyheit, Regierungsform, einheimiſche Staatsverwaltung, Staatsrevolutionen u. ſ. w. Eine allzuweit getriebene Verehrung und Enthuſiasmus für die Muſen betrachtet der V. gleichfalls als eine dem Geſchmack und den ſchönen Künſten nachtheilige Sache. Da wo man faſt eben ſo viel Dichter als Leſer findet, muß es natürlich tauſend Bave für Einen Maro geben. Auch die Kritik werde ihnen nicht ſelten ſchädlich. Die Regeln müſſe man als Verſuche über Geiſteswerke, die bereits den Leſern oder Zuſchauern gefallen oder misfallen, betrachten. Wenn ein Dichter ohne oder gar gegen die angenommenen Regeln gefallen könne, ſo dürfe man ihm das ſo wenig zum Verbrechen anrechnen, als man eine wohlſchmekkende Speiſe deswegen verwerfe, weil ſie nicht nach einer beſtimmten Vorſchrift zubereitet ſey. Der V. ſchließt mit Betrachtungen über das Verdienſt der Alten, über den gegenſeitigen Einfluß der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte, über den Einfluß des Clima, des Luxus, der Sitten, und endlich über die ſogenannten vier goldnen Zeitalter des Geſchmacks. (Stokholms Poſten.)

Pohlnische Litteratur.

Kazimierz Wielki etc. Casimir der Große, Drama in drey Aufzügen auf dem Nationaltheater vorgestellt den 3. May, als dem Jahrstag der Revolution, von J. U. Niemcewicz. Warschau 1792. 8. „Der König und die Stände, sagt der V. in der Vorrede, hatten befohlen, daß man den dritten May zum Andenken der Einsetzung der weisesten und glücklichsten Constitution als ein Nationalfest feyern solle. Da ich für mein Theil auch etwas zu dieser glücklichen Feyerlichkeit beytragen wollte, so unternahm ich diese Arbeit, ohne mich durch den Umfang derselben für die wenige Zeit, die ich dazu frey hatte, abschrecken zu lassen. Ich wollte mich lieber der Kritik aussetzen, als diese Gelegenheit versäumen, meinen Eifer für das Glück meines Vaterlandes an den Tag zu legen. Die Regierung Casimirs des Großen schien mir in mehrern Stücken Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen zu haben. (!) Casimir bestieg in einer stürmischen Periode den Thron, und wußte, so wie Stanislaus August, die Klugheit der Laune des Schicksals entgegen zu setzen. Casimir war es, dem unsere Vorfahren die auf dem Reichstag von Wislica eingeführte Regierungsverfassung und Gesetze verdankten, die sich auf die Bürger aller Klassen erstreckten. Die öffentliche Ruhe zu sichern, hatte er die Vorsicht, noch bey seinen Lebzeiten, sich einen würdigen Nachfolger zu wählen. Diese in unsern Annalen aufgezeichneten Thatsachen, haben

den

den Stoff zu meinem Drama geliefert, ſo wie der allgemeine Patriotismus die in denſelben enthaltenen Geſinnungen eingegeben hat. Wer die Fehler meines Stücks bemerkt, vergeſſe nicht, daß es in weniger als 20 Tagen angefangen und vollendet worden, und daß es dabey weniger auf ein regelmäßiges Stück, als auf ein für das Nationalfeſt paſſendes Sujet abgeſehen war.“ Und in der That macht auch der Jahrstag des Reichstages von Wiſlica, und die feyerliche Ankunft Ludwigs von Ungarn, erklärten Nachfolger auf dem pohlniſchen Throne, den Hauptgegenſtand dieſes Drama aus. Da aber dieſe Begebenheit allein nicht Stoff genug zu Ausfüllung von drey Akten darbot, ſo hat ihr der V. eine andere dem Theater analogere Handlung untergeordnet. Niemira, Stallmeiſter und Günſtling des Königs, liebt die reizende Hanna, die Tochter eines pohlniſchen Senators und vertrauten Freundes der Königinn Jadwiga, einer Prinzeſſinn von großen Verdienſten, die aber durch eine Aeußerung von Eiferſucht dem König ſo mißfallen hatte, daß eine lange Uneinigkeit zwiſchen ihnen entſtand. Ein Brief, in welchem Hanna die Tugenden und das traurige Loos der Königinn ſchildert, und der durch Zufall in die Hände des Königs gerathen war, machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er theils aus einer gerechten Erwiederung der Zärtlichkeit und des Edelmuths ſeiner Gattinn, theils um das Glück ſeines Günſtlings zu machen, ihm dem Auftrag gab, die Königinn einzuladen, in ſeinen Pallaſt zurückzukehren, und die Reue ihres Gemahls wegen des

Vergangenen anzunehmen. Dieſe Verſöhnung, die durch Vermittelung des jungen Niemira zu Stande gebracht ward, konnte nicht ermangeln, ihn bey ſeiner Geliebten in Gunſt zu ſetzen, und er erhielt feyerlich ihre Hand, nachdem er vorher von dem König mit allen gewöhnlichen Feyerlichkeiten zum Ritter geſchlagen worden. Die durch dieſe Verbindung und die Zurückkunft der Königinn veranlaßten Feſte, vermehren den Glanz der feyerlichen Aufnahme Ludwigs, deſſen Ankunft vollends jedermann vergnügt und zufrieden macht. Verſchiedene epiſodiſche Szenen, in denen der König Bürgern von allen Klaſſen Audienz giebt, erwecken die vortheilhafteſten Begriffe von der Güte und Gerechtigkeit des Königs und dem Biederſinn jener Zeiten. Der König ſcheint von dem Gefühl der Rechte des Geringſten ſeiner Unterthanen durchdrungen, und wär es möglich geweſen, daß er ſie einen Augenblick hätte vergeſſen können, ſo würde der Senator Mielſztyna, der Vater der Hanna, ſie ihm ins Gedächtniß zurück gebracht haben. Dieſer ehrwürdige Greis, ohnerachtet er ſein Leben in den erſten Aemtern des Staats und der Armee verlebt hat, athmet nichts als Freyheit und Patriotismus. In ſeinen Augen ſind alle Menſchen vor dem Richter gleich. Nur die Tugend flößt ihm wahre Achtung, und das Unglück Mitleid ein. Dem König glaubt er nichts, als ungeſchminkte Wahrheit ſchuldig zu ſeyn. — Welche Ehre macht es der pohlniſchen Nation, daß der beſſere Theil von ihr, dieſen Grundſätzen den lebhafteſten Beyfall ſchenkte!

Sind

Sind ſchon die gehegten Hoffnungen getäuſcht worden, und mußten getäuſcht werden, da ſie nicht gehörig auf die äußere Lage und innere Beſchaffenheit des Reichs berechnet waren; ſo gebührt doch den Männern Achtung und Bewunderung, die den Gedanken hegten, die Nation, zu der ſie gehörten, durch ſich ſelbſt auszubilden, und den ganz verloſchnen Glanz derſelben wieder herzuſtellen. Wie laut predigen aber auch dieſe Vorfälle die Wahrheit: Unſere Gedanken und Wege, ſind ſelten die Wege und Gedanken des höchſten Regierers der Welt.

Alexandra Pope Poczatki moralos'ci czyli wiersz filozoficzny o Cztowieku etc. D. i. A. Popes Grundſätze der Moral oder philoſophiſches Gedicht über den Menſchen, überſ. von A. Cyankawicz. Krakau 8. Der Verf. verdient Dank für das in ſeiner Lage allerdings etwas bedenkliche Wagſtück, ein Gedicht dieſer Art durch eine metriſche Ueberſetzung ſeinen Landesleuten bekannt zu machen. Wenn er auch die zahlreichen Schwierigkeiten, mit denen jede Ueberſetzung eines ſolchen Gedichtes in jede fremde Sprache verbunden iſt, auch nur dem kleinſten Theile nach beſiegt hat, wenn es ihm gleich nicht gelungen iſt, die glückliche und bedeutungsvolle Kürze und den gedankenreichen Ausdruck des Originals zu erreichen, ſondern nur allzuoft mehr paraphraſirt als überſetzt, ſo hat ſein Verſuch doch mehrere gute Stellen, die den Leſer wenigſtens ſo lange vergnügen können, als er ſich dieſen Genuß nicht ſelbſt durch eine Vergleichung mit der Urſchrift entzieht.

Iliada Homera etc. Homers Ilias, übers. von F. X. Dmochowski, erstes bis achtes Buch. Warschau 1790. 278. S. 8. Die Pohlen besaßen bisher noch keine vollständige Uebersetzung der Iliade. Der hier angezeigte Versuch, freylich in gereimten Versen, aber doch nicht ohne Sinn und Gefühl für den Geist des Homers, würde diesem Mangel einigermaaßen abgeholfen haben, wenn sie vollendet im Druck erschienen wäre. Dazu aber ist vor der Hand, bey der bekannten traurigen Lage des Vaterlandes des Verfassers, wohl nur sehr wenig Anschein vorhanden.

Powrat Pos a etc. Die Rückkehr des Landboten, ein Lustspiel in 3 Aufz. von Jul. Niemcewicz. Warschau 1791. 8. Der Verf. ist ein aufgeklärter Staatsmann, ein wahrer Patriot, und ein Dichter von nicht zu verachtendem Talent. Dieses Lustspiel ist zwar bey weitem kein Meisterstück, der Plan sowohl als die Ausführung und die Zeichnung der Charaktere ist nicht ganz gegen den Tadel der strengern Kritik zu retten, aber in jeder dieser Rücksichten überwiegen die Schönheiten bey weitem die mit ihnen verbundenen Fehler. Es ist in gereimten Versen, die ungemein leicht und ungezwungen fließen, geschrieben.

O Krytyce Alexandra Pope etc. Popes Versuch über die Kritik, übers. von H. Przybylski. Krakau 1790. 8. Glücklicher als Herr Cyankewicz ist Herr P. gewesen. In seiner Uebersetzung findet man nicht blos Popes Gedanken, sondern auch seinen Geist, viel von seiner Manier,

und der ihm eigenen Kraft des Ausdrucks und Harmonie der Verſification wieder. Wozu Herr C. vier und mehr Verſe gebraucht haben würde, reicht Herrn P. einer hin, und die Poptſche Zeile iſt nicht blos ſchöner und treuer, ſondern auch der Kürze ohnerachtet weit fließender und ungezwungener ausgedrückt. — Das engliſche Original iſt der Ueberſetzung gegen über abgedruckt.

Spaniſche Litteratur.

La Iliada de Homero, traduida del Griego por D. *Ignazio Garcia Malo.* Tom. I. 429. p. T. II. 357. T. III. 356 p. 8. Madrid 1789. Dieſe Ueberſetzung der Iliade iſt in eilfſylbigen reimloſen Verſen, die ſich jedoch durch die phantaſtiſche Eigenheit auszeichnen, daß jeder Abſatz, und dieſe ſind bald kürzer bald länger, ſich mit zwey gereimten Zeilen ſchließt. Poetiſcher Geiſt iſt durchaus nicht in dieſer Ueberſetzung zu entdecken, am wenigſten Homeriſcher Geiſt: allein es dürfte auch faſt unmöglich ſeyn, im Spaniſchen, die erhabene Simplicität, die einen Hauptzug im Charakter dieſes großen Dichters ausmacht, nur in etwas zu erreichen. Ein kurzer Abſatz kann zur Probe genug ſeyn.

Despues d'eſta prome ſa ſeſeparan.
Thetis dexa el Olympo luminoſo,
Y en el profundo mar se precipita,
Y Jupiter se vuelve al suo Palacio.
A ſu arrivo los Dioſes se levantan,

Y en ſu trono se rienta el Dios tonante.
Juno che no ignoraba cosa alguna,
Porque con Thetis bella le avia viſto,
Asì le reprehendiò *ſeveramente*,
Por lo que avia pasado *anteriormente*.

Portugieſiſche Litteratur.

Paraiso perdido, poema heroico de Juan Milton, traduzido em Vulgar pelo Padre *Joſè Amaro da Silva*, Presb. Vim. Com o Paraiſo reſtaurido, poema do mesmo author. Lisboa. T. I. 373. p. T. II. 344. p. 1789. 8. Dieſe proſaiſche, geiſt- und kraftloſe Dollmetſchung der beyden epiſchen Gedichte Miltons verdient nur deshalb als eine litterariſche Merkwürdigkeit einer kurzen Erwähnung, weil es die erſte Ueberſetzung eines engliſchen Werks in das Portugieſiſche iſt. Wenn man auf das große Verkehr ſieht, in dem beyde Nationen vermöge ihres Handels ſeit ſo langer Zeit ſtehen, ſo ſcheint dieß faſt unbegreiflich, allein es kann dem nicht auffallen, der den höchſt elenden Zuſtand kennt, in der die Litteratur überhaupt ſich in dieſem Lande befindet.

As primeiras quatro Comedias de P. Terencio Aphricano traduzidas do Latim en verſo ſolto portuguez por *Leonel da Coſta*, natural da villa de Santarem dadas à luz com o texto latino em fronte por Forge Bertrand mercader de livros em Lisboa. P. I. 1788. 357 p. P. II. 419 p. 8. L. da Coſta

ward

ward geboren 1570 und ſtarb 1647. Seine metriſche Ueberſetzung der vier erſten Stücke des Terenz war, ſeit dieſer Zeit, ſo wie mehrere Arbeiten portugieſiſcher, proſaiſcher und poetiſcher, Schriftſteller in der Handſchrift geblieben, und jetzt erſt hat ſich ein Liſſaboner Buchhändler das Verdienſt erworben, ſie durch den Druck in mehrere Hände zu bringen. Man hat von demſelben Verfaſſer auch eine Ueberſetzung der Eklogen und Georgica Virgils in dieſelbe Versart, eilfſylbige reimloſe Verſe, die ſo wie dieſe Ueberſetzung des Terenz mit wahrem Dichtergeiſt gemacht iſt. Noch ungleich mehr Lob aber würden beyde Arbeiten verdienen, wenn der Ausdruck etwas kürzer und nervöſer wäre; doch dieſe Foderungen laſſen ſich vielleicht in wenig Sprachen ſchwerer befriedigen, als in der portugieſiſchen.

Italieniſche Litteratur.

Opere poetiche di Sua Excellenza il Signor D. *Alfonſo di Varano* etc. T. I. 473. p. T. II. 408. p. T. III. 545. p. Parma 1789. 12. Der größte Theil der Werke dieſes verdienten, aber außer Italien nicht ſehr bekannten Dichters, waren ſchon oft einzeln auch in Sammlungen erſchienen. Die hier angezeigte iſt ſicher die vollſtändigſte und beſte, und enthält verſchiedene hier zum erſtenmahl gedruckte Stücke. Der erſte Band enthält Lieder, Sonnetten und vier Eklogen. Die Canzonette und Sonnetten gehören nicht zu den be-

ſten Arbeiten des Dichters. Weit vorzüglicher ſind die Eklogen, in denen Theokrit und Virgil nicht ſelten ſehr glücklich nachgeahmt worden. Der zweyte Band enthält zwölf kleine Gedichte in Terze rime, die Viſioni überſchrieben ſind. Mehrere davon ſind moraliſchen und religiöſen Inhalts. Hier iſt eine Probe aus einem derſelben über den Tod von Anna Henriette von Bourbon, einer Tochter Ludwigs XV.

Dal nembifero moſſe alto Apennino
D'altri vapor nitrosi un turbin Carco
Su l'albeggiar del rorido matino.

E l'opposito fendendo aere più ſcarco
D'oſcure lo copri nubi ſpezzate,
Che a lungo ſteſe e poi ricurre in arco.

Scendean, ſalian, or ſciolte or aggruppate,
E dopo l'urto divideansi rotte
Da lampi lucidiſſimi e ſegnate.

E dal vortice ovunque eran condotte
Ratto pico che non è colpo di fionda,
Seco traean grandine, vento e notte.

Detre de' fiumi alla populea ſponda
M'avvidi il pien d'orror nembo appreſſarſe
Per lo increſpar retrogrado dell' onda;

Pel lume fier che ſovra l'argin arſe
E per la polve attorcigliata in ſuſo
Che si folta negli occhi a me ſi ſparſe

Ch'

Ch' io colle man difeſi il ciglio chiuſo
E allar fra le adoppiate ire del vento
Fra la tempeſta e i fulmini confuſo.

S' io cadeſſi non so ne' ſenſi ſpento
E lo ſpirto di Dio nuove infondeſſe
Idee nell' alma aſſorta in quel momento;

O se più lieve il corpo mio renderse
L'agitato sul Po turbin che apparve
Si che l'eterea via varcar poteſſe etc.

Der dritte Band enthält drey Trauerſpiele. 1) Demetrio. Dieſes Stück erſchien zuerſt 1745 ohne Vorwiſſen des V., verbeſſert von ihm ſelbſt 1749. Jeder Akt endigt ſich mit Chören. 2) Giovane di Giſcala, 1754. 3) Agnese, Martire del Giappone 1783.

Le Facultà umane Sonetti XII. du *Aug. Mazza*, Prof. di lettere greche nella R. univ. Parma 1790. 8. Der V. iſt ein in Italien ſehr bekannter und geſchätzter Litterator, der eine in dieſem Lande jetzt ſehr ſeltne Kenntniß des griechiſchen Alterthums beſitzt. Als Dichter dürfte er wohl nicht auf großes Lob Anſpruch machen. Seine Abſicht bey dieſen Sonetten ſcheint mehr auf Erbauung und Belehrung, als Vergnügen gerichtet geweſen zu ſeyn. Die darin angebrachte Gelehrſamkeit und die Anſpielungen auf Stellen der Bibel, der Kirchenväter ꝛc. thun ſelten eine gute Wirkung. Hier iſt eines derſelben zur Probe:

Reminiſcitiva.

Volgesi a' tempi che paſſaro, e gode
Spaziarvi operoso il penſier mio,
Spende ſembianze ravvivando, ond' io,
Oſo mortal di creator la lode.
Unite e ſparſe le richiamo e m' odo
Conſanguineo di morte il muto obblio,
Che con le tinte in Lete ali al deſio
De' redivivi invan fa forza e frode.
Eſſi la priſca ancor forma ſeguace
Traendo, integran da' ſofferti danni
Il conſcio core che di lor non tace.
Se arretrar non mi lice il vol degli anni,
Delle ſpoglie miglior del tempo edace
Compongo eterni alla memoria i vanni.

Vita del Cavaliere Giovanni Pickler, intagliatore in pietre fine etc. Rom 1792. Der V. dieſer kleinen Denkſchrift iſt der bekannte Abbe de Roßi, einer der feinſten Kenner der ſchönen Künſte. Bekanntlich war die Steinſchneidekunſt vor ohngefähr hundert Jahren ſo in Vergeſſenheit gerathen, daß nur noch wenige Künſtler einigermaßen mit dem Gebrauch der dazu gehörigen Werkzeuge bekannt waren. Anton Pickler, aus Tyrol, der Vater unſers Ritters, ward der Wiederherſteller dieſer von den Griechen und Römern ſo hoch geſchätzten und zur Vollkommenheit gebrachten Kunſt. Er lebte lange in Neapel, wo ihm am 1. Januar 1734 ſein Sohn geboren ward. Väterlicher Unterricht und eignes Talent brachten ihn bald in dieſer ſchweren Kunſt ſo weit, daß ſeine

Arbeiten

Arbeiten mit den vorzüglichsten Resten des Alterthums die Vergleichung aushielten. Der junge Künstler war noch nicht zwanzig Jahr alt, als schon seine Kunstwerke von Gemmenhändlern begierig aufgesucht, und für wahre Antiken verkauft wurden. Er aber dachte zu ehrlich, um sich durch solche Marktschreyerey zu bereichern, bezeichnete demnach, sobald er diesen Betrug bemerkte, alle von ihm geschnittene Steine mit einer kenntlichen Chiffre, und erwarb sich dadurch eine große und nicht erborgte Celebrität. Im Jahr 1769 befand er sich unter den Zuschauern, als Joseph II. auf seiner Reise durch Italien in der Villa Medici zu Mittag speißte, in der Absicht, sich bey dieser Gelegenheit unvermerkt das Portrait des Monarchen zu verschaffen, und es dann in Stein zu schneiden. Joseph aber bemerkte es, ließ den Künstler am folgenden Tage zu sich rufen, und that ihm Vorschläge, sich in Wien niederzulassen. Der edle Künstler verbat sich den Antrag wegen des hohen Alters seines Vaters, von dem er sich nicht trennen könne, und wegen seiner zahlreichen Familie. Der Kaiser fühlte und ehrte das Gewicht dieser Gründe, er machte ihn aber gleichwohl zu seinem Hofsteinschneider und erhub ihn in den Reichsritterstand. In der Folge wurden ihm auch von England aus sehr vortheilhafte Anträge gethan, allein seine Gattinn konnte sich nicht entschließen, ihr Vaterland zu verlassen, und aus Gefälligkeit gegen sie, wieß er auch diese von der Hand. Er starb an seinem beständigen Wohnort in Rom 1791. Sein

An-

Andenken wird bey den Kennern und Liebhabern der ſchönen Künſte nie erlöſchen.

Opere del Signor *Girolamo Pompei* Gentiluomo Veronese. Tomo Seſto. Verona 1791. 214 p. gr. 8. Dieſer letzte Band enthält ſieben akademiſche Reden und Lobſchriften, von welchen aber nur zwey vor das Forum dieſer Bibliothek gehören. Die erſte iſt eine Abhandlung über die Nachahmung der alten Schriftſteller, die der V. ſeinen Landsleuten auf das dringendſte empfiehlt. Unter den Alten verſteht er nicht allein die Griechen und Römer, ſondern auch die ältern klaſſiſchen Schriftſteller der Italiener, von denen er ein großer und faſt ſchwärmeriſcher Verehrer iſt. Sehr Recht hat er, wenn er behauptet, daß es ganz unmöglich ſey, die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, beſonders die Dichter, aus Ueberſetzungen richtig kennen und beurtheilen zu lernen. Cosa vi può mai essere di più svenevole e di più nojoso di Omero nella traduzion del Salvini? Und doch iſt dieſe Ueberſetzung nichts weniger als ſchlecht. Mit großem Eifer erklärt ſich der V. gegen die Nachahmung der franzöſiſchen Schriftſteller und die Vernachläſſigung der italieniſchen Sprache: quando queſta, per *universale consentimento* (?) è già di una bellezza e di un pregio senza confronto maggiore. Wie man die Alten nachahmen müſſe? Gute Bemerkungen, aber nichts neues. Fracaſtor wird hier als ein Muſter aufgeſtellt. „Chi negar può, che il noſtro immortal Fracaſtoro non ſia un imitator di Virgilio

lio e non abbia tolto da eſſo la maniera dell' eſpreſſione, della sintarsi e del pensare medesimo, sembrando che veramente n'abbia ei trasferito in se ſteſſo lo ſpirito? Coſi chè se queſti poeti ſtati foſſero ad un tempo amendue, mal conoscer potrebbesi qual foſſe l'imitatore e qual l'imitato. Se Virgilio trattato aveſſe di morbo Gallico, pure che fatta avrebb' ei la ſifilide, e se il Fracaſtoro sriſſe avveſſe le avventure di Enea, pare che avrebb' ei fatta l'Eneide: tanto lontano è queſto noſtro concittatino dal moſtrar mei ombra di servitù etc. 2) Rede zum Andenken des Mahlers Giambattino Cignaroli. Dieſer berühmte Künſtler war aus Verona gebürtig, von armen Eltern. Er legte ſich anfangs mit Eifer auf die Wiſſenſchaften und zeichnete ſich auch als Improviſatore aus, lernte aber bald ſeine eigentliche Beſtimmung kennen, und ergab ſich nun mit noch größerm Fleiße der Mahlerey, worin er den erſten Unterricht von Prunati, einem guten Künſtler, erhielt. Im kurzen übertraf er alle ſeine Mitſchüler weit, und ging nach Venedig, wo er die Werke der dortigen großen Meiſter ſtudirte, und ſich nach einem Giorgione, Titian ꝛc. bildete. Seine Arbeiten wurden bald ſo bekannt und beliebt, daß er aus allen Ländern Europens Aufträge in ſolcher Menge erhielt, daß er ſie nicht alle befriedigen konnte. Er ließ ſich gut bezahlen, und forderte immer mehr; dadurch aber ließen ſich die Liebhaber nicht von ihm abwendig machen, im Gegentheil,

das

das Verlangen wuchs vielmehr, Werke von ſeiner Hand zu beſitzen. Er arbeitete viel, aber langſam, weil er ſich ſelbſt nicht leicht befriedigte, und ſeinen Gemälden immer den ihm höchſt möglichen Grad der Vollkommenheit zu geben ſuchte. Seine berühmteſten Werke ſind eine Rahel (tutta finita e languente fra i dolori angosciosi del parto e della morte alla qual fu condotta dalla ſua tanti anni lagrimata fecondità.) ein Cato von Utica, und die berühmte Szene aus dem Homer von Hektor und Andromache. Der Ausdruck der Leidenſchaften gelang ihm vortreflich. Joſeph II. beſuchte ihn auf ſeiner italieniſchen Reiſe, als er durch Verona ging, in ſeiner Wohnung und unterhielt ſich lange mit ihm. In allen Städten Italiens, die C. auf ſeiner kleinen Reiſe beſuchte, ward er immer mit den größten Ehrenbezeugungen, und gleichſam im Triumph empfangen. Er erhielt ſehr vortheilhafte Rufe nach Madrid und Parma, die er aber ablehnte. Den Ruf nach Wien als Director der dortigen Academie und Aufſeher der kaiſerl. Gallerie würde er vielleicht angenommen haben, wenn ihn ein zu frühzeitiger Tod nicht überraſcht hätte. Er war der Stifter der Mahlerakademie, die jetzt in Verona blüht, er entwarf die Geſetze derſelben, und ward zum beſtändigen Director erwählt. Den Saal der Akademie ſchmückte er mit den Portraits der berühmteſten Veroneſiſchen Mahler, und nahm ſich ihres Beſtens bis an ſeinen Tod mit dem lebhafteſten Eifer an. Was man an den wenigſten Künſtlern rühmen

rühmen kann, besaß er in einem hohen Grade, Reinheit der Sitten und Abscheu für Ausschweifungen aller Art. Sittsamkeit ist auch ein charakteristischer Zug seiner Kunstarbeiten, er erniedrigte sich nie, einem verdorbenen und wollüstigen Geschmack zu fröhnen. „Le sue Veneri stesse „(sagt Pompei) che adorne sono di tutte quella „grazie, e di tutti que' vezzi che desiderar „si possono da chi veder cerca una beltà pel„legrina, le sue Veneri stesse hanno fra gli „altri pregi anche questo, l'esser cioè tali che „si faccian conoscere per un lavoro di ben „accostumata persona.“ Seine Vaterstadt hat ihm in dem Saal der von ihm gestifteten Akademie ein marmornes Brustbild setzen lassen. — Den Beschluß dieses Bandes machen verschiedene aber ohne Ausnahme unbedeutende Gedichte in italienischer, griechischer und lateinischer Sprache auf den Tod des V. der am 29. Januar 1788 erfolgte. Er war beständiger Secretair der Akademie der Mahlerey und Bildhauerkunst in Verona, die sein Bildniß in ihrem Saal neben der Büste seines Freundes Cignaroli aufhängen ließ. Auch ist ihm in einer Kirche der Stadt, wo er begraben liegt, ein Denkmahl mit seinem Brustbild in Marmor errichtet worden.

Sermoni. 8. (Ohne Anzeige des Druckorts, des Verlegers, des Verfassers und der Jahrzahl.) Drey kleine poetische Satyren in Terze rime, die wenig poetischen Werth haben, aber als Sittengemählde und Kritik gewisser litterarischen

Misbräuche einige Aufmerkſamkeit verdienen. Die allzuhäufig und bis zum Ekel gebrauchten ſprüchwörtlichen Redensarten, die zum Theil äußerſt niedrig und aus der gemeinſten Sprache entlehnt ſind, geben dem Ganzen ein rohes Anſehen, und machen einem Ausländer an einigen Stellen ſelbſt den Sinn dunkel. Der erſte Sermon ſchildert einen reichen und niederträchtig geizigen Wucherer und Heuchler, in der Form eines Dialogs:

»»Largo, largo a me lievisi d'intorno
Chi ne' Teatri, o fra i lavvati volti,
E non in Chieſa ama di far ſoggiorno.

»Fra le dipinte ſcene ognor gli ſtolti
Negli atti e motti di laſcivia aſpersi
Gli avvelenati ſpaſſi hanno raccolti,

»E nella Melma del Mondaccio immersi
Tengono i grugni, come Porci, e al Cielo
Non poſſono tener gli occhi conversi.

»Gia ſpalancato moſtrami lo zelo
Sotto a' piè di coſtoro ampio Baratro.
Onde per forte racca priccio io gelo.

»A chi del Mondo ognor faſſi idolatro
Si preſtino le funi, come a Pazzo,
E da Melampo il negro ſuo veratro.««

Tanta 'era di Lucron lo ſchiamazzo,
Che dell' eſſere ſcio a parlamento
Sembrommi in quell' inſtante un' imbarazzo.

Volea

Volea ritrarmi, e pormi in Salvamento,
Ma quei veggendo ch' io volgea le ſtiene,
Mi tratenne e ſegui il ragionamento.

»»»A chi non chiude al canto di Sirene
L'orecchie, al par dell' Itacenſe accorto
Di cadere nel mar naufrago avviene;

»E pere quei, che per fiorito e ſtorto
Ampio cammino alle delizie avvinto
Da Paſſioni indomite va ſcorto.

»E chi al regno de' Cieli il piè ſospinto
Brama d'avere, i faticosi paſſi
Move inſtretto ſentier da ſterpi cinto.

»Oh di giudizio interamente caſſi,
Che al ben della voſtr' Alme anteponete
Pericolosi, brevi e vili ſpaſſi:

»Fra l'erbe e i fiori la naſcosa rete
Nell' ampia ſtrada i Demon fabri ordiro,
E co' piè baldanzosi la premete?

»E ancor contro di te, Folle, mi adiro
E abomino com' uno de' Preſciti,
E fra l'alme devote mi ritiro.«« — — —

Der zweyte Sermon handelt von der verkehrten Einrichtung der Studien unter den jetzigen Italienern, und einigen Vorurtheilen in Sachen des Geſchmacks. Im dritten und letzten führt der Dichter einen Bettler und einen Edelmann auf, deren Streit, wie man denken kann, ſich um die wahren und angemaßten Vorrechte des Adels dreht.

La Caccia delle Quaglie. Poemetto di *Lorenzo Torniere*. Vicenza nella ſtamperia Turra 1792. 8o p. 8. Die Italiener haben einen eben ſo großen Vorrath an beſchreibenden und didaktiſchen Gedichten, von der Art des hier angezeigten über den Wachtelfang, als unſere Litteratur auffallend und faſt unerklärbar arm daran iſt. Warum wählen unſere jungen Dichter ſich nicht auch ſolche Gegenſtände, die ihnen bey einer nur nicht ganz misrathenen Bearbeitung gewiß weit mehr Leſer und theilnehmende Leſer verſchaffen müßten, als die einförmigen, zum Ekel wiederholten, und in ihren intereſſanten Situationen längſt erſchöpften Helden- und Liebesabentheuer, die ſchauerlichen Balladen und Bänkelſängereyen, die ſelbſt auf Kinder ihre Wirkung verloren haben, oder das widerliche und einſchläfernde Reimgeklingel der Sonette? — Dieſes kleine didaktiſche Gedicht iſt in wohlklingenden, fleißig gearbeiteten Stanzen geſchrieben und in zwey Geſänge getheilt. 1. Geſang. Beſchreibung des rückkehrenden Frühlings; Anrufung des Dichters an ſeine Geliebte. Zu Anfange des Mays verlaſſen die Wachteln das heiße Ufer von Afrika, und treten ihre gefährliche Reiſe, über das um dieſe Zeit gewöhnlich ſtürmiſche Meer, nach der Küſte Italiens an. Hier kommen ſie oft ſo ermüdet an, daß ſie den letztern Theil ihres Weges ſchwimmend auf dem Meer zurücklegen müſſen.

Fà ſcudo all' urto d'Aquilone e Noto,
Ed al nembo che fiſchia e che Vincalza;

Finch

Finchè ſenza vigor coſtretta al nuoto
Si dona al crudo mar che ſu lei balza.
Allor dal piede il picciol corpo ha moto,
E un' ala al cielo fuor dell' onde inalza;
Così di se formando vela e barca
Divide il flutto, piglia vento, e varca.

Wenn ſie keine Klippen finden, auf denen ſie von Zeit zu Zeit die Flügel trocknen können, ſo ſetzen ſie ſich in Schaaren auf die Segel vorüberfahrender Schiffe, werden da aber meiſtens die Beute der Seeleute. Ankunft in Italien; Erhohlung, Begattung. Genaue und poetiſche Beſchreibung ihrer ganzen Oekonomie und Lebensweiſe. Sehr ſchön iſt die Schilderung des heftigen Kampfes zweyer Männchen um ein Weibchen:

L'augel — — — —
— di cio che desia fatto Signore
Voci d'ardente foco all' aure manda,
Ma mentre sfoga l'iracondo core,
E sull' umil compagna egli comanda,
Ode fragore di strideuti note,
E di penna romor che l'erba scuote.

Ed ecco susurrante iratamente
Altro marito che risponde e freme,
E mosso anch' ei dall' animetta ardente
Furtivamente s'avvicina e il preme.
Ma il venir del rivale appena ei sente,
Che l' ali abassa, ne lo scontro teme,
E torvo in vista all' improviso assalto
S'erge sui piedi, e stende il collo in alto.

Così disporto all' armi egli s'accampa
Dinanzi a lei che alla gran pugna il move;
E gelosia che nel suo cuore avvampa
Lo fa più forte alle guerresche prove.
Già l'unghia appunta e nella polve ſtampa,
Nè per urto o per tema il pié rimove;
E come rupe al vento ed all' onda scoglio.
S' oppone alla ruina ed all' orgoglio.

A guisa d'aſta il picciol becco impronta,
E accorto nell' armi si riſtringe;
Poi l'arte sì quando ſa d'uopo ha pronta,
Che ſotto l'unghia l'inimico ſtringe;
Ora col ſalto l'orgoglioso affronta,
Con improvise rote ora lo cinge,
Or cede aſtuto, or valoroso avanza,
E toglie a quel ſuperbo ogni ſperanza.

Spinto il rival dall' amorosa ſtizza
Non ſeglie il calle, e vien tra ſpine e ſaſſi:
Egli più ſempre quella rabbia attizza,
Ch' alla difesa immobilmente ſtaſſi;
Or batte il roſtro ed ogni penna rizza,
Or si ſa grave e move cauto i paſſi;
E come buon Guerrier nell' armi esperto
Non vibra colpo mai ſe non è certo.

Cresce l'attacco, e il becco punge e fende,
Che ognuno i colpi a ſuo vantaggio mena;
La rabbia a goccia per le bocche ſcende;
L'infocata pupilla arde e balena;
Cadon le penne dalle botte orrende,
E ſanguinosa omai si ſa l'arena;
Ma non la rabbia il pugnar lungo eſtingue;
E tremolanti e ſecche escon le lingue.

Der zweyte Geſang iſt der Beſchreibung der verſchiedenen in Italien gebräuchlichen Arten des Wachtelfanges, und der mancherley Beluſtigungen, die man mit den lebendig eingefangenen Vögeln anzuſtellen pflegt, gewidmet. Das Gedicht ſchließt ſich mit einer ſehr gut angebrachten, auch an ſich wohlgerathenen Schilderung des bekannteſten jetztlebenden Jägers, des Königs von Sicilien.

Scorre le vie dal cacciator condutto,
Ne ſplendore di manto lo diſtingue,
E d'onorata polve orrido e brutto
Caccia la lieve damma ed il porco pingue;
Guſta la ghianda ed il ſilveſtre frutto,
La ſete ardente nel ruſello eſtingue;
E aſſiſo allora ſotto l'ombre denſe
Scorda le pompe e le regali menſe. — — —

Guida ragionata per le antichità e per le curioſità naturali di Pozzuoli etc. di *Gaetano d'Aurora*. Napoli. 1792. 8. Dieſes Werk, das vorzüglich zum Unterricht für Reiſende beſtimmt iſt, hat ſieben Abſchnitte. Im erſten findet man eine Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten des Berges Pauſilippus, nemlich die alte Straße von Neapel nach Pozzuoli, das Grabmahl Virgils, das Landhaus des Lucullus, die Schule Virgils, die kleine Inſel Niſida und die Phlegreiſchen Felder. Im zweyten Abſchnitt führt der V. ſeinen Leſer von der Grotte bey Pozzuoli nach Solfatara, und zeigt ihm auf dem Wege dahin die warmen Bäder von St. Germain, die Hundegrotte, den Berg Oliban, das

Kapuzinerkloſter u. ſ. w. Im dritten Abſchnitt handelt er von der Stadt Pozzuoli und ihren Alterthümern, d. h. von ihrer Stiftung, den erſten Einwohnern, dem Damm (mola,) dem Amphitheater, den Tempeln des Serapis, der Diane und des Neptun, den Denkmälern, den Nymphen und dem Auguſtus geweiht, von Ciceros Luſthaus, vom Fußgeſtelle der Bildſäule Tibers, von der Campaniſchen Heerſtraße, die an beyden Seiten mit Grabmählern beſetzt iſt. Im vierten Abſchnitt wird von den Bergen und Seen in der Nachbarſchaft von Pozzuoli gehandelt, dem Berg Gaura, dem ſogenannten neuen Berge, dem Avernus- und Lucriner-See, den Häfen von Jules und Miſene, dem Kanal Neros, der Grotte der Sibylle, den warmen Bädern, die man für einen Tempel des Apollo gehalten hatte und den Bädern von Tritoli. Der fünfte Abſchnitt beſchreibt die reizenden Gegenden von Baja und Baoli. Die warmen Bäder, die man für Tempel der Venus, des Mercur und der Diane gehalten hatte, das Grabmahl der Agrippine, die Elyſäiſchen Felder, den wunderbaren Fiſchteich und die hundert Logen. Die hiſtoriſchen Nachrichten von Cuma und ſeine Alterthümer nehmen den ſechſten Abſchnitt ein, wo man genaue Details von dem Tempel, den Orakeln und dem Grabe der Sibylle, von dem Tempel, der den Nahmen des Rieſen führt, und über die alten Münzen von Cuma findet. Der ſiebente und letzte Abſchnitt umfaßt die Alterthümer von Miſene und Leuterne, und verbreitet ſich vorzüglich über das

Theater

Theater und die ſogenannte Traconera Grotte am erſten Orte. Der Verfaſſer, der ein genauer Kenner des antiquariſchen Studiums iſt, hat mit glücklichem Fleiß verſchiedene Irrthümer ſeiner Vorgänger berichtigt, und Fremde, die dieſen Theil von Italien beſuchen wollen, können ſich keinen beſſern Wegweiſer wählen.

Sopra un quadro di Madame le Brun Lettera di D. *Giuſeppe Carpani* all' egregio Pittore, Signor G. T. Romano. Milano 1792. XIX. p. 4. min. Herr C. liefert hier, im höchſten Ton der Begeiſterung, die Beſchreibung oder vielmehr den Panegyr von einem Gemälde der bekannten Mad. le Brün, das, wenn man auch die Hälfte von dieſen Lobſprüchen abrechnet, doch immer noch ein wahres Meiſterſtück bleiben müßte. Herr C. verſichert, nicht er allein urtheile ſo von dem Verdienſt der Künſtlerinn, ſondern alle Kenner und Liebhaber in Meyland, die das Gemälde bey der Durchreiſe der Künſtlerinn, wo es einige Tage im Pallaſt des Grafen v. Wilzeck öffentlich ausgeſetzt ward, geſehen hätten, ſtimmten ganz mit ihm ein. Alle wären überzeugt, daß es das vollkommenſte Kunſtwerk des achtzehnten Jahrhunderts ſey. Hier ſind die Hauptzüge der Beſchreibung mit den Worten des Verfaſſers, die in der Ueberſetzung zu viel von ihrer Eigenthümlichkeit und Genauigkeit verlieren würden.

»Sopra una quadrilunga tela di giuſta grandezza, »preſa per lo impiedi, conduſſe la dotta le Brun una »quasi intera donna, rappreſentante la *Similla Cumea*, »ſoggetto il più felice che mai, perchè tanto pieno di »poeſia. Ma a propoſito di poeſia, non è gia eſſa »quella *orrenda Deifobea*, come la chiama Vrgilio, »che agitata dal Nume paleſa forzatamente al Trojano »gli arcani dell'avvenire. Nò. Queſta vaga Profe»teſſa se ne ſta colà dentro al ſuo antro tranquillamente »aſſorta nella contemplazione delle future coſe; gli »occhi al cielo rivolti, un braccio ſteso in atto di me»raviglia, e cuſtodendo coll' altro gli attrezzi dello »ſcrivere. Ove la scarmigliata figlia di *Glauco*, quale »altri la preſero da *Virgilio* ad imitare, ſcorgeva i vi»venti pel cammin dell' inferno, il che si bene trattò »*Pietro Teſta* e lo *Spagnoletto;* queſta pare che inviti »al non lontano paradiſo. Si direbbe anzi che vi si »trova, ſe la circoſtante grotta non ci avviſaſſe del »luogo. Ma vola lo ſpirito non inceppato fra le belle »membra che informa, e vola per regione beatiſſime, »e legge future coſe di lieto argomento. L'avidita »colla quale cena *Deifobea* le venture coſe colaſſù »pinte dal deſtino, vedesi à meraviglia espreſſa nell' »atto di fiſſazione in che ſtanno que' ſuoi grand' occhj, »resi così rilucenti, dal puriſſimo umore che li cir»conda, e in quel soavè aprimento di bocca, che il »sospinto fiato di nota per eccesſo di cupida voglia »dall' anſante petto tacitamente espreſſo. Siccome nel »prominente e tumidetto labbro inferiore non solo »nelle sua forma la bella imitazione dell' antico si »vede, ma la compiacenza altresi che recano alla »Sibilla le discoperte cose. — — — Voi giurate, »che da qui a un iſtante, eſſa pon mano alla tavola,

»e ſu

»e ſu vi ſcribe. Jo non ſaprei dirvi come i maſi »vede in quel volto ch' eſſa è ſul finire della ſua vi»ſione. Alla prima meraviglia è in lei ſucceduto il »piacere. Quella ſiniſtra, come già ſi ricompone e »ravvicina le dita! Non erano eſſe ſpalancate un mo»mento ſa per impeto di ſubita ammirazione? Orcede »si or ora ſi porra in moto. La Sibilla ſcrivera! Ne »ſiem certi. La deſtra intanto all' officio deſtinata di »cuſtodire la tavola e lo ſtilo, queſto fra le mobili dita, »va quasi agitando, nel mentre, che la detta tavola »poſta per lo impiedi ſopra la coscia gentilmente com»prime, ed aſſicura: e queſta tavola cosi poſta qual »non produce poi meraviglioso contraſto attesa la »ſcurezza, ed uniformità della ſua tinta! Staccansi »per eſſa parti da parti. Acquiſtano forza gli oppoſti »lumi, che ſenz' eſſere perciò troppo risentiti o ta»glienti campeggiando ſtupendamente. A tanta eſ»preſſione ed a compoſizione così induſtriosa corri»ſponde pienamente il Disegno, che non può eſſere »nè più corretto nè più grandioso. — — — Queſto »grandioso Ella pur cerca nel chiaroscuro, nel colorito »e nelle pieghe. — Quanto bene ſervi all' effetto del »ſuo chiaroſcuro il luogo ch' ella preſcelse! Ma inſieme »quanto coraggio nel determinarvisi Egli è niente meno »che un ripoſto ſeno dell' antro Euboico:

Exciſum euboicae latus ingens rupis in antrum.

»Ma, mi direte voi, in così poco ſpazio un tale campo? »interotto? e variamente colorito? e a piccioli risalti »di luce tutto lumeggiato come ſono le grotte? Così è. »E Mad. Le Brun non tome per la ſua figura? Nò. Sa »Eſſa di ſegnarlo grandiosamente anche nel dato ſpazio, »e trattarlo per modo, tenendolo unito, e baſſo, che la »bellezza

»bellezza s'accresca, anzichè ſcemi all' intero dipinto.
»E prima di tutto per riguardo all'antro ricordàlevi, ch'
»è la prediletta discepola di Vernet, che lo dipinge.
»Poi ſentite come lo ha preso. Sulle ſeconde linee del
»quadro, ſendone le prime occupate della ſola figura,
»avanzano le ſalde pareti dell' antro, di non ben de-
»ciso colore. L'edere tenaci, e rare ſerpeggiano ſulle
»ſcabre prominenze del maſſo, i di cui fianchi nell'
»allontanarsi che fanno s'incurvano concentricamente
»con buona proſpettiva, e danno sfondo al quadro,
»onde ben isolato tondeggi l'oggetto principale. Un
»lieve raggio di lontana luce furtivamente intromeſſo,
»toglie agli eſtremi anditi della caverna quella abſo-
»luta oſcurità, che al ſolo Rembrant perdonar poſſono
»non italiani ammiratori. Ma il davanti poi è illumi-
»nato con rariſſima avvedutezza. Un raggio di pri-
»ma luce, che ſi ſuppone ſcendere anch' eſſo per un
»ſendimento di rupe, preso all' altezze un po' mag-
»giore de' i gradi quaranta cinque, inveſte di prima ca-
»duta l'oggetto principale, ed'indi venendo in cer-
»chio qua e là riflettuo e ſuddiviso, s'aggira ſoave-
»mente pel chiuſo dell' antro, e producevi quel sì am-
»bìto e armonioso tono di luce, cui deve tanta parte
»di ſua bellezza la rinomata Rotonda. Serrato n' è
»quindi il lume ſulla donna, e pacato e morbido ſul
»rimanente. Un quadro così illuminato può egli man-
»care d'effetto? — — — Una nè troppo ampia nè
»troppo riſtretta tonaca all' antica le ricoperte forme
»del nudo ſegna, anzichè ascondere, e queſta è di
»colore roſſiccio, ma ſmunto. Azzuro celeſte manto
»con una impercettibile miſchianza di violato, lega
»ottimamente colla tonaca ſopraccennata. Poſa eſſo
»abbandonata ſalle coscie della Sibilla, e in pieghe
»ſpa-

»ſpaziose vi si forma veramente *Guideſche*. Maeſtosa »benda di color pagliarino ſcuro cinge con garbo al»tero la nobil fronte, e di la ſcendendo in bellisſima »negligenza ſull' omero deſtro le vicine carni abbel»lisce. Di ſotto la benda ſcappan fuori nereggianti »ciocche di finiſſimi capelli, si ben condotti, che sem»brano ſcherzare d'attorno al ben tornito collo. — — »Il colorito della Sibilla ſcelto rieſce ed avvenente, sì »nelle morbide guancie, che nel pieghevole collo, in »cui vi ſono mezze tinte mirabili e ſul rilevato petto, »che ſparſo di gigli e di roſe contende al volto il pri»mato nella bellezza e nel lume. Eſſo non tutto si »moſtra. Sacerdotale decenza avvolſene la miglior »parte nella docile veſta, che le ben diſtinte forme »ne ſeconda e preſcrive. Perchè la bellezza delle »forme non ſcemi, Ella tener ſuole piuttoſto leggeri »di tinta i contorni, che manda di ſolito a ſperdersi »nel campo.....«

La Faoniade. Inni ed Odi di Saffo, tradotti dal teſto Greco in metro italiano, da S. I. P. A. London Molini 1792. 99 p. 4. Die Wendung, neue Gedichte als Ueberſetzungen angeblich aufgefundener Originale von verlornen Werken des Alterthums herauszugeben, iſt ſchon ziemlich verbraucht, deſto artiger aber ſind die Verſe, die von einem Ungenannten auf dieſe Weiſe ins Publikum gebracht worden. Wir nennen ſie artig und auf größeres Lob können ſie nicht Anſpruch machen: das Feuer und die Fülle der Empfindung, die in den wenigen noch vorhandenen Fragmenten

der

der großen Dichterinn herrſchen, fehlt ihnen faſt ganz. Dieſe Fragmente ſind größtentheils geſchickt genug eingewebt und gut überſetzt.

Franzöſiſche Litteratur.

Mes Opuſcules par le C. W. de D. Copenhague. 1792. 62 p. 8. Der V. dieſer kleinen Sammlung flüchtiger Gedichte iſt der ohnlängſt in Holſtein im 24ſten Jahre ſeines Alters verſtorbene Kammerjunker Graf Wolf Karl Heinrich v. Dernath. Man kann dieſen jugendlichen Verſuchen eine ziemlich gute und fließende Verſification nicht abſprechen, auch verrathen verſchiedene derſelben einiges Dichtertalent. Der Verf. hat ſein Büchelchen der Prinzeſſinn von Würtemberg zugeeignet, die er in der Dedication „Diſciple aimable d'Epicure“ nennt!! Die Grenzen der Sittſamkeit ſind auch bisweilen überſchritten; z. B. S. 29. Wir heben ein paar der beſſern Stücke aus.

Vers addreſſés à un bal à LL. AA. RR. Mgr. le Prince Royal et Mme la Princeſſe Roy. par un enfant habillé en amour.

Toi qu' appelle le citoyen
„Le Bienfaiteur de sa patrie“
Apprens que l'amour eſt le tien!
Tu lui dois le coeur de Marie

Je

Je t'ai comblé de mes faveurs,
Mais je partage ta puiſſance.
Mon empire eſt celui des cœurs,
Et telle eſt notre reſſemblance!

Mes ſujets diſent quelquefois,
Que je ſuis deſpote à l'outrance;
Tu rendis libres les Danois,
Et voilà notre difference!

A. Mad. la Princeſſe Royale, en lui préſentant bouquet.

L'amour, qui vous chériſſait,
Vous offrit une couronne!
Aujourdhui il ne vous donne
Que ce modeſte bouquet.
Souvent aux yeux de l'amante
La prèmèire eſt ſans attrait;
Jamais la beauté charmante
Ne reçoit ſans intêret
Des fleurs, qu' Amour lui préſente!

La Luciniade, ou l'Art des accouchemens, poëme didactique, par *Sacombe*, docteur en medicine et en chirurgie de la faculté de Montpellier etc. Paris chez Garnery 1792. 8. Gibt es einen Gegenſtand, der faſt gar keine poetiſche Behandlung zuläßt, ſo iſt es gewiß die Geburtshülfe. Die Proſa ſelbſt könnte ihn nicht für das große Publikum auch nur einigermaßen anziehend machen. Wenn der V. ſeine Arbeit ein Lehrgedicht nennt, ſo kann er blos die Form damit gemeint haben. Denn unter

5000 — 6000 Verſen (ſo viel hat es deren!) enthalten kaum 200 eigentliche Lehren. Alles übrige beſteht aus Digreſſionen, die gröſtentheils dem Gegenſtand ganz fremd ſind. Die Vorſchriften ſind in den barbariſchſten Kunſtausdrücken gegeben, und dieſes Gedicht giebt einen neuen Beweis, wie ſelten die gelehrteſten Aerzte auch nur die erſten Begriffe von dem haben, was man Geſchmack und Verſification nennt. Es herrſcht ein gewiſſer Geiſt, ein Feuer, eine Lebhaftigkeit in dieſem ungeheuern Gedichte, aber dabey hat der V. ſich nicht träumen laſſen, daß es eine Kunſt gebe, die Ideen zu ordnen, zu wählen, und ſie zu entwickeln, ohne weitſchweifig zu werden: daß es gewiſſe Wendungen und Ausdrücke gebe, die in keinem nur etwas ausgearbeiteten Styl, geſchweige in der Poeſie, erlaubt ſind. 1. Geſang. Anrufung an die Lucine. Aufforderung an die Mütter, ihre Kinder ſelbſt zu ſtillen. Epiſode von einem glücklichen Ehepaar, wo die Mutter ſich dieſer Naturpflicht nicht entzieht. Gefahren heftiger Bewegungen während der Schwangerſchaft. 2. Geſ. Beſchreibung zweyer Tempel Hymens. In dem einen ſieht man die Gemälde tugendhafter Gatten, in dem andern die von laſterhaften. Unfruchtbarkeit ſey eine Folge zu großer Gleichheit des Temperaments. Keine von den ſchlechteſten Stellen iſt folgende Beſchreibung von — man rathe, was?

Au pied d'un joli mont à Venus consacré,
Dans un vallon charmant, au sein d'un bois sacré,
Est un temple fameux dont la simple structure

Semble

Semble indiquer l'asyle ou se plait la nature.
La ſur un trône aſſis, l'amour et le déſir
Du doigt, en ſouriant, appellent le plaiſir.
Un fleuve ſous leurs pieds, guidé par deux nayades
Ou s'élance en torrent, ou retombe en cascades,
Dans un baſſin vermeil, des fleurs environné.
Plus bas on voit l'hymen de myrte couronné,
Caché dans le parois, d'où le Dieu du myſtere
Par un ſentier étroit, conduit au ſanctuaire.
De ſon auguſte enceinte, ouverte aux deux côtés,
L'oeil peut ſuffire à peine à ſaiſir les beautés.

Mit großem Behagen erzählt nun der Verf. die Fabeln vom Neſtelknüpfen, und von einem Recepte, ohne Umgang mit einem Manne, Mutter zu werden. Dieſer Geſang ſchließt mit einer Epiſode von einem am großen Bundestage (den 14. Jul. 1790) gebornen Kinde und von dem Eide, den der Vater am Altar des Vaterlandes ablegte. 3) Geſ. Panegyr des ſchönen Geſchlechts. Die Weiber wären geſchickter als die Männer zur Geburtshülfe. Er ermuntert ſie zum Studium der Anatomie. Beſchreibung des Uterus in Verſen, die man ſich nicht toller denken kann:

Tous les baſſins ſoit grands, ſoit moyens, ſoit étroits,
De quatre os compoſés, ont chacun deux détroits,
Et chacun deux baſſins. D'après les meilleurs maitres
Le plus grand des détroits a quatre diamêtres,
Qu'on peut reduire à trois; le double oblique; ou grand,

Le transverse; où moyen; et d'arriere en avant
Le plus petit de tous — — —

Dieser Gesang schließt sich mit einer Eloge von Roucher, Verfasser des Gedichts Les mois, der in der Sprache unsers Dichters zugleich ein Apoll und ein Herkules ist. Der ganze 4te Gesang ist ein Gewebe von Episoden, die außer allem Zusammenhange mit dem Hauptgegenstande stehen. Anekdoten, Züge aus der Geschichte; z. B. von der Dame d'Aiguemere, die vorgab, von dem Zephyr befruchtet worden zu seyn, und die das Parlament von Grenoble durch ein förmliches Arret für eine femme de bien et d'honneur erklärte. Von einem patriotischen Fötus der im Leibe seiner aristokratischen Mutter ça ira sang; von einem Abbe, der in den Armen des Vaters mit einem wohlgestalteten Söhnlein niederkam u. s. w. Von dem gefährlichen Einfluß der Phantasie auf schwangere Weiber. Lob des Abbe Delille. 5. Ges. Portraits einiger berühmten Geburtshelfer, Geburtshelferinnen und Schriftsteller über diese Materie von Hippokrates bis auf Desault. Die Kunst sey erst unter den Händen der Männer mörderisch geworden, wenn gleich Swammerdam behaupte, daß die männlichen Kröten die weiblichen accouchirten. Dieses Phänomen wird in Versen beschrieben, die sicher nie ihres Gleichen gehabt, noch je wieder haben werden:

Maitre crapaud versé dans les accouchemens,
Avec précaution fait les attouchemens,

Façonne

Façonne adroitement ſa patte en peloi metre,
Meſure ainſi le grand, le petit diametre;
Du baſſin en tous ſens prend les dimenſions,
D'un pénible travail ſuit les progreſſions,
Va, vient, paroit rêveur, enfin se détermine
A céſarienner Madame Crapandine.
Il fait en un clin d'oeil ce chef-d'oeuvre de l'art,
Et tire l'oeuf du ſein, comme on tira Céſar:
Bravo, cent fois *bravo*, voilà comme on opere,
Dit l'accoucheur, croyant parler à ſon confrere.
Mais le *bravo* d'un homme à la voix de Stentor
Effraya le crapaud, qui fuit et court encor.

Im ſechſten Geſang — Doch wir mögen die Geduld der Leſer nicht länger misbrauchen. Aus den angeführten Proben ergiebt ſich ſchon deutlich genug, was für ein Original von einem Dichter der Citoyen Sacombe iſt.

Fénélon, ou la Religieuſe de Cambrai. Tragédie en 5 actes par *Marie Joſeph Chénier*, Député à la convention nationale. Répréſenté la première fois à Paris ſur le théatre de la République le 9. Fev. 1793. Paris. 8. Zeitumſtände verſchaften dem erſten Verſuche dieſes jungen Dichters eine eben ſo glänzende als unverdiente Aufnahme. Dieſe hielt er für einen ſeinem Talent gebührenden Tribut, und ſchickte nun ein neues Stück in die Welt, immer eins froſtiger und mittelmäßiger als das andere. Auch dieſes neueſte iſt in jeder Rückſicht, auf Handlung, Charaktere, Dialog, ſo kahl als möglich. Was vor zehn Jahren bey uns die Kloſtergeſchichten wa-

ren, das sind jetzt bey den Franzosen die Klosterschauspiele. Seit vier Jahren sind die Pariser Theater in Klöster und die Coulissen in Cellen verwandelt. Man sieht auf ihnen jetzt fast nichts als Kapuzen, Scapuliere, Schleyer, Rosenkränze u. s. w. Auch Fenelon hat dieses Costüme, und ist ganz aus den übertriebenen Gemälden und Declamationen über die in den Klöstern verübten Greuel, Grausamkeiten und Unterdrückungen zusammengesetzt, die eben so weit von der Wahrheit als dem guten Geschmack entfernt sind. Und dieser Chenier ist gleichwohl, seit dem auch la Harpe vom Theater Abschied genommen hat, die einzige Stütze der französischen tragischen Bühne! — Es liegt eine wahre Geschichte bey diesem Stücke zum Grunde, die aber von Chenier, zwar nur in den Nahmen, allein gleichwohl auf eine ganz unverzeihliche Weise verändert worden ist. Was Flechier gethan, wird Fenelon zugeschrieben, was in Nimes geschah, geschieht hier in Cambray! Die Poesie des Stücks ist mager, platt, ohne Feuer, und voller Flickwörter und müssiger Zeilen. Und was noch schlimmer ist, voll dunkler, geschraubter, und selbst lächerlicher Ausdrücke! Chenier spricht

D'un cœur, qui dans le monde, épris de mille erreurs;
Des folles passions a senti les fureurs,
Recueille ses débris dispersés par l'orage.

Ein

Ein Herz, das ſeine vom Sturm zerſtreuten Trümmer ſammelt! Welcher Galimathias!

Le fruit d'une *amour* auſsi triſte que *chere*,
Et mort enſéveli dans le ſein de ſa mere.

Une chere amour! Eine liebe Liebe!

Sur un fatal écueil vous avez fait naufrage,
Il n'appartient qu' à Dieu de diſſiper l'orage.

Wenn jemand Schiffbruch gelitten hat, dann iſt es Zeit, den Sturm zu zerſtreuen! Der letzte Akt iſt der ſchwächſte von allen! Keine Situation, die das Herz bewegt, kein Vers, der ſich dem Gedächtniß einprägt! Doch man darf ſich über die ſchlechte Beſchaffenheit der Trauerſpiele dieſes Dichters nicht wundern, wenn es wahr iſt, daß ein ganzes Stück ihm nicht mehr als vierzehn Tage koſtet. Pradon rühmte ſich eben einer ſolchen Leichtigkeit der Arbeit, und man höhnte ihn aus.

Ode patriotique, ſur les événements de l'année 1792. depuis le 10. Août juſqu' au 13. Nov. par *Le Brun*. Paris chez Didot le jeune. 8. Auch der, deſſen Kopf und Herz ſich noch ſo ſehr gegen die Auftritte und Menſchen empört, die die Muſe dieſes Dichters feyert, wird doch dieſer Ode ihren poetiſchen Werth nicht abſtreiten, er müßte denn durch Heftigkeit des Partheygeiſtes zu unbefangenen Geſchmacksurtheilen ganz unfähig gemacht worden ſeyn. Es kann niemand verdacht werden, daß er einen Dichter, der republikaniſche Grundſätze und Geſinnungen vorträgt,

nicht lesen mag; will er ihn aber als Dichter beurtheilen, so muß er im Stande seyn, sich wenigstens einen Augenblick in die Denkungsart desselben zu versetzen, und zu untersuchen, in wie fern er den Forderungen, die die Kritik an ihn machen darf, Genüge geleistet, ohne sein Urtheil durch irgend eine fremdartige Einwirkung verfälschen zu lassen. So lächerlich es ist, was die jetzigen französischen Kunstrichter häufig thun, einen Dichter blos wegen seines civisme, patriotisme, republicanisme zu loben, eben so kindisch ist es auch, ihm diese Eigenschaften zum Verbrechen zu machen. Doch zurück zu unserm V., der längst als ein Dichter von ungemeiner Energie, Geist und Kraft bekannt ist. Auch diese Ode enthält Strophen, die mit den schönsten von Roußeau um die Wette streiten können. Der Plan hat vielleicht nicht genug lyrischen Schwung, die Verbindung der einzelnen Theile ist zu schwach, auch ist das Gedicht zu lang, so wie der Stoff zu vielseitig; doch dieser Tadel benimmt den Schönheiten wenig von ihrem übrigen ächten Glanze. Der Raum verstattet uns nur ein paar Strophen mitzutheilen. Merkwürdig ist die folgende, die zu einer Zeit geschrieben ward, worüber das Schicksal des Königs öffentlich noch nichts entschieden war:

Quelle est cette ombre epouvantée,
Louis, qui frappe ton regard?
»Malheureux! reconnois Stuart
»A ma couronne ensanglantée.
»Hélas! trop égaux en revers,

»Victimes

»Victimes de conſeils pervers,
»Notre foibleſſe fut un crime.
»Vois... fuis l'appareil menaçant...
»Viens, viens!« Il dit et dans l'abyme
Stuart le plonge en l'embraſſant.

— — — — — —

C'eſt envain que le Nord enfante,
Et vomit d'affreux bataillons;
Leurs corps ſont promis aux ſillons
De notre France triomphante.
Deux ſoeurs, immortelles cités!
Thionville, aux murs indomptés,
Brave et repouſſe leur furie.
Lille! tes débris glorieux
De leur atroce barbarie
Sont fumans et victorieux.

Ueber den Rückzug der vereinigten Armeen.

Oui, le ciel jura leur défaite,
Le ciel arme les élémens.
Voyez ſur les ailes des vents,
La mort qui pourſuit leur retraite.
Envain couverts d'un triple acier,
Tombent en foule, homme, courſier,
Ils mordent nos plaines ſanglantes,
Triſte pâture des vautours,
Non loin des villes opulentes
Dont leur eſpoir briſoit les tours.

— — — — — —

Mais vous, genereuſes victimes,
Qui repouſſâtes leur effort;
Vous ne perdez point votre mort;

Vos exploits furent légitimes.
Vos tombeaux ſont parés de fleurs;
Un éncens qu' arroſent nos pleurs,
Vous ſuit juſqu' aux voutes céleſtes;
Et Mars, dont le rapide char
Vous enleve aux Parques funeſtes,
Vous fait partager le nectar.

Ouvre tes portes immortelles,
Panthéon, reçois ces héros.
Que ſur le marbre de Paros
Y revivent leurs trais fidelles!
Que les chantres et les guerriers
Y ceignent les mêmes lauriers!
Et toi dont je fus l'interprête,
Déeſſe aux accens belliqueux,
Liberté, fais que ton poëte
Y repoſe un jour avec eux!

Zum Gegenſtück ſetzen wir den Hochgeſang der Königlich-Geſinnten in der Vendee her, der Wahrheit in den Ideen mit ächtem poetiſchen Ausdruck vereinigt. Die Melodie dazu iſt der bekannte Marſeiller Marſch.

Allons amis de la patrie,
Français, trop longtems aveuglés,
Que des ſuppôts de l'anarchie
Les drapeaux ſanglans ſoient brulés!
La famine eſt dans vos campagnes,
Voyez vos malheureux enfans,
Ils ſont debiles et mourans,
Ainsi que vos triſtes compagnes.

Rentrez

Rentrez dans vos foyers, quittez vos bataillons,
Rentrez — et que vos bras cultivent vos ſillons.

Certes vous aviez moins d'entraves,
Français, quand vous aviez un Roi:
Maintenant vous êtes esclaves
Et des brigands vous font la loi.
Pour un peuple fier quel outrage!
Réveillez vous, il en eſt tems,
Et ne ſouffrez pas plus longtems
Cet aviliſſant esclavage.

Rentrez dans vos foyers, quittez vos bataillons,
Rentrez — et que vos bras cultivent vos ſillons.

Ne craignez rien, Français fideles,
De tous ces ſoldats étrangers,
Contre la fureur de rebelles
Ils protégeront vos foyers.
Bientôt leurs armes combinées
Triomphantes dans les combats
Viendront venger les attentats,
Dont vos annales ſont ſouillées.

Rentrez dans ſos voyers, quittez vos bataillons.
Rentrez — et que vos bras cultivent vos ſillons.

Tremblez tyrans, lâches, perfides,
L'opprobre de nôtre pays,
Tremblez, vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix.
Des Français redoutez la rage:
Bientôt ils ouvriront les yeux
Sur vous et ſur l'abyme affreux
Ou les entrainoit vôtre ouvrage.

Aux armes, Chevaliers, formez vos escadrons,
Marchez — qu' un ſang impur arroſe nos ſillons.

Proscrits, chevaliers magnanimes'
Portez ou retenez vos coups,
Epargnez ces triſtes victimes
Qu'on force à marcher contre vous;
Mais frappez, arrachez la vie
A ces ſectaires furieux
Qui dans leurs clubs audacieux
Prêchent le meurtre et l'incendie.

Aux armes Chevaliers, formez vos escadrons,
Marchez — qu' un ſang impur arrose nos ſillons.

Amour ſacré de la patrie
Conduis tes généreux vengeurs!
Royauté, royauté chérie,
Enflamme tes vrais defenseurs!
Sous les drapeaux que la victoire,
Couronnant le jeune LOUIS,
Te rende enfin, avec les lys,
Tes arts, ton bonheur, et la gloire.

Aux armes Chevaliers, formez vos escadrons,
Marchez — qu' un sang impur arrose nos ſillons.

Les charmes de l'enfance et les plaiſirs de l'amour maternal; par *L. F. Jauffret*, ornés de pluſieurs gravures en taille douce. 1793. 216 p. 8. Der Verf. dieſer kleinen Sammlung verräth ohnſtreitig unter allen jetztlebenden franzöſiſchen Dichtern die meiſten Anlagen zur Idylle. Dieſe neue Auflage der Verſuche des noch ſehr jungen Dichters (es iſt bereits die dritte) iſt beträchtlich vermehrt. Es wäre zu wünſchen, daß er ſeinen Idyllen etwas mehr Umfang und einen mannich-

mannichfaltigern Inhalt gäbe. Da ſie ſich faſt ohne Ausnahme um Eine Idee drehen, ſo konnte er Wiederhohlungen, ähnlichen Ausdrücken und Wendungen nicht entgehen, und man vermißt die Abwechſelung des Styls und der Gegenſtände, die in einem blos an die Empfindung gerichteten Werke ſo unentbehrlich iſt. Uebrigens hat die Sprache ganz die Anmuth, die Einfalt und den leichten Fluß, den die Gattung fordert.

Le Chanſonnier Patriote ou Recueil de Chanſons, Vaudevilles et Pot-Pourris patriotiques par differens auteurs 200 p. 12. Paris 1792. Der Drucker dieſes Almanachs. Garnery, iſt auch der Sammler deſſelben. Er will ihn fortſetzen, ſobald er wieder eine hinlängliche Anzahl patriotiſcher Gedichte zuſammengebracht haben wird. Der Geſchmack wird in dieſem Büchelchen äußerſt wenig genießbare Speiſe für ſich finden, aber für den Geſchichtſchreiber, den Sittenmahler, den Litterator der Nachwelt, der über dieſe Periode der gänzlichen Umwandlung der franzöſiſchen Verfaſſung, des Geſchmacks und der Cultur der Nation arbeiten will, verdient ſie gleichwohl aufbewahrt zu werden. Unter den Dichtern, die Beyträge hergegeben haben, kommen die freylich ſonſt wenig bekannten Nahmen Ad. S. Boy, A. C. Mechin, Riouf, Piis, Bignon, Vié, Noiraux, Sylvain, Marechal, Lebrun-Foſſa, Desmareſt u. a. m. am häufigſten vor.

Fables

Fables de *Florian*, de l'Académie françoiſe, de celles de Madrid, de Florence, de Naples etc. Paris chez Didot l'ainé. 1793. So wie in allen andern Gattungen, in denen der V. ſich bisher verſucht hat, ſo auch hier zeichnet er ſich nicht durch Neuheit und Originalität, wohl aber durch ungemeine Leichtigkeit, Anmuth, gefälligen Witz, Wärme und Naivität der Darſtellung, vorzüglich aber durch eine bey ſeinen Landsleuten jetzt faſt einzige Einfalt und Richtigkeit des Styls aus. Er geſteht ſelbſt, daß nicht alle Fabeln von ſeiner Erfindung ſind, ſondern daß er dem Aeſop, Bidpai, Gay, den deutſchen Fabuliſten, mehr als allen andern aber dem Spanier Yriarte (der auch bey uns durch Hrn. Bertuchs Ueberſetzung bekannt worden iſt) viel zu verdanken habe. Dieſen letztern erhebt er ſehr (nach Rec. Gefühl weit über ſeinen Werth) und bekennt, daß er ihm ſeine ſchönſten Fabeln verdanke. Man weiß, daß Florian für die Spanier ſo partheyiſch iſt, als man ſonſt gewöhnlich gegen ſie zu ſeyn pflegt. Wir wollen zur Probe zwey Stücke ausheben. Die erſte Fabel iſt original, die zweyte Nachahmung einer Leſſingiſchen. Die letztere könnte etwas kürzer ſeyn, aber ſie hat doch ihren Werth, und durch den Eingang, der an einen vortreflichen Dichter, den Abbe Delille gerichtet iſt, ein Intereſſe mehr erhalten.

La Coquette et l'abeille.

Chloé, jeune et jolie et ſurtout fort coquette,
Tous les matins, en ſe levant,

Se

Se mettoit au travail, j'entends à ſa toilette,
Et là ſouriant, minaudant,
Elle diſoit à ſon cher confident
Les peines, les plaiſirs, les projets de ſon ame.
Une abeille étourdie arrive en bourdonnant.
Au ſecours, au ſecours, crie auſſitôt la dame.
Venez, Liſe, Marton, accourez promptement.
Chaſſez ce monſtre ailé. Le monſtre inſolemnient
Aux levres de Chloe ſe poſe,
Chloë s'évanouit et Marton en fureur
Saiſit l'abeille et ſe diſpoſe
A l'écraſer. Hélas, lui dit avec douceur,
L'inſecte malheureux, pardonnez mon erreur!
La bouche de Chloë me ſembloit une roſe,
Et j'ai cru... Ce ſeul mot à Chloë rend ſes ſens.
Faiſons grace, dit-elle, à ſon aveu ſincère.
D'ailleurs ſa picqûre eſt legere:
Depuis que je te parle à peine je la ſens.
Que ne fait-on paſſer avec un peu d'encens!

Le Berger et le Roſſignol.

O toi, dont la touchante et ſublime harmonie
Charme toujours l'oreille en attachant le cœur,
Digne rival, ſouvent vainqueur
Du chantre fameux d'Auſonie,
DELILLE, ne crains rien, ſur mes legers pipeaux
Je ne viens point ici célebrer tes travaux,
Ni dans des foibles vers parler de poëſie.
Je ſais que l'immortalité
Qui t'eſt déjà promiſe au temple de mémoire
T'eſt moins chere que ta gaieté.
Je ſais que méritant tes ſuccès, ſans y croire,
Content par caractere et non par vanité,
Tu te fais pardonner ta gloire

A force d'amabilité.
C'eſt ton ſecret; auſſi je finis ce prologue.
Mais du moins lis mon apologue;
Et ſi quelqu' envieux, quelqu' eſprit de travers
Outrageant un jour tes beaux vers,
Te donne aſſez d'humeur pour t'empêcher d'écrire;
Je te demande alors de vouloir le relire. —
Dans une belle nuit du charmant mois du mai
Un berger contemploit du haut d'une colline
La lune promenant ſa lumiere argentine
Au milieu d'un ciel pur d'étoiles parſemé,
Le tilleul odorant, le lilas, l'aubépine,
Au gré du doux Zéphir balançant leurs rameaux,
Et les ruiſſeaux dans les prairies
Briſant ſur des rives fleuries
Le criſtal de leurs claires eaux.
Un roſſignol dans le boccage
Méloit ſes doux accens à ce calme enchanteur;
L'écho les répétoit, et notre heureux paſteur
Transporté de plaiſir écoutoit ſon ramage.
Mais tout-à-coup l'oiſeau finit ſes tendres ſons.
Envain le berger le ſupplie
De continuer ſes chanſons.
Non, dit le roſſignol, c'en eſt fait pour la vie.
Je ne troublerai plus ces paiſibles foréts.
N'entends-tu pas dans ce marais
Mille grenouilles croaſſantes
Qui par des cris affreux inſultent à mes chants?
Je cede et reconnois que mes foibles accens
Ne peuvent l'emporter ſur leurs voix glapiſſantes.
Ami, dit le berger, tu vas combler leurs vœux;
Te taire eſt le moyen qu' on les écoute mieux.
Je ne les entends plus auſſitôt que tu chantes.

In einer vorgeſetzten Einleitung trägt der Dichter ſeine Ideen über dieſe Dichtungsart vor, die aber nichts weniger als gründlich und befriedigend ſind. Er behauptet, von der Fabel laſſe ſich gar keine Definition geben, auch ſey ſie keiner Regeln fähig. Boileau habe ſie deswegen in ſeiner Art poëtique ganz mit Stillſchweigen übergangen, weil er gefühlt, daß er ſie ſeinen Geſetzen nicht unterwerfen könne. Er ſucht zu beweiſen, daß die beſte Definition, die man von der Fabel gegeben, auf viele Fabeln la Fontaines nicht paßten, die, trotz allen Regeln und Definitionen, Meiſterſtücke wären und blieben. Aber könnten es nicht meiſterhafte Gedichte, und gleichwohl fehlerhafte Fabeln ſeyn? Hieran, was bey la Fontaine wirklich ſehr oft der Fall iſt, ſcheint der Dichter nicht gedacht zu haben. Die hiſtoriſchen Nachrichten von ältern und neuern Fabuliſten enthalten nichts neues, und manches unrichtige.

Poinſinet, ou que les gens d'eſprit ſon bêtes, Comèdie en un acte, en vaudevilles. 1793. Die Hauptperſon dieſes kleinen artigen Stücks, das mit vielem Beyfall auf dem Théatre du Vaudeville gegeben worden, iſt ein franzöſiſcher Dichter, dem es nicht an Talent fehlte, und der einige ſehr gute Arbeiten für das Theater und Ueberſetzungen geliefert hat, dadurch aber weniger, als durch ſeine grenzenloſe Leichtgläubigkeit und Unwiſſenheit der gemeinſten Dinge bekannt und lächerlich geworden iſt. Noch hat man in Paris die berühmten Myſtificationen nicht vergeſſen,

durch

durch welche man diesen unglücklichen Dichter zum allgemeinen Gespötte machte, und denen er nur mit etwas weniger Einfalt leicht hätte entgehen können. Er erzählte sie selbst mit großer Freymüthigkeit in einer Ode an die Wahrheit, in welcher er sich mit einen Lamm vergleicht, das mit dem Blitz in der Hand diejenigen, die über seine fast unglaubliche Leichtgläubigkeit und Unwissenheit lachten, in ihre verborgensten Höhlen und Schlupfwinkel verfolgen werde! Poinsinet war das Ziel des Witzes einer Gesellschaft von Spöttern, die ihn mit Ridicüls überhäuften. Man bildete ihm ein, Damen vom höchsten Rang wären in ihn verliebt, man gab ihm falsche Rendezvous, er sah, daß er betrogen war, und ging doch immer wieder in jede neue Schlinge. Man meldete ihm eines Tages, die Kaiserinn von Rußland wolle ihn zum Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften aufnehmen lassen, dazu aber sey nöthig, daß er russisch verstehe. Man gab ihm einen Lehrer, er studirte mit allem Eifer, und nach einem halben Jahre fand er, daß er den nieder-bretagnischen Dialekt gelernt habe. Alles dieses beweißt die große Einfalt, zugleich aber auch die ungemeine Eitelkeit des armen Poinsinet. Nachdem er lange verhöhnt, verspotter, ja selbst insultirt worden war, ging er 1769 nach Spanien, hatte aber das Unglück, im Guadalquivir zu ertrinken. Das Verzeichniß seiner Schriften ist sehr lang, so kurz auch seine litterarische Laufbahn gewesen war, und seit 1759, wo er eine Parodie auf die Oper Titan et Aurore verfertigte, ar-

beitete

beitete er ununterbrochen für alle Theater von Paris. Auch das Vergnügen ſollte ihm nicht werden, noch vor ſeinem Tode einen Verſuch in der ſogenannten weinerlichen Gattung, les Amours d'Alix et d'Alexis, eine Art von bürgerlichem Trauerſpiel, von zwey Akten mit Arietten, zu welchem er den Stoff aus einer Romanze von Moncrif entlehnt hatte, auf das Theater gebracht zu ſehen.

Les Abeilles, ou l'heureux Gouvernement. Poëme lu au lycé de l'Egalité le 14. Juillet 1792. précédé d'un épitre à Marie Olympe de Gouges, et ſuivi d'un poëme ſur la Mort de Michel de Pelletier. Par *Dorat-Cubières*. Paris 1793. 8. Die Epiſtel verdient eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Der Gegenſtand derſelben bezieht ſich auf die gegenwärtige kritiſche Lage Frankreichs. Der Dichter ſtellt hier das doppelte Gemählde der Freyheit und Zügelloſigkeit auf, und warnt, beyde nicht mit einander zu verwechſeln. Hier ſind einige Züge aus der Schilderung der leztern:

Quel désordre, quel trouble! Et quels maux elle
entraîne,
Quand le peuple trompé la prend pour ſouveraine!
De la prudence alors oubliant les leçons,
Il laiſſe dans les champs ſe perdre les moiſſons.
De discours belliqueux l'ame toute occupée,
Au fer de la charue il préfere l'épée;
Et foulé ſous les pas des nombreux bataillons
Le ſoc demi-rouillé languit dans les ſillons.

Der Dichter beklagt die Verirrungen des großen Haufens, der die wahre Freyheit, die nichts anders iſt, als der Despotismus der Geſetze, ſo oft vergißt, und ſich den Ausſchweifungen der Anarchie überläßt:

La discorde s'éveille et la guerre civile,
Avec elle rugit aux portes de la ville,
Et couvrant ſes fureurs ſous un maſque emprunté
La Licence dejà ſe nomme liberté.
On ne diſtingue plus d'une vierge céleſte,
Une fille d'enfer à l'oeil ſombre et funeſte.
On ne diſtingue plus les vertus des forfaits,
Et Mégere a fermé le temple de la paix.

Das Gedicht über die Bienen läßt ſich weder den Schilderungen Virgils, noch Vanieres und Rucellai vergleichen; doch hat es mehrere ſehr glückliche Verſe. Der Dichter erklärt ſich für einen Freund der Ordnung:

Ami de l'ordre, enfin, j'ai chanté les abeilles.

Unter die guten, wiewohl doch bey weitem nicht tadelloſen Stellen, gehört folgende:

Le doux miel, né de la fleur vermeille
N'eſt pas le ſeul tréſor qu' y receuille l'abeille.
Je ne puis de ſon art nombrer tous les ſecrets,
Et je n' en puis ſurtout nombrer tous les bienfaits.
Au milieu de la fleur, une frêle étamine,
Eſt couverte, dit-on, d'une pouſſière fine:
Impalpable duvet, ornement délicat,
Qui de la fleur augmente et l'odeur et l'éclat.

Voyez

Voyez avec quel ſoin l'abeille s' y repoſe
Voyez la ſe rouler ſur le ſein de la roſe,
S'imbiber, s'enivrer de ſes parfums nouveaux.
C'eſt ainſi que l'abeille aggrandit ſes travaux,
Ainſi, qu' elle ramaſſe, habile moiſſonneuſe,
La dure propolis et la cire onctueuſe;
La cire, qui du jour remplaçant les flambeaux
Brûle ſur les autels, brûle près des tombeaux.

Das letzte Gedicht auf Pelletier hat poetiſchen Werth, aber das Lob des Helden deſſelben iſt ſo plump und übertrieben, daß es wahren Ekel erregt. Der arme Mich. le Pelletier heißt hier

— — un ſage, un grand homme,
Tel qu' en offrit jadis le fier Senat de Rome,
Que Bellone jamais n' a vu ſous ſes drapeaux,
Et qui vient de mourir de la mort des héros.

De la compoſition des payſages, ou des moyens d'embellir la nature autour des habitations champêtres etc. Par *René Girardin*, réſident à Erménonville. Paris 1793. 8. Der Zweck des V. war „die Natur durch die kleine Gartenthür in Frankreich einzuführen.“ Seit der erſten Erſcheinung dieſer Schrift, denn die jetzige iſt nur eine neue Auflage, iſt viel über die Theorie der Gärten geſchrieben worden: hier aber iſt weder von Gärten in altem noch neuen, weder von engliſchen, noch holländiſchen, noch chineſiſchen Gärten oder Parks die Rede, ſondern einzig von der Verſchönerung der freyen Natur, des offnen Feldes. Indeß berührt der V. gelegentlich auch Gegenſtände

die in die ſchöne Gartenkunſt einſchlagen, und worüber die Kenner und Liebhaber derſelben ſeine Bemerkungen nicht ohne Vergnügen und vielleicht auch nicht ganz ohne Nutzen leſen werden.

Eſſais dramatiques et autres œuvres de *A. L. Villeterque*. Paris chez Didot le jeune. 1793. 8. Der V. iſt in ſeinen meiſten Verſuchen ein Nachahmer der empfindſamen Manier Sterne's und kein ganz unglücklicher Nachahmer. Dieſe Sammlung enthält Zena, ein empfindſamer Traum, Lucinde ou les Conſeils dangereux, ein Luſtſpiel in einem Akte in Proſa, das mit Beyfall geſpielt worden. Les Veillées d'un malade ou la Fatalité. Hier nur der Anfang dieſes philoſophiſchen empfindſamen Romans. Eine gewiſſe Mattigkeit und Einförmigkeit des Ausdrucks macht, daß die Lectüre deſſelben nicht ſo viel Vergnügen gewährt, als es bey den übrigen Vorzügen dieſer Arbeit der Fall ſeyn müßte.

La Fille à marier, comédie en un acte en vers. Par *Armand Charlemagne*. Paris. 1793. 8. Von dieſem jungen hoffnungsvollen Dichter haben wir unſern Leſern ſchon einige glückliche Satyren im Auszug mitgetheilt. Dieſer dramatiſche Verſuch hat große Unvollkommenheiten, eine ziemlich froſtige Intrigue, aber viel witzige Details und treffende Gemälde. Forlis, der Liebhaber Lucilens, giebt ſich bey ihrem Vater für einen Dichter aus, und preißt ihm die Reize der Poeſie an. Der ſchlaue Alte hat ihn aber nur zum Beſten, und legt ihm nach mehrern ſpöttiſchen Fragen auch dieſe vor:

Or quand Monſieur fera des vers,
A quoi ſ'occupera Madame ?

FORLIS.

— — — — — —

Qui mieux que le génie adore la Beauté,
Par lui tout eſt divin et tout brille enchanté!
Voyez à ſes cotés ſa compagne fidelle ;
C'eſt Hébé, c'eſt Venus! Son temple eſt ſa maiſon,
Son fils!... comme ſon coeur a prononcé ce nom!
Il croît .. mais ce n'eſt point un enfant ordinaire ;
C'eſt l'Amour innocent, qui joue avec ſa mere.
Dans un cercle enchanteur de jeux et de plaiſirs,
S'ecoulent cependant leurs jours et leurs loiſirs.
C'eſt Sappho, c'eſt Phaon!... Il chante, elle l'in-
ſpire ;
Il chante les héros ; elle accorde ſa lyre ;
De la beauté naive il peint les doux appas ;
Elle eſt là, le regarde ; elle lui tend les bras,
Marie à ſa voix tendre une voix qui chancelle,
Et répéte après lui les vers, qu' il fait pour elle.
Elle paſſe du Pinde aux travaux d'Arachné ;
Le rapide fuſeau ſous ſes doigts a tourné ;
A l'or bien nuancé la pourpre ſe marie,
Et deja du métier l'oeuvre ſort accomplie.
Voyez : mais quel ſujet préſente ce tableau !
Son époux l' a fourni ; c'eſt ſon drame nouveau.
Dans ce noble travaux la fille des Corneilles
Sous les yeux de Voltaire ainſi charmoit ſes veilles,
Sous ſa main reſpiroient Rodogune et Cinna :
Elle brodoit le Cid et Voltaire étoit là!.....

Idylles ou mes gouts, par le citoyen B... Paris 1793. 186 p. petit 12. Der V. iſt aus Flandern gebürtig, und erinnert ſich mit Entzücken der Luſtbarkeiten ſeiner guten Landsleute (les Carioles, les Karmeſſes, les Boudinées etc.) die, meint er, wohl ſo viel werth wären, als die unſchmackhaften Hirtenfeſte Arkadiens und Tempe. Dort finde man noch Gemählde reiner Sitten, rührende Szenen eines goldnen Weltalters, und Charaktere wahrer Schäfer und Schäferinnen. „Les ſons argentins de la cloche du Beffroi frappent les airs. Voici Claudine, Marie-Anne, ou Fanchonette, qui vient au marché ſur un cheval fringant, tout fier de la porter. Déshabille ſans tache, linge blanc comme neige, fichu de mouſſeline que ne peut percer l'oeil curieux, cheveux demi-flottans ſous une coëffure en riche dentelle mouchoir d'un rouge de feu arrangé avec art, en forme de Thereſe, voilà ſon coſtume... *Fraiche et odorante comme ſon beurre de Mai*, amoureuſe comme ſes colombes, elle ſourit ſans malice à Charles ou à Philippe qui l'attend à l'hôtellerie: le jeune villageois, plein de candeur, vole à ſa rencontre, et le coeur palpitant d'amour, il lui préſente la main, l'invite à deſcendre, ſes yeux ſe portent avec delices ſur *ſes belles jambes* que couvrent de fins *bas ce coton blancs*, ſur ſes jolis pieds que preſſe une élegante chauſſure d'une étoffe noire, ré-

ouverte

couverte d'une large boucle à diamans. La joyeuſe fermière quitte la ſelle, ſaute avec légéreté et rit aux éclats de ce que ſon cheval a dévancé à la courſe les chevaux de ſes jeunes compagnes....! Tout cela ne vaut-il pas bien, voluptueux de Sirap, vos femmes, beaux-eſprits, vos péſeuſes de mots, vos toiſeuſes de révérences et vos grandes Dames aux coeurs pétits, qui ne peuvent ſortir que dans un char!.. Voilà ce qui produiſit, ce qui produit encore le beau faire des tableaux de l'école flamande, et voilà tous les ſujets des jeux de mes crayons... In dieſem abwechſelnd geſchraubten, pretiöſen und platten, gemeinen Tone ſind die meiſten ſogenannten Idyllen dieſes Ungenannten geſchrieben. Ohne die Talente eines Voß zu beſitzen, hat er einen ähnlichen Weg eingeſchlagen, und ihn wie natürlich mit noch geringerm Glück zurückgelegt. Der Franzoſe hat mit dem Deutſchen nichts als die Wahl ähnlicher Sujets und in der Ausführung Mangel an Geſchmack gemein. Ein Theil der Idyllen iſt in Verſen, ein anderer in Proſa geſchrieben.

La France régicide et paracide, poëme en 3. chants et en vers. Paris 1793. 4. 104 p. Dieſes ſeyn ſollende Gedicht iſt ganz gewiß nicht in Frankreich, ſondern irgendwo in Deutſchland gedruckt, und höchſtwahrſcheinlich die Arbeit eines Emigrirten, der es mit ſeinem Könige und Vaterlande recht gut meinen mochte, der aber nicht die mindeſten Begriffe von der Kunſt zu ſchreiben,

von der Poeſie, ja ſelbſt nicht von den erſten Elementen der Proſodie und Verſification hatte. Wir ſchreiben ein paar Zeilen ab, ſo wie ſie uns zuerſt in die Hände fallen. Der V. redet Mirabeau an:

O monſtre impoſteur, vil et execrable!
Tous les hommes que tu trompas,
D'une vanité deteſtable
S'abbandonnerent aux appas:
Enchanté de ton faux ſyſtême
Le François, ſe crût Roi lui même.
Ah, ſi le Roi eût crû au conſeil ſalutaire,
Que Broglio lui donna, de faire trancher ta tête,
La revolte étouffée, par un ſort contraire
Mirabeau auroit été de ſes projets la bête;
Et avec eux enſeveli
Nous nous dirions aujourdhui:
Ou ſont ces fils de la terre — — —

Les plaiſirs de 1793. Satyre. Paris 1793. 8. Boileaus Satyre ſur les embarras de Paris ſcheint dem ungenannten V. einige Ideen, wenigſtens die zum Plan, an die Hand gegeben zu haben. Sie zeugt von einer lebhaften Phantaſie, und verdient wenigſtens das Lob, keine Spur von Partheygeiſt an ſich zu tragen. Gewiß eine ſeltne Eigenſchaft eines neuen franzöſiſchen und zumahl Pariſer Produkts!

Inhalt.

Erstes Stück.

I. Marmontels Vertheidigung der Akademie zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der franz. Sprache S. 3

II. Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, I. B. 28 und II. B. 18 St. 26

III. *Malaspina* delle leggi del Bello applicate alla Pittura et Architettura 33

IV. Fortsetzung der Rec. von Garve's Versuche 46

V. Charis, oder: Ueber das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten; von F. W. B. v. Ramdohr 67

VI. Racknitz Briefe über die Kunst 104

VII. Charakter der Rodischen Kupferstiche 120

VIII. Fortsetzung der Beschreibung der Gemälde-Sammlung in der großen Gallerie des Stockholmer Schlosses 123

IX. Biographische Nachrichten:

Von der Frau Marie Riccoboni 132
Von Nicolas Germain Léonard 138
Von Hrn. La Place und Charles Villette 140
Von dem engl. Dichter John Hoole 141

X. Kunſtnachrichten:

Charakteriſtik des franz. Malers David S. 144
Ludwig XVI vier Blätter von Schiavonetti 151
Ludwig XVI. geſt. von J. G. Müller 153
Landſchaften von Gmelin 153
Neue Bildniſſe von Bauſe 154
Kupferſtich-Cabinet des verſt. Hofrath Brandes zu Hannover 155
Nachrichten aus Amſterdam, Haarlem, Paris, Stockholm, Rom, Berlin, London, Gotha 157

XI. Italieniſche Litteratur.

Barelli de Chriſtiana religione Libri VII. 165

XII. Engliſche Litteratur.

Poems upon ſeveral Occaſions by *I. Milton* (her. von Th. Warton) 169
Tragedies by *Hugh Downmann* 172
Songs of the aboriginal bards of Britain, by *G. Richards* 173
Anatole or a contempl. View etc. a Poem 177
The Louſiad, Canto IV. by *P. Pindar* 178
Der Telemach, in engl. Verſe übergetragen von einem Ungenannten 179
Courtenay a poetical and philoſophical eſſay on the french revolution 181
Dramatic pieces, from the German 183
Columbus, hiſtorical play by *Th. Morton* 184
Pieces of ancient popular poetry 186

Zweytes Stück.

XIII. Moritz (Karl Philipp) Reisen in Italien S. 195

XIV. Vorbegriffe der Ornamente von K. Ph. Moritz 218

XV. Wilh. Gilpins Bemerkungen über malerische Naturschönheit; aus dem Engl. übersetzt von Kunth 230

XVI. Vermischte Nachrichten.

a) Deutsche Litteratur.

Vermischte Gedichte und prosaische Schriften von L. H. v. Nicolay 3r u. 4r Th. 236
Koch über deutsche Sprache und Litteratur 247
Rino und Jeanette, von Traugott Andreä, 1ster bis 6ter Ges 251
Thalia, her. von Fr. Schiller, 5s u. 6s St. von 1792. 1s St. von 1793 256
Die Duncias des Jahrhunderts, ein heroisch-komisches Gedicht in 12 Gesängen 265
Gedichte des Staatsraths v. Derschawin; aus dem Russischen übers. von A. v. Kotzebue 268
Gedichte über die Schweiz und über die Schweizer, 2 Bände 271
Virgils Aeneide, aufs neue übersetzt 272
J. H. Bote Probe einer Verdeutschung von Pope's Versuch über den Menschen 275
Hymen, Gott der Ehen; ein komisches Gedicht 276

b) Niederlande.

Gerb. Nic. Heerkens de Valetudine Literatorum Libri III. 277
Het Graf, in 4. Zangen, door *Rhijuris Feith* 277
Almanak v^an Vernunft en Smaak 1793 281

Zede-

Zedelyke Verhaalen van de *Sr. Florian* etc. S. 281
Vermischte Werke der poetischen Gesellschaft zu Gouda 281
H. de Bosch Carmen de aequalitate hominum 282

c) Dänische Litteratur.

Zwey neue Schauspiele 284
Neujahrsgeschenk für Damen 1793 284
Fideicommiß an meinen Sohn, eine poetische Uebersetzung eines schwedischen Gedichts 285
Uebersetzungen von Cumberlands Sch. der natürliche Sohn, Kotzebue's Kind der Liebe und Indianern in England, Babo's Bürgerglück, Florians beyden Billets, Anton Walls Stammbaum, und eines Schauspiels der Mistriß Inchbald. Urtheile eines dänischen Kunstrichters über diese Stücke 286
Des berühmten Arztes Tode sämmtl. poetische Schriften 294
Dana, eine periodische Schrift 298
Horaz Werke, übersetzt von Jakob Baden 299
Lise og Peter, ein Singspiel von Guldberg 300

d) Schwedische Litteratur.

Neue Schauspiele und andere Uebersetzungen 300
Journalisten, eine periodische Schrift 302
Handlingar, rörande Swenska Acad. Högtidstag, den 20. Dec. 1792 303
Stellen aus zwey schwedischen Gedichten von Blom und Silfwerstolpe 304
Abhandlung über das Erhabene in Schriften 313
Geschichte und Aufsätze der Stockholmer Akademie, 3 Bände 318

e) Pohlnische Litteratur.

Casimir der Große, Drama von Niemcewicz 322

A.

A. Pope's Gedicht über den Menschen, übers. von Cyankawicz S. 325
Homers Iliade, 18 bis 23s Buch, übersetzt von Dmochowski 326
Die Rückkehr des Landboten, Lustspiel von Niemcewicz 326
Pope's Versuch über die Kritik, übersetzt von Przybylski 326

f) Spanische Litteratur.

Homers Iliade, übersetzt von Ignaz Garcia Malo 327

g) Portugiesische Litteratur.

Miltons verlornes u. dessen wieder gefundenes Paradieß, übers. von J. A. da Silva 328
Die vier ersten Komödien von Terenz, übersetzt von L. da Costa 328

h) Italienische Litteratur.

Opere poetiche di *Alfonso di Varano* 329
Le facultà umane Sonetti XII. du *A. Mazze* 331
Leben des ber. Steinschneiders Pickler vom Abbe de Rossi 332
Opere di *Gir. Pompei* T. 6. Leben des Malers G. Cignaroli 334
Sermoni 337
La Caccia delle Quaglie, Poemetto di *L. Tornieri* 340
Guida ragionata per le antichità e per le curiosite naturali di Pozzuoli etc. di *G. d'Aurora* 341
Joseph Carpani Schreiben über ein Gemälde der berühmten französischen Malerinn Frau Le Brün 345
La Faoniade, Inni ed Odi di *Saffo* 349

i) Französische Litteratur.

Mes Opuscules par le Comte *W. de Dernath* 350

La

La Luciniade, ou l'art des accouchemens, poëme didactique par *Sacombe* S. 351
Fenelon, ou la Religieuse de Cambrai, Tragédie par *M. I. Chénier* 355
Ode patriotique, sur les événements de l'année 1792 par *Le Brun* 357
Hochgesang der Royalisten (als Gegenstück vom Herausgeber eingerückt, aus einer Handschrift) 360
Les charmes de l'enfance et les plaisirs de l'amour maternal; par *L. F. Jauffret* 362
Le Chansonnier Patriote 363
Fables de *Florian* 364
Poinsinet, ou que les gens d'esprit sont bêtes; Comédie 367
Les Abeilles, ou l'heureux Gouvernement; Poëme par *Cubières* 369
De la composition des payſages, par *R. Girardin* 371
Essais dramariques de *A. L. Villeterque* 372
La Fille à marier; Comédie par *A. Charlemagne* 372
Idylles, par le citoyen *B**** 374
La France régicide et paràcide, poëme 375
Les plaisirs de 1793. Satyre. 376

Ankündigung.

Im Verlage der Dyckischen Buchhandlung zu Leipzig erscheint in der Ostermesse 1794 der erste Band von folgendem äußerst wichtigen, ganz neuem Werke:

Des Abts Lazzaro Spallanzani, Professors auf der Universität zu Pavia, Reisen in beyde Sicilien und in einige Gegenden der Apenninen. Aus dem Italienischen. gr. 8. Mit Kupfern.

Ein kurzer Abriß des Inhalts — und warum nicht auch der Name des Verfassers? — mag für den Werth desselben sprechen.

Erster und zweyter Band. Vulkane. Vorzüglich neue Bemerkungen über den Vesuv und Aetna zur Zeit des Ausbruchs; neue oryktognostische und mineralogische Untersuchungen dieser und anderer feuerspeyenden Berge; zahlreiche chemische Versuche mit den vulkanischen Produkten; Betrachtungen über die Natur des vulkanischen Feuers und seiner Erzeugnisse, und über viele andere überaus interessante Gegenstände, welche die großentheils noch dunkle Geschichte der feuerspeyenden Berge aufzuklären im Stande sind. Aeolische Inseln: ihre Bevölkerung, Ackerbau, Handel; Sitten, Gebräuche, Charakter der Einwohner. Naturgeschichte der daselbst lebenden Thiere, besonders der verschiedenen Gattungen des Vogels Rondino. Abbildungen der vorzüglichsten Feuerschlünde.

Dritter und vierter Band. Gegenden um Messina, vorzüglich die Meerstrudel Scylla und Charybdis; Fischerey der Korallen und großer Seethiere

(des

(des Xiphias Gladius und Squalus Carcharias Linn.); neue Entdeckungen, betreffend die Mollusken und Zoophyten, nach Abbildungen dieser Geschöpfe; Messina gegenüber liegende Berge von Steinkohlen, thierischen Versteinerungen, Granit und Sandstein, wo der Verf. keine Spur von Vulkanisation fand. Vermuthungen über die künftige wahrscheinliche Vereinigung der sicilischen Küste mit dem festen Lande von Italien; Untersuchungen über die Erzeugung der Anguilla Muraena Linn.

Fünfter und sechster Band. Beschreibung bisher nicht gekannter, wunderbarer, immerfort brennender Feuerschlünde in den Apenninen, und oryktognostische und mineralogische Untersuchungen dieses Gebirges; Beschreibung der Salse, d. i. kleiner, den grössern in allen Stücken ähnlicher Vulkane, wo es dem Verf. bey einigen gelang, daß er sie brennen machte, und die er zu verschiedenen Zeiten aufs genaueste untersuchte, um die dabey vorkommenden Erscheinungen zu erklären.

Das Original hat sehr großen, splendiden und weitläuftigen Druck. Das ganze Werk, mit 11 Kupfertafeln in gr. 4. geziert, wird aus 6 Bänden in 8vo bestehen, jeder zu ohngefähr 350 Seiten (also ohngefähr 22 Bogen.) Der 1. Band erscheint, wenn der Verf. Wort hält, im November dieses Jahrs. Im Jahr 1794. sollen noch einige Bände erscheinen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Lb3 [illegible]

JEAN FRANÇOIS

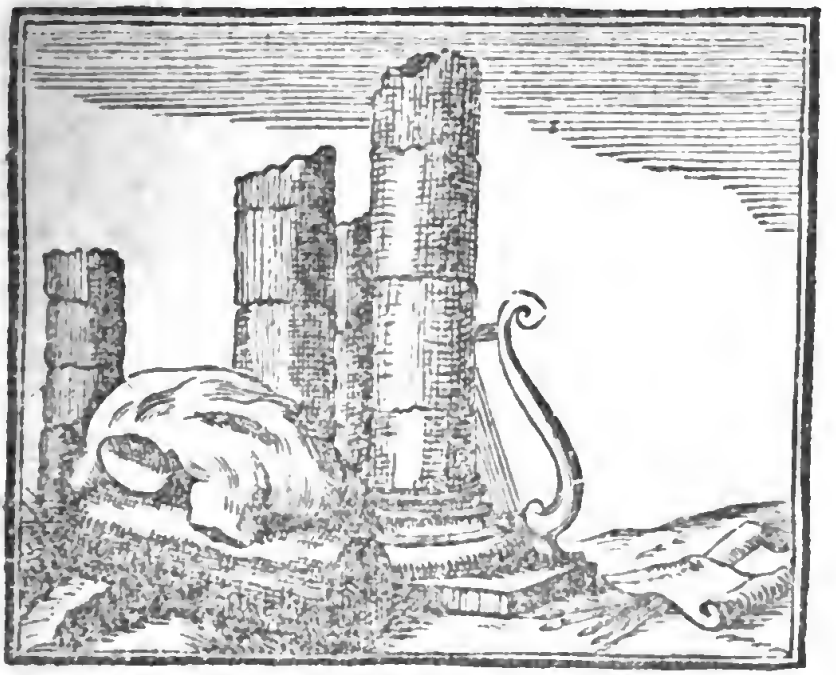
MARMONTEL,

Historiographe de France,

Secrétaire perpétuel de l'Académie Françoise.

V

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.



Zwey und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1794.
In der Dyckischen Buchhandlung.

A1

I.

Nachlese einiger artistischen Nachrichten aus Niedersachsen, nebst kritischen Bemerkungen, besonders über das Grothesche Verzeichniß der Herzoglich Schwerinischen Gemählde-sammlung.

Lüneburger Heide.

So unfruchtbar die Lüneburger Heide ist, so giebt es doch hin und wieder Flecke darinnen, wo Bäche, Holzgrund, und ein zum Ackerbau geschickter Boden, die Menschen zum Ansiedeln eingeladen haben. Diese Plätze haben zuweilen sogar mahlerische Ansichten. — Ich hasse die Philosophie, die lieber gar nicht genießen, als des Vortreflichsten entbehren will! Diese Partien machen mir Vergnügen. Man wird sagen: diese Genügsamkeit stehe im Widerspruche mit der Strenge, womit ich in der Folge einige Kunstanlagen beurtheilen werde. Im geringsten nicht! Die Gegenden in der Lüneburger Heide sind nicht mit der Anmaßung von mir aufgestellt, daß sie mir als Kunstschönheiten und noch dazu nach Begriffen

von Werken einer gewiſſen Art und Gattung gefallen ſollen. Sagte mir jemand: dieſer Buſch mit ſeiner Quelle iſt ein ſchöner Garten; ſo würde ich antworten: als Garten macht er mir kein Vergnügen. Durchſchnitte er nun gar den Buſch mit Schneckengängen, häufte Tempel, Grotten, Bänke und Brücken darin auf einander, ließe den Bach ſich wie den Mäander krümmen, und ſagte mir: dieß iſt eine ſchöne Nachbildung der Natur; ſo hätte er mir ſogar die unſchuldige Freude an der einfachen Naturſchönheit verdorben, und ich würde ſagen: nun iſt der Platz häßlich.

Lüneburg.

In den Ramdohrſchen Studien über Dännemark iſt eines geſchnittenen Steines erwähnt, eines Amethyſten, der einen Discobolus vorſtellt, und damahls unter den Ueberreſten der Altartafel in der Michaeliskirche befindlich war. Er iſt jetzt im Beſitz Sr. Durchlaucht des Prinzen Ernſt von Meklenburg-Strelitz.

Es ſind eben daſelbſt einige Gemählde angeführt, die man auf dem Rathhauſe zeigt, und die dem Verfaſſer in Anſehung der Kunſtgeſchichte merkwürdig geſchienen haben. Ich habe einige nähere Nachrichten darüber von dem Herrn Rath und Profeſſor Gebhardi in Lüneburg erhalten, welche dahin gehen: „Die acht allegoriſchen Gemählde, „welche in dem einen Rathszimmer zu Lüneburg an „den Wänden befeſtigt ſind, hat Daniel Freſen „1575 und 1578 verfertiget. Von eben dieſem

„Mann

„Manne waren 1595 sechs Tafeln über die Artikel „des christlichen Glaubens für die S. Michaeliskirche „gemacht, die aber lange schon verloren sind. Noch „ein Stück von ihm, Nebucadnezars, Traum der Mo„narchien Mann, nach Daniels Auslegung, mit vie„len geschriebenen Anmerkungen verunstaltet, füllet „die über sechs Ellen hohe Wand des Chor-Gemachs „aus, in welchem ehemals der Soodmeister gewählt „ward. Der Magistrat ließ von ihm den Schal„strom und Schal-See im Meklenburgischen 1587 „aufnehmen, seine Arbeit hängt an den Wänden „des Salz-Comtoirs, und zeigt, daß er mit geo„metrischen Werkzeugen nicht bekannt gewesen ist. „Er starb im April 1611. Weiter findet sich „von ihm nichts. Lüneburg hat zwey andere Mah„ler aus der Holländischen Schule gehabt, nemlich „die Scheits, die aber bald nach Hamburg ge„gangen sind.

Ludwigslust.

Die Gegend hat durchaus nichts Ausgezeichnetes, welches bey Anlegung eines Lustschlosses in Betracht gezogen zu werden verdient hätte. Sie ist flach und besteht aus Moor-Grund. Das Schloß hat einen sehr geräumigen Vorplatz, der von Gebäuden umschlossen ist: ein Oval mit abgestumpften Spitzen. Die eine nimmt das Schloß ein, die andere gegen über die Kirche. Mitten durch geht der Weg, und von diesem ist der eigentliche Schloßhof durch einen Wassergraben abgesondert. Eine Cascade, ein Paar chinesische Lust-

häuser und eine Gruppe von Thieren, an einem Postamente, worauf man wahrscheinlich eine Statue hat setzen wollen, machen die Verzierungen dieses Hofes aus. Der erste Anblick thut gute Würkung. Schade, daß das Detail die Prüfung nicht aushält.

Die Fassade des Schlosses nach dieser Seite zu besteht aus einem Mittelgebäude mit zwey von beyden Seiten gerade aus laufenden Flügeln, die am Ende kleine Vorsprünge haben. Vor dem Mittelgebäude ist ein Porticus angebracht.

Diese Theile stehen in gar keinem Verhältnisse unter einander. Das Mittelgebäude ist zu hoch und zu schmahl gegen die Flügel, und erhält dadurch das Ansehen eines Thurms. Die Hauptthür ist so eng, daß sie sich kaum für ein Privatgebäude schicken würde. Ueberhaupt sind alle Oefnungen zu hoch gegen die Breite, und halten wenigstens vier Durchmesser in der Höhe. Die Säulen des Porticus sind von Dorischer Ordnung, dagegen die darüber stehenden Pilaster von zusammen gesetzter, und noch dazu in dem falschesten Geschmack. Denn sie sind zum Theil wie Quaderwerk (en bossage) behauen, und mit allerhand unnützen Zierrathen beladen. Das Gebälk ist von Fenstern durchschnitten, und scheint mit seinen darauf stehenden Statuen das Gebäude zu drücken. Den gröβten Uebelstand aber machen die zwischen zwey andern halb eingemauerten Pilaster an den Ecken, die ohnehin nicht einmahl in senkrechten Linien herab laufen, sondern sich nach oben zu zuspitzen.

Nach

Nach dem Garten hin verlängern ſich die Vorſprünge der beyden Flügel zu zwey weit herausragenden Seiten-Gebäuden, von denen jedes am Ende nur ein Fenſter hat. Die Ordnung der Pilaſter verändert ſich hier in die Joniſche. Demohngeachtet zeigt das Gebälk die Triglyphen und Metopen der Doriſchen. Vorder- und Hinterſeite haben alſo einen von einander abweichenden, und nicht einmahl reinen Charakter. Wahrſcheinlich hat der Baumeiſter geglaubt, der Charakter ſanfter Beſcheidenheit, welcher der Joniſchen Ordnung beygelegt wird, paſſe ſich beſſer zur Garten-Faſſade, ſo wie der Charakter von Pracht in der zuſammengeſetzten Ordnung beſſer zur Haupt-Faſſade. Allein dieſe entfernte Beziehung auf den Ort, woraus man das Gebäude betrachtet, ſcheint mir den Mangel der Einheit nicht zu rechtfertigen. Die Beſtimmung des ganzen Gebäudes, nicht der zufällige Platz, aus dem ich es anſehe, muß den Charakter deſſelben angeben. Ohnehin haben ja beyde Säulenordnungen verſchiedene Verhältniſſe, wie kann man ſie daher, ohne dagegen anzuſtoßen, in einer Reihe hinter einander weg ſtellen? Ueber einander, das ließe ſich eher rechtfertigen.

Das Innere des Schloſſes iſt bequem eingerichtet. Eine doppelte helle Treppe führt an beyden Seiten zu dem oberen Geſchoß hinauf. In den Zimmern ſieht man einige gute Gemählde unter einer Menge von ſchlechten. Das beſte darunter iſt ein Petrus den der Engel weckt. Höchſt wahrſcheinlich von Lanfranco und eines ſeiner beſten Stücke.

Die Verkürzung, worin Petrus liegt, ist so, wie man sie von diesem Meister gewohnt ist, das heißt vortreflich.

Außerdem fielen mir auf: ein Paar Mieris, ein Paar Dieterici, ein Peter de Laer, ein schöner Hondecotter, zwey schöne Hughtenburgs, ein Paar von der Aelst, und drey Köpfe von Denner. Interessant zur Kenntniß einiger neuen Meklenburgischen Mahler sind einige Stücke von Findorp, (er war von Geburt ein Lauenburger und seines Handwerks ein Tischler, sein Genie aber machte ihn zum Mahler). Ferner: von Liszewsky und Seehaase, zweyen noch dort lebenden Hofmahlern. Uebrigens sieht man hier mehrere Büsten von Houdon, aus gebrannter Erde, und einige Statüen von Papp aus der dortigen Fabrik, nach eben gedachtem Houdon und nach der Antike. Der Tanzsaal ist gut decorirt. Er hat in seiner Einrichtung viel Aehnliches mit dem Kopenhagener Rittersaale, ob er gleich diesem weder an Pracht noch Reichthum gleichkömmt. Rund umher geht eine Colonnade. Die Schäfte der Säulen sind von Holz, und die Verzierungen von vergoldetem Pappe. Darüber ist eine Gallerie für die Zuschauer angebracht, und in der Mitte hängen mehrere Kronen von gutem Geschmäck. Inzwischen auch hier äußert sich an den Verzierungen, besonders der obern Ballustrade, der falsche Cartouchen Geschmack aus der Mitte dieses Jahrhunderts.

Ich wende mich nun zur Kirche. Der äußere Porticus von Dorischer Ordnung hat ein edles Ansehen. Aber der Aufsatz über dem Dache, der

eine

eine Art von Thurm vorſtellen ſoll, aus mehreren auf einandergeſetzten ſich immer verkleinernden Würfeln beſteht, und endlich von einem vergoldeten pro Chriſto oder gekrönt wird, gehört in eine Augsburger Conditorey. Die Aufſchrift ſagt, daß dieſe Kirche dem Erlöſer aller Sünder, von von dem Sündigſten unter den Sündern — von Gottes Gnaden Herzog zu Meklenburg — erbauet ſey. Mir fiel dabey die Anrede der Nürnberger Beichtväter an ihre Beichtkinder aus Patriziſchen Geſchlechtern ein: Hochgeborner Herr Sünder! Weil euch eure Sünden leid ſind u. ſ. w.

Das Innere der Kirche frappirt beym erſten Anblick. Sie beſteht aus einem langen Betſaale, worin zwey Säulenreihen den Blick in den Grund führen. Hier gelangt man mittelſt zweyer Treppen zu einer Erhöhung, in deren Mitte, auf der Baluſtrade, die ſie umfaßt, die Kanzel angebracht iſt. Hinter der Kanzel, nur etwas höher, liegt der Altar, und hinter dieſem findet man eine gemahlte Decoration, welche die ganze hintere Wand vom Boden bis an den Plafond einnimmt, und die Erſcheinung der Engel bey den Hirten vorſtellt. Das Schiff iſt mit Bänken angefüllt, und in der Mitte des Ganges, der durch dieſe Bänke durch zum Altare führt, ſteht der Sarcophag des hochſeel. Herzogs. Dem Altare gegen über iſt die Herzogl. Tribüne, über derſelben der Sitz für die Hofdamen, und noch höher der für die Cavaliere angebracht.

Ich habe ſchon geſagt, daß der erſte Anblick frappirt, aber man darf nicht lange an dieſem Orte verweilen, man darf ſchlechterdings die Gründe ſeines Wohlgefallens nicht prüfen, ohne das Fehlerhafte der Einrichtung zu bemerken, und ſein Vergnügen geſtöhrt zu ſehen. Die Baukunſt iſt unter allen ſchönen Künſten diejenige, welche die ſtrengſten Forderungen an die Vernunft macht, weil ihre Werke ſich fortwährend dem Anblicke aufdrängen, und mit den Ideen von Wahrheit und Zweckmäßigkeit in dem genaueſten Verhältniſſe ſtehen. Iſt es nicht auffallend, daß der Begriff einer Kirche, eines zu den ernſteſten Handlungen beſtimmten Gebäudes, eben ſo wenig, als die vorderen ſchmuckloſen und ganz weißen Säulen, mit der hintern gemahlten Theaterdekoration zuſammenpaſſen? Die Ausſicht in eine Landſchaft hart an einer Colonnade, und noch dazu mit einer nächtlichen Erſcheinung angefüllt, während daß es in der übrigen Kirche heller Tag iſt: ein Altar, eine Kanzel hart vor einer gemahlten Wand aufgeſtellet; alles dieſes ſind Contraſte, welche der gute Geſchmack nicht billigen kann. Ich bin auch ſicher, daß diejenigen, welche die Kirche häufiger beſuchen, dieſe Docoration, welche im Detail nichts ſchönes zeigt, ſehr langweilig finden müſſen. Sie iſt übrigens von Findorp angelegt: wer ſie aber ausgemahlt habe, iſt mir entfallen.

Hinter der Dekoration iſt der Platz für die Kirchen-Muſik, welche ſich dort, ungeſehen von den Zuhörern, gleichſam als wenn ſie von den Engeln

in

in der Glorie aufgeführt würde, hören läßt. Für einen coup de theatre wohl ausgedacht, aber der gehöret nicht in eine Kirche. Der Sarcophag des Herzogs iſt von innländiſchem Marmor und beynahe zu ſimpel, wie ein Tiſch, geſtaltet. Dagegen ſind die Ballüſtraden nnd die Tribünen mit kleinlichen Zierrathen überladen.

Ich komme nun zum Garten hinter dem Schloſſe. Zuerſt zeigt ſich ein großer halbrunder Platz mit einem Bolengreen und Blumenbeeten von Hecken und Bäumen eingeſchloſſen, die jedoch am Ende des Halbzirkels ſich zu einer beynahe unabſehbaren Allee öffnen. Die Blumen-Behälter von Chineſiſcher Bauart an beyden Seiten hätten füglich wegbleiben können, da ſie nicht in den Ton dieſes Platzes gehören. Die Allee theilt den Garten in zwey Theile, deren einer einen Engliſchen Garten, von der Anlage der Herzoginn, enthält, die auch drinn ihr Schweizer-Haus beſitzt. Da er noch nicht fertig iſt; ſo mag ich nicht darüber urtheilen. Ich hoffe, man wird Sorge dafür tragen, das Detail in gehörigen Zuſammenhang unter einander zu bringen, und die eigentlichen Fabriken (man verzeihe mir dieſen aus der Landſchafts-Mahlerey entlehnten Ausdruck) — die Ruinen, Grotten, Luſthäuſer, Grabmäler u. ſ. w. nicht zu ſehr zu häufen. Das Schweizerhaus der Herzoginn iſt ſimpel, aber geſchmackvoll meublirt. Für eine getreue Nachahmung eines ſolchen Hauſes dürfte es inzwiſchen nicht gelten.

Das Monument des verſtorbenen Herzogs kann blos als Garten-Decoration betrachtet werden. Es ſtellt einen Sarcophag mit Engelsköpfen vor, auf dem eine Vaſe mit dem Bruſtbilde des Herzogs in moderner Tracht ſteht. An dieſe Vaſe lehnt ſich rechterſeits eine weibliche Figur in antiker Tracht und ungeheurem Mantel an, und ſchüttet ein Füllhorn über dieſelbe aus. Sie deutet mit dem Finger auf ihr Herz, und macht, indem ſie traurend gen Himmel blickt, eine häßliche Grimaſſe. Zur Linken ſchläft der Genius des Todes mit umgekehrter Fackel. Das Ganze iſt ohne Schönheit und Correction. Der Künſtler heißt Kaplunger. Die deutſche Innſchrift, die ich aber verſäumt habe abzuſchreiben, hat den Vorzug der Simplicität und der Herzlichkeit.

Auf der andern Seite der Allee iſt der Wald mit natürlichen Gängen durchhauen. Er liefert ſchöne Partien. Unglücklicher Weiſe wurden damahls, als ich den Garten beſah, die Röhren der Waſſerleitung gebeſſert, und weil dadurch die Caſcaden geſtauet waren, ſo konnte ich über ihre Schönheit nicht urtheilen. Man ſagt, daß ſie vortreflich ſind, und daß beſonders eine gewiſſe Schleuße, welche das Waſſer fortwährend aus- und einſtröhmen läßt, von bewundernswürdiger Würkung ſey.

So viel bleibt inzwiſchen gewiß, auch hier iſt zu viel gekünſtelt. Der Canal geht in einer graden Richtung zwiſchen Hügeln fort, die wie wahre Baſtionen an den Seiten aufgeworfen und in abgemeſſenen

gemessenen Intervallen von Oeffnungen durchschnitten sind. Darüber geht die Illusion, in einem Walde ein natürlich fließendes Wasser zu sehen, mithin auch die Einheit, verloren. Auch fallen die vielen kleinen Springbrunnen und die Büsten von Papp, die am Ufer im reichen Maaße aufgestellet sind, ins Spielende. Dagegen billige ich den Kaisersaal, wo die Copien der Herrenhäuser Büsten von Papp in einem Platze von ovaler Form zwischen Bäumen aufgestellt sind. Es ist zu verwundern, wie sich dieser Papp, vermöge seines Firnisses, in freyer Luft hält, ohne eine merkliche Beschädigung zu zeigen: im Winter werden jedoch die Büsten zu Schauer gebracht, und ehe man sie im Frühjahr wieder hinaus stellt abgewaschen. Uebrigens würde man der Anlage im Ganzen wünschen, daß mehr Aussichten aufs Feld, auf nahe Dörfer, aufs Schloß und auf Wiesen, welche in dieser Gegend liegen, hätten ausgesparet werden mögen. Des Herzogs Schweizerhaus ist, was es seyn soll, bequem, simpel und nett.

Das Merkwürdigste in Ludewigslust ist, meiner Einsicht nach, die Carton- oder Papp-Fabrik. Es ist bekannt, daß man darin Vasen, Büsten, ganze Statuen, Uhrgehäuse, Wandleuchter, Basreliefs verfertiget. Der Geschmack dieser Werke ist freylich so verschieden, als verschieden die Modelle sind, wornach sie geformt werden, auch darf man sie nie als schöne Kunstwerke betrachten, weil die Feinheit der Umrisse bey der Sprödigkeit der Masse verloren geht. Aber als Meubeln, als

Mittel

Mittel Zimmer, Gärten und Geräthschaften zu verzieren, verdienen sie um so mehr empfohlen zu werden, da sie den doppelten Vortheil, wohlfeil und dauerhaft zu seyn, in sich vereinigen. Eine Figur, wie die mediceische Venus, kostet zwanzig Thaler.

Bey der Papp-Fabrik an wohnt der Hofmahler Herr Liszewsky, aus einer bekannten Künstler-Familie. Er hat seine Manier oft verändert. Itzt mahlt er mit lauter tockirten Pinselstrichen, so daß seine Gemählde in Oehl wie Miniatur-Gemählde mit länglicht punktirten Strichen aussehen. Für alte Köpfe thut das gut, für junge ist es aber nicht zur Nachahmung anzurathen.

Sein Colorit ist ein wenig zu Kreideweiß, und Zeichnen scheint nicht seine Stärke zu seyn. Die Beywerke vernachläßigt er zu sehr, besonders die Haare, welche zu struppicht aussehen. Seine Farben aber halten sich sehr gut. Er verdankt dieß seiner eigenen Zubereitung, und es wäre zu wünschen, daß er uns das Verfahren, welches er dabey beobachtet, bekannt machen wollte. Er präparirt besonders den Zinnober vortreflich, ingleichen den Crocus Martis, Roth aus Eisenruß, Eisensafran. Zu den Halbschatten im Gesicht bedient er sich präparirter schwarzer Kreide. Sie thut gute und vielleicht bessere Würkung als die Ultramarin-Asche.

Herr Kaplunger, ein Böhme von Geburt, ist Herzoglicher Bildhauer. Ich glaube, daß sich nicht viel mehr von ihm sagen läßt.

Den

Den Hofmahler Herrn Seehaſe habe ich nicht perſönlich kennen lernen. Seine Werke, größtentheils Bildniſſe, haben ein ſehr einladendes Colorit. Ob die Farben ſich halten werden, ſteht dahin. Völlig correct in der Zeichnung iſt er auch nicht.

Die übrigen Häuſer in Ludwigsluſt, außer dem Schloſſe, ſind alle von rothen Backſteinen aufgeführt, und ſehen ſich unter einander ähnlich. Es giebt dieß dem Orte etwas Einförmiges, welches ſich bey einem längern Aufenthalte noch ſehr vermehren muß.

Schwerin.

Das Schloß in Schwerin iſt ein altes Gothiſches Gebäude. Die Lage am See iſt aber vortreflich, und aus dem anſtoßenden Garten, der eine Halbinſel ausmacht, und ſich mittelſt eines in Terraſſen abgetheilten Hügels an das feſte Land anſchließt, könnte etwas gutes gemacht werden. Itzt aber iſt er im ſteifen franzöſiſchen Geſchmack angelegt und ſehr vernachläßigt.

Von der Bilder-Gallerie im Herzoglichen Schloſſe hat der Aufſeher Johann Gottfried Groth ein Verzeichniß im Jahr 1782 geliefert, welches aber ohne kritiſche Genauigkeit gemacht, und mehr wie ein bloßes Meubeln-Inventarium anzuſehen iſt. Er hat die Nahmen der Meiſter angenommen, wie ſie ihm überliefert waren. Ueber die Schönheit der Stücke hat er gar nicht geurtheilt. Da ich weiß, wie wenig detaillirte kritiſche Beurtheilungen nach dem Geſchmacke der meiſten

sten Leser sind, so will ich mich begnügen, einige allgemeine Bemerkungen über den Werth dieser Sammlung zu machen, hin und wieder die vorzüglichsten Stücke unter Verweisung auf das Grothsche Verzeichniß heraus heben, und einige unrichtige Angaben der Meister zu verbessern suchen. Im Allgemeinen muß ich die Bemerkung vorausschicken, daß die Sammlung aus lauter kleinen Cabinetsstücken besteht, und daß durchaus kein vorzügliches Stück aus der italienischen Schule darin befindlich ist. Das Verzeichniß redet zwar von einem Raphael. Aber dieß ist ein bloßes Gefäß von Fayance oder von der sogenannten Majolica, dergleichen man beynahe in jedem Kunstkabinet und besonders in Braunschweig so viele findet. Raphael hat gewiß daran keinen unmittelbaren Antheil gehabt, wenn ich gleich nicht leugnen will, daß sie hin und wieder nach seinen Zeichnungen gemahlt seyn mögen.

Die Luca Giordano sind weder über allen Zweifel erhoben, noch ausgezeichnet merkwürdig. Eben dieses läßt sich von den Stücken des Salvator Rosa sagen. Der Maratti ist ächt, aber nicht vorzüglich. Der angebliche Spagnolet ist wahrscheinlicher vom Valentino, und der sogenannte Tizian hat keine der bekannten Kennzeichen dieses Meisters an sich.

Also ist die Sammlung nur der niederländischen Schule wegen merkwürdig; aber auch in dieser fehlt es an großen historischen Stücken.

Der

Der Rubens, der hier gezeigt wird, ist ein kleines, ungefähr zwey Fuß hohes, Stück, und höchstwahrscheinlich nicht von diesem Meister.

Merkwürdig ist dagegen die Sammlung, in Ansehung der niederländischen Cabinetsstücke, woran sie sehr reich ist. Ueber diese will ich, nach dem alphabetischen Verzeichnisse der Meister, welches dem Grothschon Catalog angehängt ist, kurz meine Meinung sagen.

Von van der Aelst, einem in Holland sehr geschätzten Stilleben-Mahler, finden sich hier sechs Stücke, welche für den Liebhaber solcher Sujets allerdings viel Werth haben.

An Marinen von Backhuysen hat die Sammlung beynahe einen Ueberfluß. Ich habe nicht leicht mehrere davon zusammen gesehen, und ob ich mich gleich nicht zu entscheiden unterstehe, ob nicht das eine oder das andere Stück von einer andern Hand seyn könnte, so sind doch einige gewiß ächt, und gehören zu den besten von diesem Meister.

Von Berghem, drey Gemählde, die aber nicht zu den Hauptstücken von diesem Meister gehören.

Von Ferdinand Boll ein herrlicher Kopf, so schön wie Vandyck (Siehe Verzeichniß Seite 19. Nr. 3.)

Von Johann Both eine herrliche Landschaft mit Figuren voller Geist (84, 50.)

Ein Johann Breughel mit Figuren von van Balen (36. 16.) wird im Verzeichnisse mit Un-

recht Peter genannt. Es iſt der Breughel van Vlour, ſonſt auch Samuel Breughel genannt. Von Peter, dem Höllen-Breughel, ſind auch Stücke vorhanden.

In keiner Sammlung wird man ſo viel Stücke von Denner finden, als hier. Er war eine Zeitlang Hofmahler am Schwerinſchen Hofe.

Ich nutze die bequeme Gelegenheit, etwas über ſeine Manier zu ſagen.

Er verſtand nicht zu zeichnen. Sobald er ſich über die Grenzen des Bruſtbildes verſtieg, ſo ward er incorrect und ſelbſt in ſeinen Köpfen findet man Unrichtigkeiten. Gemeiniglich macht er den Hinterkopf zu ſchmahl. In ſeiner Färbung hatte er eine doppelte Manier. Die eine iſt frey, aber kalt und blau: die andere iſt ſehr geleckt, friſch verſchmolzen, aber auch oft unharmoniſch und beſonders in den Schatten unwahr.

Man findet in Schwerin in den untern Zimmern des Schloſſes neun und vierzig angelegte Bildniſſe von verſchiedenen Perſonen des Hofes von ſeiner Hand. Die Köpfe ſind blos untermahlt. Die Gründe ſind bläulich grau, und das Ganze ſieht aus wie ein Paſtellgemählde auf blau Papier, worauf man den Grund mit zu den Halbſchatten gebraucht hat. Man ſieht daraus, daß er mit Oehlfarben beynahe wie mit Waſſerfarben mahlte. Die erſte Lage war wie gewaſchen, (au lavis) ſchwach, ſehr vertrieben und eintönig. Manche Bilder ließ er ſo ſtehen, und ſetzte nur hin und wieder einige Druckers hinzu. Wenn er aber ſeine Köpfe aus-

mahlte,

mahlte, ſo arbeitete er in dieſen Grund mit ſehr feinen Pinſeln weiter hinein ohne zu vertreiben. Der Schmelz der Farben kam durch die Menge der Tinten heraus, die an einander in ſehr unmerklichen Abſtuffungen geſetzt wurden. Daher das Friſche ſeines Colorits; daher aber auch der Mangel an Harmonie, den man in ſo vielen ſeiner Köpfe antrift, da er zu ſehr die einzelnen Parthien ohne Rückſicht auf das Ganze ausarbeitete. Verwunderungswürdig iſt nicht ſowohl der Fleiß, als die Wahrheit, mit der er die fette Haut und ihrer verſchiedenen Einſchnitte darſtellte. Seine Manier paßt aber allein für alte runzlichte Köpfe. Bey jungen findet ſie gar nicht Statt, und ſie iſt überhaupt dem Zweck der ſchönen Künſte zuwider. Inzwiſchen bleibt Denner immer durch das Friſche, Saftige und Verſchmolzene ſeiner Färbung über ſeine Nachahmer, Mettenleuter u. ſ. w. ſehr erhaben. Von dieſem Meiſter findet man nun auch mehrere ausgearbeitete Köpfe in dieſer Sammlung. Der ſchönſte, den ich je von ihm geſehen habe, iſt ein alter Frauenskopf mit einem Schleyer von leberfarbenem Changeant. (Verz. S. 25. Nr. 15.) Die Knieſtücke (35. 4—7 ſind alle verzeichnet.

Von Dieterich einige ſchöne Landſchaften in ſeiner bräunlichen Poelenburgiſchen Manier.

Von Gerhard Dow werden hier vier Stücke gezeigt. Ich habe aber nur zwey davon für ächt erkennen können. Das eine ſtellt eine Köchinn vor, welche Wurzeln ſchabt (S. 17. Nr. 13). Als phyſiognomi-

sches Stück betrachtet, schön. Die individuelle Wahrheit in der Miene und Stellung der Köchinn bey ihrer Beschäftigung, wird dem Kenner immer schätzbar bleiben. So sieht man aus, so gebehrdet man sich, wenn man Wurzeln schabt: und das so auszudrücken, wie es hier ausgedrückt ist, ist keine Kleinigkeit. Inzwischen ist der pathologische Ausdruck interessanter in einem andern Stücke dieses Meisters (V. S. 21. Nr. 16.) welches einen Zahnarzt vorstellt, der einem Bauer in Gegenwart seiner Frau einen Zahn ausnimmt: die aufmerksame Behutsamkeit des Zahnarztes, der verbissene Schmerz des Patienten, die bange Erwartung seines Weibes, sind unvergleichlich dargestellt. Ich habe es schon oft gesagt: Gerhard Dow unterscheidet sich darin von allen seinen Nebenbuhlern und Nachahmern, daß er die Bewegungen der Seele an den äußern Formen des Körpers wirklich darstellt; dahingegen die andern sie nur nachäffen, oder gar nicht liefern. Er ist ein guter Schauspieler: die Mieris, Slingeland, Begas, Brauwers u. s. w. sind nur Farceurs, Grimaciers oder Statisten.

Von Vandyk mehrere Köpfe. Die schätzbarsten schienen mir, ein Bürgermeister von Amsterdam (Verz. S. 19. Nr. 2.) mit schönen Händen, und Hugo Grotius (S. 46. Nr. 19.)

Von de Heem, van der Heyde, van Huysum, Hondekotter, mehrere in ihrer Art schätzbare Stücke. Sie gehören zu sehr in den Geist, womit diese Sammlung zusammen gebracht

bracht iſt, als daß man ſie hier nicht erwarten ſollte.

Von Hughtenburg einige Capitalſtücke.

Das Nachtſtück, welches dem Jacob Jordaens zugeſchrieben wird, (V. 19. 1) iſt ſicherlich nicht von ihm. Uebrigens kleine Figuren, ungefähr zwey Fuß hoch und ſonderbare Compoſition.

Von Salomon de Koningk einige ſchöne Stücke: beſonders ein Joſeph, der dem Pharao den Traum auslegt (66. 50.)

Von Laireſſe eine Stratonice und Antigonus (61. 21.) Eines der beſten Gemählde der Gallerie, ſeiner ſchönen mahleriſchen Anordnung wegen.

Von Franz von Mieris einige ſchöne Gemählde in ihrer Art. Das beſte iſt unſtreitig das Converſationsſtück (S. 80. 27.) Die Wahrheit des Details kann nicht höher in den Stoffen getrieben werden. Man ſieht unter andern einen Stuhl mit einem ſammtnen Polſter, woran das Abgeſchabte des Sammets durch das häufige Sitzen bemerkt wird. Aber wie mag man doch ſolche Spielereyen mit dem Geiſt eines Dows vermengen! Die Hauptfigur, eine ſingende Dame, kehrt dem Zuſchauer den Rücken zu, und läßt nur wenig von ihrem ohnehin ungefälligen Geſichte ſehen.

Von Mierefeld zwey ſchöne Bildniſſe, (S. 23. 6 und 7.)

Von Molinari eine Winterlandſchaft (47. 27.)

Von Moucheron eine ungewöhnlich warm kolorirte Landſchaft für dieſen Meiſter: ſie gehört zu ſeinen beſten (71. 14.)

Von Peter Neefs ſehr viele Perſpektiven.

Von van der Neer und Netſcher nichts Auſſerordentliches.

Mehrere Oſtaden.

Eine Menge Oudrys. Der Sammler ſcheint ein großer Liebhaber von den Stücken dieſes Mahlers geweſen zu ſeyn. So ſehr die Landhäuſer in Frankreich, Deutſchland und Dännemark mit ſeinen Jagdſtücken angefüllt ſind, ſo erinnere ich mich doch nie davon eine ſolche Anzahl vereinigt geſehen zu haben. Ich mag ſeine blaue Fechtelmahlerey nicht. Die beſten Stücke hier ſind zwey Landſchaften mit Vieh, (6. 3 u. 4.) aber immer noch falſch an Farbe, nur wärmer als gewöhnlich.

An ſchönen Poels und Poelenburgs iſt die Sammlung reich.

Dagegen iſt mir unter den vielen Potters, die hier gezeigt werden, kein einziger vorgekommen, der mit den vorzüglichen Stücken dieſes Meiſters, z. E. mit der Caſſelſchen vache qui piſſe, verglichen werden dürfte. Und wo dieſer Meiſter nicht vorzüglich iſt, da ſcheint er mir immer hart, incorrect und widerlich zu ſeyn. Ich bemerke dieß beſonders in Rückſicht auf die Landſchaft, (S. 42. Nr. 30.) aus der man dort viel Weſens macht. Das beſte Stück ſcheint mir (S. 22. Nr. 19.) eine Landſchaft mit Kühen zu ſeyn, es iſt aber verwaſchen.

Von Rembrandt zeigt man zehn Stücke. Die mehrſten ſind wohl nur nach ihm, oder aus ſeiner Schule. Aecht ſcheint aber zu ſeyn, eine

Dame

Dame an der Toilette, (50. 41.) kleine Figur. Schön sind, sie mögen seyn von wem sie wollen, die drey Köpfe (S. 15 u. 16. Nr. 489.)

Die Heinrich Roos und Ruysdael gehören nicht zu den besten in ihrer Art, so wie auch nicht die Steens.

Dagegen sieht man hier einige schöne Slingelands, (besonders den Mann mit der Geige, 79. 23.) Teniers und Terburgs. Von letzterm ist besonders der lesende Mann (S. 89. 20.) unter die Hauptstücke von diesem Meister zu rechnen.

Thiele hat hier einige Prospekte Meklenburgischer Gegenden gemahlt.

Von Adrian van der Velde findet man einige schöne Viehstücke. Von Adrian van der Werf ein ausgezeichnetes Stück, Simson und Delila, (26. 22.) Von Wouwermann vier brave und meiner Einsicht nach ächte Stücke.

Diese Uebersicht der Schwerinschen Gemählde-sammlung wird mich, wie ich glaube, rechtfertigen, wenn ich sie sowohl der Casselschen als Salzdahler nachsetze. Sie kann sich mit beyden nicht einmahl in Rücksicht auf Werke der niederländischen Schule messen.

Ratzeburg.

Ich ging von Schwerin nach Ratzeburg. Dieß Städtchen hat zwar keine Kunstwerke aufzuweisen, giebt aber durch seine romantische Lage in einem See dem Schönheitsgefühle mehr Genuß, als manche Gallerie. In Niedersachsen ist schwerlich

ein Ort, der sich ihm in Rücksicht auf pittoreske Lage an die Seite stellen dürfte. Man sieht das nettgebaute Städtchen auf einer Insel liegen, die in der Mitte einen Hügel bildet, und durch eine lange Brücke von der einen Seite mit dem festen Lande verbunden wird. Die Gebäude, worunter der Dom, die neue Kirche, die Regierung u. s. w. hervorstechen, bilden eine schöne Gruppe. Jenseits der Stadt und des Sees liegen Kirchen, Vorwerke, Amtshäuser auf mäßigen Hügeln, die sich wie Terrassen in die Höhe heben, und hin und wieder, gleich Vorgebürgen, ins Becken des Sees treten. Dieser verengt sich weiter hin zu einem Wasserstrome, der sich auf mehrere Meilen der Länge nach vor dem Auge hinlegt, und am Ende von den Thürmen der Stadt Lübeck gekrönt wird. An schönen Vorgründen fehlt es auch nicht, und mehr als eine Parthie dieser freundlichen Gegend könnte, ohne das geringste hinzuzusetzen oder abzunehmen, in einen Rahmen gefaßt, das schönste Landschaftsgemählde abgeben.

Lübeck.

In Lübeck zeigt man im Dohm ein Gemählde aus der altdeutschen Schule: eine Kreuzigung Christi. Es hat Verdienst und ist ziemlich wohl erhalten. Man nennt Holbein als den Meister. Es scheint mir aber nicht sein Styl zu seyn, und wenn die am Rahmen bemerkte Jahrzahl 1497 richtig ist, so kann es gar nicht von diesem Meister seyn.

Auf

Auf dem Rathhauſe iſt der Audienzſaal mit allegoriſchen Gemählden von Stephanus Torelli geziert: Es ſind Arbeiten eines ſehr geſchickten Handwerkers: aber falſch an Ausdruck, Zeichnung und Farbe. Sie halten die Prüfung nicht aus.

Der Herr Senator Rodde beſitzt ein ſehr ſchönes Cabinet, welches kein Liebhaber der Künſte ungeſehen laſſen ſollte. Unglücklicher Weiſe erfuhr ich erſt etwas davon als meine Abreiſe nicht mehr aufgeſchoben werden konnte. Ich habe es daher auch nur bey Licht geſehen, und wage es nicht, eine detaillirte Anzeige davon zu liefern.

Auf der Reiſe von Lübeck nach Hamburg machte ich die Bemerkung, daß die Stekniz ſich in einer gewiſſen Gegend dergeſtalt durch eine Wieſe am Rande eines Holzes herſchlängelt, daß ſie beynahe alle zehn bis zwanzig Schritt eine andere Wendung nimmt. Wenn man dieß in einem Garten nachmachen wollte; ſo würde es ganz fehlerhaft ſeyn. Denn die ſchöne Gartenkunſt hat dieß mit allen ſchönen Künſten gemein, daß ſie das Wahre von demjenigen abnimmt, was gemeiniglich geſchieht, und daß das Würkliche, aber Seltene, nicht hinreicht, ihre Produkte wahrſcheinlich zu machen.

II.

Welche Vorzüge hat das bürgerliche Trauerspiel vor dem heroiſchen Trauerſpiele und dem Luſtſpiel? Warum ſteht es dem letztern nach? Und welches ſind die ihm ausſchließlich zukommenden Eigenſchaften?*)

I.

Es ſind nunmehr über zweytauſend Jahre, daß die Poetik des Theaters das Drama auf zwey Gattungen, die tragiſche und die komiſche, einſchränkte. Die Griechen waren die Erfinder von beyden, und Ariſtoteles, dieß vielumfaſſende fruchtbare Genie, der geboren zu ſeyn ſchien, der Lehrer des Menſchengeſchlechts in allen Theilen menſchlichen Wiſſens

*) Wir theilen hier unſern Leſern eine freye und gedrängte Ueberſetzung einer von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte von Mantua im Jahr 1790 gekrönten Preisſchrift des Abbe J. Valdaſtri mit, die 1792. unter folgendem Titel erſchien: Diſſertazione ſopra il Queſito: quali vantaggi e ſvantaggi abbiano rimpetto alla Tragedia e alla Comedia, quelle, che diconſi Tragedie Cittadineſche, e quali ſieno le peculiari leggi coſtitutive di queſto genere, oltre le comuni agli altri, cavandole dalla ſpecifica ed intima indole loro, per dimoſtrare, qual grado di perfezione poſſa otte nersi. In Mantova MDCCXCII. 4.

ſens zu werden, unternahm es, die innerſten Geheimniſſe der dramatiſchen Poeſie aufzudecken, und ihre Vollkommenheit innerhalb beſtimmter Grenzen feſtzuſetzen. Dieſer große Zweck aber ward nicht von ihm erreicht. Statt der wahren und vollſtändigen Metaphyſik der Kunſt, deren Inhaberinn die Natur allein von jeher geweſen iſt, und immer ſeyn wird, gab er nur eine Metaphyſik des Athenienſiſchen Theaters, das er mit dem größten Tiefſinn zergliederte und ganz umfaßte. Er ſah nicht, wie verkehrt es ſey, das Syſtem der Grundſätze der Kunſt von den Künſtlern zu entlehnen, und daß man vielmehr ſich auf das innigſte mit dem Urbild bekannt machen müſſe, um mit Ordnung und Wahrheit die Umriſſe der Formen, die zur Nachbildung deſſelben geſchickt ſind, andeuten und feſtſetzen zu können. Er ſah nicht, daß das Genie in ſeinen Werken beſchränkt ſeyn müſſe, weil auch ſein ſchärfſter Blick nur über einen engen Horizont trägt, die Fruchtbarkeit der Natur hingegen unerſchöpflich, ihre Erzeugniſſe im höchſten Grad mannichfaltig, und ihre Anſichten unendlich verſchieden ſind; daß die Entlehnung der weſentlichen Kunſtregeln von der Kunſt ſelbſt nichts anders ſey, als ein Unterſchieben einer Copie an die Stelle eines Modells, eine bloße Vergleichung eines Gegenſtandes mit ſich ſelbſt, die ohnmöglich einen Probierſtein der Wahrheit abgeben könne, und daß man endlich, auf dieſe Weiſe, das aufſtrebende Genie zwinge, unter einer abergläubiſchen Bewunderung des Künſtlers zu ſchmachten, und ſein Feuer durch die kalte und unfruchtbare

fruchtbare Einförmigkeit einer sklavischen Nachahmung, dieses Giftes aller schönen Künste! zu ersticken. Als Hauptkriterium der Gattungen setzte er folgendes fest: Die Tragödie sey eine Nachahmung Schrecken und Mitleid erregender Vorfälle in den höchsten Ständen, und die Comödie Nachahmung des Fehlerhaften und Lächerlichen, und so gab er, in Rücksicht auf die erstere, den Kunstrichtern eine trügliche Norm für ihre Urtheile, und stellte ein Gesetz auf, das die knechtische und abgöttische Verehrung späterer Dichter als einen Orakelspruch des guten Geschmacks selbst befolgte. Von nun an betrachteten beyde, Dichter sowohl als Kunstrichter, schreckliche und gräßliche Gesinnungen, Verbrechen, Unglücksfälle und Strafen hoher Personen als das ausschließende Element des tragischen Geistes, und nach dem Endurtheil des Stagyriten zweifelte man keinen Augenblick, neue Modificationen der Gattung wären unmöglich, und Sophokles und Euripides hätten die äußersten Grenzen der Vollkommenheit der Kunst erreicht. Es ist in der That ein sehr trauriges Loos, daß der Mensch, der vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit ohnehin zum Nachahmen geneigt ist, eben dadurch auch gewöhnt wird, aus Trägheit oder Vorurtheil blindlings fremde Meinungen anzunehmen. Sein erster Unterricht ist ein Lernen größtentheils ohne eigne Prüfung; aus Gewohnheit billigt und verwirft er in der Folge, und selten erlangt sein Geist, der von dieser günstigen oder nachtheiligen Stimmung für einen Gegenstand gleichsam gelähmt ist, die nöthige Stärke,

seine

seine Vorstellungen zu berichtigen, und der wahren Beschaffenheit der Dinge, die oberflächlichen, wenn gleich berühmten Entscheidungen dogmatischer Schriftsteller nachzusetzen. Eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch dachte man auf nichts sonst, als mit pedantischem Fanatismus dem Aristoteles nachzulallen, die griechischen Dichter mehr oder weniger glücklich nachzuahmen, tausendmahl dieselben Subjekte, Charaktere, und die uns ganz und gar unangemessenen und gleichgültigen Greuel der griechischen Tragödien zu wiederhohlen. Von ihm bis auf Horaz, seinem treuen Interpreten, und von diesem bis auf Addison, Boileau, Voltgire, Gravina und seinen unsterblichen Schüler *) schöpften alle aus derselben Quelle, und durchgehends galten nur diejenigen Werke, die nach dem Muster und im Geist der griechischen Modelle verfertiget waren, für ächt tragisch. Aeußerst auffallend aber bleibt es immer, wie so scharfsinnige und gelehrte Männer annehmen konnten: die Kunst sey gleich in ihrer Geburt vollkommen gewesen; da doch Vollkommenheit immer nur das Werk der Zeit ist; die Aeschylus, Sophokles und Euripides hätten, kurz nach der Entstehung der Tragödie, alle möglichen Combinationen dieses Schauspiels erschöpft, und Melpomene könne nicht anders, auf eine ihr würdige Art, auf der Bühne erscheinen, als mit der Giftschaale in der Hand, oder mit einem blutriefenden Dolch unter einem barbarischen

und

*) Metastasio.

und furchtbaren Geleit unmenſchlicher Mordthaten und wilder Verbrechen. Es iſt kaum zu begreifen, wie man ſich einfallen laſſen konnte, das eigentliche Element der Tragödie auf die enge Sphäre großer Perſonen, Helden und Monarchen einzuſchränken, und dieſen allein das Erhabene und Große im Laſter und in der Tugend, die Stärke der Geſinnungen, die Zartheit des Gefühls und den wilden Wahnſinn der Leidenſchaften zuzueignen, gleichſam als ob Unglücksfälle, Glückswechſel, Leiden und beweinenswürdige Irrthümer nicht das allgemeine Erbtheil der Menſchen wären, noch in Allen gleichartige Bewegungen erregten; als ob grauſame Ungerechtigkeiten, die mishandelte Unſchuld, die unterdrückte Tugend, traurige und ſchreckliche Zufälle und Kataſtrophen nicht im Allgemeinen unter ähnlichen Umſtänden gleiche Verzweiflung, Mitleid oder Schrecken erregten, oder die Sprache der Leidenſchaften nicht in dem ganzen Menſchengeſchlecht charakteriſtiſche und gleichförmige Accente hätte, und Dichter genöthigt wären, zu privilegirten Gattungen handelnder für die tragiſche Bühne ausgeſchiedner Perſonen ihre Zuflucht zu nehmen. *) Welch eine ſonderbare Grille, daß man in dieſer drama-

*) So ſagt Ariſtoteles im 13. Kap. ſeiner Poetik da, wo er von der Hauptperſon ſpricht, die der eigentliche Gegenſtand des Trauerſpiels iſt: Ετι δε τουτος ὁ μητε αρετη διαφερων και δικαιοσυνη μητε δια κακιαν και μοχθηριαν μεταβαλλων εις την δυστυχιαν, αλλα δι ἁμαρτιαν τινα των εν μεγαλη δοξη ὀντων και ευτυχια: διον Οιδιπους και Θυεστης etc.

dramatiſchen Gattung nur Griechiſche, Römiſche, Perſiſche, Türkiſche, Arabiſche, Chineſiſche u. d. gl. Materialien ſollte bearbeiten dürfen; daß man immer nur den tragiſchen Muſtern eines alten Volkes nachtreten müßte, ohne den Gedanken wagen zu dürfen, eine eigne nationale tragiſche Bühne zu errichten. Wie ſonderbar, daß man noch immer fortfährt, ſich in dem engen Kreiſe einiger wenigen Plane, Situationen, Motiven, Ausgänge herumzudrehen, daß man nichts als Monarchen aufführt, die ſich immer durch dieſelben Attribute ankündigen, faſt alle Eine Sprache führen, faſt alle einerley Phyſiognomie und Charakter haben, dieſelben trotzigen, übermüthigen Geſinnungen hegen, und immer mit einem langen Schweif von Garden und Trabanten auftreten, gleich als ob dieſer Apparat von Gewalt und Schrecken ein nothwendiges Unterſcheidungszeichen ihrer Würde, und die königl. Majeſtät in nichts von dem grauſamen und feigen aſiatiſchen Despotismus verſchieden ſey. Wie ſonderbar endlich, daß, während das Trauerſpiel in ſeiner erſten verfeinerten Geſtalt zugleich (ſo wie dieß allenthalben geſchehen ſollte) dem öffentlichen Unterricht und dem Vergnügen gewidmet war, die neuern Dichter ſichs ſo angelegen ſeyn laſſen, ſchimmernde und prunkende Romanentugenden zu ſchildern, die entweder dieſen Nahmen gar nicht verdienen, oder doch das Eigenthum einer Gattung Weſen von einer der unſrigen ganz unähnlichen Beſchaffenheit des Geiſtes zu ſeyn ſcheinen; daß ſie ſich ſo ſehr in prächtigen, aber oft idealiſchen Gemälden gefallen,

die

die nur einen schwachen und vorübergehenden Einfluß in das bürgerliche Leben haben können, weil die Menschen im Durchschnitt nicht fähig sind, Lehren zu benutzen, die keinen oder nur einen sehr entfernten Bezug auf sie haben, noch sich in Situationen zu versetzen, und Theil an Wesen zu nehmen, deren Lage, Verhältnisse u. s. w. so durchaus von den ihrigen verschieden sind. Anstatt also für seine eigene Nation zu schreiben, anstatt sich an den grossen Theil des Volks zu wenden, um ihn von traurigen Irrthümern und Lastern, die den Frieden und die Ordnung der Gesellschaft stören, zu befreyen; anstatt mit der unwiderstehlichen Evidenz der gemeinen praktischen Wahrheit und mit dem Enthusiasmus der rührenden und erschütternden Beredtsamkeit die traurigen und furchtbaren Folgen der ausschweifenden Leidenschaften in allen Volksklassen zu schildern, und so das Theater wirklich in eine wirksame Schule öffentlichen Unterrichts zu verwandeln, schreibt und spricht der tragische Dichter für eine äußerst geringe Anzahl Personen, die sich das Recht anmaßen, die Produkte der tragischen Muse nach dem Maaße des Vergnügens oder der langen Weile, die sie ihnen gewähren, oder nach dem Verhältniß, als in ihnen gewisse angenommene Geschmacksregeln beobachtet oder übertreten sind, zu preisen oder herabzuwürdigen, ohne dabey die geringste Rücksicht auf öffentlichen oder Privatnutzen zu nehmen. Man führt Helden auf, und ihre Sprache wird kaum von wenigen verstanden, die selbst keine Helden und sogar weit entfernt sind, je

welche

welche zu werden. Man trägt tausendmahl behandelte Szenen unmenschlicher Verbrechen gekrönter Häupter, Fürsten und anderer großen Personen für ein Parterr zur Schau, das es längst müde und überdrüßig ist, für nichts und wieder nichts zu staunen oder zu beben, und vor schändlichen Ausschweifungen zu schaudern, die zum Theil geradezu mit den jetzt herrschenden Vorurtheilen, Sitten und Lastern im Widerspruch stehen, die Menschen voraussetzen, die zum Glück äußerst selten moralische Ungeheuer sind, die vor mehrern tausend Jahren lebten, außer allem Bezug mit uns stehen, und durch nichts interessiren, und zu nichts gut sind, als in den Gemüthern einiger Zuschauer eine unangenehme und unnütze Rührung zu erwekken, die kaum so lange dauert, als die Täuschung der theatralischen Vorstellung. Jene Dichter, die zuerst einen Oedipus auf die Szene brachten, der seinen eignen Vater Lajus ermordet und der Gemahl seiner eignen Mutter Jocasta wird — einen Agamemnon, der das Opfer seiner eignen Tochter Iphigenia verstattet — einen muttermörderischen Orest, eine blutschänderische Phädra, und andere ähnliche Urheber von Verbrechen, die Ekel und Abscheu erwecken — diese Dichter fehlten selbst schon vielleicht darin, daß sie in der Wahl dieser und anderer Personen und Begebenheiten das bloß Schreckliche mit dem Abscheulichen verwechselten, allein sie schrieben doch wirklich für ihre Nation, die in Beziehung mit den vorgestellten Personen stand, und die Tragödie erreichte unter ihrer Leitung den

natürlichen Zweck der dramatischen Poesie, die Ideen des Moralischschönen, des Anständigen, des Gefälligen und Nützlichen unter der Menge zu entwikkeln und zu nähren; sie bestärkte auf eine wunderbare Weise in den Gemüthern die Achtung für die religiösen Begriffe jener Zeiten, die, so widersinnig und ausschweifend sie zum Theil waren, doch der Politik gute Dienste leisteten, und in den Bürgern oder Theilnehmern der Souveränität dasjenige, was sie für anständige Denkungsart freyer Männer hielten und priesen, den Haß gegen die Tyranney, die sie mit der königlichen Würde verwechselten, und die abgöttische Verehrung der republikanischen Regierungsform! Jetzt, wo die veränderte Denkungsart und Lebensweise, der verschiedene Geist der Regierungen, der Erziehung, des Gottesdienstes, und viele andere Prinzipien, die Völker so mannichfaltig modificirt haben, daß, mit wenigen Ausnahmen, in den jetztbestehenden politischen Constitutionen alle Aehnlichkeit mit den alten griechischen Staaten, in Rücksicht auf jene großen republikanischen Angelegenheiten, verschwunden, und an die Stelle jener wilden Vaterlandsliebe und des thörichten Fanatismus einer stürmischen Freyheit, das Privatinteresse zu erwerben und zu genießen getreten ist; jetzt muß auch der tragische Dichter, wenigstens in den meisten Fällen, den tausendmahl wiederhohlten und nachgeahmten Darstellungen der erwähnten Gegenstände, der Vater- Mutter = Meuchelmorde, der blutschänderischen Intriguen, die rührenden und schrecklichen Gemälde

vor-

vorziehen; die das bürgerliche Leben in groſser Anzahl darbietet. Anſtatt Zeit und Mühe zu verſchwenden, um die dürren Skelette alter Koloſſen wieder zu beſeelen, die dem gegenwärtigen Geſchlechte der Menſchen durchaus unähnlich ſind, und in der That auſser allem Verhältniß zu uns ſtehen, ſollte der tragiſche Dichter vielmehr mit philoſophiſchem Blick die Natur um ihn her voll Leben und Kraft betrachten. Wie oft wird ſein fühlbares Herz bey dem Anblick der zahlloſen Uebel und ſchrecklichen Unordnungen in der bürgerlichen Geſellſchaft zum Mitleid oder zu edlem Unwillen bewegt werden, er mag ſich unter den verſchiedenen Klaſſen der Städter, oder unter den zu ſehr vernachläſſigten und oft ganz verkannten Bewohnern des Landes und der Gebirge umſehen! Wenn ſein Genie dann, erwärmt von der Liebe zu ſeinen Brüdern, geleitet von der Hand der Wahrheit, in ſeine Schilderuugen die Beredtſamkeit der Empfindung, dieſe Seele der tragiſchen Kunſt, überträgt, welch ein intereſſantes Schauſpiel wird er dann nicht vor den Augen des Volks, der Geſetzgeber und Staatskundigen aufſtellen; ein Schauſpiel voll Belehrung, voll Unterhaltung und nicht unnütz vergoſsener Thränen! Dieß iſt in Rückſicht auf wahren Nutzen doch etwas ganz anders, als einem Volk, das nicht der geringſten Theilnahme daran fähig iſt, den längſt vergeſſenen Untergang eines alten Tyrannen, den Umſturz eines Throns, die Eroberung eines andern, die durch Verheerungen, Blut und barbariſche Unternehmungen veränderte Conſtitution eines Staates vorzuſtellen! Die

Bilder, die ſolche Handlungen darbieten, mögen noch ſo prächtig, noch ſo voll heroiſcher Würde ſeyn; im Guten und im Schlimmen mögen die Charaktere und Geſinnungen die ganze Erhabenheit, Majeſtät, Energie beſitzen, die Perſonen vom höchſten Range und dem angeblichen Weſen des Trauerſpiels angemeſſen ſind; immer wird doch die erhabene Einfalt der Natur tiefer eingreifen, nützlicher rühren und ſo weit den Vorzug vor dem blendenden Schimmer und der geſchminkten Pracht der Kunſt verdienen! Welcher Bürger unſerer neuen Staaten wird (wenn er gleich die beſten Trauerſpiele eines Racine, Corneille, Crebillon, Voltaire und, nach dem Urtheile Vieler, das beſte italieniſche Trauerſpiel, die Merope von Maffei, kennt) bey der Vorſtellung des Hausvaters, des Beverley, der Clariſſe, des falſchen Freundes, Jennevals, des Dürftigen u. ſ. w. dieſen intereſſanten Szenen nicht mit ungleich ſtärkerm Entzücken Beyfall zuklatſchen, und, hingeriſſen von der Evidenz des moraliſchen Zwecks und des unmittelbaren allgemeinen Nutzens, nicht aus innigem Gefühl ſagen: Seht das ſind Schauſpiele, die es wirklich verdienen, unſern Söhnen, unſern Weibern, unſern Verwandten, den Weltleuten, der unvorſichtigen und leichtgläubigen Jugend, den verſchwenderiſchen Reichen, die ſo oft durch den Ueberfluß verhärtet und verdorben werden, mit einem Wort, allen Ständen, Altern u. d. g. vorgeſtellt zu werden, da ſie wahre Gemälde von Unfällen, Irrthümern und Pflichten, wie ſie in den jetzigen Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaft

paſſen

passen, enthalten. In diesen kann Jeder, in jedem Fall, Richter über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit seyn, und sich sehr oft darin, als interessirter Theil, erkennen; jeder ist fähig, gewöhnliche Charaktere, die ein natürliches Betragen beobachten, kennen zu lernen; jedermann versteht ihre Sprache, und kann die Lehren und Beyspiele zu seinen Nutzen verwenden. Müßen nicht Eindrücke von Gegenständen, die innerhalb unserm Gesichtskreise liegen und uns ganz nah angehen, tiefer in das Gemüth eindringen, und treue Darstellungen unserer Sitten und Pflichten auf dem Wege der Empfindung das Herz weit lebhafter erschüttern als jene, die einer Reihe von Wesen zukommen, deren Beschaffenheit zu hoch und fern von der unsrigen ist? Auf diese Weise wird der Dichter wiederum Rathgeber und Beförderer des allgemeinen Wohls; auf diese Weise setzt er das poetische Talent wieder in seine ächte Würde ein, und giebt dem Theater das wahrhaft erhabene Verdienst, im Nothfall die Regenten der Völker und Staaten über gewisse Fehler der Verwaltung, die den bestgesinnten Vätern des Volks oft auf eine höchst schändliche Weise verheimlicht werden, über die schlecht erkannten Folgen gewisser Einrichtungen oder Plane für die öffentliche Erziehung, Rechtspflege, Finanzen oder andere gleich wichtige Gegenstände zu belehren, kurz auf die Verbesserung der Gesetze und die Unterstützung zweckmäßiger Anordnungen zur Reinigung der Sitten den kräftigsten Einfluß zu erlangen. Welch eine neue und reiche Quelle anziehender Vergnügungen

für das Volk, welch eine Schule nützlicher Moral, die, durch das Gefühl eingeflößt, nothwendig in zarten Herzen keimen und gedeihen muß; welch ein vergrößerter Schatz von Reichthümern für die Kunſt! Was vermöchte die Tragödie, auf dieſe Form und zu dieſer Beſtimmung zurückgebracht, nicht? Sie vermag alles das, was die Eingebungen der Grauſamkeit und des Stolzes bey den Griechen, in Rückſicht auf die beſtehenden politiſchen Verfaſſungen, wirkte, und nicht mehr durch dieſelben Gegenſtände und durch ihre für uns fehlerhafte Form wirken kann; denn welche Verſchiedenheit herrſcht nicht zwiſchen ihren und unſern Lagen, Gewohnheiten, Einſichten? Und mehr noch vermag ſie, als ſelbſt die alte Tragödie; ſelbſt das, was jene durch Vorurtheil verdunkelte, und was doch das wichtigſte von allem iſt, nemlich die Verbreitung einer allgemeinen Liebe für unſre Mitmenſchen und die bürgerlichen Pflichten durch Mitleid oder Schrekken, oder auch durch bloßes Mitleid, und zwar auf eine Art, die wirkſamer iſt, als jede andere, weil es keine giebt, die mehr als das ſo geleitete Theater im Stande wäre, die Willensneigungen der Individuen zu Einem gemeinſchaftlichen Zweck, die Mitwirkung zu einer allgemeinen Harmonie zu vereinigen.

Kunſtrichter, die von Vourtheilen geleitet, und von Gewohnheit und Autorität an freyer Prüfung gehindert werden; die ſich einmahl eine ſchiefe Vorſtellung von der Vollkommenheit dieſer Gattung dramatiſcher Poeſie in den Kopf geſetzt haben, erkühnen ſich den

Macht-

Machtspruch zu thun, das Trauerspiel sey ausschließend für Könige und Helden bestimmt, und es sey eben so widersinnig, diesen den Soccus, als Bürgern und Kaufleuten den Kothurn anzuziehen. Allein, woher weiß man denn, daß Könige und Helden allein fähig sind, Schrecken und Mitleid zu erregen? Erhalten etwan die traurigen und schrecklichen Situationen, die allen Ständen eigen sind, nur durch sie allein eine Beziehung auf das menschliche Herz, die fähig ist es zu rühren oder zu schrecken? So hinge wohl gar das tragische Interesse von dem Stande der handelnden Personen von der griechischen, römischen, türkischen ꝛc. Kleidertracht, von dem Umstand ab, ob diese einen königlichen Talar oder einen Sklavenmantel trügen, eine Krone, ein mit Federn besetztes Casket, einen mit Edelgesteinen gezierten Turban, oder einen schlichten schmucklosen Huth; Schuhe, die die Personen größer machen, wie der Kothurn, oder Sokken und Pantoffeln? Ich gebe zu, daß es sich nicht schickt, Helden und Könige auf die komische Szene zu bringen, weil sie dadurch herabgewürdigt und in einen Widerspruch des Charakters gesetzt werden würden, der den gesunden Menschenverstand beleidigt; wie könnten aber Schilderungen, die sich auf alle Stände und Lagen des bürgerlichen Lebens erstrecken, die fähig sind, ein fühlbares Herz zu rühren, und, mit Wahrheit und Energie, die Unglücksfälle von unsers Gleichen, die traurigen und schrecklichen Folgen der Laster, die rührenden Todeskämpfe der verrathenen und unterdrückten Tu-

gend oder die entzückende Freude ſchildern, die ihre ſchweren Siege koſten, ſo ſchwer für den Menſchen, der ihr, troz der Dürftigkeit, troz Verfolgungen und dem drohenden Tode treu bleiben will; ſchwerer noch für den Mann, der zu ihrer glorreichen Fahne zurückgebracht werden ſoll — wie könnten ſolche Gemählde, die den Verirrten nöthigen, einen Blick in ſein Herz zu werfen, über ſich ſelbſt nachzudenken, und ſeine Kräfte aufzubieten, die Rückkehr zur Tugend, ſo lange ſie noch möglich iſt zu verſuchen, — wie könnte alles dieß die Würde der Tragödie verringern, oder vielmehr, worin könnte dieſe Würde ſonſt beſtehen, als eben hierin? Man ſezt das Weſen der tragiſchen Gattung darein, daß es den Zuſchauer rühre und in Schrecken ſeze, ſo wie das Komiſche ihn in eine fröhliche Stimmung bringen und lachen machen ſoll; allein ich ſehe nicht, warum nicht bisweilen das Mitleid allein ausreichen ſollte, den ganzen tragiſchen Effekt zu bewirken? Sehen wir nicht, daß dieß in vielen Stücken, z. B. in den beyden Freunden von Beaumarchais, wirklich der Fall iſt? Was fehlt der Clariſſe, dem Jenneval, dem Beverley, um Mitleid und Schrecken zu erwecken? jenes Schrecken nehmlich, das hinreicht, das Herz mit einem wahrſcheinlichen Gewinn zu bewegen, aber nicht durch heftige, äußerſt ſchmerzhafte Erſchütterungen, und was das ſchlimmſte iſt, meiſt ganz unnüzer Weiſe, zu martern und zu verwunden. Ich fodere die Gegner zum Verſuch auf, wenn anders ihre Seelen nicht für den Zugang des Gefühls verſchloſſen ſind; ſo wie jener alte Philoſoph ſeinen Gegner, der die Exiſtenz

der

der Bewegung läugnete, zum Gehen aufforderte. Sie sollen einmahl Vorstellungen solcher Stücke beywohnen, und wenn sie es nur über sich gewinnen, ihre wahre Empfindung nicht abzuläugnen, so werden sie sicher gestehen müssen, daß der tragische Geist vollkommen in ihnen erhalten ist, und daß die der Gattung eignen Leidenschaften mit einer weit natürlichern Oekonomie, und überdieß zu bessern Zwecken darin behandelt sind, als in den meisten für ächt erkannten Trauerspielen. Statt also sie mit dem unverdienten Nahmen Ungeheuer zu belegen und zu verwerfen, verlangt die Vernunft vielmehr, sie als neue Modification der Gattung anzuerkennen, und dem von dem angeblich feinen Geschmack als ausgemachte Wahrheit angenommenen Vorurtheil zu entsagen, daß die Griechen, zugleich Erfinder und Vervollkommner der dramatischen Kunst, die künftigen Dichter aller Nationen in die unvermeidliche Nothwendigkeit in ihre Fußtapfen zu treten versetzt, und ihren ganzen Ruhm darauf eingeschränkt hätten, ihnen nachzueifern, indem sie nemlich versuchten, den von den Alten verfertigten und vorgestellten Mustern so nah als möglich zu kommen. Horaz trug diese Meinung den Pisonen als ein ausgemachtes Gesetz vor:

— — — vos exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.

und Pope, einer von den achtungswürdigsten, zugleich aber auch abergläubischsten Anbetern der Griechen, thut ohne das mindeste Bedenken den Ausspruch, daß uns kein ander Mittel übrig bleibe,

unſern Werken einen wahren Werth zu geben, als die Nachahmung der Alten: All that is left us, is to recommend our productions by the imitation of the ancients. Die Bewunderung, die Tochter der Unwiſſenheit, die ſich oft mit dem Enthuſiasmus verbindet, erzeugte dieſes Vorurtheil. Hiezu kam die pedantiſche Kritik, die die Kunſt in enge Schranken einſchloß, und den Ausſpruch der Opinion, von den groben ſinnlichen Eindrücken unterſtützt, zu Grundſätzen erhob; und dieß iſt fürwahr keine der kleinſten Schwierigkeiten, die das erfinderiſche Genie beſiegen muß, um neue Combinationen zu bilden, und die Grade der menſchlichen Perfectibilität und den Einfluß oder die Wirkung der Künſte zu erweitern. Ich geſtehe offenherzig, daß wenn man den größten Theil der neuen theatraliſchen Produkte, die unter dem Titel Bürgerlicher Trauerſpiele (Tragedie cittadineſche ovvero civiche) erſcheinen, prüft, ſie wirklich den Nahmen von Ungeheuern verdienen. Das Erhabene iſt in ihnen mit dem Abentheuerlichen, dem Ueberladenen und Biſarren verbunden, in den Szenen herrſcht eine wilde Unordnung, das Intereſſe iſt getheilt, die Einheit des Orts und gewöhnlich auch die Einheit der Handlung verletzt, eine langweilige, weinerliche Declamation, dunkle und verwickelte Intriguen, gezwungene oder ſchwache Kataſtrophen, und noch mehr andere Fehler, die ſie in der That häßlich und ungeſtalt machen. Allein das darf man nicht für die innere Natur der Gattung überhaupt nehmen, ſondern es

ent-

entspringt einzig aus der Ungeschicktheit derer, die sie nicht anders, als unter einer monströsen Form darstellen können.

II.

Aus dem bisher gesagten erhellt unwidersprechlich, daß die Tragödie zwar die lebhafte Darstellung einer großen, erhabenen, außerordentlichen Handlung seyn kann, und dieß entweder durch sich selbst, wenn der Gegenstand, den sie betrift, diese Charaktere selbst an sich trägt, wie der Sturz eines Tyrannen, die Wiedererlangung oder Eroberung eines Thrones, die erhabene Vertheidigung der Freyheit des Vaterlandes, oder eine kühne Verschwörung sie zu unterdrücken u. s. w. oder sie wird es in Bezug auf den Stand und die Eigenschaften der Personen, die sie ausführen, oder gegen die sie gerichtet ist, als da sind Könige, Fürsten, Helden. Sie kann aber auch die lebhafte Darstellung irgend einer Handlung aus dem bürgerlichen Leben seyn, in der weder die Hauptperson noch die übrigen handelnden Personen über die Sphäre des Privatlebens emporragen, wenn sie nur sonst geschickt ist, das Herz der Zuschauer auf eine kräftige Weise, wenigstens mit dem ersten der beyden großen bewegenden Prinzipien des tragischen Interesse, dem Mitleiden und der Furcht, zu rühren. Unter diese Klasse gehöret das Sujet der Sittenschule von Falbaire von Quingey, wo ein schlechter Ehegatte und schändlicher

Va-

Vater in einer unerwarteten und schrecklichen Katastrophe durch die Hand eines Sohnes umkömmt, der durch sein Beyspiel verführt worden, die Laufbahn seiner schändlichen Ausschweifungen zu betreten. Dahin gehört das Sujet des englischen Spielers von Saurin, wo das Laster auf eine gleich schreckliche, rührende und lehrreiche Weise gestraft wird — das vom französischen Barnevelt von Mercier, wo ein Jüngling der Sklave der Reize einer arglistigen Schönen ist, die er herzlich liebt, und so abgöttisch anbetet, daß er auf dem Punkt steht, auf ihr Andringen, einen Meuchelmord zu begehen, doch aber im Innern seines Herzens noch so viel Tugend erhalten hat, daß sie ihm, in dieser so schrecklichen und bedaurungswürdigen Lage, den Arm zu fesseln und ihn aus einem Abgrund zu retten vermag, in den er als Opfer seiner eignen Schwäche zu stürzen im Begriff stand.

Wenn man die Tragödie unter dem ersten Gesichtspunkt betrachtet, so ist sie durch den Zusatz der heroischen hinreichend genug ausgezeichnet, indem nemlich eine Miene von Grandezza, von Kraft, von nicht gemeinem Muth, und selbst von Heroismus, den Geist der Handlung und den Charakter der handelnden Personen bezeichnen muß, diese mögen nun tugendhaft oder Anhänger des Lasters seyn, doch so, daß sie nicht allein Schrecken, oder allein Bewunderung erregen (wie die Epopoe durch die letztere, die ihr eigenthümlicher Zweck ist, zu thun pflegt) sondern so, daß sie zugleich die heftigen Erschütterungen der erstern und die süßen

Schau-

Schauer der letztern erregen. Unter dem andern Geſichtspunkt betrachtet, iſt ſie hinlänglich durch den Zuſatz bürgerliche bezeichnet, als diejenige, die die Tugenden oder Laſter, die guten oder böſen Handlungen, die unglücklichen Schwachheiten, die Plane, die harten und ſchrecklichen Unfälle der Privatſtände darſtellt, um das Herz durch dieſelben Leidenſchaften, wie jene, zu bewegen.

Das Luſtſpiel iſt die lebendige Darſtellung nicht aller Laſter oder Schwachheiten ohne Unterſchied, wie eine Menge Schriftſteller behaupten, ſondern blos ſolcher Laſter und Schwachheiten, die Lachen oder Verachtung erwecken; und das Objekt muß aus irgend einer Klaſſe von Perſonen der bürgerlichen Geſellſchaft genommen, nicht aber darf es ein beſtimmtes Individuum ſeyn. Dieß letztere iſt das Ziel der Satyre, die von den Griechen gewöhnlich mit dem Luſtſpiel, wenigſtens mit der Gattung, die die alte Comödie heißt, vermiſcht wurde. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir ſcheinen die gewöhnlichen Definitionen nur einen ſehr unvollſtändigen und unbeſtimmten Begriff zu geben. So nennt z. B. Cicero, und mehrere nach ihm, das Luſtſpiel, eine Nachahmung des Lebens, einen Sittenſpiegel, ein Bild der Wahrheit: Comoedia imitatio vitae, ſpeculum conſuetudinis, imago veritatis. Nach der Verſicherung Donats hieß ſie bey den Griechen gemeiniglich, ein Schauſpiel über Privat- und bürgerliche Vorfälle, die nicht ſchmerzhaft noch traurig ſind: Κωμωδια εστι ιδιωτικων και πολιτικων πραγματων ακινδυνος περιοχη.

περιοχη. Auf dieſe Weiſe iſt ſie weder von dem bloßen gemeinen Dialog, noch von dem moraliſchen Lehrgedicht unterſchieden. Es wird demnach, meiner Meinung nach, zu einer guten Definition noch etwas mehr erfordert, und das iſt, daß das Luſtſpiel ſich mit der Nachahmung ſolcher geſelligen Fehler und Gebrechen beſchäftige, die nicht häßlich und empörend ſind, (vizi ſociali che non abbiano in loro nulla d'odioso) aber wohl den, an welchem ſie ſich finden, verächtlich machen, und jenen glücklichen Contraſt mit den Vollkommenheiten und Tugenden hervorbringen, der auf eine ungezwungene Weiſe Lachen erregt, und folglich intereſſirt und ergötzt. Gegenſtand des heroiſchen Trauerſpiels iſt jede Angelegenheit, die eine ganze Nation oder einen Fürſten oder ſonſt eine Perſon von hohen Rang betrift, und da die Leidenſchaften der Großen ſich gewöhnlich auf eine geräuſchvolle Art äußern, und ihren Wirkungen den Charakter von Größe und Gewalt eindrükken, die ſehr häufig den Schwachen, wenn gleich Tugendhaften und Gerechten, unterdrückt; da der Ehrgeiz, die Gewaltthätigkeit, die Rachſucht, der Stolz, die Tyranney, der Patriotismus, die Freyheit und Liebe ſelbſt, die Quelle furchtbarer und trauriger Begebenheiten, Empörungen Revolutionen, Leiden und Ermordungen werden, ſo iſt ihr Zweck natürlich bey dem Zuſchauer Furcht oder Mitleid zu erregen. In jeder Lage des bürgerlichen Lebens kann der Menſch glänzende Beweiſe von Großmuth, Standhaftigkeit und ungemeiner Tugend, ſo wie verabſcheuungswürdige Beyſpiele

spiele von Lastern, grausame Ursachen von Elend, fürchterliche Unordnungen u. d. g. geben, er kann bey den größten Gefahren, bey den niederschlagendsten Begebenheiten, in den kritischsten Lagen, der zügellosesten Bosheit, zum Trotz, außerordentliche Kräfte zeigen. Seine Leidenschaften können den höchsten Grad erreichen, doch müssen sie rührende Theilnahme oder ängstliche Beklemmung erregen, denn der bloße Grad der Heftigkeit der Leidenschaft ist nicht hinreichend sie tragisch zu machen, sonst würde das Toben des Geizigen, dem man seine Schatulle entwendet, tragisch seyn, so wie das ganz ähnliche Betragen und die Verzweiflung Achills, dem man die schöne Briseis, oder des Philoktetes, dem man die Pfeile des Herkules geraubt hat. Alles das giebt der tragischen Muse im bürgerlichen Gewand überflüßigen Stoff. Endlich liegt eine reiche Fundgrube der komischen Gattung in den Irrthümern, Fehlern und Lastern der Privatpersonen, die von der verschiedenen Erziehung und von den verschiedenen eignen Manieren der geselligen Ungleichheit verschiedentlich motificirt und schattirt werden, darin aber doch sämmtlich übereinkommen, daß sie Verachtung und Gelächter, nicht aber Verabscheuung oder Haß erregen: ja unter gewissen Gesichtspunkten und in gewissen Arten der Darstellung kann eine und dieselbe Leidenschaft, Schwäche und Laster, dem Cothurn und dem Soccus angehören. Der Betrug erscheint unter einer komischen Gestalt in Molieres Tartüffe und unter einer tragischen in Shakspears Glocester. So verbreitet

breitet Harpagon im Geizigen ein durchaus komisches Licht über eine verliebte Intrigue, die, obgleich durch dieselben Kunstgriffe durchgeführt, in Racines Mithridat ganz tragisch ist.

Nachdem wir auf diese Weise die natürlichen Kennzeichen dieser drey Gattungen der dramatischen Poesie angegeben haben, worauf allein eine fruchtbare Vergleichung derselben unter einander gebaut werden kann, so wollen wir die philosophische Untersuchung weiter fortsetzen und zu den charakterischen Vorzügen und Nachtheilen fortgehen, die das bürgerliche Trauerspiel, verglichen mit dem heroischen Trauerspiel oder dem Lustspiel, oder mit beyden zugleich, auszeichnen.

Der erste Punkt, in dem das Drama dem heroischen Trauerspiel nachsteht, und das was es mit dem Lustspiel gemein hat, ist der Mangel an Pomp und prächtigen Decorationen. Diese Wahrheit leidet keinen Zweifel, wir mögen auf das Theater oder auf die Schauspieler sehen. Man durchlaufe das alte und neue Theater, man wähle aus den noch vorhandenen zahlreichen Trauerspielen von Sophokles, Euripides, oder aus der tragischen Bühne Frankreichs, Englands, Italiens und jeder andern cultivirten Nation irgend ein Stück, und man wird sehen, daß so einfach und mager es auch in diesem Betracht seyn mag (wenn anders dieß sich von irgend einem griechischen Trauerspiel sagen läßt) es dennoch in Vergleich mit irgend einem vorhandenen oder überhaupt möglichen noch so verzierten bürgerlichen Trauerspiel immer bey weitem

ten den Vorrang erhalten wird. Der Ort der Vorstellung wurde mit einem griechischen Wort Theater (von θεαομαι ich schaue, betrachte) genannt, um seine unmittelbare Beziehung auf den Sinn des Gesichts anzudeuten. Und wirklich ist die erste Idee, die dieses Wort erregt, die eines Apparats von Gegenständen, die der Beschaffenheit, dem Ort, und den übrigen Eigenschaften der Handlung, die dargestellt werden soll, angemessen sind, und da es die Obliegenheit der nachahmenden Kunst ist, sie so zu verstecken, daß sie ohne Ahndung von Täuschung mit der Natur selbst verwechselt werde, so heben die Szenen durch ihre Formen und Verzierungen und die Schauspieler durch ihre Kleidungen die Täuschung an, und unterstützen sie so, daß sie durch die Augen in die Seele übergeht, ohne welche jeder theatralische Effekt leer und unschmackhaft ist. Die durch die magischen Eindrücke auf die Sinnlichkeit glücklich getäuschte Phantasie betrachtet die nachgeahmten Gegenstände als wären es die wahren, sie wandelt unter ihnen umher, bewundert, betrachtet, oder wenn sie gestört wird, so flieht und verwirft sie dieselben. In Uebereinstimmung mit ihr öffnet sich das Herz mit der größten Leichtigkeit jeder Art von Leidenschaft, es klopft für Furcht, oder zerschmilzt für Mitleid; und wie häufig ist nicht der glänzende Beyfall eines Trauerspiels ganz allein die Folge der Pracht und Mannigfaltigkeit der Decorationen, des Genies eines Mahlers, eines Theatermeisters oder Schneiders? Gleich beym Aufziehn des Vorhangs bereitet schon die entstehende

Bewunderung den Triumph der Kunst vor. Die Neuheit und Pracht der Scene, die prächtigen Kleider der Personen, das Ansehn von Majestät und Größe, das die Verzierungen und Embleme des Orts der Handlung athmen, kurz jeder Kunstgriff, der die sogenannte theatralische Betrügerey (furberia della scena) ausmacht, bemächtigt sich bald der Phantasie des Zuschauers und leitet sie nach der Willkühr des Dichters. Von dem Zauber des Schauspiels gefesselt, vergißt er seine eigene Lage, er weiß nicht mehr, daß er in einem Theater erdichteten Begebenheiten beywohnt, und daß, außer der Nachahmung, nichts wahr und wirklich vorhanden ist. Ja ich darf noch hinzusetzen: der Zauber, der sich der Seele des von den Verzierungen und Decorationen der Scene gefesselten Volkes bemächtigt, ist oft so groß und anhaltend, daß es selbst durch die Veränderungen der Scene beym Uebergang von einem Akt zum andern, und selbst durch die häufigen und bey der armseligen Enge unserer neuen Theater unvermeidlichen Veränderungen während eines Aktes nicht beleidigt wird. Städte, Palläste, Gefängnisse, Tempel kommen und verschwinden, so wie man eine Anzahl bemahlter Wände schnell aufzieht oder fallen läßt, und niemand nimmt Anstoß daran; ja man verzeiht es sogar, wenn diese Wände sich bisweilen im Steigen oder Fallen mitten in der Luft verwickeln, und ein ungeheures Zusammentreffen unvereinbarer Gegenstände auf derselben Linie hervorbringen. Man bemerkt nicht, daß man, ohne sich einen Fingerbreit bewegt zu haben, sogleich an andern ganz

verschie-

verſchiedenen und entfernten Orten ſich befindet; eine Unſchicklichkeit, die allein hinreichen ſollte, die Sinne und die Phantaſie zu empören, alle Wahrſcheinlichkeit hinwegzunehmen, und die theatraliſche Täuſchung in Einem Nu zu zernichten. Die Alten, die bald einſahen, welchen Eindruck die Größe und Pracht des Schauſpiels auf den großen Haufen macht, ließen es in dieſem Stücke an nichts fehlen. Plutarch erzählt, die Athenienſer hätten darauf mehr Geld verwendet, als auf die Vertheidigung ihrer Freyheit gegen die Barbaren, und Demoſthenes verſichert, allein die Feyer der Bacchanalien habe ihnen mehr gekoſtet, als die Ausrüſtung einer Flotte. (Αθηναιοις τα διονυσια τοσαυτ' αναλισκον ὁσα ουδ' εις ἑνα των αποστολων.) Maſchinen, die das Rollen des Donners nachahmten, die Götter aus dem Himmel oder aus der Unterwelt herbeyführten, oder die Schatten der Todten erſcheinen ließen; Zierrathen aller Art, wo ſie in der Materie die Seltenheit und den Reichthum und in der Bearbeitung die Vortreflichkeit der einheimiſchen und fremden Kunſt zur Schau legten, ein ſo geräumiger Umfang der Scene, daß ſie außer den beſondern Verzierungen, die ſich auf die Handlung bezogen, und den noch ungeheurern, den ein grenzenloſer Luxus hier mit Verſchwendung wetteifernd auslegte, oft zwiſchen ihren marmornen Mauern den ganzen Apparat des prachtvollſten Triumphes umfaßte. So hatte das Theater des Marcus Scaurus, um nur Ein Beyſpiel anzuführen, für achtzigtauſend Zuſchauer Raum, und auf der Bühne ſelbſt dreytauſend Statüen und

dreyhundert und ſechzig Säulen. Alles dieſes wirkte auf eine wunderbare Weiſe, Illuſion hervorzubringen und zu erhalten, die im Grunde das erſte Element des theatraliſchen Vergnügens und die erſte Urſache von dem Beyfall iſt, den ein neues Theaterſtück erhält. Eine ſo bewundernswürdige und bey der Armuth unſerer Vorſtellungen faſt unglaubliche Pracht, erzeugte bey dem Volk jene Ekſtaſe, jenes mächtige Erſtaunen, jene Aufwallungen des Enthuſiasmus, jenen Wahnſinn exaltirter Freude, der in jene wüthenden Beyfallsbezeugungen ſich ergoß, die Horaz vielleicht noch nicht poetiſch genug mit dem Rauſchen des garganiſchen Waldes und dem Toben der tuſciſchen Fluthen verglichen hat:

Garganum mugire putes nemus, aut mare Tuſcum;
Tanto cum ſtrepitu ludi ſpectantur et artes,
Divitiaeque peregrinae, quibus oblitus actor
Cum ſtetit in ſcena concurrit dextera laevae.
Dixit adhuc aliquid! Nil ſane. Quid placet ergo?
Lana Tarentino violas imitata veneno.

Denkende Geiſter, die gewöhnt ſind, ſich mit ſich ſelbſt in tiefem Nachdenken zu unterhalten, die nur an ſoliden Ideen ein Wohlgefallen finden, und ſich nur von der nakten und immer ehrwürdigen Wahrheit imponiren laſſen, dringen leicht durch das Leere der ſceniſchen Künſteleyen und rechnen ſichs zum Ruhm, ſie zu kennen und zu verachten; das Theater aber iſt doch mehr für das Volk beſtimmt, als für Geiſter einer höhern Sphäre, und das Volk wird

wird immer bleiben wie es ist, was auch die unbedachten Einfälle derjenigen, die dasselbe in einen Haufen ernster uud strenger Philosophen verwandelt haben möchte, dagegen einwenden kann. Immer werden die Sinne mit übermächtiger Gewalt über seine Seelenkräfte und die Neigungen seines Herzens herrschen. Daher kömmt es, daß auch wir, im Verhältniß der Mittel, die wir anwenden, in unsern Tagen im Theater dieselben Phänomene erfolgen sehn, die Horaz in den seinigen bemerkte; und ich bin durch eigene wiederhohlte Beobachtung überzeugt worden, daß Racinens Meisterstück Athalia, dem Zauber der Decorationen und dem, was man eigentlich Spektakel nennt, keinen geringen Theil seines anhaltenden und übrigens wohlverdienten Beyfalls verdankt. Das prächtige Gewand und die Embleme eines hohen Priesters, die dessen Majestät ins Licht setzen und ihn gleich als das schreckliche Organ eines Gottes ankündigen und verehren lassen — ein Kind auf einem Throne, dem Anmuth und die Freude der Unschuld aus den Augen strahlen, und das von seiner Amme und einer Menge Priester umringt ist; eine wüthende Königinn an der Spitze von Soldaten, die ihnen den grausamen Befehl ertheilt, dieses Kind zu erwürgen; Leviten, die mit Waffen in der Hand herbeyeilen, es zu vertheidigen, alles dieses bildet ein Gemählde, welches die beredte Energie des rührenden und heftigen Styls und die allgemeine Erschütterung der Zuschauer unendlich verstärkt. Auf diese Weise kann die Magie der Decorationen, des

Prunkes und der ganzen Pracht, die dem heroiſchen Trauerſpiel eigen iſt, ihm die Erreichung ſeines moraliſchen Zwecks ſehr erleichtern, ſeine Vorzüge wunderbar hervorheben, und manches ſeiner Gebrechen künſtlich verſtecken. Allein, wenn auch dieſer Zauber keinen andern Einfluß hätte, als daß er das Vergnügen vermehrte und erhöhte, ſo würde das doch immer ein Vorzug bleiben, an dem das bürgerliche Trauerſpiel äußerſt wenig Theil nehmen kann; ja, in Rückſicht auf das bloße Vergnügen, bleibt es, wie wir gleich ſehen werden, ſelbſt weit hinter dem Luſtſpiel zurück. Doch, wenn das bürgerliche Trauerſpiel in dieſem Stück gezwungen iſt zu weichen und nachzuſtehen, ſo kann es ſich demohnerachtet einer Art von Vortheil eben wegen der Einfalt der Kleidung ſeiner handelnden Perſonen rühmen, die nun auch auf eine weit leichtere, ungezwungenere, freyere, und eben deshalb natürlichere, paſſendere Art, und mit ungleich mehr Wahrheit, die Leidenſchaften ausdrücken können. Wer weiß nicht, welchen Einfluß die Bewegung der Hände in die theatraliſche Declamation und vorzüglich auf den Theil derſelben hat, der den Ausdruck der zärtlichen, rührenden und heftigen Leidenſchaften betrift? Um zu erfahren, wie viel die Händeſprache kann und vermag, brauchen wir nicht unſere Zuflucht zu den vielleicht etwas übertriebenen Wundern der alten Pantomime zu nehmen; wir haben täglich Schauſpiele lebender Natur vor Augen, die dem, der Augen zu ſehen und Vermögen zu denken hat, Winke genug geben können. Ein bewegtes Gemüth

müth pflegt durch natürliche Unruhe, auf eine geheimnißvolle, aber kräftige und fühlbare Weise, seine Bewegungen wenigstens an Einem Theile des Körpers zu äußern, und dann spricht es entweder zugleich zu den Augen und zu den Ohren, oder es hat jenen schon alles gesagt, ehe es anfängt die Stimme zu articuliren. Schon die bloße Stellung, die der Schauspieler annimmt, die Bewegung der Arme, der Hände, des Hauptes, und insbesondere die Bewegung der Augen, (die man mit Recht Spiegel der Seele nennt) schon der bloße Gestus, der Empfindungen und Gedanken auf das deutlichste mahlt, bezeichnen den Accent der Leidenschaften mit dem größten Nachdruck, lassen uns tief in das Innere des Gemüths sehen, die mannigfaltigen Gefühle des Schmerzes, der Traurigkeit, der Freude, der Verzweiflung, des Hasses oder der Liebe, von denen es bestürmt wird, errathen, drücken sie oft schneller und besser aus, als durch Worte möglich ist, machen den Rhythmus und die Harmonie des Styls fühlbarer, und legen oft selbst in das Schweigen mehr Bedeutung, Seele und Nachdruck, als die ausgesuchteste Rede haben könnte. Wer sieht nun nicht, wie wenig vortheilhaft, um nicht geradezu zu sagen ungeschickt, für diese freye und natürlichen Bewegungen die königliche und heroische Kleidung ist? Es ist eine alte Gewohnheit, oder richtiger, man betrachtet es als ein Grundgesetz der tragischen Decoration, daß kein Held aus Griechenland, Rom oder irgend einer andern europaischen Nation die Bühne ohne einen

langen schwimmenden Federbusch betreten darf, der bisweilen doppelt so lang ist als die Figur des Schauspielers, und ihm so auf den Kopf drückt, daß die nöthigen und schicklichen Bewegungen desselben erschwert oder wohl ganz gehindert werden. Der Schauspieler sieht sich gezwungen, den Hals steif zu tragen, oder ihn doch nur regelmäßig und langsam zu bewegen, wenn die Stärke und Gewalt der Leidenschaft, die er ausdrücken soll, rasche und heftige Bewegungen erfordert. Auch außerdem stört das Schwanken und die Last dieser lächerlichen und überlästigen Zierrath den Schauspieler dermaßen, daß er die Person des Helden fast nothwendig vergessen muß, und daß man ihm bey jeder starken Bewegung, die ängstliche Besorgniß, seinen Hauptschmuck zu verlieren, aus den Augen liest. Gleiche Wirkung auf die Action der Schauspielerinnen hat die gewöhnliche theatralische Tracht einer Königinn oder Prinzessinn, die eine ungeheure lange Schleppe haben muß. Diese Schleppe hindert die Schauspielerinn am freyen und natürlichen Gang; sie muß immer mit einer oder der andern Hand nachhelfen und sich loswickeln. Sie schwebt in einer beständigen Gefahr zu stolpern oder zu fallen, und erregt so, oft mitten in der interessantesten und tragischsten Situation, das laute Gelächter der Zuschauer. Noch widersinniger ist der kleine Page, der diese Schleppe trägt, und jene Schwierigkeiten verhüten soll, dafür aber eine noch weit auffallendere an ihre Stelle setzt, indem er gegen alle Wahrscheinlichkeit der Zeuge ihrer innersten und geheim-

sten

ſten Gedanken und Empfindungen wird. Das bürgerliche Trauerſpiel iſt frey von allen dieſen Unſchicklichkeiten, und hat daher vor dem heroiſchen Trauerſpiel den Vortheil, daß es in dieſem Stück die Illuſion vollkommen erhält, die Poeſie und Darſtellung beabſichtigen. In Vergleichung mit letzterm und mit dem Luſtſpiel aber ſteht es dieſen darin nach, daß es weniger geſchickt iſt, den angeblich urſprünglichen Zweck aller theatraliſchen Vorſtellungen, das bloße Vergnügen der Zuſchauer, zu befördern. Verbände man nun aber mit dem Vergnügen auch noch das Nützliche, wie es zum Beſten der Menſchheit und vermöge der beſſern und wichtigern Beſtimmung der Künſte wirklich geſchehen ſollte, ſo iſt es ausgemacht, daß das poetiſche Genie ſich einen glorreichen und unbeſtreitbaren Anſpruch auf uneingeſchränktes Lob und Dank erwerben würde:

Omne tulit punctum qui miſcuit utile dulci
. . . delectando pariterque monendo.

Doch der dramatiſche Dichter hat der Haupterforderniß ſeines Werks Genüge geleiſtet, wenn es ihm gelungen iſt, das Volk zu beluſtigen, ohne Tugend und gute Sitten zu beleidigen. Betrachtet man daher das Theater blos aus dieſem Geſichtspunkt, ſo beſitzt das heroiſche Trauerſpiel in ſeinen prächtigern und mannigfaltigern Decorationen und in der Verbindung mit Geſang und Muſik, die dem lyriſchen Drama eigen iſt, ſo wie das Luſtſpiel in dem Lächerlichen, das ihr weſentliches Eigenthum aus-

macht, weit kräftigere und immer wirksame Mittel die Menge zu belustigen. Von jenem haben wir es bisher dargethan, und wollen nun dasselbe von dem Lustspiel erweisen.

Der bloße Ausdruck Lustspiel verknüpft in der gemeinen Bedeutung mit der Idee des Schauspiels überhaupt zugleich auf das genaueste die Idee von Belustigung, Fröhlichkeit und Lachen. Man pflegt zu sagen, das Trauerspiel macht traurig, das Lustspiel lustig, und in der That steht das Maaß des Interesse, das daßelbe gewöhnlich erregt, durchgehends im genauesten Verhältniß mit dem Grad der Lustigkeit, die es erweckt. Seinen Stoff nimmt es von jenen Fehlern der Menschen her, die weder Betrübniß noch Besorgniß irgend eines Nachtheils für uns erzeugen, von jenen Unvollkommenheiten des Charakters, die uns die befleckte Würde der Menschheit schildern, ohne uns doch zu Haß und Abscheu gegen irgend ein Individuum zu bewegen. Der Grund von dem Vergnügen, das wir bey der Vorstellung solcher und durch diese Triebfedern beseelter dramatischer Scenen empfinden, entspringt und wird genährt durch eine Radical-Leidenschaft der menschlichen Natur, den Stolz, der Mutter des Hohns und der Verachtung. Die moralische Existenz des Menschen in der Gesellschaft beruht ganz auf Vergleichungen; jeder strebt unablässig, wenigstens in Gedanken, sich über irgend einen andern durch Vorzüge des Körpers, des Geistes oder des Herzens, und nicht selten selbst durch Thorheiten, zu erheben. Daher ist es sehr begreiflich, wie

nichts

nichts schneller die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln, nichts die Eigenliebe auf eine anziehendere Weise kitzeln und beschäftigen kann, als eine Schilderung der Fehler Anderer, weil man hier immer Stoff findet, oder doch zu finden glaubt, sich selbst zu schmeicheln, und an dem Gefühl seiner eignen Superiorität zu weiden. Ja der Mensch ist so geneigt, andere zu verlachen und zu verachten, daß er oft, ohne etwas davon zu ahnden, sich selbst in Andern verspottet. Wir leben fast beständig so ganz außer uns, daß wir nichts weniger kennen als uns selbst, und von den meisten Personen, die ein häßliches Gesicht haben, glauben es die wenigsten, oder bilden sich doch ein, es sey nicht so häßlich als es wirklich ist. So viel Beweise auch ein Mensch von seiner eignen Leichtgläubigkeit und Schwäche des Charakters erhalten haben mag, so wird er doch, wenn ein Leichtgläubiger auf dem Theater erscheint, selten oder niemahls Vergleichung mit sich anstellen. Er lacht hier und im gemeinen Leben, wenn ein Gauner einen Schwachkopf betrügt, nicht deshalb, weil er ein geheimes Wohlgefallen über die nichtswürdige List des ersten empfände, sondern weil er sich einbildet, wenn er in dem Fall des letztern gewesen wäre, so würde er nicht so einfältig gewesen seyn, sich auf diese Weise hinter das Licht führen zu lassen. Das Lustspiel muß daher, wenn es Beyfall finden will, nothwendig jenes boshafte Wohlgefallen durch Gemählde von Unvollkommenheiten nähren, die Andere in unsern Augen unter uns herabsetzen, und uns bewegen, mit Verachtung und

Hohn

Hohn auf sie zu blicken. Dadurch, daß es Feinheit in die Contraste der Charaktere, der Manieren, Sitten, Vorurtheile, Thorheiten u. d. g. legt, auf eine witzige und natürliche Weise die Singularität der Ideen, die Ueberraschung erzeugt, ins Licht setzt, durch Karrikatur die wahren Verhältnisse der Dinge entstellt, so öffnet es dadurch die reichsten und ergiebigsten Quellen des theatralischen Vergnügens. Hierdurch verschaft es sich die wahre Nahrung für jene komische Stärke, (vis comica) die die Lustspiele Menanders so anziehend machte, und die ein treflicher Kenner in diesen Dingen, der mit dem Schwert und der Feder große Cäsar, an dem eleganten Terenz vermißte, die in einzelnen glücklichen Zügen unsers Goldoni auflebte, die aber weit besser und in ungleich höherm Grade als er, und alle ältere und neuere komischen Dichter, der unsterbliche Moliere kannte und besaß. Möchten doch die Dichter dieses Lächerliche, das allein die Geißel des Lasters und menschlicher Schwachheiten und Thorheiten seyn sollte, nicht in eine Waffe verwandeln, die selbst die Tugend schreckt, beleidigt und schmäht, so oft die heiligsten Verbindungen, die achtungswürdigsten Gegenstände, zu einem weit verderblichern und offenbarern Skandal, als durch schlechte, sittenlose Bücher geschehen kann, dem Gelächter Preis giebt! Möchten sie doch ablassen, dem herrschenden verderbten Geschmack zu fröhnen, und um eines leeren Beyfalls unverständiger Menschen willen, Betrug, Cabale, List, mit Einem Wort die feinere und geistreichere Bosheit und Verderbtheit

heit des Mannes von sogenannten gutem Ton, neben der simpeln, aber schätzbaren Offenheit des rechtschaffenen guten Mannes, in ein verführerisches, glänzendes Licht zu setzen, und so ihren wahren Ruhm aufzuopfern, der nur der Begleiter desjenigen Talents ist, das das allgemeine Wohl befördert, wenigstens darauf hinarbeitet! Doch, ich unterdrücke diese eben so gerechten als vergeblichen Klagen, die, zumahl hier, nicht am rechten Orte seyn würden. Da, wo man blos das Vergnügen und die Unterhaltung des Volks, ohne sich um irgend einen moralischen Zweck zu bekümmern, sucht, ist es in der That vollkommen gleichgültig, aus welcher Quelle das Lustspiel dieses Vergnügen schöpft. Die Wirkung bleibt immer dieselbe, nämlich die Ergötzung des Menschen, der freylich in jeder möglichen Lage Mittel nöthig hat, sich die drückende Bürde der mannigfaltigen Uebel, denen er in diesem Leben von allen Seiten ausgesetzt ist, in etwas zu erleichtern; und wenn man das bürgerliche Trauerspiel blos in dieser Rücksicht mit der Comödie vergleicht, so muß natürlich der letztern, deren natürlicher und bestimmter Zweck eben hierin liegt, bey weitem der Vorzug zugestanden werden.

Ein anderer Nachtheil des bürgerlichen Trauerspiels, dem zwar durch die Geschicklichkeit des Dichters abgeholfen werden kann, der aber doch gleichsam von Natur aus seiner eigenthümlichen Form hervorgeht, und immer in gewisser Maaße dem Beyfall, auf den es Ansprüche hat, entgegenarbeitet, betrift den Styl. Ich meine damit die

große

große Schwierigkeit, den Anstand und die Angemessenheit desselben auf der richtigen Mittelstraße zu erhalten, die zwischen der heroischen Grandiloquenz und der familliären komischen Sprache in der Mitte liegt, um nicht im ersten Fall die Wahrscheinlichkeit, noch im andern den Charakter der tragischen Würde zu verletzen. Die schwierigsten Punkte in den nachahmenden Künsten, deren Originale das Volk gewöhnlich vor Augen hat, und ziemlich genau kennt, liegt meiner Einsicht nach darin, die bestimmten Grenzen der wahren Beschaffenheit der Dinge, zwischen denen die Wahrheit allein sich befindet, nicht zu überschreiten, dagegen aber mit der anhaltendsten und eifrigsten Vorsicht unter der Hülle natürlicher Züge die geschäftige Hand der Kunst zu verbergen. Durch diese beyden Mittel erreicht die Nachahmung ihre wesentliche Wirkung, die Seele des Zuschauers nach dem nachgeahmten Gegenstand zu modificiren, das heißt, eine vollkommene Täuschung an die Stelle der Wahrheit zu setzen. Dieß auf das bürgerliche Trauerspiel angewendet, muß der Dichter zwar auch das Schreckliche, das Rührende, das Zärtliche zu Hülfe nehmen, doch ohne sich aus der Sphäre der Ideen, der Gesinnungen, der Bilder, Anspielungen und der ganzen Art des Ausdrucks, die den vorgestellten Personen zukommen, zu verirren. Sobald er sich dieses Fehlers schuldig macht, entweder sich zu dem Ton erhebt, der große Personen unterscheidet, oder zu der trivialen Sprache eines Chremes oder Davus herabsinkt, fällt dieß selbst

dem

dem größern Haufen auf, der in dieſem Stück zuſtehender Richter iſt; er bemerkt die Unwahrſcheinlichkeit und den Verſtoß des Dichters, die Natur macht ihre Rechte geltend, die mangelhafte Kunſt erſcheint in ihrer Blöße, die Täuſchung verſchwindet: man ſieht in dem Schauſpieler nun nichts mehr als den Dichter, den ſein Genie im Stich ließ, und beſtraft ihn entweder durch ein höhniſches Lächeln oder durch ein ſchläfriges Gähnen:

. . . . male si mandata loqueris
Aut dormitabo aut ridebo. . . .

Welch eine Menge Stücke dieſer Art (deren ausführliche Zergliederung uns hier zu weit führen würde, und zum Glück auch nicht durchaus nothwendig iſt) haben wir nicht, in denen abwechſelnd hochtrabender heroiſcher Schwulſt und eine kaum im Poſſenſpiel erträgliche Trivialität des Ausdrucks herrſcht? Wie oft findet man Gelegenheit zur Anwendung deſſen, was Montaigne von der Beredſamkeit ſagte: Que le Rhéteur avoit fait ſouvent des grands ſouliers pour des petits pieds! Nur müßte man, wegen des doppelten Fehlers, ſagen: der Dichter habe kleine Schuhe für große Füße, und große Schuhe für kleine Füße gemacht. Der Dichter läßt einen Bürger oder Handwerker in einem Ton ſprechen, der nur einem Monarchen, Feldherrn oder Miniſter zukömmt. So gewiß es von der einen Seite iſt, daß die Kunſt die Natur verſchönern darf, ſo ausgemacht und unläugbar iſt es von der andern, daß die Zierrathen und Verſchönerungen

nerungen zu dem Ganzen stimmen müssen. Wenn in dem heroischen Trauerspiel auf der Bühne Wesen figuriren, wie es vielleicht nie gegeben, wann ihre Reden einer oft romantischen Erhabenheit der Ideen und einem Schwunge der Gesinnungen entsprechen, deren Originale man vergebens in dieser Welt suchen würde, so erhält doch der aus entfernten Zeiten fortgepflanzte Glaube an ihre Existenz die Täuschung bey dem Volk, das sie bewundert, und die Uebertreibung ist dann so gut als nicht vorhanden. Wenn ein Telephus, ein Peleus, verbannte Könige und im Schoos der schmählichsten Dürftigkeit, sich über ihr Elend in jenem niedrigen Tone beklagen, dessen sich gewöhnlich Unglückliche von unendlich geringerm Rang bedienen, so erhält sie doch die bloße Idee ihres hohen Standes auch in ihrer Niedrigkeit, und die tragische Würde verliert nichts dabey. So im Gegentheil, bedient sich im Lustspiel der zum Zorn gereizte Chremes Ausdrücke, die etwas von der tragischen Hoheit an sich haben, so können sie, nach den Umständen, entweder durch den Schein der Karrikatur das Lächerliche verstärken, oder wenigstens werden sie unter den Ausbrüchen einer tobenden Leidenschaft, welche immer die gewöhnlichen Kräfte der Seele erhebt, und den Worten die Wärme der Ideen mittheilt, nicht unwahrscheinlich werden. Auch Personen, die nicht zu dem Pöbel gehören, kann der komische Dichter ohne die geringste Inconvenienz niedrigkomische und burleske Ausdrücke in den Mund legen, weil der Abstand, der z. B. den Kaufmann von dem gemeinen

Hand-

Handwerker trennt, zu gering ist, als daß hiedurch die Grenzen der Wahrscheinlichkeit und der Gattung überschritten werden sollten. Wenn aber ein gemeiner Edelmann, die Hauptperson eines bürgerlichen Trauerspiels, einen erhabenen Styl brauchen wollte, dergleichen wir nur von einem Fürsten oder ähnlichen großen Personen erwarten, oder, im Gegentheil, in seinen Ausdrücken und Ideen zur Denkungsart und Sprache des Pöbels herabsinken wollte, so würde im ersten Fall die tragischkomische Karikatur sogleich allen in die Augen springen, im andern aber der Charakter der Person ohne Rettung herabsinken, weil sie an sich nichts Großes hat, das sie unterstützen und aufrecht erhalten könnte. Diese beyden Klippen sind außerordentlich schwer zu vermeiden, und zwar ist es die letztere noch mehr, als die erstere, denn da in den dieser Gattung am meisten angemessenen Sujets die Qualität der handelnden Personen es oft nöthig macht, ihnen gemeine Dinge in den Mund zu legen, doch auf eine Art, daß das tragische Decorum dadurch nicht beleidigt und herabgewürdigt werde, so wird selbst der strengste Kunstrichter die ungemeine Schwierigkeit eingestehen, dieß mit einigem Glück zu leisten, und es gewiß für weit leichter erklären, sich ein ganzes Trauerspiel hindurch in einem prächtigen und poetischen Styl zu erhalten, als die Ideen immer in ein Gewand von anständiger und doch nicht gesuchter Eleganz zu kleiden. A voir les vers de Corneille, sagt Montesquieu in seinen Fragmenten über den Geschmack, si pompeux et ceux de

Racine si naturels, on ne devineroit pas que Corneille travailloit facilement et Racine avec peine. In jener anſtändigen Eleganz, die der Ausdruck natürlicher von der Kunſt verſchönerter Sitten iſt, beſteht die einzige Art des Erhabenen, das der Fähigkeit des Volks angemeſſen, auſſerordentlich ſchwer zu erreichen, und (aus den angeführten Gründen) außerordentlich leicht zu verfehlen iſt. Denn da das bürgerliche Trauerſpiel, als ein Gemählde des bürgerlichen Lebens, die Menſchen ſo darſtellen muß, wie ſie wirklich ſind, und nur gewöhnliche Handlungen nachahmen darf, ſo wird eben dieſe Schwierigkeit ein beſonders nachtheiliger Umſtand, der ſich ſeinem Beyfall in den Weg legt. Hat aber ein geſchickter Dichter mit durchaus glücklichem Erfolg, den ganzen Lauf der Handlung hindurch, den Styl in den richtigen vorgeſetzten Schranken erhalten, dann beſitzt auch ein ſolches Drama ein Verdienſt von der größten Wichtigkeit (das der Würde eines wahrhaft moraliſchen Zwecks ungerechnet) vor den beyden andern Gattungen voraus. Vor dem heroiſchen Trauerſpiel das Verdienſt, in Rückſicht der Sprache, den Fähigkeiten des Volks angemeſſen zu ſeyn, das natürlich auch auf dem Theater Dinge, die für daſſelbe gemacht und nicht über ſeiner Sphäre ſind, am liebſten ſieht, da das höhere Trauerſpiel nur für eine kleine Anzahl Perſonen iſt, die entweder eine gelehrte oder doch ſehr vorzügliche Erziehung und Bildung genoſſen haben: — vor dem Luſtſpiel hat das Drama den unſchätzbaren Vorzug, daß es durch die Sprache der

Leiden-

Leidenschaften, die von allen verstanden wird, und sich nicht mit der Veränderung der Zeiten und Oerter ändert, zum Herzen spricht, da das Lustspiel im Gegentheil größtentheils nur den Verstand und Witz durch das Lächerliche interessirt, das oft nur von Wenigen ganz oder richtig gefaßt wird, und, wenn es nicht gewisse allgemeine Charaktere und Hauptgebrechen der menschlichen Natur zu seinem Ziel nimmt, durch die Veränderung von Localumständen, durch die Revolutionen, die unvermeidlich durch den Lauf der Zeit in Ideen, Sitten, Gebräuchen, Lieblingsneigungen u. s. w. hervorgebracht werden, seinen Werth und seine Kraft zu verlieren in steter Gefahr schwebt. Die Wahrheit dieser beyden neuen Beziehungen wollen wir einzeln prüfen, und bey der ersten den Anfang machen. Es ist ein unläugbarer Grundsatz, der sich aus der genauen Bekanntschaft mit der Natur des menschlichen Geistes von selbst ergiebt, und durch das beständige Orakel der gemeinen Erfahrung bestätigt wird, daß jemehr eine Rede den Fähigkeiten und dem Ideenkreis des Zuhörers angemessen ist, desto freyern und schnellern Eingang sie auch in sein Herz finde, ihn zu bewegen, und in seinen Verstand, ihn zu überreden. Dann sieht er, so zu sagen, die Gedanken in den Worten ohne Mühe abgebildet, seine Einbildungskraft ersetzt, ohne daß er es selbst bemerkt, vollkommen die Gegenwart der wirklichen Gegenstände; er glaubt eben jetzt Zeuge der erzählten Vorfälle zu seyn, und vergißt, daß er nur in einem Schauspielhause der Vorstellung erdichteter

Begebenheiten beywohnt. Kein Wunder daher, daß, wenn zu der Haupteigenschaft dieser Gattung des Trauerspiels (das Thatsachen und Ideen, einzig aus dem gemeinen bürgerlichen Leben entlehnt, behandelt) noch ein eleganter und doch natürlicher Styl kömmt, dasselbe weit allgemeinern Beyfall findet, als die heroischen Trauerspiele, und, wenn auch alle übrigen Umstände gleich angenommen werden, je finden können. Das Volk muß leicht und ohne Anstrengung die Sprache, in der man zu ihm spricht, verstehen, wenn man seine Theilnahme erwecken will: die Fäden, (wenn ich den Ausdruck wagen darf) die seine Seele in Bewegung setzen, erfordern analoge Operationen der Seele, die sie lenken soll. Das Mitleid, zum Beyspiel, das uns gewissermaßen mit dem leidenden Geschöpf zu Einem Wesen macht, wird ohne das freye Spiel der Einbildungskraft, (der Aufbewahrerinn der Ideen!) das von dem genauen Verständniß der Sprache, der Gebehrden und der Worte abhängt, nie tiefen Eindruck machen. Die Verfasser heroischer Trauerspiele denken mit Recht, ihre Würde bestehe in der Hoheit der Ideen und der Gesinnungen, die sie mit gleichem Recht zu verletzen, so wie ihre eigne Reputation auf das Spiel zu setzen fürchten, wenn sie nicht ihr ganzes Werk hindurch in einer jener Hoheit entsprechenden edlen Sprache beharrten. Daher kömmt es, daß sie sich fast immer so sehr von der gewöhnlichen Sprache und gemeinen Fassungskraft des Volkes entfernen, welches, da es ganz die Natur aus den Augen verliert,

nun

nun keinen Probierstein mehr für das Wahre und Falsche hat. Die Sprache, die es hört, verfehlt daher ihres directen Zwecks, und dieß ist sicher eine von den Haupturſachen, warum sie, wenigstens bey weitem die größere Anzahl der Zuschauer, wenn die Decorationen nicht von Zeit zu Zeit eine Diversion machen, langweilen, oder doch höchstens nichts als ein mattes, materielles Mitleid und ein unfruchtbares Entsetzen erwecken. In diesem Gesichtspunkt könnte man unsere Parterre, die den Vorstellungen heroischer Trauerspiele beywohnen, mit dem londner Parterr vergleichen, das die dortige italienische Oper besucht, und von dem gewiß nur der allerkleinste Theil eine hinreichende Kenntniß der Sprache besitzt: und vollkommen würde auf jene die Satyre passen, die der scharfsinnigste englische Kritiker auf dieses machte. Nach diesem Vergleichungspunkt scheint es mir keinem Zweifel unterworfen, daß das bürgerliche Trauerspiel vor dem heroischen den Vorzug verdiene. Aber eben so sehr gebührt ihm auch der Vorzug vor dem Lustspiel wegen der ihm eigenthümlichen Behandlungsart der Leidenschaften, die einen größern Wirkungskreis hat, als das Lächerliche, dessen sich die Comödie bedient.

Empfindung ist das natürlichste und sicherste Mittel, Täuschung, und folglich auch theatralisches Interesse zu erwecken. Vernunft, die nicht mit Empfindung gepaart ist, so groß auch die Klarheit

*) Addisson im Zuschauer.

und Kraft ſeyn mag, die ſie nur irgend von der Wahrheit entlehnen kann, mit ſo viel Erhabenheit und Würde ſie auch auftreten mag, wird auf dem Theater allein doch nie etwas anders als Verdruß und Langeweile erregen, und endlich ganz unerträglich werden, weil ſie die natürliche Freyſtätte lebhaften Vergnügens, in einen Ort kalter, mühſeliger Aufmerkſamkeit, das Theater in eine Kanzel oder Schule verwandeln will. Sprecht allein zu dem Geiſt, und wenige werden euch anhören; ſprecht zu dem Herzen, und alle werden euch das Ohr leihen. Man nehme nur den Menſchen unter irgend einer der unzähligen Modificationen, durch die ihn Klima, Religion, Regierungsform, Moral, Opinion, die oft unerklärlichen Lieblingsneigungen (i gusti) der verſchiedenen Geſellſchaften und der verſchiedenen Individuen in ihren mannigfaltigen Formen gehen laſſen, und die ihn oft einander ſelbſt unähnlicher machen, als er verſchiedenen Gattungen von Thieren iſt; man wende Vernunft an, und nicht ſelten wird man vergebens den Menſchen in dem Menſchen ſuchen; man wende Gefühl an, und man wird ihn in allen Zeiten und Orten finden. Das Lächerliche, das Hauptwerkzeug des Luſtſpiels, wirkt mehr auf den Verſtand als auf das Herz. Der Contraſt mit irgend einer Gattung von Vollkommenheit, aus dem es natürlich entſpringt, muß durch Urtheile des Verſtandes entdeckt werden, und dieſe können weder von allen, noch ſchnell genug gefällt werden, wenn der komiſche Dichter nicht irgend einen Fehler im Auge hat, der der menſch-

lichen

lichen Natur im Ganzen eigen ist, zum Beyspiel den thörichten niezustillenden Durst nach Golde, der den Menschen verleitet, sich alles zu versagen, damit ihm ja nicht etwas fehle, oder die nicht weniger thörichte Prachtliebe, die verschwendet und nichts achtet, um dereinst alles entbehren zu müssen u. s. w. Von solchen Fehlern entstehen gewisse Charaktere, die man allgemeine nennen kann, weil man Muster zu denselben bey allen Völkern und zu allen Zeiten findet. Allenthalben wird es Geizige, Verschwender, Neider, Stolze, Schmeichler, Furchtsame, Heuchler u. d. g. geben, weil allenthalben, wo, mehr oder weniger, Vernunft und Eigenliebe in Contrast stehen, auch das unglückliche, aber nothwendige, vermischte Schauspiel von guten und bösen Sitten angetroffen werden muß. Die Originale des Geizigen von Plautus leben unter uns, und Rom und Athen hatten ohne Zweifel Originale zu dem Menschenfeind und Tartüffe des Moliere, auch außer den Klassen der Anhänger des Zeno und Aristipp. Nimmt man aber von dieser Gattung von Charakteren und Fehlern den Contrast hinweg, der das Lächerliche erzeugt, und durch sie die komische Kraft nährt, so wird es ein ganz relatives Objekt, das an einem Orte gefallen, an dem andern nicht gefallen kann. Hier schmeckt und genießt man vollkommen das Salz eines Witzes, der dort unbemerkt vorübergeht; hier kann er die Leute aus vollem Halse lachen machen; dort findet man ihn so langweilig, daß man gähnen möchte. Auch durch die Revolutionen, die, wie ich schon einmahl

bemerkt habe, die Zeit in der Denkungsart, den Vorurtheilen, den Moden, Sitten, Lieblingsneigungen der Individuen und ganzer Nationen hervorbringt, können die beliebtesten Lustspiele, auch solche, die diese Ehre wirklich verdienten, derselben Nation und denselben Menschen gleichgültig und wohl gar unschmackhaft werden, wovon die Geschichte des Theaters unzählige Beyspiele liefert. Der Fanatismus für Aristophanes verschwand in Athen, als Menander auftrat, und Rom fand keinen Geschmack mehr am Witz des Plautus, als es die Lustspiele des Freundes vom Scipio und Lälio besuchte. Und nicht genug: selbst der Fall ist nicht selten, daß ein und dasselbe Subjekt zu derselben Zeit dem einen alles mögliche Interesse und Vergnügen gewährt, dem andern hingegen höchst unbedeutend und verächtlich erscheint. Der Weltmann wird mit dem größten Wohlgefallen ein Stück sehen, in dem ein verschmitzter Gauner durch Listen und Ränke die offenherzige Einfalt eines guten Mannes misbraucht, und ihn als Opfer einer schlauen und frechen Bosheit fallen läßt. Der Weise, oder was gleichviel sagt, der rechtschaffene Mann, würde glauben durch ein Lachen, das die Tugend kränkt, Theilnehmer eines solchen schwarzen und schändlichen Verraths zu werden. Die Gravität eines Nachahmers des Cato, wird bey Szenen, die die lächerlichen Seiten eines taumelnden Modehelden glücklich darstellen, den Ernst ihres Blicks etwas mildern, und der wollüstige Nacheifrer Petrons wird bey einem Stücke, das sich über die Strenge des Stoikers

lustig

luſtig macht, ſeine innige Freude verrathen. Man ſieht alſo klar, daß das Lächerliche, wenn man die oben angeführten Fälle ausnimmt, in Vergleichung mit der Empfindung, eine ſehr beſchränkte, veränderliche und unſichere Sprache hat. Die Fehler, die das Lächerliche erregen, ſind größtentheils auf Individuen und gewiſſe Orte eingeſchränkt; Unglücksfälle aber ſind nur zu ſehr das allgemeine Erbtheil der menſchlichen Natur. Hierauf ſtützt ſich vorzüglich, wenn nicht ausſchließend, die ganze Kunſt der tragiſchen Muſe, rührende und abſchrekkende Gemälde der menſchlichen Leidenſchaften zu entwerfen. In der Form und mit dem Pomp des Heroiſchen zeigt ſie uns dieſelben in einer zu entfernten Perſpektiv, als daß wir uns leicht an die Stelle einer Gattung Weſen ſetzen könnten, die nur eine äußerſt ſchwache Aehnlichkeit mit uns haben. Im bürgerlichen Gewand hingegen tritt ſie allen unſern Gefühlen und Organen näher; alle Herzen werden bewegt, denn ſie findet in Aller Herzen, vermöge der jedem Individuo gemeinen Empfindſamkeit, (ſenſibilità) dem gemeinſchaftlichen Stamm aller Leidenſchaften! die Vorbilder ihrer Werke. Das Trauerſpiel hat demnach in dieſer letztern Form einen neuen Vortheil vor jener, dieſen nämlich, daß es durch beſſere und der allgemeinen Belehrung angemeſſenere Mittel wirkt, und daß daher ſeine Gemählde, die ſich nicht blos auf die Unfälle einer gewiſſen beſtimmten und von der Menge wenig gekannten Menſchenklaſſe, dergleichen die der Könige und Helden iſt, einſchränken, ſondern ihren Stoff aus

dem weiten Gebiete der gemeinschaftlichen Menschennatur wählen, wenig oder nichts von ihrem Einfluß und ihrer Kraft verlieren, die Zeiten, die Regierungsformen und Sitten der Völker mögen sich auch ändern, wie sie wollen, welches Schicksal hingegen die griechischen, römischen ꝛc. tragischen Subjekte gehabt haben, die unter der Behandlung neuerer Dichter, selbst solcher, die jenen Alten an Talent gleich kamen, wo sie sie nicht gar übertrafen, doch nur wenig, und nur bey Wenigen Beyfall finden.

Es ist den nachahmenden Künsten eigen, daß sie mit desto größerer Leichtigkeit und desto bessern Erfolg die Bilder der Gegenstände der Seele zuführen, je genauer es ihnen glückt, die Originale nachzubilden, und je bekannter und interessanter diese Originale an sich sind. In den heroischen Trauerspielen erscheint der Mensch übermenschlich, und die Copien entsprechen niemals, oder doch fast niemals, den Originalen, die wir kennen. Es herrscht also hier Uebertreibung; der Zuschauer muß bald gewahr werden, daß die Wahrheit der Natur überschritten ist. Die Wahrnehmung der überladenen Farben und des Misverhältnisses der Umrisse macht ihn eben nicht geneigt, sich der Täuschung des Gemäldes zu überlassen, weil er fühlt, daß er diesen so beständigen, so erhabenen Heroismus weder auf sich selbst, noch auf die Menschen um sich her, die er kennt, anwenden kann, so wenig als er Menschen findet, die das Talent besäßen, beständig in Versen zu sprechen. Auch das

Lustspiel

luſtſpiel übertreibt, nur nach einer andern Richtung, indem es nämlich den Menſchen noch unter den Menſchen herabſetzt. Ariſtoteles erhob dieſe doppelte Uebertreibung zu Regeln der Kunſt, indem er das Weſen des luſtſpiels in die Nachahmung von Originalen ſetzte, die ſchlechter wären, als die wirklichen Menſchen, und das Weſen des Trauerſpiels in die Nachahmung von Originalen, die beſſer wären, als die wirklichen Menſchen, und leitete aus den tragiſchen Produkten ſeiner und der verfloſſenen Zeiten, das Prinzip ab, das auch die Denkungsart der meiſten Neuern beſtätigt: ἡ κωμῳδια χειρας, ἡ τραγωδια βελτιας μιμεισθαι βελεται των νυν: Und an einem andern Orte behauptet er, die Tragiker müßten ſich in der Nachahmung die guten Mahler zum Muſter nehmen, die ihre Gemälde immer ſchöner machen, als die Originale ſind: Επει δε μιμησις εστιν ἡ τραγωδια βελτιονων ημας δει μιμεισθαι τας αγαθας εικονογραφας. και γαρ εκεινοι αποδιδοντες την οικειαν μορφην ὁμοιους ποιουντες καλλιας γραφουσιν. Dieß angenommen, wie ſeicht und ſchwach müſſen in Rückſicht auf moraliſche Wirkung die Eindrücke beyder Gattungen ſeyn, und zwar noch mehr, die der erſten, da ſie ſich noch weiter von uns und der Natur entfernt. Die ächten Züge der Natur glänzen nur dann in ihrer erhabenen Einfalt, wenn das tragiſche Genie ſich beſtrebt, mit philoſophiſchem Geiſt meiſterhafte Copien der traurigen und ſchrecklichen Unordnungen zu liefern, durch welche die Leidenſchaften der Privatperſonen die bürgerliche Geſellſchaft

sellschaft zerrütten. Dann erblickt jeder in der handelnden Person den Menschen; er glaubt sich unter seines Gleichen zu befinden; die Wahrheit der Gegenstände und das Bekannte und Geläufige der Gesinnungen und Ausdrücke verstärkt die Empfindung und erhält die Täuschung in der Seele des Zuschauers: das Theater wird in den Augen Aller ein wahres Bild der Welt, weil hier die natürlichen Verhältnisse in Tugenden und Lastern beybehalten werden, und wenn man demselben vernünftiger Weise im Allgemeinen das Vermögen zu unterrichten und zu bessern nicht abstreiten kann, so ist außer allem Zweifel die größere Wahrscheinlichkeit, dieß mit dem glücklichsten Erfolg und in dem weitesten Umfang zu leisten, auf Seiten der neuen Gattung des Drama, sobald dieses nur von einem philosophischen Dichter, der die Natur zu schildern versteht, behandelt wird. Doch noch ein anderer Vorzug des bürgerlichen vor dem heroischen Trauerspiel darf nicht verschwiegen werden. Es ist nämlich fähig auf eine Art zu belehren, die ungemein interessanter und fruchtbarer ist und eine größere Anzahl von Beziehungen umfaßt, indem es nämlich selbst die Gesetzgebung und Politik unmittelbar durch seine schrecklichen und rührenden Scenen nach dem Leben, die die Gebrechen des Staatskörpers schildern, erleuchten kann; etwas, das das heroische Trauerspiel nur selten, und auch dann nur indirecterweise zu thun vermag, indem es Handlungen schildert, die nur gekrönte Häupter, große Personen oder Helden, und nicht den ganzen Körper der Nation, noch die Reform von Misbräuchen, die die einzelnen Glieder derselben an-

angesteckt haben, besonders betreffen. Auch drehen sie sich nur selten, so wie ehedem, um ein grosses Staatsinteresse, das jetzt in die geheimnißvollen Tiefen der Cabinette eingeschlossen ist, und woran das Volk nicht mehr Theil nimmt. Die Comödie ist jener großen Wirkung nicht fähig, weil das lächerliche nur Mängel und Gebrechen angreift, die sich eher auf den Geist der Moral beziehen, auf Geschmack, Sitten und Meinungen, und der Regierung und den Gesetzen der Gesetzgebung und Politik ganz fremd sind. In welchem Bezug auf die Verfassung eines ganzen Volks überhaupt stünden wohl der Betrüger, der Geizige, der schöne Geist nach der Mode, der Misanthrop, der eingebildete Kranke, Todero Brontolon, die gelehrten Weiber, der bürgerliche Edelmann u. s. w. In solchem Bezug aber stehen allerdings der Dürftige, der Ausschweifende, der Verläumder, der Hazardspieler, der grausame Uebermächtige, der Richter, der die Pflicht den Begierden, dem Gold oder der Gunst aufopfert, die Verführerinn der Unschuld, die Galanterie, schlimmer als das Concubinat, der betrügerische Bankerutt und tausend ähnliche Gegenstände, die die Gesellschaft zerrütten, in gerechten und gefühlvollen Seelen Abscheu oder Traurigkeit erwecken, die Vorsicht der Gesetze interessiren und auffordern, weil sie die Harmonie und den Wohlstand der Gesellschaft zerstören, und wodurch der beredte Dichter bürgerlicher Trauerspiele ein Wohlthäter seines Vaterlandes und selbst des ganzen menschlichen Geschlechts zu werden im Stande ist. Ich füge eine Bemerkung bey, die die allgemeine

Ersah-

Erfahrung bestätigen kann, und die einen andern Punkt betrift, der dem Drama in Vergleichung mit dem Lustspiel einen Vorzug giebt. Der Unterricht, den das erstere gewährt, ist, wie wir gesehn haben, nicht allein interessanter und fruchtbarer, sondern auch weit weniger der Gefahr ausgesetzt, als in dem letztern, durch den schlüpfrigen Anzug und die unverschämten Gebehrden der Schauspielerinnen in seiner moralischen Wirkung geschwächt oder gar vernichtet zu werden, die Gravität und der von dem Charakter des Trauerspiels schlechterdings unzertrennliche Anstand legen den Schauspielern und Schauspielerinnen einen unvermeidlichen Zügel an, so daß sie den Ernst des Inhalts und die Wichtigkeit der Dinge, die sie darstellen, nicht vergessen, noch, wenn sie auch wollten, aus den Augen setzen dürfen. Wird demnach auf diese Weise der theatralische Zauber der Illusion in der Versammlung der Zuschauer erhalten, so können die schönen, moralischen und politischen Lehren, die auf eine geschickte Weise in den Gang des Drama eingeflochten sind, auch aus einem profanen und unreinen Mund, den die Illusion jetzt in diesem Augenblick ganz anders erscheinen läßt, ihre volle Wirkung thun. Diese Wirkung aber, läßt sich wohl behaupten, ist im Lustspiel ganz unmöglich, da die hauptsächliche Bestimmung und der Zweck desselben auf Unterhaltung und Belustigung geht, und folglich die Frechheit der Gebehrden und der Töne, die das Verderbniß des Herzens ausdrücken, begünstigt. Ja der herrschende weibische Geschmack

duldet

duldet fast kein Lustspiel ohne eine oder mehrere Liebesintriguen, und diese Leidenschaft ist vorzüglich geschickt, die Absichten und Plane der Verführung zu begünstigen, die die Kunst der Schauspielerinn beschimpfen, ohne der Künstlerinn etwas von ihrem Beyfall zu rauben. Da wo Liebe oder Galanterie, die Liebeheuchlerinn, herrscht, da herrschen natürlich auch die Weiber, und wo dieß der Fall ist: was bleibt da von der Wollust unbefleckt? Sie zeigen sich, um das erste oder vielmehr das einzige Interesse des Schauspiels auf sich zu ziehen; und wenn sich nun zu ihren Absichten die Unverschämtheit und der schlüpfrige Styl eines niederträchtigen Dichters fügen, wie dieß nur zu häufig der Fall ist, dann kehrt sich alles zum wahren Verlust für die Tugend und zu Trophäen für das Laster. Eine Maxime, die Anstand, keusche Zurückhaltung, eheliche Treue empfiehlt, dringt aus dem Munde einer Phryne entweder gar nicht zum Herzen, oder macht da doch nur einen äußerst geringen Eindruck, wenn die Seele schon von den gistigen Reizen der künstlichsten Wollust gefesselt ist; eine obscöne Zweydeutigkeit hingegen, ein Seufzer, ein Lächeln, machen den tiefsten Eindruck, nähren darin die verderblichsten Ideen, und entzünden die schändlichsten Begierden. Wenn auch das komische Schauspiel, in Absicht auf alles übrige, so anständig wäre, als es gewöhnlich nicht ist, so sieht man doch, daß, bey der schlechten sittlichen Beschaffenheit der Schauspieler, der Haupteffekt, und vielleicht seine einzige Wirkung die ist, die Unschuld in Gefahr zu setzen,

und freye Männer und sittenlose Weiber in ihren Ausschweifungen zu bestärken. Für dieser Klippe sichert schon das Drama seine ganze Einrichtung, und es kann nur selten und nur schwach mit irgend einem Theil, irgend einem einzelnen Charakter, einem Werkzeug der Ausschweifung, den es nothwendig in Handlung setzen muß, daran stoßen. Ein solcher Charakter aber darf nie das Interesse des Drama in sich concentriren, weil es sonst ganz um die tragische Würde gethan seyn würde. Ein solcher Charakter ist der von Rosalien in dem französischen Barneveld; allein ihr schwarzer Verrath, ihre Heimtücke, die nur einem Auge entgehen können, das ganz von dem Wahnsinn einer brausenden Leidenschaft verblendet ist, und der empörende Befehl eines Meuchelmords, der aus ihrem schändlichen Munde kömmt, machen diese Person so verhaßt, daß alle ihre übrigen Reize nichts vermögen, und im allgemeinen hört, sieht und erinnert man sich ihrer nicht ohne Widerwillen und Abscheu. Dieser Vorzug des bürgerlichen Trauerspiels kann nur denen von geringer Wichtigkeit scheinen, die sich begnügen, die Theorie der guten Sitten zu kennen, bey der allgemeinen Praxis der schlimmsten Sitten aber, und den traurigen Ursachen, die sie erzeugen, ganz gleichgültig bleiben.

Dieß ist jedoch nicht der letzte Vorzug, dessen sich das bürgerliche Trauerspiel mit Grunde rühmen kann. Diesen finde ich in seiner Sphäre der Nachahmung, die ungleich geräumiger und vielumfassender ist, als in den beyden andern Gattungen des

Drama.

Drama. Hiemit denke ich das Gemälde seiner überwiegenden Vorzüge zu endigen.

In Rücksicht auf das heroische Trauerspiel, das seine Sujets meistens von Höfen und niemals außer dem Kreise hoher Personen hernimmt, ist es klar, daß das Gebiet seiner Nachahmung enge umschrieben ist, da die Zahl der Individuen, die bestimmt sind, über Nationen zu herrschen, gegen die ungeheure Menschenzahl, woraus die Nationen selbst bestehen, gar nicht in Betracht kömmt. Kleiner noch ist natürlich die Zahl derer, die an sich einen großen Charakter zeigen, und von heftigen, schrecklichen, erhabenen Leidenschaften beseelt sind, mit Einem Wort, die die zu einem Helden erforderlichen Eigenschaften besitzen; und noch kleiner endlich die Zahl derer, die, bey allen Anlagen es zu werden, auch wirklich Gelegenheit finden, ihre Talente zu entwickeln, und sich durch große Tugenden oder ungeheure Verbrechen berühmt zu machen. Die geringe Mannigfaltigkeit, die in den Sujets der griechischen Trauerspiele und der unsrigen herrscht, beweißt dieß schon genugsam. Mit Ausnahme einiger wenigen aus der jüdischen und neuern Geschichte haben die italienischen, französischen und englischen Dichter (um nur von den berühmtesten und genauerer Bekanntschaft werthern Theatern zu sprechen) hundert und tausendmahl griechische und römische Sujets wiederhohlen und nachahmen müssen; das einzige Mittel sich tragischen Stoff zu verschaffen! Sie scheinen einmüthig darin übereingekommen zu seyn, daß große geräuschvolle Kata-

strophen in der moralischen Welt so selten sind, als in der physischen, und es als eine ausgemachte Sache angenommen zu haben, daß die Griechen sie fast ganz schon erschöpft hätten, so daß den neuern Dichtern wenig mehr übrig bleibe, als der unfruchtbare Ruhm mit geistreicher Nachahmung in ihre Fußtapfen zu treten. Alle haben sie, nur einer mehr, der andere weniger, ihre Zuflucht zu jenen Quellen genommen, und dieselben Gemählde rasender Leidenschaften, schrecklicher Unthaten und nagender Gewissensbisse wiederhohlt. Voltaire sagt irgendwo, er habe immer die Familie des Atreus, von Pelops bis auf Iphigenien, für die Werkstätte gehalten, in der die Dolche Melpomenens geschmiedet werden müßten. Vielleicht, glaube ich, weil er hier die Originale des rührenden und schrecklichen Erhabenen fand, das die Seele stark und mächtig rührt, ohne welches die Tragödie unschmackhaft ist, wenn es anders überhaupt eine wahre Tragödie ohne dieses Erhabene geben kann, das sich, meiner Ueberzeugung nach, in dem bürgerlichen Trauerspiel in der ersten von beyden genannten Gestalten — dem Rührenden und Schrecklichen — und im heroischen Trauerspiel nothwendig in beyden Gestalten zugleich zeigen muß; denn ich wenigstens habe nie die Berenice von Racine, die selbst Voltaire eine dialogirte Ekloge nennt, für etwas anders erkennen können, als eine Reihe der schönsten Liebeselegieen. Jene Dolche aber lassen sich meines Bedünkens nur in einer kleinen Anzahl von Sujets schicklich anwenden, und die Erfahrung selbst lehrt

es

es; denn wenn man auf unsern Theatern, von einer langen Reihe Trauerspiele, uns in der Hauptsache den Inhalt und sehr oft selbst den Gang und die Verwickelung der Werke der drey berühmtesten tragischen Dichter Griechenlands wiederhohlen, oder sie in sklavischer Nachahmung unter der leicht zu entdeckenden Verkleidung der Titel und Namen wieder zum Vorschein bringen sieht, so merkt man bald, wie wunderbar eng der Kreis der für das heroische Trauerspiel geeigneten Subjekte seyn müsse. So ist und kann es nicht mit dem bürgerlichen Trauerspiele seyn. Hievon sich zu überzeugen, darf man nur bedenken, unter wie mannigfaltigen und ganz verschiedenen Gestalten sich die Eigenliebe, gleich dem Proteus der Fabel, auf dem Schauplatz des bürgerlichen Lebens zeigt, und die sämmtlich geschickt sind, tiefes Mitleid oder Unwillen in fühlenden Seelen zu erregen. Und diese Sphäre der Nachahmung erweitert sich noch ungleich mehr, wenn man bedenkt, daß Melpomene in dem heroischen Trauerspiel, durch ein altes Herkommen gezwungen, das Rührende und Schreckliche (das bey den Engländern durch Misbrauch oft in das Abscheuliche und Gräßliche übergeht) stets mit einander verbinden muß, in dem Drama hingegen das Rührende allein anwenden kann, ohne etwas von ihrer Würde und Kraft zu verlieren, und dabey, wie die Erfahrung schon wiederhohlt gezeigt hat, um ihren moralischen Zweck zu erreichen, nicht nöthig hat, die Scene mit Blut zu beflecken. Hierzu kömmt, daß nur eine kleine Anzahl Verhältnisse

und Lagen des bürgerlichen Lebens bis jetzt von Meiſterhänden behandelt worden ſind, in Vergleich mit der Menge derer, die noch die Hand eines Genies erwarten. Vielleicht glaubte niemand, daß ſelbſt Klöſter ſchickliche Sujets für das Drama liefern könnten, eh der berühmte Arnaud die Kühnheit hatte, da einzudringen, und den rührenden und ſchrecklichen Kampf zwiſchen Religion und Liebe zu ſchildern. Der tragiſche Dichter hat folglich in dem weiten Gebiete der bürgerlichen Geſellſchaften einen faſt unerſchöpflichen Reichthum an Stoff zur Nachahmung, in jedem Fall einen unendlich reichern, als die Höfe der Könige und die Wohnungen der Helden in ihren engen Kreiſen ihm darbieten können. Eben ſo wenig zweifelhaft iſt die Ueberlegenheit des Drama über das Luſtſpiel in ſeiner jetzigen Form.

Damahls, als die muthwillige komiſche Muſe noch ungehindert alles auf ihre Bühne zog, was von den Dingen und Menſchen umher ihr tadelnswürdig, ausſchweifend, grillenhaft, ſonderbar, verächtlich oder lächerlich dünkte; als ſie mit Hülfe der Masken ſelbſt Individuen vorſtellte, ohne die achtungswürdigſten Bürger, die ehrwürdigſten Magiſtratsperſonen zu ſchonen: da konnte ſie mit dem bürgerlichen Trauerſpiel wenigſtens in Rückſicht auf Zahl und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände wetteifern. Allein der Misbrauch, der in kurzem dieſe Freyheit in ärgerliche, verläumderiſche, ſchädliche, den guten Namen rechtſchaffener Bürger, der Ehrbarkeit, Unſchuld und dem Verdienſt verderbliche Frechheit ausarten ließ, erweckte den gerechten Unwillen der Geſetze,

Geſetze, und die Dichter ſahen ſich gezwungen, das Feld ihrer Erfindungen um ein Beträchtliches zu verengern; das Individuum, das heißt, die unmittelbare Wahrheit und Natur aufzugeben, anſtatt beſtimmter Gemälde, die durch unmittelbare Anwendung das Lächerliche auf den höchſten Grad verſtärkten, willkührliche und unbeſtimmte Portraite zu entwerfen, die durch Karikatur immer über die Wirklichkeit hinausgetrieben wurden, und folglich, ſtatt der Wahrheit, ſich der Wahrſcheinlichkeit und Erdichtung, und auch das nur mit unendlichen Einſchränkungen, zu bedienen, und mit kunſtmäßigen Bemühungen und doch weit geringerm Erfolg den Zuſchauern das Lachen abzubetteln. Dieß iſt die Beſchaffenheit des Luſtſpiels, das freylich ſeit den Zeiten des Ariſtophanes viel weiſer, vernünftiger und züchtiger, aber auch weit ſchwächer und eingeſchränkter iſt; und man würde den mit Recht als einen cyniſchen Störer der öffentlichen Ordnung behandeln, der ſich erkühnen wollte, jene alte Form zu erneuern. Von tauſend Rückſichten geängſtigt, die ihr bey jedem Schritt aufſtoßen, muß die komiſche Muſe lebende Charaktere, die ihr den reichſten Stoff zu hervorſtechenden und ſchneidenden Ridicüls geben würden, verändern und verſtellen. Eine kalte und furchtſame Beſcheidenheit zwingt ſie, das Laſter, das Autorität, Macht, Rang, geadelte Vorurtheile ſtützen, und geachtete und modiſche Fehler zu ſchonen, ſich dafür in häufige moraliſche Declamationen zu ergießen, die immer in der handelnden Perſon den Dichter ſehen laſſen, und die Zuſchauer

statt lachen — gähnen machen, und sich vergeblich bemühen, durch Artigkeit, Sittsamkeit und Urbanität, durch Feinheit und Anmuth des Witzes, Bonmots, Einfälle und gewisse kleine Schönheiten des Details, die nur hier und da in die Vorstellung irgend einen flüchtigen Lebensstrahl werfen, jene kräftigen Gemälde zu ersetzen, die nun einmahl auf ewig für die Kunst verloren sind.

Außer dieser zum Theil längst schon bestehenden Ursache, die dem Lustspiel eine so große Menge Subjekte rauben, giebt es noch eine andere ganz neue, die sich vereinigt, es noch mehr zu verarmen, und diese entspringt aus den gegenwärtigen Fortschriften der Gesellschaft und Cultur in Europa. Wer die allgemeine Natur des menschlichen Geistes ergründen kann, der wird bald bemerken, daß je beschränkter der Ideenkreis eines Menschen über die Verschiedenheiten der moralischen Natur, desto beschränkter auch der Begriff ist, die er sich von der Vollkommenheit derselben bildet. In diesem Fall erregt alles, was mehr oder weniger von seinem idealischen Muster verschieden ist und abweicht, einen mehr oder weniger fühlbaren und starken Contrast, der Verachtung oder Lachen erzeugt. In kleinen Städten, die wenig Verbindungen außer ihren Mauern haben, springen Singularitäten, Anomalien, Contraste mit angeblichen Regeln der Vollkommenheit in den Sitten, Charaktern und Manieren, der Menge weit schneller in die Augen, und man lacht und spottet da weit mehr, als in großen Städten, besonders wenn Müßiggang in

ihnen

ihnen herrſcht. In jenen, wo man ſich häufiger ſieht, lernt man ſich natürlich auch genauer kennen, beobachtet und betrachtet einander deſto ſorgfältiger, und lockt ſich mehr Schwachheiten ab, um durch den Tadel ſeine Bosheit und ſeinen Stolz zu befriedigen. Hierzu kömmt, daß ſich in kleinen Orten bald ein allgemeiner Ton oder Muſter der Vergleichung feſtſetzt, das die Norm des Schönen, des Wahren und Richtigen in Gebräuchen, Sitten, Meinungen, im Umgang, der Kleidung, den Putz, ja ſelbſt den Neigungen und Vergnügen beſtimmt: ſo hat man hier immer die Regel zur Anwendung in der Nähe, und jede Uebertretung, die nicht verborgen bleiben kann, iſt das Signal zu muthwilligen Spöttereyen und bittern Tadel. Dieſe Umſtände, die heut zu Tage, bey der allgemein verbreiteten Cultur und dem erweiterten Handelsverkehr aller Nationen, kaum auf den großen Haufen der Nachkommen der alten Ruſſen und Sarmaten, oder auf einige kleine Länder paſſen, waren ehedem dem ganzen Europa gemein, als Unwiſſenheit und Vorurtheil faſt zwiſchen jedem kleinen Flecken noch große Scheidewände aufgerichtet hielten. Blos daher waren unſere Väter ſo geneigt und fertig, allenthalben Stoff zu Misbilligung und Spott zu finden; und darum ſind auch im Ganzen Querköpfe, eingebildete, leichtſinnige, oberflächliche, in ihren Ideencombinationen eingeſchränkte, ſchlecht unterrichtete Perſonen weit geneigter, zu verlachen, zu verſpotten und zu verachten, als kluge, vernünftige und gründliche Geiſter. Der Handel, der dieſe

die Menſchheit beleidigenden Scheidewände in den Ländern Europens niedergeriſſen hat, und immer mehr dahin ſtrebt, durch ein einziges Bund von gegenſeitigem friedlichen Intereſſe alle Geſellſchaften der Erde zu verbinden, hat uns eine ungeheure Menge ganz verſchiedener Sitten und Gebräuche kennen lehren, die ſich auf Localeinrichtungen und Umſtände gründen, die großentheils ſehr von einander abweichen und von den unſrigen verſchieden ſind. Wir haben entweder aus eigner Erfahrung oder durch mannigfaltige Reiſeberichte, die von mehrern der glaubwürdigſten Zeugen beſtätigt worden, gelernt, daß jedes Volk ſeine eigne Art zu denken, zu ſehen, zu handeln, zu empfinden hat, die, ſo wie die unſrige bey uns, bey ihnen für die beſte, vielleicht einzig richtige gilt, und da wir nun oft fanden, daß gewiſſe Sonderbarkeiten, Biſarrerien, gewiſſe Fehler und Gebrechen, die wir an Individuen verlachten, ganzen Nationen eigen ſind, ſo gewöhnten wir uns endlich, uns wenig oder gar nicht mehr darüber zu formaliſiren. Die wachſende Menge Kenntniſſe, deren Licht ſich auf mancherley Weiſe, vorzüglich durch Bücher, die die Erfindung der Druckerey ſo unendlich vermehrt hat, durch Journale und Zeitungen, die außerordentliche, nicht erdichtete Begebenheiten erzählen, ja durch das Theater ſelbſt verbreitete, hat uns im Ganzen ſehr vorſichtig und zurückhaltend mit Lob und Tadel gemacht. Wir wollen über alles vernünfteln, und die Vernunft macht uns beſcheiden im Urtheilen. Auf den erſten Blick finden wir

hundert

hundert Punkte der Contrastirung in jenen Gemälden, vor denen unsere Väter sich vor Lachen ausschütten wollten, falsch und geistlos. Mit Einem Wort, wir lachen weniger, weil wir mehr untersuchen und vergleichen, und der komische Dichter sieht sich nicht allein aus diesen unläugbaren Ursachen einen großen Theil der Gegenstände, an denen er sonst sein Talent üben konnte, entzogen, es entgehen ihm auch eine Menge von kleinen Nebenzügen, die der komischen Stärke immer neue Nahrung geben; und im gleichen Verhältniß steigen die Schwierigkeiten eines glücklichen Erfolgs seiner Bemühungen.

Dieß sind wenigstens die hauptsächlichsten und hervorstechendsten Vorzüge und Nachtheile, die das bürgerliche Trauerspiel in Vergleich mit dem heroischen Trauerspiel und dem Lustspiel hat, und die einen Gegenstand der philosophischen Analyse abgeben können. Nun bleibt mir noch übrig, die besondern Regeln dieser Gattung, außer denen, die sie mit den übrigen Gattungen gemein hat, anzugeben und aus ihrer eignen Natur abzuleiten, um entscheiden zu können, welches Grades von Vollkommenheit das Drama überhaupt fähig sey.

III.

Nichts ist dem Schein nach leichter, und nichts gleichwohl im Grunde schwerer und gefährlicher, als den Gesetzgeber in Sachen des Geschmacks zu machen. Die Eigenliebe, die sich öffentlich oder insgeheim in alle unsere Unternehmungen einschleicht, läßt uns, wenn wir unsere Urtheile in Regeln bringen wollen, den Schein für die Wahrheit nehmen, unsere veränderlichen Privatmeinungen für unveränderliche Aussprüche der Natur ausgeben, und vielleicht, ohne daß wir es selbst bemerken, unsere eigenthümliche Art zu empfinden als die dem Menschen überhaupt eigene aufstellen. Auf diese Weise setzen wir uns der Gefahr aus, daß wir vielleicht morgen über einen Machtspruch erröthen müssen, den wir heute mit so viel Zuversicht und Ueberzeugung thaten. Gut für mich, daß ich im höchsten Grad gegen diese, dem Schein nach so angenehme Leichtigkeit mistrauisch bin, und die wirklichen Gefahren sehe, die dahinter verborgen liegen, um mich ihnen nicht blindlings auszusetzen.

Es giebt Leute, die zuversichtlich behaupten, es könne gar keine Regeln in den Künsten des Geschmacks geben; die jungen Leuten von Talent rathen, sich allein an die Praxis zu halten, dem unnützen Ehrgeiz zu entsagen, Theorien zu erbauen, und noch mehr der stolzen Eitelkeit, sie bekannt zu machen.

machen. Ich bin weit entfernt, in diese seltsame Meinung einzustimmen. Diese Leute scheinen nicht bedacht zu haben, daß die Künste nichts anders sind, als eine bloße Zusammensetzung von Regeln, und daß diese Regeln nichts anders sind, noch seyn dürfen, als — wenn mir der Ausdruck erlaubt ist — als ächte Copien der Spuren, die die Natur selbst von ihrer Art zu seyn und zu handeln hinterläßt (copie genuine delle tracce segnate ne suoi modi di essere e di operare dalla stessa natura) — daß sie nicht eher von noch so bewunderten Werken menschlicher Kunst abstrahirt werden dürfen, als wenn diese durch den glücklichsten Ausdruck der wahren Eigenschaften der Dinge gleichsam wahre Organe der Natur selbst werden; daß das Genie nicht schafft, sondern zusammensetzt, nachahmt, und um dieß erstere zu können, Beziehungen festsetzen, und um das letztere zu können, Muster kennen muß; daß eben aus der deutlichen und lichtvollen Erkenntniß dieser Beziehungen selbst jene glücklichen Ideen entspringen, die wahre Abbildungen der Dinge sind, oder mit anderm Ausdruck, jene ursprünglichen Normen, die dem Genie insgeheim den ersten Anstoß gegeben haben, die es zur treuen Nachahmung leiten, welcher sie die unverkennbaren Charaktere der Wirklichkeit, die unveränderliche und einzige Grundlage jenes Schönen, die das Vergnügen und die Bewunderung später Jahrhunderte macht, eindrücken. Sie scheinen nicht überlegt zu haben, daß das Genie, das unabhängig und frey von aller vorhergängigen Kennt-

niß

niß der Beziehungen, das heißt von allen Regeln und Normen arbeitet, nichts anders leiſten kann, als daß es hier und da auf gut Glück unter rohe Auswüchſe einige vollkommene Züge hinſtreut, gleich jenen regelmäßigen Figuren, die der Zufall bisweilen unter tauſend ganz geſtaltloſen bildet, wenn man geſchmolzenes Bley ins Waſſer träufelt, und von deren Exiſtenz der Verſtand deſſen, der das Bley goß, ſich nichts zuſchreiben kann. Sie ſcheinen endlich nicht überlegt zu haben, daß ein ganz unwiſſendes, alle Arten von Regeln verachtendes Genie zu nichts geſchickt ſey, als das Spielzeug einer fern von den Grenzen der Wahrheit gaukelnden Phantaſie zu werden, die Verhältniſſe der Dinge zu ſtören und Ungeheuer hervorzubringen, die troß dem, daß ſie eine imponirende coloſſaliſche Figur, eine Miene von Wildheit und Kühnheit und einzelne im hohen Grad vollkommene Glieder haben, nichts deſtoweniger Ungeheuer ſind und bleiben. Sie irrten ſich, wenn ſie glaubten, Homer, Aeſchylus, Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Menander hätten blos nach einem gewiſſen Inſtinkt gearbeitet, ohne bey ihren verſchiedenen Werken nur eine Ahndung von Regeln zu haben, gleich als ob die nachahmbare Natur dem beobachtenden Genie in den Verhältniſſen, die ihre Theile harmoniſch verbinden, nicht die Regeln eingegraben zeigte, und ſie nicht in die unvermeidliche Nothwendigkeit ſetzte, entweder ihre Nachbildung aufzugeben, oder dieſe Regeln zu befolgen; gleich endlich, als ob das in der Iliade, ſo zu ſagen, verſuchs-

fuchsweise eingestreute Erhabene, dieß einzig von der Natur selbst ausgestreute Erhabene, das alle dafür erkennen, und das immer dafür erkannt werden wird, seinen Ursprung irgend anders woher hätte, als aus der vollkommenen Nachahmung der Natur! Sie setzten fälschlich voraus, die Regeln dienten blos dazu, das Genie zu beengen, zu verkleinern, zu unterdrücken, und zum Beweis führen sie an, nach der Poetik des Aristoteles sey in Griechenland kein zweyter Homer, kein zweyter Sophokles, kein zweyter Menander erschienen, die Aeneide sey älter als die Poetik von Horaz, Corneille habe seinen Cid und Cinna früher geschrieben, als die Dichtkunst des Boileau erschienen, und die gelehrten Dichter Trissino, Gravina ꝛc. hätten bey ihrer genauen Kenntniß der epischen und dramatischen Poesie doch sehr mittelmäßige Tragödien und Epopöen geliefert. Freylich läßt es sich nicht denken, daß Homer keinen Lehrer als die Natur gehabt habe, wiewohl der Ausdruck: die Natur zum Lehrer haben, keinesweges gleichbedeutend ist mit: im Stande seyn, ein vollkommenes Werk ohne Regeln zu liefern. Egypten war zu seiner Zeit von Seiten seiner Gelehrsamkeit berühmt, und man findet in seinen Werken mehr als zweydeutige Beweise, daß er dieses Land gekannt hat; und wie groß ist nicht der in seinen beyden Gedichten in der reichsten und mannigfaltigsten Sprache angebrachte Reichthum wissenschaftlicher Ideen, die er offenbar größtentheils nur einem anhaltenden Studium zu verdanken gehabt haben kann! Wie Plato ausdrücklich versichert,

verſichert, hatten ſchon andere Dichter vor ihm geſungen, und namentlich Heſiodus, wie das authentiſche Monument der Oxforder Marmor meldet. Die Schlacht der Titanen und das Schild des Herkules dieſes Dichters haben ihm, aller Wahrſcheinlichkeit nach, bey ſeinen Kämpfen von Menſchen, Helden und Göttern, und bey ſeinem Schilde Achills zum Vorbild gedient. So gingen alſo in der Bildung ſeines Genies Studium und Kunſt mit der Natur wenigſtens Hand in Hand. Virgil ſchöpfte ausgemacht aus griechiſchen Quellen, und ſtudierte im Homer die Regeln der epiſchen Poeſie; dieſes Studium aber hinderte ihn nicht, der Nebenbuhler des Griechen in dieſer Gattung zu werden. Iſt etwa, ſeitdem Horaz die Poetik des Ariſtoteles in ſeine Epiſtel an die Piſonen eingewebt hat, kein Nacheiferer Homers oder Virgils, kein Arioſt, kein Taſſo erſchienen? haben Corneille, Racine, Voltaire, Crebillon, Moliere das Theater von Paris nicht wenigſtens dem Theater von Athen an die Seite geſetzt? Ja weiß man nicht von Corneille, daß er ſich ſchon vor der Erſcheinung der Poetik des Boileau ſelbſt eine gemacht hatte, die ihn bey ſeinen Meiſterſtücken leitete, ich meine ſeine Abhandlung über die drey theatraliſchen Einheiten. Iſt Gravina mit allen ſeinen treflichen Regeln doch nur ein ſchlechter Tragiker geworden, ſo beweißt das nur ſo viel, daß die Regeln nicht hinreichen, den Dichter zu machen, nicht aber, daß ſie die Wirkung hätten, das Genie einzuengen und zu unterdrücken. Freylich können ſie nicht die Materialien

der

der Composition liefern, nicht die Phantasie, die schafft und bildet, nicht die Leidenschaften, die Leben einhauchen, noch die Sprache, die den Gedanken Körper giebt; das heißt, weder Empfindung, noch Gefühl, noch Poesie des Styls. Man mag sie entweder unmittelbar aus dem großen Buche der Natur, oder aus den treuen Copien der Kunst, oder aus der systematischen Form, in der sie von Kunstrichtern, die beyde zum Gegenstand ihres Nachdenkens machten, gebracht worden sind, schöpfen, in jedem Fall äußern sie ihren Einfluß nur auf die Harmonie der Theile und die Vollkommenheit des Ganzen. Sie belehren den Dichter, mit Ordnung zu disponiren, das heißt, mit Wahrheit die Materialien zu verbinden, die er in der Betrachtung des Schauspiels der moralischen und physischen Welt gemacht oder durch Studium, von der Erziehung und von Büchern geleitet, sich erworben hat, und jemehr ich hierüber nachdenke, destomehr überzeuge ich mich, daß ein Dichter, der, so wie ich voraussetze, ausgerüstet mit dem angeführten Charakter des angebauten Genies, sich die wesentlichen Regeln, die zur Schilderung der Natur erforderlich sind, recht vertraut gemacht hat, durch sie, in Vergleich mit jenem, der keine derselben kennt, oder sie alle verachtet, so zu sagen mit Blitzesschnelle der Vollkommenheit nähern müsse. — —

Wenn es als allgemeine Grundmaxime angenommen werden kann, daß das Theater nie etwas anders seyn könne, als ein lebendiges Gemälde

menschlicher Leidenschaften, oder in andern Ausdrücken, daß die tragischen oder komischen Schauspiele mit allen Modificationen, die jede dieser beyden Hauptgattungen fähig ist, immer die Erdichtung zur Grundlage haben, weil die Personen nicht durch sich selbst handeln und sprechen, sondern blos die Handlungen und Reden Anderer nachahmen, so ist es außer allem Zweifel, daß gewisse allgemeine Principien der Nachahmung und eine gewisse Oekonomie des Ganzen für alle auf gleiche Weise geltend seyn müssen. Eben so unstreitig ist es, daß außer diesen allgemeinen Prinzipien, die verschiedenen Modificationen der tragischen und komischen Gattung verschiedene gemeinschaftliche zulassen, d. i. daß das bürgerliche Trauerspiel deren mit dem heroischen Trauerspiel und mit dem Lustspiel gemein haben müsse, insofern nämlich seine Einrichtung mit beyden beständige Analogien und Beziehungen hat. Endlich ist nicht weniger unstreitig, daß jede von diesen Gattungen besondere und eigenthümliche Regeln und Vorschriften hat, die deren Form ausschließend bestimmen.

Die ersten betreffen den allgemeinen Zweck, Täuschung hervorzubringen, ohne welche die theatralische Kunst einem schwankenden Gewächs ohne Stütze gleicht, und unmöglich Vergnügen gewähren kann. Diese fordern, daß die Fabel im Ganzen, die Leidenschaften, Charaktere, der Styl, die einzelnen Vorfälle, Situationen, Contraste, der Wahrheit oder doch der Wahrscheinlichkeit gemäß seyen, denn die Vorstellung überhaupt soll ja die

Stelle

Stelle irgend eines wahren oder doch möglichen Vorfalls vertreten, und alles dieß trägt ungemein viel zur Erreichung des wesentlichen, des Hauptzweckes dieser dramatischen Gattung bey. Sie fordern, daß in allen Dingen Anstand herrsche, damit der moralische Zweck des Theaters nicht zerstört werde; daß man das, was nicht erzählt werden darf, sehen, und das, was nicht gesehen werden darf, erzählen lasse; daß eine verhältnißmäßige und vollkommene Uebereinstimmung zwischen allen Theilen, eine natürliche und ungezwungene Abhängigkeit der zufälligen Umstände von einem hauptsächlichen und herrschenden Umstand, eine Correspondenz der Ordnung und der Triebfedern in der fortschreitenden Führung und Folge der Scenen statt finde; daß Schönheiten des Details überall eingestreut werden, weil sie das Interesse im hohen Grad nähren und erhalten; eine Einfachheit der Verwicklung, die die Seele nicht ermüde, noch sie in der Verfolgung des Zusammenhangs der Scenen zerstreue; daß der letzte Aufzug, als derjenige, der bestimmt ist den Knoten zu lösen und durch letzte Eindrücke, die das Parterr befriedigen, den völligen Succeß des Stücks zu entscheiden, auch am sorgfältigsten ausgearbeitet sey; endlich, daß das Schauspiel Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit habe. Einheit der Handlung, weil man nicht ins Theater geht, um der Vorstellung eines Stücks aus der Geschichte, oder zerstreuter Züge aus dem Leben einer oder mehrerer Personen, sondern der Vorstellung eines einzigen, vollständigen,

ausführlich entwickelten Factums beyzuwohnen; weil das Interesse durch Mehrfachheit nothwendig getheilt wird, und ein getheiltes Interesse vollkommen einer bewegenden Kraft gleicht, die durch Vertheilung anfangs weniger wirksam wird und bald, immer mehr ermattend, ganz erstirbt; und weil endlich die Fassungskraft des menschlichen Geistes, auch angenommen, daß sie zugleich mehrere Ideen wahrnehmen könne, doch unmöglich in derselben Zeit auf alle, ihre beobachtende Aufmerksamkeit zu concentriren im Stande ist. Aus dieser ersten entspringen natürlich die beyden andern Einheiten des Ortes und der Zeit. Wer sieht nicht, daß der Begriff einer einzigen Handlung nothwendiger Weise mit sich bringt, daß sie an einem einzigen und demselben Ort vor sich gehe, zwischen dem Umfang einer einzigen Wohnung, und in einem Zeitraum, den der Verlauf derselben zu erfordern scheint, und der nicht beträchtlich von dem abweichen muß, den der Zuschauer im Theater zubringt. Wie kann die theatralische Täuschung in der Seele desselben erhalten werden, wenn die Handlung plötzlich aus einem Ort in einen andern entfernten versetzt wird, wo der Widerspruch einer solchen Veränderung mit dem festen Begriff, daß man unbeweglich auf der Stelle bleibt, ganz unvermeidlich ist? Die Verletzung dieser Gesetze ist einer von den vielen und einer von den größten Fehlern Shakspears. In seinem Julius Cäsar z. B. erscheinen Brutus und Cassius im ersten Aufzug in Rom, und im fünften Aufzug in Thessalien. Der Zwischenraum, der diese beyden

Oerter

Oerter von einander trennt, ist so beträchtlich, daß er nur in einer sehr beträchtlichen Zeit zurückgelegt werden kann. Natürlich fällt jedem Zuschauer das auf; er sieht, daß es sich mit den drey Stunden, welche die Vorstellung dauert, nicht vereinigen läßt, er bleibt über das, was während dieser weiten Reise vorgefallen ist, in Ungewißheit, und diese unangenehme Dunkelheit zerreißt die Handlung dermaßen, daß sie nun gleichsam zwey verschiedene Handlungen von eben so viel Schauspielen ausmacht. Alle hier erwähnten Gesetze, und vorzüglich das letztere, von der so wichtigen dreyfachen Einheit, die die meisten übrigen in sich schließt, sind durchaus jeder Gattung des Drama gemein, und gehören eben so wesentlich zur vollkommenen Oekonomie des bürgerlichen, als des heroischen Trauerspiels und des Lustspiels. Es ist der Ausspruch des gesunden Menschenverstandes, das heißt, die Stimme der Natur selbst, die sich in Rücksicht auf die dreyfache Einheit in folgenden beyden Versen des scharfsinnigen Nebenbuhlers des Horaz vernehmlich hören läßt:

Qu' en un lieu, qu' en un jour un seul fait accompli
Tienne jusqu' à la fin le Théatre rempli.

Ich erinnerte weiter, daß, da es gewisse Punkte der Analogie zwischen den verschiedenen Gattungen der dramatischen Poesie gebe, das bürgerliche Trauerspiel, seiner eigenthümlichen Beschaffenheit zufolge, einige Regeln mit dem heroischen Trauerspiel, an-

dere mit dem Lustspiel gemein haben müsse. Mit jenem hat sie die Wichtigkeit der Handlung, den durchaus von der gemeinen trivialen Sprache entfernten, wenn gleich nicht ganz so weit von der Natur entfernten Styl, die beständige glückliche Herrschaft über die Empfindung, das Rührende und Schreckliche der Situationen und Vorfälle, die die Seele bewegen und erschüttern, die unerwarteten Theaterstreiche, die heftige Gewalt der Affekten, das immer mit verhaßten Farben gemahlte Laster, die nie flatterhafte oder tändelnde Liebe gemein, sondern jene Liebe, die entweder die Tugend besiegt, und dann Unglück und Verbrechen erzeugt, oder von ihr überwunden wird; dieß letztere aber immer nur nach langem Kampf und unter gewaltsamen Erschütterungen. Ferner hat es gemein die wüthenden rasenden Verbrechen, die nagenden Gewissensbisse, den Wahnsinn der Verzweiflung, die grausamen Kämpfe zwischen den Leidenschaften und der Pflicht, endlich die gemeinschaftlichen Mittel und Triebfedern, Mitleid und Schrecken zu erregen, die mit kluger Hand so angelegt werden müssen, daß sie durch den ganzen Verlauf der Handlung bis zur Auflösung des Knotens an Stärke zunehmen. Mit dem Lustspiel hat es die einfachen Theaterverzierungen, die Wahl der Gegenstände und Charaktere aus den Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, die Natürlichkeit der Gesinnungen und des Dialogs, die Schilderung der Sitten, nicht wie sie seyn könnten, sondern so, wie man sie im täglichen Leben wirklich findet, mit einem Wort, die wahre Grundlage

gemein

gemein, die, wenn ſie gleich von dem Comiker, der gern übertreibt, um Lachen zu erregen, verändert wird, dennoch für ihn ſich ungleich weniger, als für den heroiſchen Tragiker, von dem entfernt, was die Welt uns täglich vor Augen legt. Auf dieſe Weiſe nimmt das bürgerliche Trauerſpiel gewiſſermaßen an der Conſtitution von beyden Theil. Da es jedoch eine eigene Gattung des Drama ausmacht, ſo iſt es offenbar, daß es, außer den angegebenen Regeln, die es bald dem heroiſchen Trauerſpiel, bald dem Luſtſpiel nähern, nothwendig andere verſchiedene und ihm allein eigene, aus ſeiner Natur herzuleitende, haben müſſe.

Eine derſelben iſt die genaueſte und ſtrengſte Beobachtung der weſentlichen Regeln der Nachahmung, denn da das Drama ein lebendiges Bild von dem ſeyn ſoll, was würklich im bürgerlichen Leben geſchieht, und da jeder mit ſeinen Originalen ſo zu ſagen vertraut iſt, ſo hat auch jeder einen ſichern und leicht anzuwendenden Maaßſtab der Vergleichung, und muß folglich bey dieſer genauen Kenntniß des Vorbilds jeden Fehler gegen die Wahrſcheinlichkeit ſogleich bemerken, die Täuſchung der Kunſt verſchwindet ſodann leicht, und mit ihr gehen das Intereſſe und Vergnügen, das ſie begleiten, verloren. Hier muß der Menſch geſchildert werden, wie er iſt, nicht auf irgend eine Art verſchönert oder verſchlimmert, wie im heroiſchen Trauerſpiel oder im Luſtſpiel. In dieſen beyden Gattungen iſt es ſchon genug, wenn die Grundlage im Ganzen nicht mit der Wahrſcheinlichkeit

streitet. In der ersten befindet sich die Klasse der vorgestellten Personen zu weit aus dem Gesichtskreis der Menge, als daß die Phantasie des Dichters nicht ungestraft alles vergrößern dürfte, da die Zuschauer hieran schon gewöhnt sind, und überdieß durch die gewöhnlichen Eindrücke des theatralischen Pompes und den erhabenen Schwung der Sprache in eine hiezu schickliche Stimmung gesetzt werden. Das ist so wahr, daß die tägliche Erfahrung lehrt, wie Schauspiele der Art gleichwohl mit einigem Vergnügen besucht werden, obgleich meiner Ueberzeugung nach der Charakter der Merope in dem Trauerspiel dieses Namens von dem Marchese Maffei und der des alten Polydor unter den unzähligen mir bekannten des tragischen Theaters der verschiedenen Nationen die einzigen sind, die der wirklichen Natur ganz treu bleiben. In dem Lustspiel ist die Karikatur so zu sagen zu Hause, und kann nicht entbehrt werden, da sein hauptsächlicher und oft einziger Zweck ist, Lachen zu erregen. Dieß beweisen die Meisterstücke Molieres und die besten von unserm Goldoni. Diese Uebertreibungen aber werden entweder nicht bemerkt, oder in Rücksicht der darauf gegründeten starken komischen Züge, die durch das Vergnügen, das sie gewähren, zugleich die Täuschung unterstützen, gern verziehen. Das bürgerliche Trauerspiel hingegen, das aller äußern Mittel, Aufmerksamkeit und Vergnügen zu erwecken, entbehrt, welche in jenen Gattungen die Fehler der Nachahmung bedecken, muß nothwendig, wenn es interessiren und Beyfall finden soll, die höchste Wahrheit in

den

den Charakteren, in den Abstufungen der Leidenschaft, in den Vorfällen, der Verwickelung und den Motiven, die die Handlung beleben und die Katastrophe vorbereiten, beobachten. Die Zuschauer müssen so getäuscht werden, daß sie sich gänzlich in die Lage der handelnden Personen versetzen, und diese dürfen nichts thun und sagen, als was die Zuschauer fühlen und verstehen können. Der Zuschauer muß in jeder Situation sagen können: ja, so handelt die mütterliche Liebe, die eheliche Treue, die Zärtlichkeit eines Sohnes, der Eifer eines Freundes, dieß ist der Charakter eines wahren Hausvaters, eines edelmüthigen Wohlthäters, eines rechtschaffenen Kaufmanns; oder, dieß sind wirklich die kläglichen und schrecklichen Folgen einer schlechten Erziehung, der heimtückischen Verrätherey, der verschwenderischen Ausschweifung eines rasenden Spielers, der wahnsinnigen Eifersucht, einer grausamen Uebermacht u. s. w. die auf tausend Arten und Weisen die Ordnung und den Frieden des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens stören. Die Freunde der Tugend und die Sklaven des Lasters, die sich vor dem Schauplatz befinden, müssen sich ohne Mühe in diesen treuen Gemälden erkennen; und wenn die handelnden Personen ihnen eben das sagen, was ihr eignes Herz ihnen sagt, so können sie unmöglich gleichgültig und ungerührt bleiben, und die Wirkung der Kunst ist gewiß.

Mit dieser hohen und strengen Wahrheit, der ersten dem Drama eigenen Erforderniß, die freylich äußerst schwer zu befriedigen ist, die ihm aber auch

einen Grad von Vollkommenheit giebt, von der, meiner Einsicht nach, sein hauptsächliches Verdienst abhängt, ist nothwendig eine andere Eigenschaft verbunden, nämlich höchste Einfalt und Natur des Styls, die sich gleichweit von der pomphaften Sprache des heroischen Trauerspiels und dem widrigen und vertrauten Ton des Lustspiels entfernt hält. Man muß in der dramatischen Kunst überhaupt in Rücksicht auf den Styl die blos erzählenden Stellen, und Gespräche, die allen Einfluß freyer Phantasie ausschließen, keine feurige Leidenschaft, keinen Schwung des Geistes zulassen, von den beseelten oder mahlerischen Theilen unterscheiden, wo Empfindung und Einbildungskraft herrschen. Simplicität ist das Attribut der ersten, Schmuck und Zierde der Figuren, die eigentlich die poetische Sprache ausmachen, gebührt den letztern. Es ist schon keine gemeine Schwierigkeit zu entscheiden, wie und wann auf dem Theater der figürliche Styl angenommen werden darf, ohne daß die theatralische Illusion gestört werde, und der Zuschauer, statt der handelnden Personen, den künstelnden Dichter höre. Jene Natur, die dem Drama ganz eigenthümlich zugehört, begreift erstlich die Simplicität, die eben so entfernt von dem Pomp rednerischer Phrasen, als von trivialen und gemeinen Ausdrücken ist, und die in dem Drama ununterbrochen vom ersten bis zum letzten Worte herrschen muß. Doch begreift sie zugleich auch den Gebrauch von Figuren, denn die Sprache der Leidenschaften, aus denen in der Tragödie die Handlungen

langen entspringen, erhält einzig ihre Wärme und Kraft von denselben. Ich glaube, man bestimmt diese Natur am richtigsten so: sie besteht darin, gemeine Dinge auf eine edle Art auszudrücken, oder das, was jeder denkt und empfindet, auf eine besondere, doch allgemein faßliche Weise zu verschönern, auf eine Weise, die die tragische Würde erhält, ohne sich von der charakteristischen Sitte der gewöhnlichen feinen Sprechart zu entfernen, die nicht allein erfordert, daß die Ausdrücke immer ihr gehöriges Verhältniß zu den Gedanken haben, sondern auch vollkommen dem jedesmaligen Charakter, das heißt, den Gesinnungen, Sitten, Eigenheiten der handelnden Personen entsprechen; eine unerläßliche Bedingung einer Art von Darstellung, deren Wesen, wie wir erwiesen haben, in hoher und strenger Wahrheit besteht. Jene Simplicität läßt endlich eine Art von Erhabenheit zu, und vielleicht die einzige, die diesen Namen wirklich verdient; indem ich überzeugt bin, daß das Erhabene entweder ein leerer Wortprunk, oder eine vollkommen natürliche Nachahmung ist. Der falsche Schimmer romanhaften Schwulstes vermag nicht vor dem wahren Lichte zu bestehen, das die Natur verbreitet, und dieser ihre rührende oder schreckende Stimme wird immer kräftiger und stärker auf den Menschen wirken, als jener künstlich hohe Ton, den die zu enthusiastischen Dichter in ihrer beständigen Exaltation der Phantasie zu brauchen affektiren. Der gänzliche Mangel an dieser Natur scheint mir einer der Hauptgründe des Misfallens zu seyn, den

z. B. der Kaufmann von London und eine Menge ähnlicher Stücke in jedem Parterr von Einsicht und Geschmack erwecken müssen.

Ein ande es, freylich auch allen dramatischen Gattungen gemeines, aber doch dem Drama vorzüglich eignes Gesetz ist eine gewisse Mäßigung des moralischen Unterrichts, so daß der moralische Zweck des Werks erreicht werde, ohne die Handlung aufzuhalten und dem Zuhörer lästig zu werden. Eine Eigenschaft, die leider den allermeisten Stücken dieser Gattung fehlt. Der Unterricht muß mehr aus der Handlung und dem ganzen Verlauf, als aus förmlich moralischen Dialogen fließen. Allein ein gewisser Geist philosophischer Ostentation, der in unserm Jahrhunderte alles beherrschen will, hat die verderblichsten Einfälle in das Gebiet der Muse des bürgerlichen Trauerspiels gethan. Leute von den mittelmäßigsten Talenten, die keine Ader tragischer Erfindungskraft haben, mit kalten und gefühllosen Herzen, nehmen ihre Zuflucht zu dem bequemen Mittel, moralische Sentenzen zur Schau zu tragen, und bilden sich ein, auf eine bequeme Weise die große Leere ausfüllen zu können, die die Unfruchtbarkeit und der Frost ihres Geistes und die eigenthümliche Natur des Sujets in dem Drama erzeugen, das aller jener blendenden Hülfsmittel entbehren muß, die das heroische Trauerspiel in der Würde der Personen, dem Zauber der Decorationen und der größern Freyheit, der Phantasie freyes Spiel zu lassen, besitzt. Jemehr Mühe sie sich geben, das Schauspiel zu entstellen, kalt

und

und langweilig zu machen, desto nützlicher bilden sie sich ein es gemacht zu haben. Die nakte und ruhige und einförmige Vernunft darf nie die Stelle der mannigfaltigen und stürmischen Empfindungen füllen wollen, und die natürliche und unmittelbare Wirkung, die aus einer solchen unschicklichen, wenn gleich noch so gut gemeinten Vertauschung entsteht, ist die Langeweile der Zuschauer, die das Theater in der Absicht besuchen, eine Handlung zu sehen, nicht aber eine Katechismuslehre oder eine Predigt zu hören. Mit diesem thörichten Vorurtheil, recht moralisch und lehrreich zu werden, ist gewöhnlich ein anderes nicht minder thörigtes verbunden, die Sucht zu declamiren, die unter den schlechten Dramendichtern gleichsam eine epidemische Seuche ist. Dichter, die häufig in diesen Fehler verfallen, verrathen deutlich, daß sie die eintönige Karikatur weinerlicher und trübsinniger Declamation mit dem Rührenden der Empfindungen verwechseln, das, weit entfernt von jenem ekten Einerley, sich in tausend immer neuen und verschiedenen Gestalten zeigt. Jene Declamation verwandelt das Trauerspiel in eine wahre Elegie, und ihre symmetrische Einförmigkeit, die jeden Gegenstand in dieselbe Stellung setzt, erregt einen unerträglichen Ueberdruß, der die Illusion gänzlich auflößt und durch seinen düstern Nebel das Feuer des Interesse erstickt, ohne welches das Theater durchaus kein wahres und lebhaftes Vergnügen gewähren kann. Die Mannigfaltigkeit der ächten Empfindung hingegen giebt unserm Vergnügen immer

mer neue Nahrung, Kraft und Leben, beseelt alles, läßt das Herz nicht einen Augenblick erkalten, bewegt, erschüttert und reißt die Seele selbst unter den traurigsten und schrecklichsten Gegenständen und Bildern in süße Entzückungen hin, öffnet sich immer den Weg zum Herzen, und herrscht da unumschränkt, weil eben sie der Natur eigenthümliches Organ ist. Ich wiederhohle es, nirgend muß man so sehr gegen den Misbrauch der Declamation und der moralischen Rednerey eifern als hier, weil sie in keiner Gattung so gemein ist, als eben in dem Drama.

Eine andere Bedingung der Vollkommenheit ist ein neues Gesetz für das bürgerliche Trauerspiel. Ob gleich, wie wir eben gezeigt haben, sein Gebiet der Nachahmung sich über den ganzen Gesichtskreis des bürgerlichen Lebens erstreckt; so sind doch seine Haupttriebfedern Mitleid und Furcht, die, wenn sie beyde geschickt behandelt werden, eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen gewähren; und da ferner die dieser dramatischen Gattung eigene Würde immer und in jeder Rücksicht erhalten werden muß, so müssen folglich alle Gegenstände ausgeschlossen werden, die das höchst lästige Gefühl des Entsetzens oder Abscheues erwecken, oder mit denen die verächtlichen und ekelhaften Begriffe von Infamie u. d. g. verbunden sind. Man darf, zum Beyspiel, nie die Scene auf die furchtbare Stelle versetzen, wo die unerbittliche Gerechtigkeit der allgemeinen Sicherheit den Mörder opfert, noch in den schändlichen Winkel der sinnlichen Ausschweifung, der das Grab der Unschuld ist. Freylich sind

dieß

dieß wahre Bilder und Situationen aus dem bürgerlichen Leben, allein die tragische Muse kann sich nicht zu dem Henker gesellen, ohne ihren blutigen Dolch zu entweihen, noch, ohne sich zu beschimpfen, an der Seite der Venus Cloacina auftreten. Wer noch einen Rest von Ehrbarkeit und Schaam besitzt, erträgt den Anblick der Huldigung einer solchen Kreatur nicht, und das vergossene Blut eines Ungeheuers, eines Feindes der Menschheit, ist nicht geschickt, Furcht und das Mitleid zu erwecken, die den Unglücklichen begleiten, sondern einen kalten Abscheu, der von der Idee eines Bösewichts unzertrennlich ist, dessen Verbrechen unsern Geist niederbeugt und die Sinne mit einem kalten Schauder erfüllt, der den wohlthätigen Erguß der Thränen hindert. Ist es möglich, auch nur Eine Thräne bey der Strafe eines Barbaren zu vergießen, dessen Verbrechen nicht den mindesten Entschuldigungsgrund hat? Wie könnte es erlaubt seyn, Gegenstände auf die Bühne, die Wohnung des reinsten Vergnügens, zu bringen, bey denen kein gefühlvoller edler Mensch ohne Abscheu und Entsetzen nur Einen Augenblick verweilen kann?

Man hat viel darüber gestritten, ob das heroische Trauerspiel in Prosa oder in Versen geschrieben werden müsse, und der berühmte La Motte vertheidigte das erstere in Frankreich durch Gründe und Beyspiele: aber beydes mit gleich unglücklichem Erfolg. Das Ansehn der Alten, die Gewohnheit, die so viel Einfluß auf die Wirkung sinnlicher Eindrücke hat, die allgemeine Uebereinstimmung der

cultivir-

cultivirten Nationen, die fast allgemeine Uebereineinstimmung der berühmtesten Kunstrichter, der große, überall verbreitete Ruhm eines Corneille, Racine und der vornehmsten Tragiker anderer Nationen — alles dieß zusammengenommen, würde ohne Zweifel auch jeden ungleich furchtbarern und mächtigern Gegner besiegt haben. Die alten Griechen nannten die Poesie die Sprache der Götter, weil sie glaubten, oder wenigstens zu glauben vorgaben, diese besäßen die auszeichnende Eigenschaft immer in Versen zu sprechen. Ihre Gesetzgeber und Stifter neuer Culte, als Organe und Dollmetscher der Gottheit, bedienten sich derselben Sprache, und so währte es nicht lange, daß man sie auch den Heroen und Königen beylegte, die in den ersten Zeitaltern allerdings in so fern Götter waren, als sie das Betragen der Götter auf der Erde nachahmten, so wie auch viele von ihnen nach ihrem Tode feyerlich apotheosirt und unter dem Titel von Halbgöttern zu gleichem Rang und Ehren mit den Bewohnern des Olymps erhoben wurden. Was war natürlicher, als daß nun auch die tragischen Dichter, die Handlungen von Wesen aus dieser Klasse darstellten, sie die Sprache sprechen ließen, die die Nationaltradition den Göttern zuschrieb, und die ein allgemeines Vorurtheil geheiligt hatte? Gleichwohl bedienten sie sich, um sich nicht zu weit von der Wahrscheinlichkeit zu entfernen, blos der Jamben; die Versart, die sich unter allen am meisten der Prosa nähert, und die, wie sie bemerkten, selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung sehr oft vorkömmt.

Unter

Unter den Neuern, die, nach dem Beyſpiel der Griechen, Könige und Heroen auf die tragiſche Bühne brachten, die in Verſen ſprechen, ſind meines Wiſſens die Italiener und Engländer die einzigen, die den Vortheil der Inverſion, den ihre Sprachen ihnen gewährten, benutzt, und mit Verwerfung des Reims ſich der Freyheit des griechiſchen Verſes am meiſten genähert haben. *) Allein, da ihr poetiſcher Numerus viel hörbarer und auffallender iſt, als der des griechiſchen Jambus, ſo bemerkt man doch, ohnerachtet der künſtlichen vorgeſchriebenen und von geſchickten Dichtern erreichten Nachläſſigkeit, den Vers in ihren Trauerſpielen noch immer zu ſehr, und nur die Macht der Gewohnheit kann den auffallenden Widerſpruch mit der natürlichen Art zu ſprechen erträglich machen; ſo wie der Umſtand, daß die handelnden Perſonen in entfernten Zeiten, in einer von dem Volk weit entfernten Sphäre lebten, und ſich durch ihr ganzes Betragen und durch außerordentliche Eigenſchaften als Weſen ankündigen, die weit über den gewöhnlichen Sterblichen erhaben ſind, und nicht mit dem gemeinen Maaßſtab gemeſſen werden dürfen. Allein, wenn es auf eine Copie der Natur ankömmt, wie wir ſie im gemeinen Leben täglich vor Augen haben, wo die Originale uns zur Seite oder gar in uns ſelbſt ſind, da würde eine ſolche Unähnlichkeit und kühne Irregularität ganz unerträglich ſeyn. Wie könnte man

*) Daß dieß auch von den Deutſchen gilt, bedarf keiner Erinnerung.

man es auch nur Einen Augenblick wahrſcheinlich finden, daß ein Edelmann, ein Banquier, ein Kaufmann ꝛc. in Verſen ſpräche? Nicht Perſonen dieſer Art, ſondern immer nur den Dichter in Perſon würde man zu hören glauben; das Intereſſe der Handlung und alles Vergnügen des Schauſpiels würden dabey nothwendig zu Grunde gehn. Der Einwurf, daß gleichwohl eine Menge Luſtſpiele in Verſen geſchrieben und aufgeführt worden, obgleich die in denſelben redend vorgeſtellten Perſonen oft ſo niedrig und roh wären, daß man ſie auch nicht von weitem unter cultivirte Menſchen rechnen dürfe, ohne daß die Zuſchauer etwas dagegen einzuwenden gefunden hätten, ſagt gar nichts. Denn der höchſte Zweck des Luſtſpiels iſt die Erregung des Lachens, die dadurch mehr befördert, als gehindert wird. Wenn die Perſonen der Comödie durch das Sonderbare und Biſarre ihrer Charaktere und Sitten, oder durch Witz und komiſche launige Einfälle ergötzen, ſo ſind die Forderungen der Zuſchauer erfüllt, die auf nichts ſonſt acht haben, und gern tauſend Fehler überſehen, die in der Anlage oder Ausführung des Stücks liegen können. Fehlt es dieſem aber an intereſſanten, luſtigen Charakteren, und dem Dialog an ſtarken komiſchen Zügen, dann hat der Zuſchauer volle Muße, das Ganze mit richtendem Blick zu überſehen, dann tönt ihm der einförmige Klang der Verſe ins Ohr, dann fühlt er ihre ganze Unwahrſcheinlichkeit und beſtraft den Dichter für ſein poetiſches Vorurtheil durch unverhohlne Langeweile und oft durch laut geäußerte Misbilligung

gung und Klagen. Dieß ist durchgehends die Wirkung der versificirten Lustspiele von Goldoni und noch mehr der von Chiari in den langen martellianische Versen auf allen Theatern von Italien gewesen; ein Schicksal, gegen das sie einzelne glückliche und lustige Züge nicht zu schützen vermochten. Man räumt dem Theater das vernünftige Privilegium ein, sich, ohne Unterschied der eingeführten Personen, der reinen Nationalsprache zu bedienen, weil es in jeder Nation doch irgend Eine Provinz giebt, wo diese Reinheit von jedem, auch Personen aus niedrigen Ständen, beobachtet wird, und weil diese reine Sprache in den Städten von dem Volke wenigstens durchaus verstanden wird. Nicht so aber ist ihm erlaubt, die Sprache der Götter für die Sprache des gemeinen Lebens und gewöhnlicher Menschen zu brauchen; und da es der nachahmenden Kunst in dem bürgerlichen Trauerspiel nicht verstattet ist, sich von der Natur zu entfernen, ohne die wahren Beziehungen der Dinge zu zerreißen, und ihres Zweckes zu verfehlen, indem nichts die Aufmerksamkeit mehr von der strengen Beobachtung der genauen Wahrheit abzieht und zerstreut, als poetische Sprache in dem Munde unpoetischer Wesen; so ist folglich die Prosa die einzige ihrer ganzen Natur und Beschaffenheit angemessene Art der Rede.

So hätten wir denn das Ziel unserer Arbeit erreicht, worin wir uns vorgenommen hatten zu zeigen, daß es ein bloßes Vorurtheil sey, das bürgerliche Trauerspiel als ein Ungeheuer, eine

bloße Aſtergattung zu verwerfen, weil es ſich weder mit dem Gebrauch noch mit den Regeln der Alten, den einzig anerkannten Muſtern und Lehrern in Sachen des Geſchmacks, vereinigen ließe. Das Alterthum, das uns in unzähligen Dingen als ein einſichtsvoller und wohlthätiger Führer genutzt hat, und daher die beſten Anſprüche auf unſern Dank und unſere Achtung beſitzt, hat deshalb gleichwohl noch kein Recht, uns zu zwingen, ihm auch da zu folgen, wo der allgemeine einleuchtende Nutze dagegen ſtreitet: veteribus ſtandum eſt niſi quae uſus evidenter arguit. Zweytens haben wir, nach einer ſo viel möglich genauen Definition der beyden Gattungen des Trauerſpiels und des Luſtſpiels, eine vergleichende Analyſe der gegenſeitigen Vorzüge und Nachtheile dieſer drey Gattungen angeſtellt. Endlich verſuchten wir, nach Aufzählung der allgemeinen dramatiſchen Regeln, aus der innern Einrichtung dieſer neuen Art von Trauerſpiel die ſpecifiſchen Regeln zu entwickeln, die den Grad der Vollkommenheit angeben, zu welchen es durch ſie gebracht werden kann. Die kritiſche Welt iſt größtentheils in zwey Partheyen getheilt, von denen die eine in dem weiten Gebiete der ſchönen Litteratur keine Vollkommenheit gelten läßt, als in den Werken der Alten, die andere aber gerade das entgegengeſetzte Vorurtheil nährt, und unermüdet die Werke der Alten zu kritiſiren und ſie den Produkten der Neuern nachzuſetzen ſucht. Fanatismus iſt der Führer beyder Partheyen. Ich für mein Theil laſſe den erſten den Ruhm, Erfinder und Muſter

der

der dramatischen Kunst im Allgemeinen zu seyn, ohne den letztern die Ehre abstreiten zu wollen, die Erfindungen ihrer Vorgänger erweitert und sie durch eigne vermehrt zu haben. Das bürgerliche Trauerspiel ist eines dieser Beyspiele; sein unläugbarer Nutze rechtfertigt es hinlänglich, und ich werde mich nie überzeugen können, daß die Eigenschaft des Modernen in einem Werk, und das Abweichen von den alten Mustern, allein schon hinreichende und vernünftige Gründe seyn sollten, es zu verachten und zu verwerfen.

Indignor quicquam reprehendi non quia crasse
Compositum, illepideve putetur, sed quia nuper.

Bey der Vertheidigung, Erläuterung und Aufstellung der Gesetze, durch welche diese neue dramatische Gattung ihrer Vollkommenheit so nah als möglich gebracht werden kann, habe ich fast nichts anders gethan, als daß ich mit Wahrheiten, geschöpft aus dem tiefsten Grund der Natur des Menschen und seiner geselligen Verhältnisse, jene ursprünglichen und perpetuirlichen Quellen des theatralischen Vergnügens verbunden habe; Wahrheiten, die beyde Partheyen gleich sehr verbinden, weil sie mit leichter Mühe von Jedermann gefaßt und erkannt werden können, dessen gesunder Verstand nicht unglücklicher Weise durch die Autorität verjährter Vorurtheile und falscher Lehrsätze verblendet und getäuscht worden. Das einzige Verdienst, das ich mir anmaaße, besteht darin, sie in

eine regelmäßige und vollſtändige Ordnung gebracht, und auf eine klare und verſtändliche Weiſe vorgetragen zu haben.

III.

Muſenalmanach. Göttingen bey L. Chr. Dietrich. 1794. 216 S.

Der Herausgeber dieſes Almanachs hat auch den gegenwärtigen Jahrgang mit einem ſeiner Werke, und zwar wiederum mit einer poetiſchen Ueberſetzung eröfnet. Gewiß iſt allen unſern Leſern die Königinn von Golconde, wenigſtens dem Namen nach, und den mehreſten auch wohl aus der Erzählung des Ritter Boufflers bekannt. Die reizende Proſe dieſes liebenswürdigen Schriftſtellers iſt hier von Hrn. Bürger in fließende Verſe verwandelt.

Wenn wir dieſe Arbeit als ein für ſich beſtehendes Werk, ohne Rückſicht auf die Vergleichung mit dem Originale betrachten, ſo finden wir, auſſer dem Reize der Erfindung, im Ganzen Leichtigkeit und Laune; im Einzelnen, viele ausnehmend runde und glückliche Verſe. Der Ausdruck iſt an vielen Stellen natürlich und ungeſucht; er iſt es ganz vorzüglich da, wo er dieſe Eigenſchaften am ſchwerſten behauptet, in der Erzählung geringfügiger Umſtände. Es würde uns ſchwer fallen, unter

den

den glücklichen Verſen eine Auswahl zu treffen, und wir überlaſſen es dem Geſchmacke unſrer Leſer, ſie aufzuſuchen. — Auf der andern Seite aber fällt in einzelnen Stellen eine gewiſſe Weitſchweifigkeit in Gedanken und Worten auf. Der Dichter ſcheint ſeinen Gedanken bisweilen herbeyzuziehn; er verabſäumt es nicht nur, den Ueberfluß zu beſchneiden, ſondern er läßt ihn, um dem wirklich Zweckmäßigen einen Platz zu verſchaffen, entſtehn; und bey dieſem Fortſpinnen durch Reime und müßige Verſe, drängt ſich dem Leſer die Ahndung von Zwang und Feſſeln auf, welche das Original dem Ueberſetzer angelegt habe. Einen ſolchen Zwang und Mangel von Natur, obgleich die Stelle den Anſtrich der ſpielenden Laune haben ſoll, fühlt man bey folgenden Verſen.

Unkundig deß, was mir geſchehn,
Sprang ich empor, entgegen ihr zu gehn;
Und immer reizender erſchien ſie meinen Blicken.
So zart, ſo wohlgebaut, ſo friſch, ſo roſenſchön,
Hat Zevs auf Erden nichts, im Himmel nichts
geſehn.
Um ein Geſpräch mit ihr nach Würden zu beginnen,
Wußt' ich ſogleich auf nichts mich zu beſinnen.
So voll das Herz mir war, ſo leer war mir der Kopf.
Jen's glich dem Trunkenbold, und dieſer war ein
Tropf;
Und beyde wiſſen nicht beſonders viel zu ſagen.
Ins Mittel trat da noch Freund Magen:
Doch adreſſirte ſich der nur an ihren Topf,
Und bat, ihm einen Trunk daraus nicht abzuſchlagen.

Welcher unnütze Aufwand von Worten, bey einem so unbedeutenden Gegenstande! Mit Unwillen fühlt man sich, bey der Erwartung einer interessanten Scene, durch die Schwatzhaftigkeit des Erzählers aufgehalten, welcher sich diesesmal selbst zum Lachen kitzeln muß. Die kraftlose Beschreibung des Reizes der Bauerdirne im vierten Verse, die noch kraftlosere Einmischung des Zevs in dem folgenden; das armselige Spiel mit Kopf, Tropf und Topf, und endlich noch die Personification des Freund Magen, der zwischen Herz und Kopf in die Mitte tritt und sich an den Topf adressirt, — alles dieses ist eines Dichters wie Bürger, und wir setzen hinzu, eines Boufflers, in keiner Rücksicht würdig.

Doch daß unsre Leser, denen etwa das Original nicht sogleich zur Hand liegt, nicht gar auf die Vermuthung kommen, Herr B. habe hier nur den Interpreten gemacht, so wie er an vielen Stellen fast wörtlich und oft mit Glück übersetzt. Die angeführte Stelle ist Hrn. B. ganz eigenthümlich *) In der folgenden bemerkt man, daß der Dichter Gedanken ausdrücken wollte, welche nicht die seinigen

*) Im Original heißt es: Chaque pas que je faisais l'embellissait à mes yeux, et bientôt j'eus regrèt à tous ceux que j'aurois pu faire pour la voir plutôt. La Georgie et la Circassie ne produissent que des monstres en comparaison de ma petite laitière, et jamais une créature aussi parfaite n' avait orné l'univers. Ne sachant quel compliment lui faire, pour entrer en conversation avec elle, je lui demandai à boire etc.

gen waren, und sich daher nicht mit dem Ausdrucke vertragen wollten. Alinens Liebhaber, der in der Marquise von Castelmont seine erste Geliebte wiedergefunden hatte

— blieb die Nacht — wo? läßt sich leicht ermessen. —
Der Liebesgott verschmäht die Gold und Seidenpracht
Des Schlafgemachs, des Bettes der Marquise;
Er fühlt sich nur auf blumenreicher Wiese
Und in des Hains geheimer Schattennacht,
Auf weichem Moos, in seinem Paradiese.
Mein Herz erfuhrs; denn darin nur bestand
Mein ganzes Glück; daß ich mich hinter der Gardine
Mit einer hübschen Frau befand:
Allein sie hieß und war nicht mehr Aline. *)

Bey einer Vergleichung mit dem Originale, zu welcher man in dem gegenwärtigen Falle um desto mehr veranlaßt wird, je genauer sich Herr B. an die Gedanken und Worte desselben angeschmiegt hat, erscheint der deutsche Dichter in einer sehr weiten Entfernung hinter dem französischen Prosaisten. Wenn der letztere in dem anständigen, immer gleichgehaltnen, muntern Tone eines Man-

*) — je surveçus à toute la compagnie et j'usai de mes droits. L'amour fuit les alcoves dorées et les lits superbes, il aime à voltiger et à l'ombre des vertes forêts. Mon bonheur se borna donc à passer la nuit entre les bras d'une jolie femme; mais elle ne s'appellait et n'était plus Aline.

nes von Welt und erprobten Geschmack, mit eben so viel Witz als Gefühl erzählt, kein Wort zu viel oder zu wenig sagt, und sich von aller Prätension so vollkommen frey zeigt, als der gute Gesellschafter seyn muß, wenn er gefallen will; so herrscht in der Erzählung des erstern dagegen eine auffallende Ungleichförmigkeit, bisweilen ein Mangel an Anstand und Feinheit, bisweilen ein ton goguenard, bisweilen eine allzugroße Nachläßigkeit, bisweilen ein allzusichtbares Bestreben, munter und unterhaltend zu seyn. Die Anmuth des Originals ist in der Uebersetzung verschwunden, so wie manche glückliche Wendung übergangen ist.

Es ist wohl der Mühe werth, uns noch einige Augenblicke bey dieser Vergleichung aufzuhalten. Herr Bürger hebt die Geschichte mit folgenden Versen an:

Ich trat das Lebensalter an,
In welchem die Natur den Jüngling ausgestaltet;
Worin dem kaum vollendeten Organ
Sich eine neue Welt entfaltet;
Das Alter, da des Erdenpilgers Bahn
Allmählig sich zu einer Höh erhebet,
Auf welcher, frey von seiner Kindheit Staar,
Das Auge voll Begier hinaus ins Weite strebet,
Und was es nicht erreicht, die Fantasie erschwebet:
Mit einem Wort, ich zählte sechszehn Jahr.

Wir wollen uns hier nicht bey einzelnen Ausdrücken verweilen. Die ganze Beschreibung ist ungemein schwerfällig und ihrer Absicht nicht angemessen. Es

kam

kam hier nicht darauf an, das jugendliche Alter in der Rückſicht zu bezeichnen, daß ſich in demſelben eine Fülle neuer Ideen und Bilder dem Geiſte aufdrängt, daß wir die Eingeſchränkheit der Kindheit verlaſſen, um uns aus einen höherm Geſichtspunkt umzuſehn; ſondern vielmehr in Rückſicht auf die Empfänglichkeit für den Genuß der innern und äußern Sinne, und jene geſchäftige Regſamkeit der Phantaſie, welche jeden der Sinnlichkeit ſchmeichelnden Gegenſtand zu idealiſiren verſucht. Dieſe Eigenthümlichkeit der erſten Jünglingsjahre, welche in dieſer Verbindung herausgehoben werden mußte, wenn die Beſchreibung nicht müßig ſeyn ſollte, ſchildert das Original: J'étais dans un âge où un univers nouveau ſe deploie à des organes à peine développés; où de nouveaux rapports nous lients aux êtres, qui nous environnents; où des ſens plus attentifs, où une imagination plus ardente nous fait trouver de plus vrais plaiſirs dans de plus douces illuſions; j'avois quinze ans en un mot etc. — Der Erzähler hat ſich, von der Jagd ermüdet, auf den Raſen in einer reizenden Gegend niedergelegt; ſeine umherſchweifenden Blicke werden bald durch eine kleine Bäuerinn angezogen, die mit einem Topf voll Milch auf ihrem Kopfe aus dem nächſten Dörfchen hervortrat. Je la vis avec un ſecret plaiſir paſſer ſur une planche, qui ſervait de pont au ruiſſeau et ſuivre un ſentier, qui devait conduire ſes pas auprès de l'endroit où j'étais aſſis. Wie ſehr verſinnli-

chen diese wenigen Worte die ganze Scene und das erste Aufwallen des Verlangens in dem Herzen des Jünglings, der selbst nicht weiß, was sich in ihm regt, und wie weit bleibt hier der umständlichere Deutsche zurück:

Ach! falle nicht, war plötzlich mein Gedanke,
Als sie, bestimmt durch ihren Pfad,
Die allzuschmale Brückenplanke
Queer über einen Bach betrat;
Und wenn du mußt, so falle lieber,
Wenn du erst unversehrt herüber
Und hier auf meinem Rasen bist,
Der trockner und auch weicher ist.

Die vier letzten Zeilen sind, in welchem Sinne sie auch genommen werden mögen, an dieser Stelle sehr übel angebracht. Sie drücken entweder eine ganz unnatürliche Empfindung aus (wenn du fallen mußt!) oder, da dieses gar zu platt wäre, den Wunsch eines frostigen libertin. Herr B. giebt etwas weiter unten einen auffallenden Beweis, daß er die starken Züge in Gemälden gewisser Art mehr als sein Vorgänger liebt. Als Aline ihren Milchtopf zerbrochen hat

weint sie bitterlich;
Riß dann mit zürnender Geberde,
Voll Ungestüm, aus meinen Armen sich;
Rafft' ihren Topf auf von der Erde,
Und wollte fliehn. »Ach! wär' ich erst zu Haus!«
Rief sie voll Angst; glitt auf der Milchstraß' aus;
Und fiel, so lang sie war, zu Boden auf den Rücken.

Dieses

Dieſes ganze Gemälde iſt dem Verf. unter den Händen verunglückt. Es fehlt ihm gänzlich an Haltung und richtiger Farbengebung. Alinens Zorn iſt im Verhältniß der Urſache viel zu ſtark, und wenn er wirklich ſo lebhaft war, als er hier beſchrieben iſt, ſo iſt das, was folgt, der roheſte und empörendſte Sieg, den die brutale Wolluſt durch den Zufall erringt. Und wie entſtellt nicht der Dichter die arme Aline, indem er ihr zürnende Geberden leiht, und ſie mit Ungeſtüm ſich losreißen läßt! Wie ſeltſam iſt es endlich, daß dieß unſchuldige, unwiſſende Kind ſo ahndungsvoll ausruft: Ach wär' ich ſchon zu Haus! — Zu dem allen fand Herr B. in ſeinem Original keine Veranlaſſung. Elle se mit à pleurer, erzählt der delicatere Franzos, et se dégageant *brusquement* (precipitamment) de mes bras, elle ramaſſa ſon pot et voulut se sauver. Mais en courant son pied gliſſa ſur la voie lactée: elle tomba à la renverſe. Auch in folgenden Zeilen iſt der Ausdruck weit weniger fein, als im Original:

Man weiß, ich zählte ſechzehn Jahr,
Und funfzehn Jahre war Aline.
Dieß Alter und dieß Plätzchen war
Das rechte, wo am liebſten ſeine Mine
Der Gott der Liebe ſpringen läßt.

c'était à cet âge et dans ce lieu que l'amour nous attendait pour nous donner ſes

ſes prémières leçons. *) — An einigen Stellen wird der Vortrag ſo nachläßig, daß man den mittelmäßigſten und ungeübteſten Verſemacher zu hören glaubt. Zum Beyſpiel:

Kaum wareſt du drey Monat aus Paris,
So zwang ein Ehrenpunkt, der ſich nicht ſchlichten
ließ,
Den Herrn von Caſtelmont zum bitzigſten Duelle,
Und leider! blieb er auf der Stelle.
Mir tiefgebeugten Wittbe blieb
Dein andrer Troſt für dieſen Senſenhieb,
Als vierzigtauſend Thaler jährlich,
Die Herr von Caſtelmont mir ſicher hinterließ.
Um halb ſo viel noch drüber, wie es hieß,
Stand's in Sicilien beynah etwas gefährlich,
Wofern ich nicht, ohn' allen Zeitverluſt,
Zur Wendung der fatalen Kriſe,
Mich ſelbſt an Ort und Stelle wieſe;

Auch

*) Höchſt platt iſt auch die Ueberſetzung folgender Worte gerathen: O! la charmante princeſſe que celle de Golconde! elle était tout à la fois, bonne Reine, bon philoſophe: elle était encore plus, elle était bonne jouiſſance. Dieß heißt bey Hrn. Bürger:

O welch ein Phönix ſeltner Art,
So eine Fürſtinn von Golconde!
Was unter dieſer Roberonde
Nicht alles ſich zuſammenpaart!
Die beſte Königinn, der beſte Herr und König,
Das beſte Weib, der beſte Philoſoph,
Und alles das noch viel zu wenig! —
Die beſte — Luſtpartie am Hof!!

Auch diente zur Erleichterung der Bruſt,
Behauptete mein Arzt, die Reiſe der Marquiſe.
So ſchifft' ich denn mit vieler Luſt
Mich ein ꝛc.

Unter drey andern Gedichten, mit denen Herr Bürger dieſen Almanach beſchenkt hat, ſcheint uns die Sinnesänderung das Vorzüglichſte zu ſeyn. Ein her und hin in der erſten, und zwey Zeilen in der fünften Strophe abgerechnet, iſt dieſe artige Kleinigkeit untadelhaft. In einem epigrammatiſchen Gedichte, die Freyheit überſchrieben, ſind die Gedanken beſſer als die Verſe. *)

Mit

*) So wie in einem andern S. 171 die Verſe beſſer, als die Gedanken ſind. Da dieſes ſansculottiſche Werk uns zur Belehrung geſchrieben und als eine Replik auf unſere Recenſion des vorjährigen Almanachs zu betrachten iſt, ſo halten wir es für unſere Pflicht, es hier auszuheben:

Schön kann und ſoll nicht alles ſeyn;
Auch Schärfe, Kraft und Macht, und Drang durch Mark und Bein,
Verlanget oft gerechter Herzenseifer:
Was auch darob, als ächte Scheerenſchleifer,
Die ſchönen Wiſſenſchäftler ſchreyn.
Soll ein Apoll mein Werk, ſoll's eine Venus ſeyn,
So iſt's genug, wenn ich nur da den Meißel
Der Schönheit wohl zu führen weiß:
Ganz anders iſt der Fall bey einer derben Geißel
Auf einen kecken Krittlerſteiß.

Sansculotte.

Daß nicht alles ſchön zu ſeyn brauche, iſt uns und der ganzen Welt bekannt; daß aber auch

Mit Vergnügen finden wir hier endlich einmal wieder zwey jedem gefühlvollen Leser theure Namen, Nantchen und Amarant, und noch zeichnen sich ihre Werke durch treue Nachahmung des wahrsten und innigsten Gefühls, und durch die seltne Kunst aus, individuelle Empfindungen und Situationen zu Gegenständen einer allgemeinen Theilnahme und eines allgemeinen Wohlgefallens zu erheben. Folgendes Gedicht von Nantchen scheint uns, unter den hier eingerückten, das anziehendste zu seyn:

Wärst du, nach dem ich so mich sehne,
Hier, mein Amarant, der Wehmuth Thräne
Drängte nicht sich in mein Aug hinein,
Bis es krank wird gleich dem deinen seyn.

Aus des Wiesenbaches Silberwelle
Schöpft' ich, wo er schattig, still und helle
Zwischen Veilchen suchet seinen Pfad,
Für die kranken Augen dir ein Bad.

Lächelnd senktest du die Stirne nieder,
Hobst gestärkt die lieben Augen wieder,
Und die klaren Tropfen, die herab
An den Wimpern bebten, küßt' ich ab.

Wärest du, nach dem ich mich so sehne,
Hier, mein Amarant, der Wehmuth Thräne
Würd' in Wonnezähre wandeln sich:
Sprachlos drückt' ich an den Busen dich.

Ein

dasjenige, was sich durch seine Form als ein Werk der schönen Künste ankündige, (und gegen solche Werke, als z. B. die berüchtigte Fabel vom Vogel Urselbst, war unser Tadel gerichtet) nicht schön zu seyn nöthig habe, dieß kann nur ein Sanseülotte behaupten.

Ein Gedicht von Bouterweck, Divis Momentis überschrieben, zeichnet sich unter seinen übrigen Beyträgen aus, wie die leeren Orakelsprüche eines träumenden Sehers unter den Reden wachender Menschen. Welch' ein Bombast! Welche Kleinheit, bey dem Schein der Größe, in den Worten:

Augenblicke! Unbegreiflich kleine
Geburten einer unbegreiflich großen,
Im Schwindel nur von uns erkannten Mutter!
Kleine Ewigkeiten, die man so
Hinfliegen läßt, als läge nichts an euch!
Ihr sprengtet schon durch einen leisen Druck
Die Ketten von Jahrhunderten geschmiedet! u. s. w.

Eine ähnliche Geburt einer frostigen Stunde, ein Cento philosophischer Orakel, zum Theil in die Dunkelheit der technischen Sprache, zum Theil in erborgte poetische Bilder gehüllt, ist ein Gedicht des Hrn. Conz, der Unendliche (S. 75.) welches weder von Seiten der Kunst, noch der Materie, einigen Werth hat, der dem V. zum Ruhme gereichen könnte. Es sollte uns leid thun, wenn ein Dichter von so vielem Talente, als Herr C., so frühe schon auf den Wahn geriethe, jeden seiner gut oder schlecht versificirten Gedanken der Bekanntmachung werth zu achten, und das fernere Studium seiner schweren Kunst — die nur den begünstigt, den sie bescheiden an ihrer Gunst zweifeln sieht — zu vernachlässigen. Auch seine übrigen

Bey-

Beyträge zu diesem Almanache sind in keiner Rücksicht mit mehrern seiner ältern Stücken in Vergleichung zu setzen.

Unter den übrigen Dichtern, deren Namen diesen Almanach schmücken, haben die Hrn. Reinhard und Meyer die zahlreichsten Beyträge geliefert. Der erstere zeigt eine glückliche Fertigkeit zu reimen; seine Verse haben einen leichten, harmonischen Fluß; auch ist seine Sprache ziemlich rein: aber wahren dichterischen Geist in den Gedanken und Bildern bemerken wir nicht. In dem sehr gut versificirtem Liede S. 70 ist keine einzige Idee, welche nicht schon vielmal, und vielleicht noch besser als hier, gesagt wäre. In den Sonnet der Entschluß S. 160 ist der Ausdruck allzu fehlerhaft. Was sind Sklavenschranken? was heißen die Verse:

Soll ich zu Asche von dem Kelche glühn,
Den Tausend (e) schon mit ihrem Zauber tranken?

Was heißt jemand von Zauber absprechen? Kann man von einer Kunst sagen, daß sie zerfalle? — Verse so auszufüllen

Die fester mich und fester mich umziehn.

und:

Wer hat, wer hat der Kräfte Zauberstab?

mag bequem seyn, aber gut ist es sicherlich nicht. Folgendes Epigramm desselben Verfassers enthält den frostigsten Gedanken von der Welt:

Nebel

Nebel und Dunkel breitet der Morgen über das Thal hin,
Und die Sonne verſucht, ſie zu durchbrechen, umſonſt.
Lächle denn du mit deinen beyden allmächtigen Sonnen
Einmal hinaus, und gib einen erfreulichen Tag!

Die Arbeiten des Hrn. Meyer, Verfaſſers einiger dramatiſchen Werke und eines im vorigen Jahre erſchienenen Bändchen ſchätzbarer Gedichte, haben mehrere Eigenthümlichkeit in den Gedanken, aber gröſtentheils eine Härte der Sprache und eine gewiſſe Schwerfälligkeit des Ausdrucks, wodurch der Leſer zum Erklären genöthigt und um ſeinen Genuß verkürzt wird. Man ſehe nur S. 66 Gluth und Nacht und S. 142 Ergebung nach, und verſuche es, ob man den Gedanken des Dichters bey der erſten Lectüre in ſeiner ganzen Klarheit faſſen wird. Und doch ſind dieſe Gedichte für den Geſang beſtimmt. In dieſer Rückſicht verdient das S. 164 Nur Einer, das meiſte Lob; weniger tadelfrey iſt S. 98 Sehnſucht. Dem epigrammatiſchen Gedichte auf Ludwig den Sechzehnten S. 130 hätten wir vorzüglich etwas wohlklingendere und geſchmeidigere Verſe gewünſcht.

Einige glückliche Verſuche in der idealiſchen Gattung, Verſuche, die ſich durch eine rege Phantaſie, ein warmes Colorit und wohlklingende Verſifikation auszeichneten, haben Hrn. Woltmann den Beyfall des Publikums verſchafft. Aber er ſcheint auf einem gefährlichen und ſchlüpfrigen Wege

einher zu gehn. Er ist, wie aus einigen seiner Arbeiten in diesem Almanache erhellt, in der größten Gefahr, an der Klippe der Einförmigkeit zu scheitern; und was noch schlimmer ist, ein buntes, überladenes Colorit, und den Reiz einer weichen Versification für die wahre und einzige Schönheit zu halten, deren ein Gedicht fähig ist. Aber Gestalten sind mehr werth als Farben, und Gedanken mehr als Worte. Das Gedicht S. 109 Aurorens Grotte ist ein Gewebe von Bildern, in denen nur das Schimmernde, die Contraste und das Helldunkel gesucht zu seyn scheint. Der Dichter ermüdet nicht, immer neue und immer lieblichere Farben aufzusetzen, bis endlich die Gestalt, welche sie bekleiden sollen, ganz vor den Augen zerfließt. Wie überladen sind nicht folgende Verse:

Reich geziert mit Edelsteinen,
Wie mit Sternen ausgeschmückt,
Steht sie da in Rosenhainen,
Die ein steter Lenz beglückt,
Die mit seines Scepters Schlägen
Nie der Meere Gott verletzt,
Nur bestaubt mit mildem Regen,
Eine Nereide netzt.

— — — — —

Welches Säuseln, welches Schwellen,
Dieser duftigen Gestalt!
Welcher Hüften volle Wellen,
Aller Wonnen Aufenthalt!
Kaum umhaucht von Purpurseide

Flößt

Flößt sie Felsen Wollust ein:
Dieses Lächeln muß der Freude
Seligster Gedanke seyn.

Einige Sonnetten von Cz., einige Fabeln von Nmis betrachten wir als Lückenbüßer, welche der Herausgeber nicht aufgenommen haben würde, hätte ihm etwas besseres zu Gebote gestanden. Aus einem Gedichte des letztern heben wir folgende originale Zeilen aus:

— dieß Aug' aus dem die Flamme sprühet,
Die, dem Electrum gleich an Kraft,
Wohin sie trift, die Glut der Liebe schafft.

Nicht ohne Verdienst sind einige Gedichte von Gedor; und mit weniger Uebertreibung des Ausdrucks und weniger Affektation in der philosophischen Sprache würden sie vielleicht vortreflich seyn. Etwas mehr Natur wäre auch der Sprache des Herrn Gerhard zu wünschen. Seine Elegie S. 100 hat einige schöne Verse, zu denen aber folgende nicht gehören:

Du schwatztest viel — ach! hört' ich was es war,
Da selbst mein Ohr in deinem Auge war? — —

und

Drum fahre wohl, du blendendster Genuß
Der Welt — mir ist der Wonnen Haupt gefallen.

Hrn. Jung mögen für seine herzbrechenden, mit den empfindsamsten Thränen bethauten Reime schmelzende Schönen und ihre lallenden Liebhaber danken. Die Kritik hat ihm nichts darüber zu sagen.

IV.

Biographiſche Nachrichten.

Charles Simon Favart ward den 3. Nov. 1710 zu Paris geboren. Sein Geſchmack für die ſchöne litteratur zeigte ſich früh, und er machte bald die Bekanntſchaft der angeſehenen ſchönen Geiſter ſeiner Zeit. Voltaire prophezeihte den Ruhm, den der junge Favart dereinſt ſich erwerben würde. Favart ſchickte ihm Verſe und eine Paſtete, die er beyde ſelbſt verfertigt hatte. Voltairs Antwort darauf war ein Blatt mit den Worten: J'ai trouvé, Monsieur, votre pâté très bon et vos vers excellens. Waren die Verſe wirklich vortreflich, ſo konnte die Paſtete ihnen freylich nicht ſchaden. Favart hatte ſchon für das Theater gearbeitet, als er 1744 Marie Juſtine Benedikte Duronceray heurathete, die unter dem Namen einer Demoiſelle Chantilly, erſten Tänzerinn des Königs von Pohlen, auf dem komiſchen Opertheater debütirt hatte. In demſelben Jahre ward die komiſche Oper, deren Beyfall die übrigen Theater für ihre Exiſtenz beſorgt machte, aufgehoben. Favart, der für Rechnung der Oper Directeur derſelben geweſen war, erhielt die Erlaubniß unter dem Namen Matheus, engliſcher Tänzer, ein pantomimiſches Schauſpiel à la foire de St. Laurent zu geben.

Die

Die Demoiſelle Chantilly und Gobe brachten es, durch die Kunſt, mit der ſie eine Pantomime in Einem Akt Les Vendanges de Tempé vorſtellten, in Ruf. Nach ſeiner Heurath übernahm Favart die Direction eines Schauſpiels, das dem Marſchall von Sachſen in ſeine glorreichen Feldzüge folgte. Mehr als einmahl ſchärfte ein Lied von Favart den kriegeriſchen Geiſt des franzöſiſchen Heers, und diente ihm zur Erholung von ſeinen Strapazen. Den Tag vor der Schlacht bey Rocour war Favart in Tongres. Zwiſchen beyden Stücken kündigte er an: morgen ſey das Schauſpiel geſchloſſen, aber übermorgen werde er Le Prix de Cithere und Les Amours grivois aufführen — das zeigte, daß man nicht im mindeſten am Sieg zweifele, und die Art, wie dieſe Ankündigung aufgenommen ward, verbürgte gewiſſermaßen ſchon den halben Gewinn deſſelben. Bald darauf hatte Favart mit ſeiner Gattinn die grauſamſten Verfolgungen von Seiten derer zu erdulden, die ſie hätten beſchützen ſollen. Dieſen zu entgehen, opferten ſie ihr ganzes Vermögen auf, und verließen Brüſſel, nachdem ſie alle Bedingungen ihres Contrakts erfüllt, und die Schulden der Direction bezahlt hatten. Nach ihrer Ankunft in Paris debütirte Madam Favart bey den Italienern, wo ſie mit einem beyſpielloſen Beyfall von dem Publikum aufgenommen ward. Von dieſer Zeit an lebten beyde in ungeſtörter Ruhe.

Favart hat ſowohl allein als in Geſellſchaft mit Andern neunzig Theaterſtücke verfertigt. Die

geſchätzteſten darunter ſind: Les trois Sultanes — l'Anglois à Bordeaux — La Feé Urgelle — La belle Arſenne — La Féte du chateau — Les Moiſſonneurs — Annette et Lubin — La Roſiere — Baſtien et Baſtienne — Ninette à la Cour — L'amitié à l'epréuve u. a. Wir ſagen nichts von einer Menge komiſcher Opern, die alle das wahre Talent, das dieſer Gattung angemeſſen iſt, verriethen, d. h. Munterkeit und Laune in den Schranken des Anſtandes und oft ſelbſt mit einer guten Sittenlehre und lehrreicher Lebensphiloſophie verbunden. Wenige dramatiſche Schriftſteller kannten den Zauberreiz theatraliſcher Gemälde, und vorzüglich ſolcher Gemälde, die aus der ländlichen Natur genommen ſind, ſo gut wie Favart. Nur gab er ſeinen Landleuten zu viel Witz, und erhielt ihnen nicht genug die künſtliche natürliche Sprache, und den reinen koſtbaren Naturſinn, der ſie vor andern Menſchenklaſſen auszeichnet: Doch iſt das, was er ihnen in den Mund legt, faſt immer den Geſinnungen von Tugend und Güte angemeſſen, mit denen dieſer nützliche und arbeitſame Stand von jeher vorzüglich ausgeſtattet war.

Favart genoß im Zirkel einer kleinen Anzahl vertrauter Freunde die Süßigkeiten des Umgangs, und war ſelbſt ein Muſter der geſelligen Tugenden. Kein Dichter kann ſich glänzenderer Succeſſe rühmen, und nie war ein Dichter beſcheidner. Der Tod raubte ihn ſeiner Familie und den Muſen am 18. May 1792 in einem Alter von 82 Jahren. Einige Zeit vor ſeinem Tode erſchien

ſchien er vor den Schranken der Nationalverſammlung mit einer Deputation, die den Auftrag hatte, im Namen der Gelehrten (des hommes de lettres) eine Bittſchrift zur fernern Auszahlung ihrer vom Hof genoßnen Penſion zu überreichen. Neben ſich hatte er la Place und Goldoni. Der jüngſte von dieſen dreyen war wenigſtens 80 Jahr alt. Favarts Ruhm wird nicht ſterben: in allen ſeinen Compoſitionen war er ſtets original, intereſſant, ſinnreich, anziehend. Er hat nie einen andern kopirt, wohl aber ſich eigne Bahnen gebrochen, auf denen andere ihm mit Bequemlichkeit folgten.

Hier iſt der Ort, eine lächerliche Sage zu widerlegen, mit der man ſich in Betreff der Werke Favarts trägt, deren beſſern Theil man dem Abbe' Voiſenon, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, zuſchreibt. Favart war längſt Dichter und Vater des Vaudeville, ehe ſich der Abbe' Voiſenon einfallen laſſen konnte, für die italieniſche Comödie zu arbeiten. Er theilte anfangs ſeinen Beyfall mit Pannard, den er in der Folge übertraf. Uebrigens iſt die Manier Voiſenons ſo verſchieden von der Favartſchen, daß es kaum zu begreifen iſt, wie das Publikum ſich in dieſem Stück ſo täuſchen konnte, wie es zum Theil wirklich der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint. Voiſenon ſuchte allenthalben Pointen, Fineſſe; er war ein ſchöner Geiſt nach der Mode, aber ſelten Dichter. Favart hatte auch Witz und Geiſt, aber nicht zum Nachtheil der wahren Poeſie. Vorzüglich beſaß er einen richtigen Blick und eine Beurtheilungskraft, die man an Voiſenon nicht häufig

zu rühmen findet. Nie hatte Voiſenon die Natur ſo wahr und innig empfunden, um eine Empfindung, ein Bild ſo treflich auszudrücken, als es Favart in folgenden ſchönen Verſen glückte:

Dans l'univers tout aime, tout déſire;
Du tendre amour tout peint la volupté:
Si le papillon vole avec légereté,
Un autre papillon l'attire;
Les fleurs en ſe courbant ſemblent ſe carreſſer;
Le lierre à l'ormeau, s'unit pour l'embraſſer:
Les oiſeaux ſont charmés de pouvoir ſe repondre;
Et le doux murmure des eaux
Eſt cauſé par de clairs ruiſſeaux
Qui ſe cherchent pour ſe confondre.

Der Verfaſſer von Iſabelle und Gertrud und des Engländers in Bordeaux könnte nicht der Verf. der Erzählungen Voiſenons ſeyn; eben ſo wenig würde er ein Mährchen wie Fleur d'Epine verfertigt haben. Unſer liebenswürdiger Dichter verdient weder das Lob noch den Tadel der beaux-eſprits de ſociété. Eine der größten litterariſchen Ungerechtigkeiten ſeines Zeitalters war, daß man ihm keine Stelle in der Akademie gab. Waren ſeine Verdienſte etwan nicht akademiſch genug? Wenn man auch den Zufall der Geburt, ſeine erſte Erziehung und ſein öffentliches Gewerbe als ein Hinderniß betrachtete, ſo wäre es doch billig geweſen, ihn in ſeinem höhern Alter aufzunehmen, ſo wie auch beym Militär Veteranen nach 30 oder 40 Dienſtjahren endlich einen Poſten erhalten, der glücklichen Sterblichen durch Gunſt und Geburt ſchon im Knabenalter zu Theil wird. Man

Man ſieht jetzt in Paris mit anhaltendem und allgemeinem Beyfall auf dem Theatre du Vaudeville ein kleines niedliches Stück, Favart aux Champs Elyſées, das drey Verfaſſer hat: Barré, Radet und Desfontaines. Wir ſchließen dieſe Anzeige mit folgenden Verſen, die ein Ungenannter an dieſe drey Freunde über die erwähnte gemeinſchaftliche Arbeit gerichtet hat.

Vous honorez Favart et le repréſentez!
Enfans gâtés de la folle Thalie,
Vous avez de Favart les graces, le génie:
Vous treſſez ſa couronne et vous la méritez!
Votre muſe pour lui dut se mettre en dépenſe:
A ſon tombeau vous deviez des lauriers:
Vous faitez par reconnoiſſance
Ce que bien d'autres héritiers,
Ne font ſouvent que par décence.

Antoine-Marie Lemierre ward 1733 zu Paris geboren. Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn eröffnete er 1758 mit dem Trauerſpiel Hypermneſtra, das eine günſtige Aufnahme und mehr als zwanzig Vorſtellungen nach einander erhielt. Nicht allein in ſeiner Manier, ſondern auch in ſeinen Schickſalen hatte er viel ähnliches mit Crebillon. Beyde erlebten auf ihrem Wege zum Ruhm viel plötzliche Abwechſelungen von Freud und Leid; ein glücklicher Erfolg hatte gewöhnlich eine getäuſchte Erwartung zur Begleiterinn. Beyde haben ohngefähr gleich viel Trauerſpiele geſchrieben: von jedem ſind nicht über drey oder vier Stücke auf dem Thea-

ter geblieben. Crebillon erhob ſich bis zum Rhadamanth und Lemierre bis zu Wilhelm Tell. Elektra gründete, oder vermehrte doch, den Ruhm zweyer allgemein bekannten Schauſpielerinnen (Adrienne Lecouvreur und Claire Delatude Clairon) und kämpfte dreyßig Jahre gegen die Elektra von Voltaire; allein die jetzige Generation ſcheint den antiken Schönheiten, die unter den Händen des Schöpfers von Oreſt von neuem ins Leben gerufen wurden, einen entſchiedenen Vorzug vor den übelangebrachten und geſchmackwidrigen Liebeshändeln Elektrens und Ithis, und Oreſts und Iphianaſſens zu geben.

Die Malabariſche Wittwe, *) die 1768 fiel, erſchien 1780 mit vielem Glanz von neuem auf der Bühne. Man ward es müde, ungerecht zu ſeyn. Lemierre ward getröſtet. Il me faut, ſagte er mit guter Laune zu dem berühmten Villepatour, Il me faut des pieces de 36 pour enfoncer les portes de l'académie. Crebillon war nicht viel jünger aufgenommen worden, allein Danchet, ihm gleich an Jahren, hatte dieſes Ziel zwanzig Jahre früher erreicht. Crebillon mußte häufig den Vorwurf hören, daß ſeine Verſe hart, trocken, incorrect und voll baroker Wendungen und Barbarismen wären. Mit Lemierre ging die Kritik nicht viel ſanfter um. „Aucun fiel n'a jamais empoisonné ma plume" ſagte Crebillon in dem verſificirten Discours, den er 1731 bey ſeiner Aufnahme

*) Auf der deutſchen Bühne unter dem Nahmen Lanaſſa bekannt genug.

nahme in die Akademie vorlas. Was Crebillon ſagte, das that Lemierre ohne es zu ſagen. Crebillon hatte das Unglück, vielleicht ohne es zu wiſſen, den kleinen Leidenſchaften einer Favorite zum Werkzeug zu dienen, *) die ihn nicht wie eine Königinn, ſondern wie der Miniſter eines Fürſten, dem die Poeſie wie alle ſchöne Künſte ſehr gleichgültig waren, belohnte. Lemierre erhielt von einem verſchwenderiſchen Hofe eine äußerſt mäßige Penſion: die Revolution bereitete ihm die einzige ſeiner würdige Belohnung. Die Nation wollte das Bild des Befreyers der Schweiz in das Pantheon aufſtellen und das Trauerſpiel Wilhelm Tell an den feyerlichſten Feſten aufführen laſſen. Ach! Lemierre genoß dieſer verdienten Ehre nicht. So ſtarb Taſſo den Abend vor ſeiner feſtlichen Krönung. Lemierre, den das Gedächtniß ganz verlaſſen hatte, überlebte ſich mehr als ſechs Monate ſelbſt, und entſchlief ohne Ahndung des Todes am Ende des Julius 1793. Er hatte ſein ſechzigſtes Jahr erreicht, ohne je etwas über die genaueſte Nothdurft beſeſſen zu haben, und ſelbſt wahre Bedürfniſſe verſagte er ſich mit Freuden, um ſeine kindliche Liebe, ſein allerdringendſtes Bedürfniß, zu befriedigen. Jedesmal, als er den geringen Antheil erhielt, den damals die privilegirten Schauſpieler den dramatiſchen

*) Die Pompadour ließ den Catilina in der Hoffnung vollenden, Voltairen zu demüthigen, der ſich ihrer Meinung nach zu familiär gegen ſie benommen hatte.

tiſchen Schriftſtellern von ihrem Gewinn zufließen ließen, brachte er ihn ſeiner Mutter, die zu St. Germain wohnte, zu Fuß. Wie einen Diebſtahl würde er ſich die Koſten einer Reiſe vorgeworfen haben, die in etwas andern beſtanden hätten, als dem edlen Schweiß, den er auf derſelben vergoß. O Jean-Jacques (ruft der untengenannte Verfaſſer, von dem wir dieſe Nachrichten entlehnen, aus:) O Jean-Jacques! Que n'avois-tu de tels faits à raconter! Qu'ils ſeroient devenus intereſſans ſous ta plume! Lemierre fut ton éleve et ton ami; il fut Scribe (c'eſt l'expreſſion de I. I. Rouſſeau) avec toi, dans les mêmes bureaux; tu formas ſon eſprit; il preſſentit tes deſtinées, et ſi tu l'avois familiariſé avec les hautes conceptions d'un génie républicain, il te donna peut-être en échange, l'exemple de la patience dans la pauvreté, et le ſpectacle de la vertu contente d'elle-même. Par *Auguſtin Ximenez*, ſeptuagénaire. (Eine Sammlung Gedichte von dieſem alten Officier unter dem Codicille d'un Vieillard haben wir im 47. B. dieſer Bibliothek S. 299 angezeigt.)

V.

Engliſche Litteratur.

Hogarth illuſtrated. By *John Ireland* 2 Vol. 729 p. with 92 plates. 1792. royal 8. London Boydell. Unter allen Schriften, die bis jetzt in England über Hogarth und ſeine Werke erſchienen ſind, iſt keine, welche die hier angezeigte überflüßig machte. Man hat eine ſehr gute Lebensbeſchreibung von ihm, und Walpole in ſeinen klaſſiſchen Anecdotes of Painting hat meiſterhafte Betrachtungen über ſeine Compoſitionen geliefert. Nichols Anekdoten von Hogarth enthalten, neben einer Menge trivialer Dinge, viel brauchbare Nachrichten. Rouquet hat in einem franzöſiſchen Briefe 1746 einige von Hogarths Kupfern beſchrieben. Der ſcharfſinnige Gilpin theilt in ſeinem Eſſay on Prints über Eine Suite Hogarthiſcher Kupfer ſeine Betrachtungen mit. Dr. Trusler gab einen Hogard moralized mit 78 eingedruckten Kupfern heraus. Alle dieſe aber, die entweder nach einem andern Plane arbeiteten, oder ihre Werke nicht vollendeten, hatten Hrn. J. noch Stoff genug zu intereſſanten Nachrichten und Betrachtungen übrig gelaſſen. Seine Abſicht iſt dieſelbe, die Herr R. Lichtenberg bey ſeinem vortreflichen Commentar hatte, wenn er gleich

gleich dem Deutschen an Geist und ächtem Witz und Laune unendlich nachstehn muß. Herr J. giebt hier eine moralische und analytische Beschreibung von Hogarths Kupfern, mit Anekdoten, die Bezug auf den Künstler und seine Werke haben, so viel er deren auftreiben konnte. In den Fällen, wo es ihm schien, daß der Künstler von poetischen oder politischen Vorurtheilen mishandelt worden sey, suchte er sein Andenken gegen Verläumdung zu sichern; da wo seine Werke, seiner Meinung nach, misverstanden oder misdeutet worden, hat er die wahre Lesart herzustellen gesucht. Er hat sich keine Mühe verdrießen lassen, Erkundigungen aller Art einzuziehen, die über die Absicht und den Zweck des Künstlers einigen Aufschluß geben, und ihre komische und moralische Tendenz erläutern konnten. Alles dieses hat der V. mit soviel Fleiß und Geschicklichkeit besorgt, daß wir hier ein sehr unterhaltendes und wirklich auch lehrreiches Buch erhalten haben. Der erste Band giebt erstlich biographische Nachrichten von Hogarth, die sehr lebhaft geschrieben und manchen weniger bekannten Umstand enthalten. Unter andern findet man hier einen guten Aufsatz über die Analysis of beauty und die Geschichte von Hogarths Sigismonda, mit einem vielleicht zu weit getriebenen Versuch, seine Ansprüche auf hervorstechendes Verdienst in den höhern Gattungen der Mahlerey zu retten. Wir müssen uns begnügen, aus diesem Theile des Werkes das Bild, das der V. von Hogarths Talent überhaupt entwirft, mitzutheilen. S. CXVI. „Entfernte Gegenden

und

und fremde Welttheile nach alten Gemälden durchreiſen, Höhlen durchſuchen, um verſtümmelte Bildſäulen hervorzuhohlen, die Verhältniſſe einer Bildſäule mit mathematiſcher Genauigkeit zu meſſen, war nicht der Ehrgeiz William Hogarths. Der Tempel der Natur war ſeine Akademie, und ſeine Topographie die Karte des menſchlichen Geiſtes. Da er weder Copiſt noch Nachahmer werden mochte, ſo ließ er die höhere Klaſſe von Weſen, die aus dem Pinſel eines Pouſſin oder Michael Angelo hervorgingen, ihren Bewundrern, wählte ſeine Bilder aus ſeinem eigenen Lande, und ſtellte ſie mit einer Wahrheit, Energie und Mannigfaltigkeit des Charakters dar, der immer den Gegenſtänden angemeſſen, und doch durchaus original war. *) Betrachtet man die natürliche Richtung ſeines Genies, ſo muß man ihn glücklich preiſen, daß er in England geboren ward. In der Schweiz iſt die Natur romantiſch, Berge und Felſen haben etwas Ungeheures und Erſtaunungswürdiges; in Italien ſind die Muſter der Kunſt erhaben und majeſtätiſch; die Ruinen des alten Griechenlands ſind noch immer eine Schule für Architektur und das Studium des Ebenmaaßes — in England aber, in England allein findet man jede Verſchiedenheit des Charakters, die einen Menſchen von dem andern auszeichnet. Dieſe waren der Gegen-

*) Sehr oft entwarf er Skizzen von Köpfen auf ſeinen Nägeln; wenn er nach Hauſe kam, brachte er ſie auf Papier, und von da wurden ſie auf ſeine Platten übergetragen.

Gegenſtand ſeines Studiums, und ſelten verſuchte ers, es der Natur durch Würde und Schönheit zuvorzuthun. (to heighten nature by either ideal or elevated beauty.) Er beſaß die Augen, aber nicht die Flügel des Adlers.“

„Seine Kupfer ſind roh, aber kräftig gearbeitet, und dieß letztere in einem Grade, der ſchwerlich ſeines Gleichen finden dürfte. Jede Figur iſt aus dem Spiegel der Natur entlehnt, und wenn gleich ſelten vollendet, doch immer beſeelt.“

„Man hat ihm in einigen ſeiner einzelnen Figuren Plumpheit (groſsneſs) Schuld gegeben; allein im Ganzen war die Ader ſeines Witzes mehr geeignet, einen launigen Mann lächeln als einen launiſchen lachen zu machen (the general vein of his wit is better calculated to make the man of humour ſmile, than the humouriſt laugh.) Er hat mehr vom Cervantes, als vom Rabelais, mehr von Fielding, als von Smollet.“

„Ich bin ſelbſt nicht mit mir einig, in welche Claſſe ich ſeine gemahlten Scenen ſetzen ſoll. Für die Würde der Geſchichte ſind ſie zu ſehr mit kleinen Nebendingen überladen; um Tragödien zu ſeyn, ſind ſie zu komiſch, gleichwohl haben ſie eine Richtung, die uns verbietet, ſie zur komiſchen Gattung zu rechnen. Sie ſind aus dem Leben genommen; ſtellen uns die Ungereimtheiten, Verbrechen, Strafen und mannigfaltigen Schickſale des Menſchen vor, wie er heute in den Strahlen der Glücksſonne ſich wärmt, morgen in die Nacht der wildeſten Verzweiflung ſinkt. Zu ſeiner Ehre darf man nicht

ver-

vergeſſen, daß ihre ſtete Richtung auf die Beförderung der Tugend abzielte, daß ſie ohne Ausnahme einen Geiſt athmen, der die Menſchen thätig, menſchlich und glücklich zu machen ſucht. Sollten einige Nebendinge zu poſſenhaft ſcheinen, und einige wenige ſeiner Szenen an das Schlüpfrige grenzen, ſo bedenke man, daß ſeit der Zeit ihrer Verfertigung der Maaßſtab des Feinen und Anſtändigen ſich um etwas geändert hat, daß Gattungen von Witz, die dieß empfindſame und überfeine Jahrzehend ſelbſt für den Hausgebrauch zu niedrig hält, damahls, mit einem ungleich ſtärkern Zuſatz, als ächte und vollwichtige Münze im Königreich curſirten.“ Aus Hrn. Js. Commentar können wir keine Probe geben; weil auch die kürzeſte, um nur einigermaßen einen richtigen Begriff von ſeiner Manier zu verſchaffen, zu weitläuftig für dieſe Bibliothek werden müßte. Genug man ſieht, er hat des Künſtlers Werke aufmerkſam ſtudiert, und iſt in ſeinen Geiſt eingedrungen. Man findet bey ihm keine tief gehenden kritiſchen Zergliederungen, aber gute hiſtoriſche Aufklärungen. Doch geht auch der Künſtler nicht ganz leer aus, ſondern triſt manche brauchbare Bemerkung und manchen guten Wink an. Unterhaltende und charakteriſtiſche Anekdoten ſind im Text und den Noten häufig. — Ein groſſer Theil der Kupfer ſtehen ſchon im Hogarth moralized, von denen Mrs. Hogarth das Verlagsrecht an ſich gebracht hat. Die Originalkupfer, von denen eine Liſte beygefügt iſt, werden in ganzen Suiten bey den Herren Boydells für 16 Guineen verkauft.

kauft. Wir ſchließen dieſe Anzeige mit Johnſons ſchöner Grabſchrift auf Hogarth:

The hand of him here torpid lies,
That drew th'eſſential form of grace;
Here clos'd in death th' attentive eyes,
That ſaw the manners in the face.

The botanic Garden, Part I. Containing the oeconomy of Vegetation. A Poem, With philoſophical Notes. 1791. 338 p. 4. Mit zehn Kupfertafeln. Dieſer erſte Theil erſcheint ſpäter als der zweyte, der den beſondern Titel führt: The Loves of the Plants, und den wir unſern Leſern ſchon bekannt gemacht haben. Der beſondere Titel des erſten Theils lautet: The Oeconomy of Vegetation. Die Materie zerfällt von ſelbſt in vier Geſänge, deren jeder ſich mit einem eignen Element beſchäftigt. In dem erſten ſteigt die Göttinn des Gewächsreichs herab, ihr Amt zu verwalten, hält eine Rede an die Nymphen des Feuers, erinnert ſie an ihre Beſtimmung, und trägt jeder ihr beſtimmtes Geſchäfte auf. Im zweyten verſammelt ſie die Gnomen um ſich, denen die Oberaufſicht über die Erde und das Mineralreich insbeſondere aufgetragen iſt, erinnert ſie an ihre Pflichten und theilt ihnen ihre Befehle mit. Der dritte Geſang beſchäftigt ſich mit dem Elemente des Waſſers. Die Nymphen deſſelben erhalten gleichfalls Aufträge von der Göttinn. Und im vierten und letzten, thut ſie den Sylphen, den Schutzgeiſtern der Luft, ihren Willen kund. Die

Aus-

Ausführung iſt eben ſo vortreflich, wie in dem ſchon erſchienenen zweyten Theile, die Verſe ſind poetiſch und wohlklingend, und die Noten äußerſt lehrreich und unterrichtend. Die Anſpielungen ſind gelehrt, die Erläuterungen ſinnreich, und die Beſchreibungen lebhaft. In der poetiſchen Mahlerey beſitzt der Dichter ſeine größte Stärke, auch ſcheint er ein Vergnügen an der Schilderung von Gegenſtänden zu finden, die, dem Anſehn nach, derſelben am wenigſten fähig ſind. Aus dem zweyten Geſange, in welchem der Dichter die Produkte aus Thonerde und die Manufaktur des Porzellains beſchreibt, heben wir folgende ſchöne Verſe zum Preis der engliſchen etruſciſchen Arbeit aus:

Etruria! next beneath thy magic hands
Glides the quick wheel, the plaſtic clay expands.
Nerved with fine touch, thy fingers (as it turns)
Mark the nice bounds of vaſes, ewers and urns
Round each fair form in lines immortal trace
Uncopied beauty, and ideal grace.

Gnomes! as you now diſſect with hammers fine
The granite-rock, the nodul'd flint calcine;
Grind with ſtrong arm, the circling chertz betwixt,
Your pure ka-o-lins and pe-tun-tſes mixt;
O'er each red ſaggar's burning cave preſide,
The keen-eyed fire-nymphs blazing by your ſide;
And pleaſed on Wedgwood ray your partial ſmile,
A new Etruria decks Britannia's iſle. —
Charm'd by your touch, the flint liqueſcent pours
Through finer ſieves, and falls in whiter ſhowers;

Charm'd by your touch, the kneaded clay refines,
The biscuit hardens, the cnamel ſhines;
Each nicer mould a ſofter feature drinks,
The bold cameo ſpeaks, the ſoft intaglio thinks.
To call the pearly drops from pity's eye,
Or ſtay despair's diſanimated ſigh,
Whether, o friend of art! the gem you nould
Rich with new taſte, with antient virtue bold;
Form the poor fetter'd ſlave *) on bended knee
From Britains ſons imploring to be free;
Or with fair hope the brightening ſcenes improve,
And cheer the dreary waſtes at Sidney-cove;
Or bid mortality rejoice and mourn
O'er the fine forms on Portland's myſtic urn.

Here by fall'n columns and disjoin'd arcades,
On mouldering ſtones, beneath deciduous ſhades,
Sits humankind in hieroglyphic ſtate,
Serious, and pondering on their changeful ſtate;
While with inverted torch, and ſwimming eyes,
Sinks

*) Anſpielung auf zwey Cameen aus Wedgwoods Manufaktur, von denen einer einen Sklaven in Ketten vorſtellt, wovon er mehrere Hunderte austheilte, jeden Menſchenfreund aufzufordern, das ſeinige beyzutragen, daß der abſcheuliche Menſchenhandel endlich einmahl abgeſchaft werde. Der andere ſtellt die Hofnung in der Begleitung des Friedens, der Kunſt und Arbeit vor. Er war von Thon aus Botanybay gemacht, wohin Herr W. auch verſchiedene derſelben ſchickte, um den dortigen Einwohnern zu zeigen, was für Gebrauch ſie von den Erzeugniſſen ihres Bodens machen könnten, und ihren Kunſtfleiß aufzuregen. Ein Kupfer von dieſem letztern Medaillon ſteht vor Stockdales Ausgabe von Philipps Expedition nach Botanybay.

Sinks the fair ſhade of mortal life, and dies.
There the pale ghoſt through death's wide portal bends
His timid feet, the duſky ſteep deſcends;
With ſmiles aſſuaſive love divine invites,
Guides on broad wing, with torch uplifted lights;
Immortal life, her hand extending, courts
The lingering form, his tottering ſtep ſupports;
Leads on to Pluto's realms the dreary way,
And gives him trembling to elyſian day.
Beneath, in ſacred robes the prieſteſs dreſſ'd,
The coif cloſe-hooded, and the fluttering veſt,
With pointing finger guides the initiate youth,
Unweaves the many-colourd veil of truth,
Drives the profane from myſtery's bolted door,
And ſilence guards the eleuſinian lore.

Whether, o friend of art! your gems derive
Fine forms from Greece, and fabled Gods revive;
Or bid from modern life the portrait breathe,
And bind round Honours brow the laurel wreath;
Buoyant ſhall ſail, with fame's hiſtoric page,
Each fair medallion o'er the wrecks of age;
Nor Time ſhall mar; nor ſteel, nor fire, nor ruſt
Touch the hard poliſh of the immortal buſt — — —

Deſcriptive Sketches. In Verſe. Taken during a pedeſtrian tour in the Italian, Griſon, Swiſs and Savoyard Alps. By *W. Wordſworth*. B. A. of St. Johns, Cambridge. London 1793. 55 p. 4. Dieſes Gedicht iſt die Frucht einer Schweizerreiſe, die der V. in Begleitung eines einzigen Begleiters zu Fuß

machte. Die mannigfaltigen Naturgemälde deſſelben zeugen von genauer Beobachtung, feuriger Phantaſie, gut cultivirten Anlagen und Kenntniſſen. Unter die Schilderungen der majeſtätiſchen Größe der Gebirge, der mannigfaltigen Scenen von Seen und Thälern, des feyerlichen Dunkels zerſtörter Schlöſſer und Klöſter, der verſchiedenen Anſichten der Alpen am Morgen, Abend u. ſ. w. die mit einer ſtudierten Menge von Bildern ausgeſchmückt ſind, ſind einzelne Menſchenfiguren gezeichnet, und häufiger noch moraliſche Betrachtungen eingeſtreut. Gleichwohl iſt das Gedicht weniger unterhaltend, als man von dem Gegenſtande deſſelben erwarten ſollte. Die Schuld davon liegt wohl größtentheils in dem Mangel eines Fadens, der die verſchiedenen Beſchreibungen zu einem Ganzen vereinigte, und an epiſodiſchen Scenen, die mehr Abwechſelung in den Eindruck gebracht haben würden. Nicht wenig mag dazu auch der mühſame und gekünſtelte Ausdruck beytragen, der bisweilen ſo dunkel wird, daß man Mühe hat, den Sinn zu errathen. Manche Bilder ſind übertrieben und gigantiſch. In folgenden Verſen beſchreibt der Verf. einen Sonnenuntergang im Sturme:

'Mid ſtormy vapeurs ever driving by,
Where oſpreys, cormorants, and herons cry,
Where hardly giv'n the hopeleſs waſte to chear,
Deny'd the bread of life the foodful ear,
Dwindles the pear on autumn's lateſt ſpray,
And apple ſickens pale in ſummer's ray,
Ev'n here Content has fix'd her ſmiling reign,

With

With independence, child of high disdain.
Exulting mid the winter of the ſkies
Shy, as the jealous chamois, Freedom flies,
And often graſps her ſword, and often eyes,
Her creſt a bough of Winters bleakeſt pine
Strange »weeds« and alpine plants her helm entwine,
And wildly-pauſing oft ſhe hangs aghaſt,
While thrills the »Spartan fife« between the blaſt.
'T is ſtorm; and hid in miſt from bour to hour
All day the floods a deeper murmur pour,
And mournful ſounds, as of a ſpirit loſt,
Pipe wild along the hollow-bluſtering coaſt,
Till the ſun walking on his weſtern field,
Shakes from behind the clouds his flaſhing ſhield.
Triumphant on the boſom of the ſtorm,
Glances the fire-clad eagle's wheeling form;
Eaſtward in long perſpective, glittering ſhine
The wood-crown'd cliffs that o'er the lake recline;
Wide o'er the Alps a hundred ſtreams unfold,
At once to pillars turn'd that flame with gold;
Behind his ſail the peaſant ſtrives to ſhun
The weſt that burns like one dilated ſun,
Where in a mighty crucible expire
The mountains, glowing hot, like coals of fire — —

An Evening Walk. An Epiſtle; in verſe. Addreſſed to a young Lady; from the lakes of the North of England. By *W. Wordſworth*, B. A. of St. Johns Cambridge. London 1793. 27 p. 4. Von demſelben Verfaſſer ganz in derſelben Manier. Auch dieſes Gedicht macht Hrn. W. Ehre und verräth das Auge

eines fleißigen Beobachters, und die Hand eines geſchickten Copiſten der Natur.

Verſes on the beneficial Effects of Inoculation which obtained one of the Chancellor's Prizes at the Univerſity of Oxford in the year 1772. By the Rev. *William Lipſcomb* — — Now republiſhed by the Authors permiſſion at the requeſt of the Houſe Committee of Governors of the Small Pox and Inoculation Hoſpitals for the benefit of that Charity and gratuously recited at their anniverſary Feſtival at the London Tavern, on Monday the 25 Febr. 1793. by Mr. *I. Palmer*, of the Kings Theatre Haymarket 1793. 8 p. 4. Ein ſchönes Gedicht über einen der Menſchheit ſo unendlich wichtigen Gegenſtand. Wir führen daraus nur die Beſchreibung von den Verwüſtungen an, die die Blattern bey ihrer erſten Erſcheinung im Orient anrichteten:

Thoſe balmy gales, that whilom could diſpenſe,
A thouſand odours to the raviſh'd ſenſe,
With fragrant coolneſs pleaſing now no more,
Spread through the tainted ſky their deadly ſtore;
With anxious fear the fainting mother preſs'd
The ſmiling infant to her venom'd breaſt;
The ſmiling babe, unconſcious of his fate,
Imbib'd with greedy joy the baneful treat,
Oft as the ſwain beneath the citron ſhade
Pour'd his ſoft paſſion to the liſtening maid,

In

Infections poiſon hung on every breath,
And each perſuaſive ſigh was charg'd with death.

Original Poems, on various Occaſions, by a Lady. Reviſed by *William Cowper* Eſq. of the Inner Temple 1792. 115 p. 12. Dieſe Gedichte ſind durchaus religiöſen Inhalts, und nach den ſtrengeſt- orthodoxen Grundſätzen eingerichtet. Die Verſe ſind ſanft und fließend, und nicht ganz leer an poetiſchen Geiſt.

The Brunſwick Laurel. A Poem. Inſcribed to the Right Honor. Charles James Fox 1793. 28 p. 4. Ein Gedicht (der Titel läßt ohngefähr errathen, in welchem Tone) auf den Rückzug der deutſchen Heere aus Frankreich. Falls der V. nicht von Gefühl und Menſchenſinn ganz entblößt iſt, wird er itzt wahrſcheinlich anders urtheilen. Er wird einſehen, daß es für Frankreich das größte Glück geweſen wäre, einen Schiedsrichter für ſeine Angelegenheiten in der Perſon des Herzogs von Braunſchweig zu erhalten. Aber die Franzoſen verdienten dieſes Glück nicht. Dieſer edle Held ſollte ſeine Hände nicht durch die Beſtrafung nichtswürdiger Menſchen beſudeln. Zur Lehre für die Völker und zur höhern Beſtrafung ſollen, ſo will es die göttliche Vorſicht, die Königsmörder einander ſelbſt hinrichten. *) Wer ſind diejenigen, die

*) Der Biſchoff Fauchet, als er zur Richtſtätte geführt ward, murmelte immer vor ſich hin, wie in der Beichte: Mea culpa, mea maxima culpa!

in Frankreich mit ihrer Freyheit prunken? Leute, deren Gierigkeit die Revolution durch Staatsämter Gnüge leistet, oder denen sie Aussichten zur Befriedigung ihrer Herrschbegierde öffnet, und jener so leicht zu verführende Theil des Volks, dem, da er nichts zu verlieren hat, Unordnungen nicht kümmern. Die Unterdrücker nennen sich frey in der Anarchie, weil sie bis jetzt alle Vortheile derselben einärnten. Ihre vorgebliche Freyheit ist die von Räubern und Tyrannen, das ist, sie können, bis zum Tage der Vergeltung, der früh oder spät über sie hereinbrechen wird, ungestraft beleidigen. Der Himmel gestattet es nicht, daß Tyrannen sich frey fühlen, und daß, während sie Andern die persönliche Sicherheit rauben, das höchste Gut, welches die bürgerliche Verfassung erzeugt, sie selbst die Süßigkeiten desselben schmecken könnten. Immer sind diejenigen, die sich durch Verbrechen der höchsten Gewalt im Staate bemächtigen, ein Raub der Gewissensbisse, ihres eignen Argwohns, der Furcht verrathen zu werden und es zu erleben, daß man das Joch zerbreche, welches sie auferlegen. Das sicherste Kriterium der Freyheit in einem Lande ist: daß ein jeder, für seine Person und sein Eigenthum, den Schutz der Gesetze genieße, was für besondere Meynungen er auch hege. Hiernach prüfe ein jeder, der wie dieser Verfiser denkt, doch die neufränkische Freyheit!

Anti-Gallimania. Sketch of the Alarm; or John Bull in Hysterics. An Heroi Comic Poem. With Notes etc. including Mr. Bull's subsequent Speech at one of the Associations.

ons. 1793. 24. p. 4. Eine Satyre auf die neu errichteten Geſellſchaften zur Erhaltung der alten Conſtitution und die Anti-Reformations-Clubs, in Proſa und Verſen durcheinander gemiſcht, nicht ganz ohne Laune, die aber ſelten von der feinern Art iſt. John Bull, (der allegoriſche Nahme des Pöbels, auch bisweilen, wie hier, des großen Theils der Nation) wird beſchrieben, wie er über die neueſten Vorfälle in ein tödliches Schrecken gerathen, von dem ihn doch Mrs. Bull wieder etwas befreyt, die die angenehme Nachricht bringt, daß der Tower noch nicht weggenommen ſey, und die Franzoſen noch nicht gelandet wären. — (Hätte es aber nicht geſchehen können, wäre das Miniſterium minder wachſam geweſen?) — Mr. Bull beſucht hierauf eine der ſo eben erwähnten Clubs und hält eine Rede, in welcher er den Miniſter herausſtreicht, den edlen Befeſtiger rühmt, von dem groſſen Wohlſtand der Nation in hochtrabenden Ausdrücken ſpricht, eine Liſte der Taxen mittheilt, und den Franzoſen Hohn ſpricht. Am Schluſſe derſelben ſtimmen alle Anweſenden im Chor ein:

Strike up! Hearts of oak! or any ſuch loyal thing, Britania rules the waves! ſtrike home! God ſave the King!

A poetical Epiſtle to the Britiſh Incendiaries etc. By *Jonathan Slow* D. D. F. R. S. 1793. 17 p. 4.

The Triumph of Freedom anticipated. A poem, addreſſed to the people of England.

land. 1793. 15 p. 4. Beyde Gedichte haben freylich nur einen temporellen Werth. Es ist indeß erfreulich zu sehen, daß selbst viele Dichter in England es für ihre Pflicht halten, die Maaßregeln der Regierung gegen Neuerungssüchtige, so viel ihnen möglich, zu unterstützen. Ein schönes (oder beschämendes) Beyspiel für die unsrigen! Mordbrenner umringen das Haus, und, anstatt sie zu verjagen, wollten wir über die beste Form der Wetterdächer und Fenster-Wirbel disseriren? Dieß kann zu anderer Zeit nützlich seyn; itzt gilt es die Sicherheit des Gebäudes, dem Gefahr droht: da muß man nicht von Umänderungen schwatzen, die zudem eben so oft Verschlimmerung als Verbesserung sind. Wer, unter solchen Umständen, den Vertheidigern des Vaterlandes in den Weg tritt, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er zur Seite gestoßen wird. Dieß ist auch der Hauptgedanke in folgendem kleinen Gedicht:

Innovation, a Poem. Addressed to the Right Honor. Edmund Burke. By *George Letheiullier Schoen* Esq. Barrister at Law. 1793. 28 p. 4. worin gezeigt wird, daß es absurd sey, ein Haus gleich deshalb niederreißen zu wollen, weil es im Gothischen Styl gebaut ist, sobald man nur bequem und sicher (sey es im ersten oder vierten Stockwerk) darin wohnt. Harmonische Verse und eine gute poetische Diction empfehlen es überdem.

An Elegy, supposed to be written in the place de la Revolution after the Murder of Louis XVI. By I. Clay. 1793. 15 p. 4.

Nur

Nur die gute Abſicht kann einigermaßen den Mangel an wahrer Poeſie entſchuldigen. Hier ſind einige Verſe zur Probe:

Tronchet, de Seze, and Malesherbes,
Full clearly did you prove,
How well your ſuffring ſovereign,
Deſerv'd his people's love.

Lamented Louis! had'ſt thou liv'd,
To us thou wouldſt have giv'n,
True and genuine liberty,
That beſt gift under heav'n....

Modern Manners, a Poem. In two Cantos. By Horace Juvenal. 1793. 32 p. 4. Soll dieſer angenommene Name ein beſcheidner Wink ſeyn, daß der Verf. die Talente der beyden berühmteſten Satyriker der Alten in ſich vereinige? In dieſem Fall aber irrt ſich der Ungenannte ſicher. Er beſitzt weder die feine, geiſtreiche ungezwungene Laune des erſtern, mit welcher er

circum praecordia ludit,
Callidus excuſſo populum ſuſpendere naſo;

noch glüht er von dem edlen Feuer tugendhaften Unwillens, mit dem der letztere ſich gegen die Laſter ſeiner Zeit erhob. Wohl aber gebührt ihm das Lob, einige der herrſchenden Modethorheiten mit Aufmerkſamkeit beobachtet und mit einer gewiſſen komiſchen Stärke verſpottet zu haben. Die abgeſchmackte Sitte, Jagden und andere Vergnügungen, zu denen nothwendig ein weiter Raum gehört, auf das Theater zu bringen, wird ſehr treffend abgemahlt.

Let

Let Genius ſoar to Fame's ſublime abode,
While folly's children tread the beaten road,
While liſtleſs huſbands ſleep till noon arrives,
And modiſh lovers — flirt with modiſh wives,
When modern dinners are ſerv'd up at nine;
And modern epicures can ſcarcely dine,
Ere, to aſſiſt digeſtion, they repair,
The raptures of a *midnight chaſe* to ſhare!
The chaſe! not like the common ſtile of things,
Such as are made for ſportsmen and for kings;
But where, in rows, »thrice-feather'd« belles reſort,
With waxen tapers to illume the ſport!
Where reynard hears, on boards, the death-wing'd hoof,
And flies to cover — 'neath a canvas roof;
Were city crops, and booted bucks repair,
To elbow, ogle, ſee the world — and ſwear!
To beat the boxkeepers and cry encore,
To vote that Inchbald's *moral* plays' a *bore*,
With well ſplaſh'd legs to ruſh into the box,
Diſturbe the audience, and cry, — »where 's the fox?«
This is the thing by Jove! — why this is fun,
We'll have a row before the night is done.«
O ye box lobby heroes! — men of ſhops!
Bravoes in buckſkin! — Hannibals at *hops*!
Did ye but know what wretched things ye are,
Deſpis'd by men — and laugh'd at by the fair,
You 'd ſhrink to grubs, from grubs you'd fade away
The ſhort-liv'd inſects of a ſhort-liv'd day etc.

An

An Addreſs in verſe to the Author of the poetical and philoſophical eſſay on the french Revolution. 1793. 18 p. 4. Das Gedicht, welches dem Herrn John Courtenay (Esq. und Mitglied des Unterhauſes) dieſe wohl verdiente Rüge zugezogen hat, findet man im 51. B. dieſer Biblioth. S. 181 angezeigt. Die Poeſie darin iſt nicht ohne Gehalt; zu leidenſchaftlich iſt es jedoch, wenn der V. in C. Verſen nichts als Geiſtloſigkeit (dullneſs) und in Sheridans und Grays Reden nichts als Unſinn findet. Herr Burke verdient allerdings den Namen des britiſchen Ulyſſes, und die Abſicht, ſeine Landsleute aus ihrer Schlaftrunkenheit aufzurütteln und ihnen die drohende Gefahr von Frankreich her ans Herz zu legen, entſchuldigt nicht blos, ſondern rechtfertigt die Heftigkeit ſeines Tons: aber darum muß man einen Mann, wie Hrn. Courtenay, der ſeine Geſinnungen mit einer Wärme äußert, die die Reinheit ſeiner Abſichten und ſeine Ueberzeugung von ihrer Güte beweiſt, und deſſen Talente und Kenntniſſe außer Streit ſind, nicht mit dem Griechen Therſites vergleichen, blos weil er Burke's Gegner iſt. Was ſein Gedicht betrift, ſo iſt es zwar ohne kunſtmäßige Ordnung und Verbindung hingeworfen, dunkel und verworren, wie ſeine Begriffe über Freyheit und Glückſeligkeit; aber auch voll vortreflicher Gedanken und ſchöner geiſtreicher Stellen, und der Ungenannte ſollte um ſo weniger den Mangel der Schärfe und Beſtimmtheit der Begriffe tadeln, die allein eine ſchriftſtelleriſche Compoſition beleben können, da man ihm denſelben

ſelben Vorwurf mit verdoppeltem Gewicht zurückgeben kann, wie folgende Stelle beweiſt:

O holy Liberty! to mortals giv'n
The firſt, the fairſt boon of parent Heav'n,
Whoſe abſence wraps the faireſt ſcene in gloom,
Whoſe genial preſence bids the deſart bloom,
Say have our eyes, deceived, thy image trac'd
Thro' paths by heroes and by patriots grac'd?
Chiefs who by godlike deeds ſought godlike fame,
Virtue their mean, and public-good their aim!
Where theſe but ſenſeleſs fools, by dullneſs bred;
Pillows, for active vice to reſt the head?
Was Ariſtides but a pedant tool;
Cato an Idiot of the ſtoic ſchool;
While, form'd on wings of infamy to riſe,
Cleon and Catiline were truly wiſe?
Was Hampden but a ſwoll'n balloon, *to bear*
The nobler *flight* of Cromwell *thro' the air*? (Was heißt das?)
Were all the train, to whom we long have rear'd
Our grateful eyes, have honour'd and rever'd,
Who plann'd, who fram'd the ſtructure of our laws,
Who conquer'd or who periſh'd in their cauſe;
Where theſe alone, on fond deluſion great,
Phantoms of worth, the puppets of the ſtate,
Which the dup'd crowd with ſenſeleſs gaze admire,
While maſter-hands behind direct the wire? — —

A Poem on the late tragic Event of the french Kings death: conveying an addreſs to the ſurrounding Kingdoms; the emphatio

tic Parting of the King with his family, Soliloquies of the Queen reſpecting the circumſtances before, at and after the Execution; the ſuppoſed death of her daughter; concluded by a ſhort dialogue between the Dauphin and a female attendant. 1793. 23 p. 4. Schon der Titel, der zu mordgeſchichtsmäßig klingt, läßt auf den Ton und Werth dieſer Verſe ſchließen. Beyfall und Wirkung kann ſich der V. nur von den ſchrecklichen und rührenden Begebenheiten, die er mit der kleinlichſten Genauigkeit beſchreibt, verſprechen, auf keine Weiſe aber von ſeinem Talent der Darſtellung oder dem Werth ſeiner poetiſchen Beſchreibungen.

Every One has his Fault. A Comedy in 5 a. as it is performed at the Theatre Royal, Covent-Garden. By Mrs. *Inchbald*, the third Edition. 1793. 114 p. 8. Die V. iſt eine treue, vielleicht nur zu treue Mahlerinn der Natur. Sie iſt glücklicher in Darſtellung des Ernſthaften und Zärtlichen, als des Muntern und launigten, und auch in dieſem neuen Stücke ſind die rührenden Scenen ſicherlich das beſte.

A Discourſe delivered to the Students of the Royal Academy, on the diſtribution of the prices, Dec. 10 1792. by the Preſident. Humbly inſcribed by Permiſſion to his Majeſty. To which is prefixed the Speach of the Preſident to the Royal Academicians on the 24. of March 1792. 50 p. 1793. 4. Reynolds Nachfolger, der berühmte

West macht hier seine ersten akademischen Reden bekannt, die in mehrerer Rücksicht ihren Werth haben, aber doch im Ganzen tief unter den ähnlichen Arbeiten seines Vorgängers stehen, so daß sie mit neuem Schmerz an den Verlust des vortreflichen Künstlers, der auch die Feder mit so viel Geist und Anmuth zu führen wußte, erinnern. Der Inhalt der Rede vom Merz und der Vorlesung vom Dec. ist nur den Worten, nicht dem Inhalt nach verschieden: wir bleiben also nur bey der letztern, als dem ausführlichsten von beyden Aufsätzen, stehen. Der Zweck des V. ist hier, durch historische Thatsachen, die Fortschritte der schönen Künste und ihre Verbreitung von den ältesten bis auf unsre Zeiten zu entwickeln, zu zeigen, „welche tiefe Wur„zeln sie im Alterthum geschlagen, zu welchen er„habenen Bestimmungen sie im Fortgang der Zei„ten berufen worden, in welcher großen Achtung „sie beständig bey den größten und weisesten Völkern „gestanden, und mit welchem Enthusiasmus und „welcher Freygebigkeit sie und ihre Günstlinge „zu allen Zeiten geliebt und unterstützt worden.“ Er beschließt mit guten Rathschlägen und einem Beweiß der unerläßlichen Nothwendigkeit tugendhafter Grundsätze und eines tugendhaften Lebens, der an die Zöglinge der K. Akademie gerichtet ist. Der historische Theil der Abhandlung ist ganz unbedeutend, und nicht ohne ziemlich grobe Fehler. Die Residenz der ehemaligen Herzoge von Baiern verlegt Herr West nach Prag. Daß die zeichnenden Künste zu den ersten Aeußerungen der menschlichen

lichen Thätigkeit zu zählen seyen, dünkt ihm kaum eines Beweises benöthigt. „Jedes kleine Kind in der Welt, sagt er, versucht Abbildungen von Gegenständen zu machen, die ihm in der Ammenstube vor die Augen kommen.“ Der moralische Theil der Abhandlung ist nicht weniger seicht, und enthält viel grundlose, wenigstens nur halbwahre Behauptungen. Es ist gegen alle Erfahrung, daß große Talente und Edelmuth, Reinheit und Güte des Charakters immer verbunden wären. Tugend besteht in Reinheit der Seele, verbunden mit einem hohen Grad von Thatkraft. Herr W. empfiehlt die Tugend, als Beförderinn des Anstandes und der Ruhe des Geistes; allein diese letztern Eigenschaften sind so weit entfernt, unverträglich mit den niedrigsten Fehlern und Lastern der Künstler zu seyn, daß sie vielmehr zum Mantel und zu einer täuschenden Hülle dienen, hinter welche sich Verstellung, Dünkel, Neid, Verläumdung, Kabale, Kreicherey, Niederträchtigkeit und List verbergen, lauter Dinge, die ihre Quelle in der Ebbe und Fluth des Beyfalls, der Mode und den boshaften Eingebungen der Rivalität haben. Die Behauptung, daß ein niederträchtiger und lasterhafter Charakter nicht zu einem hohen Grade der Kunstvollkommenheit gelangen könne, heißt mit andern Worten so viel: ein Taugenichts kann keine feine und glückliche Organisation besitzen! Das einzig lesenswerthe der Abhandlung ist der artistische Theil, der viel gute Winke und Betrachtungen über die Thorheit und schädlichen Folgen des Zwanges, den natürlichen Hang des

Geistes zu meistern und die Natur mit Schulmanieren zu fesseln, enthält. Doch hat der V., wie von einem Präsidenten einer Akademie auch wohl nicht anders zu erwarten war, diese richtigen Bemerkungen durch so viel Bestimmungen eingeschränkt, daß sie dieselben fast ganz unwirksam machen müssen. Die Alten, selbst Cicero und Quintilian, waren der Meynung, in den Compositionen der Jugend müsse die Phantasie der Beurtheilungskraft vorangehn, so wie die Blätter den Früchten: die Vorschriften der neuern Lehrer kehren dieß geradezu um, und die Folge davon ist, daß unsere Jünglinge kalte regelmäßige Werke ohne Geist und Kraft hervorbringen, und daß, wenn sie als Männer aus den heraldischen und antiquarischen Polterkammern in das freye Gebiete der Phantasie heraustreten, sich durch schwache und kindische Einfälle lächerlich machen. So viel Aufwand von Gelehrsamkeit der Verfasser auch macht, die Würde und Wichtigkeit der Kunst ins Licht zu setzen, so verirrt er sich doch nur zu oft von dem Wege, auf dem dieß allein mit Erfolg geschehen kann. Die Kunst ist nicht deshalb groß, weil sie sich in die Gunst der Fürsten einschmeicheln kann; sie ist es deshalb, weil die Fürsten die Nothwendigkeit einsehen, sie zu begünstigen. Wenn Leonardo da Vinci mit Ehre in Franzens Armen starb, so war der größere Theil der Ehre dieser Umarmung auf Franzens Seite. Wenn Karl V. sich „herabließ" die größte Mühe anzuwenden,

wenden, Titian in ſeine Dienſte zu ziehen, ſo war (wie der V. ſelbſt andeutet) der Grund hievon weniger Kunſtliebe, als Rivalität gegen Franz, dem er den Beſitz des großen Mahlers nicht gönnte. Die Begünſtigung und Unterſtützung der Kunſt (patronage) iſt dem Verf. eine dreyfache, eine liberale, luxuriöſe (meretricious) und merkantile. Um eine Idee von dieſer Unterſtützung zu bekommen, die die Kunſt zu Handelsſpeculationen braucht, darf man nur einen Blick auf die glücklichen Sterne der brittiſchen Künſtler werfen, die ihnen in den letzten zehn Jahren aufgegangen ſind, und die prächtigen Kunſtniederlagen, die ſie eröffnet haben. Die Unterſtützung des Luxus, „die die Künſte zu „Kupplern eines verdorbenen und ſklaviſchen Ver„gnügens macht“ füllt alle Annalen der alten und neuern Geſchichte vom Perikles und Phidias, bis auf Alexander und Apelles, und von dieſen bis auf die Wiederherſtellung der Kunſt, bis auf die Julius, Leo, Cosmo's, und von dieſen wiederum bis auf die Großen unſerer Tage, bey denen nur Kuppler anderer Art beliebter zu ſeyn ſcheinen. Von liberalen Kunſtfreunden finden ſich kaum einige Spuren in der Geſchichte. — Mit ſiegreichem Tone verkündigt der Herr Präſident „daß die Künſte in „Großbrittanien, in weniger denn 40 Jahren, eine „Stufe der Vortreflichkeit erreicht haben, wozu die „Italiener die Bemühungen und Unterſtützung von „anderthalb Jahrhunderten nöthig hatten,“ eine Nachricht, die deſto überraſchender iſt, da des V. Vorgänger noch im Jahr 1788 verſicherte: „der

„Ruf der Nation in dem Gebiete der Kunſt ſey erſt „im Werden!“

An epiſtolary poem; ſuppoſed to be written by Lord William Ruſſel to Lord William Cavendiſh, from the Priſon of Newgate, on Friday Night the 20 of Jul. 1683. the Evening before the execution of that virtuous and patriotic Noblemen in Lincoln's - Inn - Fields; onder the falſe Pretext of his being concerned in the pretended Rye - Houſe Plot 1729. 29 p. 4. Dieſes Gedicht macht den großen Namen Rußel und Cavendiſh und der edlen Sache, für die die berühmten Patrioten dieſes Namens bluteten, keine Unehre. Die Geſinnungen ſind voll Würde, männlich und liberal, mit Einem Worte, ſo wie ſie dem Charakter und dem Gegenſtande angemeſſen ſind; der Styl iſt lebhaft, der Versbau harmoniſch. Mit Anſpielung auf die Ueberredungskünſte, deren Burnet und Tillotſon ſich gegen Lord Rußel bedient haben ſollen, um ihn zu verleiten, den Grundſatz von dem Recht des Widerſtandes gegen willkührliche und ungeſetzmäßige Gewalt zu widerrufen, läßt ihn der Dichter unter andern ſagen:

What? ſhall a tyrant trample at the laws,
And ſtop the ſource whence all his pow'r he draws?
His country's rights to foreign foes betray;
Laviſh her wealth, yet ſtipulate for pay;
To ſhameful falſhoods venal ſlaves ſuborn,
And dare to laugh the virtuous man to ſcorn;

Deride

Deride Religion, Juſtice, Honour, Fame,
And hardly know of Honeſty the name:
In lux'ry's lap lie ſcreen'd from cares and pains,
And only toil to forge his ſubjects chains:
And ſhall he hope the public voice to drown;
The voice which gave and can reſume his crown? —
When Conſcience bears her horrors, and the dread
Of ſudden vengeance, burſting o'er his head,
Wrings his black ſoul; when injur'd nations groan,
And cries of millions ſhake his tott'ring throne;
Shall flatt'ring churchmen ſooth his guilty ears
With tortur'd texts to calm his growing fears;
Exalt his power above th' aeterial climes,
And call down heav'n, to ſanctify his crimes?
O impious doctrine! — ſervile prieſts away,
Your prince you poiſon—and your GOD betray!« —

Stone Henge. A poem inſcribed to Edward Jerningham Esq. 1793. 20 p. 4. Der V. dieſes Gedichts nimmt an, Stonehenge ſey der Nationaltempel der alten Britten geweſen, in dem die Druiden ihre heiligſten Gebräuche verrichtet und das verſammelte Volk ihren Unterricht empfangen habe. Die Gegend umher habe den rauhen Kriegern, begleitet von ihren Minſtrels und Barden, zum Uebungsplatze gedient, wo ſie ſich zu den ernſtlichen Geſchäften des Kriegs vorbereitet. Auf dieſe Vorausſetzung iſt das Gedicht, das größtentheils beſchreibender Art iſt, gebaut. Das Sammeln der geweihten Eichenmiſtel wird ſo beſchrieben:

Hark! the burſt anthem ſwells its notes around,
And ſtructur'd rocks grow vocal with the ſound.
For now the Druids ſeek their inmoſt place,
Receſs rever'd, forbid but to their race.
Before the reſt the regal Pontiff bore
The golden bill, deriv'd from heav'n of yore:
The exulting people mark the boon divine,
And in full praiſe the adoring nations join;
Their loud acclaim now ſhakes the wellkin round,
And cloud-loſt hills reverb'rate back the ſound.
To their high prieſt a reverent train ſucceed,
With ſacred misletoe for rites decreed;
The hallow'd paraſites from oaks they drew,
Cut by th' empyreal bill now borne to view.
The druid ſiſters rais'd the ſacred mound,
Their mantling coifs with holy fillets bound.
Each in her dexter hand an oak-branch rears,
Whoſe viscid leaves the etherial honey bears;
Or boles of trees, when bleſt, with fruit to riſe,
Should heav'n propitious hearken from the ſkies.
The pontiff ſovereign now that ſcite aſcends,
Where no unhallow'd glance its viſion bends;
A ſanction'd few their miniſtry ſupply,
Save theſe, unſeen by every mortal eye.
Fain would I raiſe the impenetrable veil,
And bruit thoſe myſteries which the ſhades conceal:
Thoſe myſtic rites not Druids dare unfold,
Enwrap'd from ſight, and never muſt be told.

Topſy Turvy: with anecdotes and Obſervations illuſtrative of leading characters in the preſent Gouvernment of France. By the

the editor of Salmagundi. 1793. 56 p. 8. Das äußere dieſes kleinen burlesken Gedichts iſt äuſſerſt ſauber, Druck, Papier und Vignetten ſo niedlich als möglich — der Gegenſtand deſſelben aber ſo häßlich und widerlich als möglich. Alle die Geſchichtchen, Anekdoten und Sagen, die über den perſönlichen Charakter verſchiedener Mitglieder des Convents herumgehen, und von denen die größten Abſcheulichkeiten, vielleicht mit Uebertreibungen und Zuſätzen, aber doch nicht ohne allen Grund erzählt werden, ſind hier in Verſe gebracht, um jene Verſammlung lächerlich und verächtlich zu machen. Dem V. iſt ſeine Abſicht eben nicht misglückt, ſo gut aber hat er ſie doch nicht erreicht, als der Convent ſelbſt. Der Eingang iſt ganz drollig:

Old England is all at her eaſe,
She a furfeit has got I can tell ye;
And the cauſe of old England's diſeaſe
Is the pudding and beef in her belly;
To the French for relief ſhe applies
And their politic doctors aſſure her
That they know where her malady lies,
And their grand Panacéa ſhall cure her.
»Ah what Panacéa ſo grand
Can my *old conſtitution* repair?«
Why, dame! on your head you muſt ſtand,
And kick up your heels in the air:
Then your health will be *equal* and good,
Nothing elſe can from ruin preſerve ye:
For equality well underſtood
Means to turn all the world tupſy-turvy.

Seceſſion; or true Blue ſeparated from Baff. A political - Satirical - panegyrical Poem. Humbly inſcribed to his Roy. High. the Prince of Wales. With notes critical and explanatory. By Churchil Minor. 1793. 47 p. 4. Das Betragen des bekannten Parlementsredner Fox muß allerdings jeden redlichen Engländer empören; aber der V. hätte lieber in Proſa ſeinem Herzen Luft machen ſollen: denn die Muſen verlaſſen dem, der nicht blos Zank und Streit beſingt, ſondern ſelbſt zankt und ſtreitet, und die Furien nehmen ihren Platz ein.

A Friend to Old England. By *Edward Eyre*, Esq. 1793. 29 p. 4. Spott auf die politiſchen Kannegießer, dem nur mehr Salz zu wünſchen wäre. So gut der Gedanke in folgenden Verſen iſt, ſo unterſcheiden ſie ſich von der Proſa doch blos durch den Reim:

Whate'er the form of government, or name,
When grown corrupt, the all are much the ſame;
In moſt European ſtates, as in our own,
If once mankind, at large, are venal grown,
Though ſome are regal, ſome republic call,
Abuſes, much alike, are found in all;
Hence Wiſdom teaches, patient to endure,
Thoſe temporal evils, which admit no cure,
Since by example, 'tis to plainly ſhewn,
Calamity can work that cure alone.

A Selection of Hymns and Meditations for every day in the week, from the reformed devotions of Auguſtin; entirely cleared

med

of thoſe expreſſions which ſavoured of Popery, and adapted to the Uſe of all proteſtant Chriſtians. With occaſional References to the Scriptures, and Annotations in an appendix 1793. 165 p. 8. Dieſes Werk Auguſtins iſt unter den Katholiken ſehr beliebt, und auch zum Gebrauch für Proteſtanten ſchon verſchiedenemahl bearbeitet worden. D. Hickes, Dechant von Worceſter, beſorgte zwey Ausgaben davon, die für jeden Tag in der Woche eingerichtet ſind, mit einem Anhang von Hymnen, Gebeten u. ſ. w. Aus dieſen Hymnen und Betrachtungen iſt hier zum Gebrauch frommer Chriſten eine Auswahl getroffen worden; die Hymnen ſind ganz leidliche Reime, die Betrachtungen in rhythmiſcher Proſe, die eine Aehnlichkeit mit der bibliſchen Pſalmüberſetzung hat. Vor jeder Betrachtung ſteht ein Motto aus der Bibel. Ausdrücke, die für unſere Zeiten zu bildlich und enthuſiaſtiſch ſind, hat man geändert. Auszüge von ähnlichen Stellen ſind, in der Form von Anmerkungen, aus Gerhards Sacr. Med. Pascals Penſées, Boyle on Seraphic love und verſchiedenen claſſiſchen Schriftſtellern angehängt.

Ad Anglos. Ode gratulatoria. A. S. H —— Eloquentiae profeſſore 1793. 8 p. 4. Ein ſchöner Tribut der Dankbarkeit eines franzöſiſchen Emigranten an ſeine Wohlthäter in England. In claſſiſchen Verſen preißt der Dichter die Glückſeligkeit der engliſchen Nation, beklagt den Wahnſinn des franzöſiſchen Volks, beweint das Schickſal ihres unglücklichen Königs, und freut ſich

des

des Triumphs der Menſchlichkeit über Nationalvorurtheile. Die Ode ſchließt ſich mit folgenden Stanzen:

At tu, ſuadet quas animus memor,
Permitte grates, Anglia, quae ſinum,
Humanitatis jura ſpectans
Dulcia, pandere amas faventem.

Gens magna vere! judice nobilis
Virtute gens! tu propitiâ manu
Solaris ultro turbam egentûm.
Magnanimi ſacer aemulatûs

Ignis per ipſam ſpargitur undique
Plebem: tributum cuique jubet ſuum
Vox charitatis; quisque certat
Irriguos aperire fontes;

Fluunt et aurum divite funditur
Venâ renascens; debita fratribus
Conferre dicas dona fratres.
Usque adeo unanimis voluptas!

Haec vera laus eſt, Anglia, gloriae
Fortuna nunquam hoc ſurripiet genus
Sublimioris; jam triumphum
Ipſa novum tibi comparâſti.

Lauros cruentas non tibi gratulor;
Te vincis ipſam, te ſuperemines:
Non eſt triumphus, pulchriori
Unde caput redimas coronâ.

The Carthuſian Friar; or the age of chivalry. A Tragedy in five Acts founded on real events. Written by a female Refugee. 1793. 78 p. 8. Dieſes Trauerſpiel, die

Arbeit

Arbeit eines franzöſiſchen Frauenzimmers, und in einem Alter von 18 Jahren geſchrieben, bittet mit Beſcheidenheit um die Aufmerkſamkeit des Publikums, nicht auf dem Theater, ſondern blos im Kabinet. Die Verf. verſichert, ſie ſchränke ihren Ehrgeiz auf den Beyfall des kleinen Zirkels gebildeter und vorzüglich gefühlvoller Seelen ein. Hier iſt einer von den ſeltnen Fällen, wo ein Autor die Beſcheidenheit zu weit treibt. Das Stück hat einen ſehr intereſſanten Plan, wobey, wie man aus der Vorrede erſieht, gröſtentheils wahre Facta zu Grunde liegen, die in den Archiven einer gewiſſen anſehnlichen Familie von Frankreich ſich erhalten haben. Iſt die Sprache gleich nicht immer poetiſch, ſo iſt ſie doch immer rein und lebhaft. Die Einheiten der Zeit und des Orts ſind nicht beobachtet, aber den Forderungen der Einheit der Handlung hat die V. vollkommenſte Genüge geleiſtet.

Iphigenia in Tauris. A Tragedy written originally in German, by I. W. von Göthe London 1793. 126 p. 8. Göthe iſt durch ſeine Leiden Werthers in England allgemein bekannt geworden, und einer von den wenigen deutſchen Dichtern, denen man dort wirklich Geſchmack abgewonnen zu haben ſcheint. Die hier angezeigte Ueberſetzung eines ſeiner meiſterhafteſten Schauſpiele muß den Ruhm des Dichters bey den ſtolzen Inſulanern, die ſonſt mit Gleichgültigkeit auf alle Produkte des Auslandes, zumahl des Nordens blicken, befeſtigen, und Rec. müßte ſich ſehr irren, wenn Iphigenia nicht in England mehr Leſer und

Bewun-

Bewunderer aus Empfindung bekommen ſollte, als ſie in Deutſchland gefunden hat, wo ſelbſt das übrigens ſo allmächtige Vorurtheil eines berühmten Namens dieſem vortreflichen Stücke verhältnißmäßig nur ſehr wenig Leſer und keinen Platz auf irgend einer von unſern vielen Bühnen verſchaffen konnte. Die Ueberſetzung iſt im Ganzen treu, und doch mit Feuer und Geiſt, in der Versart des Originals gearbeitet. Zur Vergleichung theilen wir eine Stelle aus der herrlichen zweyten Scene des dritten Aufzugs (S. 76.) mit:

Oreſtes. (riſing from his ſwoon)
Another — grant me yet from Lethe's wave
One more reviving cup of cool refreſhment —
Soon ſhall theſe dregs of life be rinc'd away
By calm oblivion't flood. To you, ye ſhades,
To your eternal miſts, eternal ſtillneſs,
A perſecuted wrech would fly for refuge.
I hear the whiſpering of your twilight groves:
Round their new gueſt your cloudy forms aſſemble.
What loſty band in ſweet communion met,
Like a collected family of princes
Come gliding hither, every ſex and age,
Yet all of godlike port in peaceful union.
'T is they, 't is they! my anceſtors — With Atreus
Thyeſtes walks in confidential converse,
The children ſmiling hang upon their ſteps.
And does not enmity pervade your dwellings —
Does vengeance wither with the light of day —
Then I am welcome, and may hope to join
Your ſolemn train, may bid you, hail! my fathers,

Oreſtes

Oreſtes — of your race the laſt — arrives,
The reap'd the harveſt, that ye ſow'd of curſes.
But here all burdens are more light to bear.
Admit him of your circle. Thee, Thyeſtes,
Thee, Atreus, I reſpect: here hate expires.
Show me my father, whom I ſaw at earth
But once — Does he accompany my mother,
And link his arm in her's who plann'd his death?
And may not I approach her — ſay, behold
Thy ſon, behold your ſon — and they will greet me.
On earth a ſalutation foreran murder
Among the ſons of ancient Tantalus;
After the night of death their joys begin.
Ye welcome me, receive me in your band,
Now guide me to the venerable form
Of him, who ſat in councils with the gods.
Ye ſeem to ſhudder and avert your looks.
What! have the mighty faſten'd cruel torment
With brazen fetters to the heroe's breaſt?
(Iphigenia and Pylades enter)
And are ye come already? Welcome ſiſter,
Some god of mercy ſend our only remnant,
Electra! hither with a gentle arrow!
I pity thee, my friend — my hapleſs friend.
Come, come with me to Pluto's throne — 't is fitting
That the new gueſts ſalute their gloomy hoſt.
(Iphigenia, Oreſtes, and Pylades.)

Iphig. — Twin-born of Jove, who thro' the ſkiey vaſt
Conduct the lovely lights of day and night,
The ſolace of mankind, forbid to ſhine

On the departed, by your mutuel fondneſs
Look on a brother's and a ſiſter's woe.
Thou lov'ſt thy gentle brother, o Diana,
More than all things above, on earth, below,
And ever turn'ſt in ſilent contemplation
Thy virgin face to his eternal light.
Let not my only, late found, dear Oreſtes
In the dark wilderneſs of madneſs rove;
But if thy will, when thou didſt hide me here,
Be now fulfill'd, if thou, thro' him to me,
Thro' me to him, intendeſt bounteous aid;
O looſe him from the fetters of the curſe,
Leaſt we forego the precious hour of flight — —

The firſt Book of the Iliad of Homer, rendered into Engliſh Verſe. Being a Specimen of a new Translation of that Poet. With critical Annotations. London Debrett 1792. 37 p. 8. Der Zweck dieſer kleinen Broſchüre iſt, wörtliche Ueberſetzungen lächerlich zu machen, und zwar ſcheint der Verf. insbeſondere Cawpers ohnlängſt erſchienene Ueberſetzung Homers vor Augen gehabt zu haben. Gegen die von C. befolgten Grundſätze läßt ſich allerdings viel einwenden, und die Art, wie er ſie in Ausübung gebracht hat, mag auch wohl ein Gegenſtand des Spottes und der Satyre ſeyn; allein dieſem ungenannten V. fehlt es ganz an dem Witz und der Laune, ohne die jeder Verſuch in dieſer Gattung von Leſern von Geſchmack nur eine ſehr kalte Aufnahme erwarten darf.

Super-

Superſtition; a moral Eſſay. By *Thomas Prall.* London Evans 1792. 24 p. 4. Dieſes Gedicht iſt beſtimmt, die ſchädlichen Einflüſſe des Aberglaubens, beſonders auf weibliche Seelen, zu ſchwächen. Die verſchiedenen Geſtalten, unter welchen dieſes Uebel ſich zu verſchiedenen Zeiten und bey verſchiedenen Völkern gezeigt hat, ſind gut und lebhaft geſchildert, einige treffende Bemerkungen ſind eingeſtreut, und die Verſification iſt leicht und nicht ohne Harmonie:

Fancy! thou foſt'ring nurſe of fond deſire,
Who ſooth'ſt the Maiden's fears, the Lover's fire;
Aided by thee! ſee Terror lifts his head,
And leaves the dreary manſions of the dead;
In ſhapes more various mocks at human care,
Than ere the fabled Proteus us'd to wear;
Now in the lonely way, each trav'ller dread,
He ſtalks a giant ſhape without a head;
Now in the haunted houſe, his dread domain,
The courtain draws, and ſhakes the clinking chain,
Hence fabled ghoſts ariſe, and ſpectres dire,
Theme of each evening tale by Winter's fire,
Chief o'er the ſex he rules with tyrants ſway,
When vapours ſeize them, or vain fears betray;
With groans of diſtant friends affrights the ear,
Or ſits a phantom in the vacant chair;
Now in wild dreams the anxious mother moves,
Or bids fond virgins mourn their abſent loves.
Sylvia in vain her wearied eyes would cloſe,
Hark! the ſad death-watch clicks — adieu repoſe;
The diſtant owl, or yelling maſtiff near,

Terror ſtill vitbraes on the liſtening ear,
And bids the affrighted Sylvia vigils keep,
For Fancy, like Macbeth, has murdered ſleep — —

Disquiſitions metaphyſical and literary. By *F. Sayers*, M. D. London 1793. 149 p. 8. Wir verweilen bey der Anzeige dieſer Sammlung leſenswürdiger Aufſätze, die einen der geiſtvollſten jetztlebenden engliſchen Dichter zum Verf. hat, nur bey den Stücken, die unmittelbaren Bezug auf den Gegenſtand dieſer Bibliothek haben. 1) Ueber die Schönheit. Der V. geht auf dem von Hartley, Prieſtley und Aliſon betretenem Wege weiter fort, und bringt verſchiedene ihm eigne gute Bemerkungen bey. Im Ganzen iſt aber durch dieſen Aufſatz für die Auflöſung des ſchweren Problems nicht ſehr viel gewonnen. Herr Sayers iſt glücklicher in der Widerlegung der Erklärungen, die Hogarth, Burke u. a. von der Schönheit gegeben haben, als da, wo er eine eigne aufzuſtellen verſucht. „With the forms which we eſteem beautiful it will appear that certain pleaſing ideas or emotions are aſſociated in our mind, which upon the preſentation of ſuch forms, regularly ariſe, and produce thoſe ſenſations which we attribute to the beauty of the ſubject. This power then, which an object poſſeſſes, of exciting pleaſing ideas or emotions, aſſociated with it, is what determines us to aſcribe to it beauty“ — „There appear to be certain excellencies which belong to each of the different claſſes of objects

jects preſented to us: theſe excellencies are more or leſs aſſociated with certain forms etc. of objects: and by comparing the individuals of each claſs with one another, we are able to discover with what forms theſe excellencies are more or leſs aſſociated, and alſo which of the individuals partakes the moſt of that form with which the greateſt number of the excellencies of its ſpecies are aſſociated.“ — 2) Ueber die dramatiſchen Einheiten. In der Hauptſache ſtimmt der Verf. mit der Theorie von Johnſon und Home überein. An die Stelle dieſer drey Einheiten, die er für läſtige Feſſeln erklärt, will er das „große Geſetz der Wahrſcheinlichkeit“ geſetzt haben. Die willkührliche Periode von 24 Stunden, ſo wie jede andere, die über die vernünftige Beſtimmung der Dauer einer theatraliſchen Vorſtellung von 3 Stunden hinausgeht, ſey nicht lang genug zur vollſtändigen Zeichnung und Entwicklung von Charakteren. Er glaubt, die Zuſchauer würden keine Schwierigkeit machen, die Zeit zwiſchen den Akten der freyen Willkühr des Dichters zu überlaſſen. Einſchränkungen, die er auch nicht vergißt, verſtehen ſich von ſelbſt. Strenge Beobachtung der Einheit des Orts zwinge den Dichter, Perſonen da zuſammenzubringen, wo ſie ſchlechterdings nicht zuſammen kommen ſollten und könnten. Selbſt die Einheit der Handlung beſtreitet er, aber mit ſehr ſchwachen Gründen. Provided the underplots have an evident connexion with the grand cataſtrophe

of the play, they may be introduced with the greateſt *probability* and are ſo far proper. Hängt aber die Wirkung eines Stücks allein von der Wahrſcheinlichkeit ab? Stört nicht alles Epiſodiſche, ſtören und ſchwächen nicht alle Nebenhandlungen das Intereſſe der Haupthandlung, wenn ſie gleich in ſichtbarer Verbindung mit der Kataſtrophe ſtehen, und auch an ſich wahrſcheinlich ſind? Herr S. ſchließt mit der Folgerung — oder richtiger mit der Behauptung: that the *unities* can moſt usually be *violated*, to a certain degree, *with more probability*, than they can be preſerved. 3) Ueber die engliſchen Sylbenmaaße. Gewiſſermaßen eine Vertheidigung der eignen Manier des Dichters, in ſeinen höhern lyriſchen Gedichten, Verſe von verſchiedener Länge ohne Reim zu brauchen. Herr S. glaubt, auch Hexameter und Pentameter dürfte ſich mit Erfolg in der engliſchen Sprache verſuchen laſſen, wenn ſchon einige Verſuche, z. B. der von Philipp Sydney in ſeinem Arkadia, ſo unglücklich ausgefallen wären. 4) Ueber den Horaz. Herr S. iſt ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer von Pindar und eben ſo partheyiſch für ihn, als gegen den römiſchen Dichter, dem er faſt alles lyriſche Verdienſt abſtreitet. Einzelne Bemerkungen ſind treffend, aber das meiſte iſt übertrieben oder ſchielend. Das Räſonnement des Verf. könnte unendlich mehr Grund und Schein haben, als es wirklich hat, und doch würde es nicht im Stande ſeyn, der Empfindung, die ſo laut und ſtark gegen das Reſultat deſſelben ſpricht, Stillſchweigen aufzulegen.

The

The Iriſhman in London; or the happy African. A. Farce in two acts. By *W. Macready*. 1793. 8. Schreibt jemand abſichtlich eine Poſſe, und nennt ſie eine Poſſe, ſo wiſſen wir doch, was wir zu erwarten haben, und empfinden weder das unangenehme Gefühl der Täuſchung noch des Ekels, wenn wir auf dem Titel ein Luſtſpiel leſen, und im Buche eine Poſſe finden. Der Charakter eines Irrländers iſt für die engliſche Bühne faſt eben das, was der Bergamaske Arlekin für das Italiäniſche Theater iſt. In dieſer kleinen Farße verläugnet er die Familienähnlichkeit nicht.

Miscellanies in Proſe and Verſe. Edinburgh and London 1793. 240 p. 8. Der Verf. dieſer Sammlung vermiſchter Gedichte und Aufſätze hat den Charakter der erſtern in einer Grabſchrift, die er auf ſich ſelbſt verfertigt, ziemlich richtig geſchildert.

Mute here a merry poet lies;
He only made pretence
To ſimple, limping, laughing lines,
Which never gave offence.

— — — — —

No patron flatter'd and betray'd:
No bookſeller oppreſt:
His meal was light, his ſleep was ſound,
His verſes were his jeſt — — —

Hier iſt nur vergeſſen, daß der Witz oft etwas plump, der Ausdruck nachläſſig, matt und proſaiſch iſt. Unter den proſaiſchen Aufſätzen befinden ſich Kritiken über neuaufgeführte Schauſpiele und Farßen, die aber ohne Geſchmack und Beurtheilungskraft gemacht ſind.

A hiſtorical and picturesque Deſcription of the County of Nice. 1792. fol. Die Beſchreibung enthält eben nichts neues und merkwürdiges, aber die Kupfer verdienen die Aufmerkſamkeit der Kenner und Liebhaber. Sie beſtehen aus zwölf Ausſichten und Gegenden, die ſehr nett gearbeitet und ſehr geſchickt colorirt ſind. Jedes Kupfer iſt mit einer Erklärung verſehen. Die Nachrichten, die der V. von den Sitten, dem Zuſtand der Wiſſenſchaften, Künſte ꝛc. giebt, ſtimmen genau mit der Beobachtung von Arthur Young in ſeinen Reiſen durch Italien und Frankreich überein.

VI.

Franzöſiſche Litteratur.

Hudibras, poëme écrit dans le tems des troubles d'Angleterre et traduit en vers françois, avec des remarques et des figures. 3 Voll. 12. Eine in jedem Betracht merkwürdige Erſcheinung! Voltaire ſagt in einem aus London geſchriebenen Briefe: Je désespérois de vous faire connoître le poëme anglois de Hudibras: c'eſt de tous les livres que j'ai jamais lu, celui ou j'ai trouvé le plus d'eſprit, mais c'eſt auſſi le plus intraduiſible... Ein Unternehmen, das Voltaire unmöglich fand, hat der V. der hier angeführten Ueberſetzung gleichwohl gewagt. Und mit Glück gewagt,

wagt, ob er gleich, was die Verwunderung in wahre Bewunderung erhöhen muß, kein geborner Franzose, sondern ein Engländer ist. John Townesley Esq. Bruder des verstorbenen Richard Townesley, aus Townley in der Grafschaft Lancaster, ging der Erziehung wegen in früher Jugend nach Frankreich über, trat in die Dienste dieser Nation, und machte sich bey einem langen Aufenthalte im Lande der Sprache vollkommen Meister. Nicht allein der jetzt im Sprechen und Schreiben gewöhnlichen, sondern auch der ältern, die man in den Werken der Marotschen Dichter findet, ja selbst jener noch frühern, die sich des sogenannten macaronischen Styls bedienten. Dieß war schlechterdings nöthig, um die Sonderbarkeiten, Eigenheiten, Concettis eines so originellen und excentrischen Dichters so glücklich nachzubilden, als hier wirklich geschehen ist. Die besondere Liebe des V. zum Hudibras, dann sein eifriger Wunsch, die französischen Gelehrten, die er unter seine Freunde zählte, und die seiner Muttersprache unkundig waren, von den Schönheiten desselben zu überzeugen, bewogen ihn zum ersten Versuche. Er fing an, die hervorstechendsten Stellen zu übersetzen, und theilte sie ihnen mit. Sie fanden Geschmack daran: dieß munterte ihn auf, so lange fortzufahren, bis er nach Verlauf einiger Jahre mit dem Ganzen glücklich zu Stande kam. Seine Freunde lagen ihn nun an, an den Druck zu denken. Zu diesem Zweck übergab er die Handschrift seinem Freunde, dem Abbé Turberville Needham, der damals in Paris lebte, und unter den Gelehrten dieser Stadt allgeme in bekannt

kannt war. Dieſer fügte eine ziemliche Anzahl erläuternder Noten hinzu, die man am Ende jedes Bandes beyſammen findet, und ließ der franzöſiſchen Ueberſetzung zur Seite das Original abdrucken. Aus dieſer Vergleichung ergiebt ſich, daß die erſtere, ohne eine weſentliche Idee zu übergehen, nur in wenigen Stellen ein paar Verſe mehr hat, als das Original. Der Ueberſetzer hat ſich keine Auslaſſungen erlaubt; nur den Brief von Hudibras an Sidrophel, den er als eine Epiſode betrachtet, hat er übergangen: doch äußert er zugleich den Wunſch, daß ein Anderer dieſer Arbeit ſich unterziehen möchte. Aus einigen Proben, denen wir zum Theil das Original an die Seite ſetzen wollen, können die Leſer den Werth dieſer Arbeit und die Richtigkeit unſeres Lobes beurtheilen. Buttler ſagt von der Religion des Hudibras:

For his religion, it was fit
To match his learning and his wit:
'T was Presbyterian true blue;
For he was of that ſtubborn crew
Of errant ſaints, whom all men grant
To be the true church militant:
Such as do build their faith upon
The holy text of pike and gun,
Decide all controverſies by
Infallible artillery.

Franzöſiſche Ueberſetzung.

Sa réligion au genie
Et ſcavoir étoit aſſortie;
Il étoit franc Preſbyterien,

Et de ſa ſecte le ſoutien,
Secte qui juſtement ſe vante
D'etre l'egliſe militante;
Qui de ſa foi vous rend raiſon
Par la bouche de ſon canon,
Dont le boulet et feu terrible
Montre bien qu'elle eſt infallible,
Et ſa doctrine prouve à tous
Orthodoxe, à force de coups.

Folgende Verſe ſind aus der Berathſchlagung genommen, die Hudibras mit dem Rechtsgelehrten hält, in welcher der Ritter vorſchlägt, den Sidophel wegen Schlägerey vor Gericht zu verklagen:

Quoth he, there is one Sidrophel
Whom I have cudgell'd — »Very well.« —
And now he brags t'have beaten me. —
»Better and better ſtill, quoth he.« —
And vows to ſtick me to the wall
Where'er he meets me — »Beſt of all.« —
'Tis true, the knave has taken's oath
That I robb'd him! — »Well done, in truth.« —
When h'has confeſſ'd he ſtole my cloak
And pick'd my fob, and what he took,
Which was the cauſe that made me bang him
And take my goods again — »Marry, hang him«
— »Sir, quoth the lawyer — »not to flatter ye,
»You have as good and fair a battery
»As heart can wiſh, and need not ſhame
»The proudeſt man alive to claim:
»For if they've us'd you as you ſay;
»Marry, quoth I, God give you joy:
»I would it were my caſe, I'd give
»More than I'll ſay, or you believe.«

Franzöſiſche Ueberſetzung.

Il eſt, dit-il, de par le monde.
Un Sidtophel, que Dieu confonde,
Que j'ai roſſé des mieux. — »Fort bien« —
Et maintenant il dit, le chien
Qu'il m'a battu. — »Bien mieux encore« —
Et jure enfin qu' on ne l'ignore,
Que s'il me trouve il me tuera —
»Le meilleur de tout le voilà« —
Il eſt vrai que ce miſerable
A fait ſerment au préalable
Que moi je l'ai dévaliſé —
»C'eſt fort bien fait, en verité« —
Tandis que lui même il confeſſe
Qu'il m'a volé dans une preſſe
Mon manteau; mon gouſſet vuidé;
Et c'eſt pourquoi je l'ai roſſé;
Puis mes effets j'ai ſçu reprendre —
»Oui da« dit-il; il faut le pendre« —
— Dit l'avocat: »ſans flatterie,
»Vous avez, Monſieur, batterie,
»Auſſi bonne qu'on puiſſe avoir;
»Vous devez vous en prévaloir.
»S'il vous ont traité de la ſorte,
»Comme votre recit le porte,
»je vous en fais mon compliment;
»Je voudrois pour bien de l'argent,
»Et plus que vous ne ſauriez croire,
»Qu'il m'arriva pareille hiſtoire.

Butler:

A Squire he had, whoſe name was Ralph. etc.

Franzöſiſche Ueberſetzung.

Dans ces travaux ce chevalier
Etoit ſuivi d'un écuyer:

Ralph

Ralph étoit ſon nom, quoiqu' en diſe
Certain auteur, qui par mépriſe,
Ou trouvant ce nom trop commun,
Le nommoit Ralpho; c'eſt tout un;
Il étoit tailleur de naiſſance,
Tout plein d'eſprit et de vaillançe.
La reine qui gagna jadis
Par la rognure un grand pays,
Par ſon teſtament en fit maitre
De l'ecuyer certain ancêtre.
C'eſt de lui que ſont deſcendus
Ces chevaliers ſi bien connus,
Qui ſe battent jambes croiſées,
Se ſervant de courtes épées.

Buttler:

Thou that with ale or viler liquors etc.

Franzöſiſche Ueberſetzung.

Toi, qui par bierre ou liqueur pire
Chauffes le poële et l'inſpires,
Et l'engages à ſe méler,
Malgré Minerve, de rimer;
Ce qui ſe voit en maint ouvrage
D'eſprit moderne et perſifflage,
Tant admiré des ignorans,
Ayant en tête pour garans
D'un auteur la louange extrême
Qu'un ami fait ou bien lui-même.
Tu fais un rimeur d'une bête
Sans que ſa ſottiſe t'arrête;
Tu fais traduire couramment
Langues qu' on entende nullement.
Pour cette fois, muſe, mamie,
C'eſt la derniere de ma vie,

Inſpire et donne moi le ton
Pour rimer fut ce ſans raiſon.

Buttler:

What rage o Citizens! what fury etc.

Franzöſiſche Ueberſetzung.

Quelle demence vous transporte,
O Citoyens, quelle fureur
Vous guide à cet excès d'horreur?
Quel oeſtrum, quelle frénéſie,
Vous pouſſe à cette barbarie?
Quel attrait ou charme puiſſant,
Vous fait prodiguer votre ſang etc.
Au nom du roi, du parlement,
Je vous défends abſolument
De fomenter ainſi des guerres
Entre vos prochains et vos freres;
Vite qu' on s'éloigne d'ici,
Et que chacun aille chez lui:
Mais avant je veux qu' on me pende
Le plus coupable de la bande,
Ce profane ménetrier,
Vrai boute-feu de ſon métier;
Auſſi ſon maudit inſtrument,
Dont il joue illicitement.
Il faut que cela s'exécute,
Et ſi quelqu' un me le diſpute,
Je m'y prendrai d'autre façon,
Et de vous tous j'aurai raiſon.
Et dit et fit la ſimagrée
De vouloir tirer ſon épée — — — —
Mais Talgol, qui depuis long-tems
Retenoit ſa rage en dedans,
Qui s'échauffoit comme braiſe

Qu'

Qu' on renferme dans la fournaiſe,
Et dont la flamme veut ſortir,
Ne pouvant plus ſe retenir,
Lui dit: o vermine empeſtée
Plus que cette de chair latée!
O de juſtice l'excrément!
E chevalier à l'avenant,
A venir ici qui t'engage,
Avec ton vieux fer et bagage,
Que ton cheval de cuir et d'os
Séreinte a porter ſur ſon dos;
Qui t'a rendu ſi téméraire
De vénir ici nous diſtraire;
N'avois-tu pas de quoi
Exercer ton chétif emploi,
Et faire inſolentes bravades,
Hors des dangers des baſtonades,
Au lieu de venir te mêler
De nos plaiſirs et les troubler!
Tremble et retourne ſur tes pas,
Autrement je n' en réponds pas.

Les Nuits d'Young traduites de l'Anglois par *le Tourneur*; les Aventures de Télémaque fils d'Ulyſſe par Fénélon, miſes en vers françois par *I. E. Hardouin.* 1. 2. 3me livraiſon. Paris chez Didot l'ainé. Das Aeußere dieſer Verſificirungen könnte nicht ſchöner noch geſchmackvoller ſeyn; allein der innere Werth der Arbeit entſpricht dieſem äußern wenig. Hardouin iſt ein Verſemacher, kein Dichter. Seine Reime ſind voll Härten, voll gezwungener, geſchmackwidriger Ausdrücke, ſteif, dunkel und proſaiſch. Young

iſt

iſt ganz nach der an ſich ſchon freyen Ueberſetzung von le Tourneur in Reime gebracht, ſo kann man ſich leicht denken, wie wenig ſich vom ächten Young erhalten hat. Von dem Telemach haben wir unſern Leſern ohnlängſt zwey verſificirte engliſche Ueberſetzungen, und auch ſchon eine franzöſiſche Verſificirung von einem gewiſſen Vaudry bekannt gemacht. Es iſt in der That zu bewundern, wo die Menſchen herkommen, die zu ſolchen undankbaren Arbeiten eiſerne Geduld und Ausdauer genug beſitzen, und eben ſo ſehr, wo nicht noch mehr, wie ſich zu ſolchen Arbeiten Verleger und Käufer finden können. Wir geben zur Probe erſt eine kleine Stelle aus dem Young, dann eine aus dem Telemach, der wir die Ueberſetzung von Vaudry an die Seite ſetzen wollen.

Hardouin nach Young.

Beaume céleſte, ô toi, dont la douce roſée
Répare quand tu veux, la nature épuiſée,
Sommeil... il m' abandonne... hélas! monde pervers
Tu fuis les malheureux qu' accablent les revers.
Ainſi le ſommeil vole où ſourit la fortune.
Il fuit de ma demeure la retraite importune.
Il faut à ſes pavots un lit jonché de fleurs.
Son aile inſulte aux yeux qui ſont noyés de pleurs.
D'un repos agité quelqu' inſtant... mon oreille
Trop docile aux accens de la douleur qui veille
M'en remplit tout entier.. Grand Dieu! depuis longtems
Le trouble de ſon fiel abreuve tous mes ſens....

Bardouin nach Fenelon.

Apollon, diſoit-il, indigné que ſon pere
Troublât de ſes carreaux le repos de la terre,
Et du haut de l'Olympe oſât des plus beaux jours,
Par la grêle et les vents interrompre le cours;
Aux Cyclopes enfin, pour en tirer vengeance,
Fit de ſes traits vainqueurs éprouver la puiſſance,
Son arc obéiſſant a ſecondé ſes voeux.
Aux même inſtant, d'Etna les redoutables feux
Reſtent ſans aliment; de leur voûte enflammée
On ne voit plus ſortir ni cendre ni fumée.
Déjà l'on n'entend plus les terribles marteaux
Faire des coups preſſés, retentir les côteaux,
De la terre ébranler les cavernes profondes,
Et faire au loin gemir le gouffre affreux des ondes etc.
Faute d'être polis, l'acier, le fer, l'airain
Commence à ſe rouiller; quoique boiteux, Vulcain,
Déſertant furieux ſa fournaiſe iſolée,
Précipitamment monte à la voute étoilée.
D'une noire pouſſiere obſcurciſſant ces lieux,
Il arrive en ſueur dans le conſeil des dieux,
Et du forfait commis, là, fait ſa plainte amere etc.

Vaudry nach Fenelon.

Apollon, indigné, de voir que le tonnerre
Troubloit les plus beaux jours qu'il donnoit à la terre,
Perça, pour s'en venger, les Cyclopes hideux,
Qui préparoient les foudres au ſouverain des Dieux.
L'Etna ne vomit plus ſa flamme étincelante.
Sous les coups du marteau l'enclume réſonnante

Ne

Ne fait plus rétentir les abymes des mers,
Ni les noirs ſouterrains, appuis de l'univers.
L'airain n'eſt plus poli par la main du Cyclope;
Le fer perd ſon éclat, la rouille l'enveloppe.
Vulcain ſort en courroux de ſes antres affreux.
Tout couvert de pouſſiere, entre aux conſeils des Dieux;
Il ſe plaint etc. etc.

Fenelon: Apollon indigné de ce que Jupiter par ſes foudres troubloit le ciel dans les plus beaux jours, voulut s'en venger ſur les Cyclopes, qui forgeoient les foudres et les perça de ſes flêches. Auſſi-tôt le mont Etna ceſſa de vomir des tourbillons de flammes. On n'entendit plus les coups des terribles marteaux, qui, frappant l'enclume, faiſoient gémir les profondes cavernes de la terre et les abymes de la mer. Le fer et l'airain, n'étant plus polis par les Cyclopes, commençoient à se rouiller. Vulcain furieux ſort de ſa fournaiſe! Quoique boiteux, il monte en diligence vers l'Olympe; il arrive ſuant et couvert de pouſſiere dans l'Aſſemblée des dieux. Il fait des plaintes amêres etc. etc.

Nachricht. Die litterariſchen Denkwürdigkeiten, welche ſeit 1792, unter der Aufſicht des Hrn Prof. Beck zu Leipzig, herauskommen, werden auch für das Jahr 1794 fortgeſetzt. Intereſſante Schriften werden ſofort, und faſt immer früher als in irgend einer andern gel. Zeitung, ganz ſchlechte hingegen gar nicht angezeigt. Jeden Montag und Freytag erſcheint ein Stück, und den 1ſten und 15ten jeden Monats eine Beylage, die vermiſchte Aufſätze und hiſtoriſch-litterariſche Nachrichten enthält. Jedes Quartal, mit einem beſondern Titel und Inhaltsverzeichniß, koſtet 20 Gr.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Zwey und funfzigsten Bandes Zweytes Stück

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1794.

VII.

Gotthold Ephraim Leſſings Leben, nebſt ſeinem noch übrigen litterariſchen Nachlaſſe. Herausgegeben von K. G. Leſſing. Erſter Theil. Berlin 1793. 452 S. 8.

Unter allen den Männern, die Deutſchland als die Wiederherſteller ſeiner Litteratur verehrt, hat vielleicht keiner ſo gegründete Anſprüche auf das Andenken der Nation zu machen, als Leſſing, aber vielleicht auch keiner die Neugierde, ihn und ſeine Schickſale genauer kennen zu lernen, mehr gereizt, als er. Es giebt, außer ihm, viele und verdiente Gelehrte, die den Wiſſenſchaften und dem Geſchmacke die wichtigſten Dienſte geleiſtet haben, — Namen, die wir mit Hochachtung nennen, und als Zierden unſerer litterariſchen Annalen betrachten. Allein bey den meiſten begnügen wir uns an dem Beſitze ihrer Schriften, ohne durch die Leſung derſelben auf die Lebensumſtände der Verfaſſer und den Gang ihrer Bildung aufmerkſam gemacht zu werden; bey ihm hingegen möchten wir gern von allem, was ihn betrift und mit der Cultur ſeines Geiſtes

auf eine nahe oder entfernte Weise zusammenhängt, unterrichtet seyn. Es ist nicht schwer, die Ursachen dieser Abweichungen zu entdecken. Was die Neugierde der Menschen fesseln soll, muß sich nicht blos durch Größe und Erhabenheit, sondern zugleich durch etwas Ungewöhnliches auszeichnen und nicht unter den gemeinen Erfahrungen begriffen seyn. Von wem aber könnte dieß letztere mit mehrerm Rechte gesagt werden, als von Lessing? Wenige haben sich in so vielen Fächern zugleich versucht, und noch wenigere in allen mit so vielem Glücke gearbeitet, wenige so viel Witz mit so viel Urtheilskraft gepaart, und noch wenigere jenen durch diesen gebändigt und eingeschränkt, wenige bey einer solchen Belesenheit so viel aus sich selbst und so selten aus andern geschöpft, wenige endlich, bey diesem Reichthum von Ideen und Kenntnissen, so viel Fleiß auf den Ausdruck und den Vortrag beyder gewendet. Ueberdieß fiel Lessings Leben in einen Zeitraum, wo ihm in mehrern Theilen der Gelehrsamkeit, in denen er berühmt geworden ist, wenig oder gar nicht vorgearbeitet war. Einigen gab er eine neue Gestalt, in andern eröffnete er neue und weiterführende Aussichten, alle verdanken ihm nicht bloß eine reizendere und gefälligere Einkleidung, sondern wahre Bereicherungen und schätzbare Erweiterungen. Wer sollte sich nicht sehnen, die Umstände genauer kennen zu lernen, die den Genius in ihm weckten, entwikkelten und unterstützten.

Von Lessing, dem Menschen und Bürger, hatten wir bis itzt nur wenige und unbedeutende Nachrichten.

richten. Einige gingen aus dem Briefwechſel mit ſeinen Freunden hervor, oder lagen in mehrern kleinen Abhandlungen über ihn und ſeine Schriften zerſtreut; allein weder die einen noch die andern langten aus, ihn als Menſchen und die Verhältniſſe, in denen er lebte, auch nur einigermaßen befriedigend kennen zu lernen. Unter ſeinen übriggebliebenen Freunden waren hauptſächlich zwey, auf welche von der Seite zu rechnen war, Mendelsſohn und Nicolai. Aber den erſten hat leider ein zu früher Tod der Welt entriſſen, und an den zweyten ſcheuet ſich das beſcheidene Publikum mit Recht irgend einen Anſpruch zu machen. Es wünſcht nur und wir mit ihm, daß es einem Manne, der uns noch ſo viel Intereſſantes von Leſſing erzählen könnte, weder an Muße noch an Geiſtes-Heiterkeit fehlen möge, um das, wozu ihn die Liebe zu ſeinem Freunde im Stillen auffodert, noch einmahl auszuführen. Bey einer ſolchen Lage der Dinge kann es den Verehrern Leſſings nicht anders, als angenehm und willkommen ſeyn, ſeine Biographie aus den Händen eines Bruders zu erhalten, der ſchon, als ſolcher, einen nähern Beruf hat, das Leben des Verſtorbenen zu ſchreiben und außerdem noch eine beträchtliche Sammlung handſchriftlicher Aufſätze von ihm beſitzt, die eine nicht unwichtige Zugabe eines der folgenden Theile werden, oder vielmehr einen ganz eigenen ausmachen dürften. Der vor uns liegende enthält das Vorzüglichſte aus Leſſings bürgerlichem Leben, ſo weit es ſich von ſeinem gelehrten trennen ließ, ein mannigfaltiges unterhaltendes Gemälde,

zwar, wie es S. 436 heißt arm „an Abentheuern und Wunderdingen, um die flüchtige Neugier und unerſättliche Einbildungskraft gewöhnlicher Leſer zu nähren,“ aber gewiß für jeden denkenden Kopf und Verehrer Leſſings reich und anziehend. Eingedenk der Worte des Unſterblichen: „Die wichtigſten Nachrichten von einem Schriftſteller ſind nur in ſo fern wichtig, als ſie ſeinen Werken zur Aufklärung dienen können,“ wollen wir, ehe wir über den Geiſt dieſer Biographie ſprechen, zuvor, nicht einen Auszug aus ihr geben, ſondern das, was uns hauptſächlich auf Leſſings litterariſche Bildung und Beſchäftigung gewirkt zu haben ſcheint, kurz zuſammenſtellen. Auch denen, welche ſeine Biographie bereits geleſen haben, wird es, wie wir hoffen, nicht unangenehm ſeyn, dieſen kurzen und lehrreichen Spaziergang mit uns zu machen.

Die erſte Liebe zur Poeſie ſcheint in Leſſing durch die Betſtunden, die in ſeines Vaters Hauſe üblich waren, und durch die bey dieſer Gelegenheit auswendig gelernten Lieder geweckt, ſein Hang für die leichtere lyriſche Dichtkunſt aber und nachher für das Theater, durch die Leſung des Anakreons, Plautus und Terenz, auf der Meißner Fürſtenſchule, beſtimmt worden zu ſeyn. Seinem Geſchmack an den bildenden Künſten gab ein nicht ſchlechter Künſtler, der ſich nach Kamenz verirrt hatte, und ihn im Zeichnen unterwieß, die erſte Richtung. An ſeiner Bücherluſt überhaupt hatte das Beyſpiel ſeines fleiſſigen Vaters, der faſt nie von der Studierſtube kam und gegen alle Gelehrte eine unwillkührliche

Hoch-

Hochachtung äußerte, keinen geringen Antheil. Die erſten Jahre auf der eben genannten Schule widmete er faſt ganz allein den alten Sprachen und der Lectüre der Claſſiker, und vielleicht würde er ſich nichts, als dieſe Kenntniſſe, alſo bloß die Mittel zur Gelehrſamkeit daſelbſt erworben haben, wenn unter den Schul-Collegen nicht ein denkender Mathematiker, Namens Klemm, geweſen wäre, der die alten und neuen Sprachen ſehr gut verſtand, und demungeachtet dem jungen Leſſing freymüthig, obwohl vielleicht nicht ohne Rückſicht auf den nur ſprachgelehrten Conrector, verſicherte, ſie wären bloß das Werkzeug zur Gelehrſamkeit und keineswegs die Sache ſelbſt. Dieſe Wahrheit leuchtete dem wißbegierigen Schüler ſo ein, daß er die Mathematik mit allem Eifer trieb, eine Geſchichte derſelben zu ſchreiben verſuchte und den Euclid ins Deutſche überſetzte. Wie ſehr er ſchon damahls über andere hervorragte, davon iſt das drolligte Lob des Rector Grabners der bündigſte Beweis. Als Leſſings Vater ſich nach dem Sohne erkundigte, ſchrieb ihm Grabner: „Er iſt ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die für andre zu ſchwer ſind, ſind für ihn kinderleicht. Wir können ihn faſt nicht mehr brauchen.“ Wir enthalten uns aller Bemerkungen über dieſe Periode in Leſſings Leben, ſo manche lehrreiche auch hier zu machen wäre. Ohnehin wird ſich jedem Leſer der Gedanke von ſelbſt aufdrängen, welchen unbegreiflich großen Einfluß das Zuſammentreffen mehrerer glücklichen Umſtände in den erſten Jahren der Er-

ziehung auf das Genie hat, und durch was für Zufälligkeiten dieß und jenes Talent hervorgerufen wird. Daß das Geſangbuch die erſte Veranlaſſung zur Dichtkunſt geworden iſt, davon könnte Rec. ſelbſt mehrere Anekdoten von itzt geſchätzten Dichtern, als Belege, anführen, wenn hier der Ort dazu wäre.

Der theatraliſche Funke, den Plautus und Terenz bereits in Leſſing angefacht hatte, entzündete ſich in der Welt, in welche er, mit ſeiner Ankunft in Leipzig, eintrat. Das Schauſpiel und der Umgang mit Mylius, Weiße und andern treflichen Köpfen, die er fleißiger aufſuchte, als Collegien und Profeſſoren, ermunterten ihn zu Verſuchen, und ein beſonderer Umſtand, das Schickſal eines Leipziger Gelehrten, der auf einen Preiß bey der Berliner Akademie mit der größten Gewißheit gerechnet hatte und ſich getäuſcht ſah, gab dem jungen Gelehrten, dem erſten Aufſehn erregenden Schauſpiele Leſſings, ſein Daſeyn. Vater, Mutter und Schweſter thaten ihr Möglichſtes, um dieſem theatraliſchen Hange, den ſie für eben ſo ſündlich, als zeitverderbend hielten, entgegenzuarbeiten, aber er erhielt ſich und wurde, wenn auch nicht gerade durch dieſen Widerſtand, doch gewiß durch den Umgang mit der Welt und hauptſächlich durch die richtige Vorſtellung, die ſich Leſſing von dem Nutzen und der möglichen Vervollkommung des Theaters machte, genährt und verſtärkt. Indeß ergiebt ſich doch aus jener ganzen Periode ſeines Lebens ſehr deutlich, daß ſo wohl die unabläßige Erinnerung

ſeiner

ſeiner Aeltern, als auch die Veränderung ſeines Aufenthalts und die davon abhängende Richtung ſeiner Studien in dieſer Zeit, für die Gründlichkeit und Mannigfaltigkeit ſeines Wiſſens, höchſt heilſam geweſen ſind. Hätte er ſeiner Neigung uneingeſchränkt folgen dürfen; ſein Vater ihn nicht ſo dringend ermahnt und ſein gutes Glück ihn nicht eine Weile aus dem Geräuſche Berlins in die Einſamkeit Wittenbergs geführt, ſo wäre allerdings noch die Frage, ob nicht die einmahl für das Theater gefaßte Vorliebe, verbunden mit einer länger fortgeſetzten Zerſtreuung, dem tiefen Eindringen in die Wiſſenſchaften und dem Umfange ſeiner Kenntniſſe einen beträchtlichen Schaden zugefügt hätte.

Von nicht geringerer Wichtigkeit für Leſſings Studien und beſonders für die Entwickelung ſeiner philoſophiſchen Anlage war ſein zweyter Aufenthalt in Berlin. Nicht nur that er überhaupt damahls, zum Theil durch äußere Umſtände angetrieben, rüſtige Fortſchritte auf der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn; ſondern er war auch ſo glücklich, mit Nicolai und Mendelsſohn jene Freundſchaft zu errichten, von der der Herausgeber dieſer Biographie mit Recht ſagt, daß ſie für alle drey, in Abſicht auf die Bildung ihres gelehrten Charakters, von entſchiedenem Einfluſſe geweſen ſey, und lernte noch außer ihnen, Ramler den Dichter, und Meil den Künſtler, nebſt Premontval, Sulzer und Süßmilch kennen. Bey einem Manne, wie Leſſing, der wußte, was der Umgang mit Menſchen werth ſey, und welche Vortheile man aus ihn ziehen

müſſe, bey ihm, der lange vorher ſchon ſeinem Vater geſchrieben hatte: „Ich lernte (in Leipzig) einſehn, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nie zum Menſchen machen;“ begreift man leicht, auch wenn es mehrere in dieſen Zeitraum fallende Aufſätze nicht ausdrücklich bewieſen, welche wohlthätige Folgen ſolche Bekanntſchaften, beydes auf ſeinen Geiſt und auf ſeine Thätigkeit, haben mußten. Indeß lag ihm doch auch damals noch nichts ſo ſehr am Herzen, als die Verbeſſerung des Theaters. „Er ſchien, (heißt es S. 178 und mit Recht) nur darum zu philoſophiren, um dieſes veredlen zu können;“ und wendete wirklich in jener Zeit, die Muße, die er in dem ſtillen Potsdam ſuchte und fand, ausſchließend auf die Ausarbeitung ſeiner Sara. Auch nach Leipzig, wohin er 1755 zurückging, folgte ihm dieſer ſein Lieblingsgedanke. Er fieng dort, wie er an Mendelsſohn ſchrieb, ein Stück, nach Goldonis Erede fortunata, (man ſehe den theatraliſchen Nachlaß Th. 1. S. 199) an und trug ſich außerdem noch mit fünf andern, die das Jahr darauf erſcheinen ſollten, und vielleicht nur, wegen ſeiner Reiſe mit Winklern nach Holland, unvollendet geblieben ſind. Erſt als 1759 die Litteraturbriefe, deren Stifter er gewiſſermaßen heißen kann, ans Licht traten und ſeine Kritik hier einen weitläuftigern Spielraum, als vorher in der theatraliſchen Bibliothek und in der Voſſiſchen Zeitung, bekam, zeigte ſich jene überwiegende Kraft ſeines Geiſtes, jener alles entwickelnde und bis ins Kleinſte verfolgende Scharfſinn, der,

von

von der Gelehrſamkeit unterſtützt, von Witze belebt und durch den Geſchmack vor jedem Abwege geſichert, der deutſchen Litteratur, durch die Beurtheilung fremder Werke, ſo unendlich viel genutzt und uns über die Natur des Schönen und des Weſentlichen der guten Schreibart ſo reichhaltige Aufſchlüſſe gewährt hat.

Leſſings Aufenthalt und Lage in Breslau war für ihn, ungeachtet ſeine litterariſchen Arbeiten gar ſehr ins Stocken geriethen, um zweyer Urſachen willen vorzüglich merkwürdig. Einmahl, er lernte nicht nur überhaupt mehrere Menſchen, ſondern er lernte vorzüglich einen Stand genauer kennen, der für den Theaterdichter ſo wichtig iſt und ohne deſſen, ich möchte ſagen, in der Nähe und aus eigner mannigfaltiger Anſicht geſchöpften Kenntniß, wir vielleicht keine Minna von ihm erhalten haben würden. „Es iſt ſonderbar, ſagt ſein Bruder S. 237., daß Glieder aus dieſem Stande immer auf dem Theater karrikaturirt werden. Der unpolirte und polirte Comiker der römiſchen Republik, wo die Krieger gewiß in dem größten Anſehn ſtanden, Plautus und Terenz, ſtellten ihre Soldaten, die ſie auf das Theater brachten, jederzeit in ein lächerliches, meiſtens in ein verächtliches Licht. Kaum wird vor Leſſings Minna ein deutſches Schauſpiel zu finden ſeyn, wo ſie anders geſchildert worden wären. Bey den Spaniern, Franzoſen, Engländern und Italienern iſt die Rolle des Soldaten poſſenhaft, und die Ausnahmen können in keinen Betracht kommen, weil deren zu wenige ſind. Schon genug,

Leſ-

Leſſingen zu dem Entſchluß zu bringen, ſie einmahl von der guten und wahren Seite zu ſchildern.“ Indeß wurde in Breslau nur der Plan zur Minna entworfen, und nachher in Berlin ausgeführt. Dafür ſammelte Leſſing um dieſe Zeit, und das war der zweyte Vortheil, den ihm Breslau gewährte, deſto mehr litterariſche Seltenheiten und bibliothekariſche Gelehrſamkeit. Wer die Bibliotheken dieſer Stadt kennt, wird gewiß gern einräumen, daß, wenn ſie auch an neuen Büchern ſich mit vielen andern nicht meſſen dürfen, ſie dagegen einen Schatz von alten Werken und Handſchriften beſitzen, den man wiederum in angeſehenen Bücherſälen vergebens ſucht. Man kann leicht errathen, daß Leſſing dieſen Schatz und die berühmten Vorſteher derſelben, Arletius und Kloſe, welchem letztern, als dem noch lebenden, wir die genaue und ſchätzbare Nachricht von Leſſings Lebensweiſe und Studien in Breslau (Man ſehe S. 241 — 48 der Biographie) eigentlich zu verdanken haben, fleißig beſuchte, und nicht, ohne ſich zu bereichern, verließ. Mehrere kritiſche und antiquariſche Aufſätze, die er als ein Ganzes zuſammenzuſtellen wünſchte und ſpäterhin wirklich in dem Laocoon zuſammengeſtellt hat, lagen ſchon damals in ſeinem Pulte. Ueberdieß hatte er ſich, bey ſeiner beſſern Einnahme und dem wohlfeilen Preiſe der Bücher in Breslau, eine eigne Bibliothek angeſchafft, die er ſelbſt in einem Briefe an ſeine Eltern treflich nennt.

Es iſt eine ſehr gemeine Erfahrung, daß, wenn man ſich eine Zeit lang einer einförmigen Berufs-

arbeit

arbeit gewidmet und ihr einen Theil ſeiner Neigung und Unabhängigkeit aufgeopfert hat, man ſich gewöhnlich zu der verlaſſenen Lebensart mit deſto heiſſerem Verlangen zurückſehnt. Dieß, dünkt uns, war der eigentliche Bewegungsgrund, der Leſſingen vermochte, Breslau abermahls mit Berlin zu vertauſchen, und alle ihm angebotene Verſorgungen auszuſchlagen. Er hatte ſich auf der ihm vormahls unbekannten Laufbahn eines Geſchäftmannes verſucht, und wußte, welche Beſchwerlichkeiten den Mann, der denken will und kann, hier erwarten; Er hatte ferner, während ſeines Breslauer Aufenthalts, ſeine gelehrten Kenntniſſe merklich vermehrt und vieles für die Zukunft geſammelt; er ſah ſich endlich in dem Beſitz einer anſehnlichen Bibliothek und verſprach ſich etwas von dem ruhigen Genuſſe und Gebrauche derſelben. Man ſetze hierzu noch die ihm eigne Unbeſtändigkeit, und man wird ſich über ſeinen Entſchluß und den getroffenen Wechſel nicht mehr wundern. Ueberhaupt aber ſcheint damahls ſeine ganze Denkungsart über Litteratur und litterariſche Beſchäftigungen, eine nicht unwichtige Veränderung erfahren zu haben. Er ſchien nun lebhafter als je zu fühlen, daß das menſchliche Leben kurz und auch der beſte Kopf nicht gemacht ſey, alles zu umfaſſen und in allem zu glänzen. Es ſchien ihm mehr, als vorher, aufzufallen, daß er ſich bis jetzt durch allerley kleine Arbeiten, einzelne Aufſätze und Kritiken zerſtreut und ſich ſelbſt an der Vollendung größerer und bedeutenderer Werke gehindert habe. Als eine Folge dieſer und ähnlicher

Betrach-

Betrachtungen ſehen wir es wenigſtens an, daß er die Luſt und Fertigkeit zu kritiſiren allmählig verlor und ſich zu anhaltendern Arbeiten bequemte, daß er ſeine Minna wieder zur Hand nahm und früher noch, als ſie, ſeinen Laocoon, dieſes unvergleichliche Denkmahl ſeines Geiſtes, beendigte. Daß auch hier der Drang der äußern Umſtände einigen Antheil gehabt hat, wie S. 254 geſagt wird, glauben wir dem Bruder ſchon gern auf ſein Wort; aber den größern hatte gewiß, wie aus der folgenden Seite der Biographie hervorgeht, das in Leſſingen rege Gefühl, was er für die Litteratur gethan hatte und was er zu thun vermöge.

Leſſings abermalige Ortsveränderung und die damit zuſammenhängende Herausgabe ſeiner Dramaturgie, auch die antiquariſchen Briefe gegen Klotz und ſeine Berufung zum Bibliothekar nach Wolfenbüttel, — alles dieß waren, wie Jedermann weiß, Wirkungen zufälliger Umſtände und Ereigniſſe. Deſto weniger waren es ſeine litterariſchen Beſchäftigungen in ſeinem neuen Amte und die Stimmung ſeines Gemüths.

Die erſteren waren ganz ſo gemiſcht und mannigfaltig, wie ehedem. Der Gebrauch einer der anſehnlichſten Bibliotheken Deutſchlands, und mehr noch das Bewußtſeyn, im Gebrauche derſelben, durch keine andre, als freywillige Geſchäfte, eingeſchränkt zu ſeyn, hatte für Leſſing zu viel Verführeriſches, um ſich einer langen und anhaltenden Arbeit zu unterziehen und nicht vielmehr, wie die Biene, überall nach Beute auszufliegen und zu genießen.

nießen. Man wird gewiß nicht irren, wenn man ſich ihn in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek gerade ſo denkt, wie er in ſeiner eignen S. 261 mit eben ſo viel Wahrheit, als Laune, geſchildert wird: „Wann er in der beſten Arbeit auf und nieder ging, fiel ihm der Titel eines Buchs in die Augen. Er ſah hinein, fand einen Gedanken, der auf ſeine itzige Meditation zwar ganz und gar keine Beziehung hatte, aber doch ſo herrlich, ſo vortreflich war, daß er ſich ihn wenigſtens aufſchreiben mußte; und im Aufſchreiben konnte er ſeine Gedanken dabey nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſe bezogen ſich wieder auf etwas andres, dem er ſogleich nachzuforſchen nicht unterlaſſen konnte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, es gar nicht zu finden, wenn er es brauchte. Welche neue Entdeckung! welch ein ſchöner Aufſchluß! Nun hatte die Sache ganz ein anderes Anſehn! — — Endlich war er wieder im Gleiſe; aber wie lange! Er durfte nur wegſehn und die Bücher ſpielten ihm einen neuen Streich. Wenn er nur keine Bücher hätte!“ Ganz gewiß. Ohne dieſe Bücher hätten wir keine Beyträge zur Geſchichte und Litteratur, keine Fragmente eines Ungenannten, keinen theologiſchen Nachlaß, hätten wir allerdings mehreres nicht, was dem Gelehrten ſo willkommen und dem unbefangenen Theologen, der Wahrheit liebt und vertragen kann, ſo überaus ſchätzbar iſt. Aber dafür freuten wir uns itzt vielleicht mehrerer eignen Werke Leſſings und labten uns an den treflichen Blüthen ſeines eigenen Geiſtes, die er über der Pflege dieſer fremden vergeſſen

gessen und vernachläßigt hat. Ach, er hatte noch so manches, was er uns geben wollte, und in der Ruhe zu Wolfenbüttel am besten geben konnte, und er hat es nicht gegeben. Hoffentlich wird man uns diesen Ausruf nicht misdeuten. Alles, was wir von Lessing besitzen, ist, wie gesagt, Dankes werth. Aber wem, der ihn liebt, dringt sich gleichwohl nicht von selbst die Betrachtung auf, daß zur Herausgabe der Wolfenbüttler Schätze auch gewöhnliche Kräfte und Kenntnisse zulangten, und im Gegentheil nur er so manches andre schreiben konnte? Oder in wem muß dieser Gedanke nicht wenigstens dann rege werden, wann er hört, daß Nathan die letzte Arbeit Lessings, des Dichters, war, die er endlich, seiner theologischen Streitigkeiten müde, der Welt mittheilte?

Doch an dieser veränderten Richtung seiner Studien und der abermahligen Abweichung von seinem Vorsatze, die eigenen Ideen, mit denen er sich trug, auszuführen, war gewiß nicht bloß seine Versetzung nach Wolfenbüttel, sondern eben so sehr und vielleicht mehr noch die Verstimmung seines Gemüths Schuld. Daß Lessing, bey allem Genusse, den ihm seine über andre so weit erhabene Geisteskräfte und Kenntnisse gewährten, von dem Loose gemeiner Sterblichen, von Mißmuth und Laune, nicht frey war, davon zeigen sich allerdings in dem Laufe seines ganzen Lebens Spuren genug. In seinen frühern Jahren entsprang diese Unzufriedenheit unstreitig daher, weil man ihn theils verkannte, theils seinen Neigungen Hindernisse in den Weg

legte,

legte, am meiſten jedoch, wie mich deucht, aus der Lage und den äußern Umſtänden, die ihn drückten, und nur zu oft an ſich ſelber erinnerten. Er mochte unabhängig leben, oder ſich in Geſchäften gebrauchen laſſen, keines von beyden ſagte ihm recht zu. Die Freyheit, die er genoß, war mit unangenehmen Sorgen verknüpft, und die Bedienung, die er bekleidete, hing zu wenig mit ſeinen Studien und Abſichten zuſammen. Man hätte freylich denken ſollen, dem einen, wie dem andern, wäre durch ſeinen Ruf nach Wolfenbüttel abgeholfen geweſen. Das Amt war ſo ganz für ihn gemacht, die Nahrungsſorgen gehoben, ob und was er arbeiten wolle, ihm überlaſſen, er ſelbſt mit dieſem Antrage und den Ausſichten, die er ihm gewährte, ſo wohl zufrieden. Allein der Erfolg hat gleichwohl gelehrt, daß dem nicht alſo war. Leſſing fand auch in Wolfenbüttel Veranlaſſung genug zum Verdruß, und lebte hier weder ſo ruhig noch ſo glücklich, als er wohl beym Antritte ſeiner Stelle geglaubt haben mochte. Wollen wir nicht ungerecht gegen den Schatten des großen Mannes ſeyn, ſo müſſen wir die erſte Quelle dieſer Unzufriedenheit offenbar in ſeiner Kränklichkeit, alſo in etwas ſuchen, was der Menſch nicht zurückweiſen und über deſſen Wirkung auf ihn er gar nicht gebieten kann. Gerade diejenigen Geſchäfte, zu denen er ſich ſo vorzüglich aufgelegt fühlte, waren ſeiner Geſundheit und der Heiterkeit ſeines Geiſtes nachtheilig. Er arbeitete viel, ſchadete ſich durch die ſitzende Lebensart und ward, wie ſeine um dieſe Zeit geſchriebenen Briefe deutlich

genug ſagen, von einem hypochondriſchen Uebel, das mit den Jahren leider immer mehr und mehr zunahm und ſich durch Gleichgültigkeit und unthätige Gelaſſenheit äußerte, auf vielfältige Weiſe heimgeſucht. Indeß lag freylich hierin nicht der einzige Grund ſeiner Niedergeſchlagenheit und ſeines litterariſchen Unfleißes, über welchen ihn ſeine Freunde zuweilen in Anſpruch nahmen. Die Bekanntmachung der Fragmente, die Streitigkeiten, in welche ſie ihn verwickelten, die unwürdige Art, wie dieſe von ſeinen Gegnern geführt wurden, die Verdrießlichkeiten, die er ſich durch die ganze Sache, von Seiten des braunſchweigiſchen Hofes, zuzog, und (denn warum ſollten wir dieß nicht, zur Ehre der Wahrheit, und bey einem Manne, der ſelbige über alles liebte, bekennen?) mehrere Schritte in ſeinem Benehmen, die wenigſtens nicht ganz mit den Regeln der Klugheit und Mäßigung übereinſtimmten, vielleicht auch die Senſation, die beydes ſein Ungenannter und ſein Nathan in dem Publikum hervorbrachten, und die ſeinen Erwartungen in mehrern Rückſichten nicht entſprach, alles dieß, und wer weiß, was ſonſt noch für tauſend Kleinigkeiten, die pſychologiſch wichtig, uns aber verborgen ſind, wirkten auf ſeine Laune und Thätigkeit, verſtimmten jene und hemmten dieſe, oder gaben ihr doch eine, für alle, die Leſſings Genie und Talente kannten, nicht ganz willkommene Richtung. Wir brauchen es wohl nicht erſt zu ſagen, daß wir hier beſonders die theologiſchen Aufſätze und Streitigkeiten,

keiten, die in die letzten Jahre Leſſings fallen, vor Augen haben.

Indem wir noch einmahl dieſe Reihe von zufälligen Umſtänden überſehen und ſie mit der hervorgebrachten Wirkung zuſammenhalten, bieten ſich uns folgende Bemerkungen dar, die vielleicht nicht unwerth ſind, hier eine Stelle einzunehmen. Unter allen Dichtern, die für unſer Theater gearbeitet haben, es verſteht ſich, daß wir allein von den größern und beſſern reden, iſt ihm Leſſing am längſten treu geblieben. Er widmete ſich ihm als Jüngling, aber er verließ es nicht, wie die meiſten thun, als er ein Mann geworden war, ſondern ſchenkte ihm eben in ſeinen ſpätern Jahren eine Minna von Barnhelm, eine Emilia Galotti und einen Nathan. Mag doch die Kritik immerhin auch in dieſen Stücken hier einen Misgriff und dort einen entdecken, mag ſie uns immerhin aus einzelnen Beyſpielen darthun, daß Leſſing manches, was ein andrer durch die Eingebung ſeines Genies würde gefunden haben, als Pſycholog ausſpähte, mag ſie ſich ſogar ſeines eigenen Ausſpruchs bedienen, um zu beweiſen, daß es ihm ſauer wurde, und die Vollkommenheit ſeiner Schauſpiele ein Werk der Kritik war, — wir geſtehen es gern, daß wir die Kunſt beneiden, die ſo reine und aufrichtige Thränen hervorzurufen weiß, wie wir mehrmals in der Emilia fließen ſahn. Leſſing, würden wir ſagen, wenn wir den Charakter ſeiner Stücke entwerfen ſollten, hat ſie mit alle dem ausgeſtattet, was ihnen der Mann und Philoſoph geben kann, aber ſie

entbehren allerdings manches, was einer lebhaftern Einbildungskraft und einem tieferen Gefühle zu geben möglich iſt. Darf nur das Schauſpiel, in welchem ſich philoſophiſcher Scharfſinn und dichteriſches Feuer in gleichem Maaße offenbaren, auf das Lob der Vollkommenheit Anſpruch machen, ſo tritt er freylich, in Abſicht des letzten Punktes, beſcheiden zurück: aber ſollte man alsdann nicht mit Grund fragen können, wo iſt überhaupt ein vollkommnes Schauſpiel? Einzelne Situationen mögen Sophokles, Euripides und Shakespear beſſer bearbeitet, einzelnen Scenen den Stempel des Genies ſichtbarer aufgedrückt, alle vielleicht wider die Sprache der Empfindung und Wahrheit ſeltner, als er, verſtoßen haben. Tiefere Blicke in das Herz der Menſchen und in die Natur der Leidenſchaften haben die beyden erſten gewiß nicht gethan, noch der letzte irgend ein Stück geliefert, das mit eben dem Rechte ein Ganzes heißen kann, wie Leſſings Minna oder Emilia. Wenn ihn die Natur ſparſamer bedachte, ſo darf er ſich rühmen, ihr deſto mehr durch Welt und Umgang abgelauſcht und durch Kritik und Studium erſetzt zu haben, und wenn der feurige und erwärmende Dichter weniger in ihm ſichtbar wird, wenn er uns nicht, wie ſo manche andre, durch einzelne große Züge überraſcht und erſchüttert, ſo dürfen wir ihm dagegen ein Verdienſt zuſchreiben, das jenen Vorzügen vollkommen die Waage hält, das Verdienſt, den Verſtand zu beſchäftigen und nie gegen den guten Geſchmack zu verſtoßen. Er hat als Philoſoph, in

der

der Welt und unter den Menſchen, für die Poeſie geſammelt und gelernt: aber kein Dichter vor ihm hat, in der Benutzung und Bearbeitung des auf dieſem Wege erlernten, ſo viel Genie gezeigt, wie er.

Eine andre Betrachtung, die ſich zwar bey mehrern unſerer Gelehrten, allein bey keinem ſo natürlich darbietet, als bey Leſſing, iſt die: Woher kömmt es doch, daß von denjenigen, in welchen Talent mit Gelehrſamkeit und Philoſophie mit Geſchmack ſich vereinigen, ſo ſelten Werke von Umfang unternommen und die einmahl angefangnen noch ſeltner vollendet werden? Was von unſern größern litterariſchen Arbeiten am beſten gedeiht, ſind gewöhnlich entweder Sammlungen, oder wiſſenſchaftliche Werke, die, auch bey einem vernachläßigten Vortrag, wegen ihrer Brauchbarkeit, geleſen zu werden hoffen dürfen. An ſolchen Büchern hingegen, die ſich, beydes durch ihren Inhalt und durch den in ihnen herrſchenden Geiſt und Vortrag, empfehlen, war Frankreich ehedem und iſt England heute noch reicher. Gibbon und Smith, um nur bey dieſen zweyen ſtehen zu bleiben, wiegen allein ſchon mehrere der unſrigen auf; auch beweiſt die Begierde, mit der dieſe und ähnliche Werke überſetzt und gekauft werden, unſre Armuth deutlich genug. Dasjenige, wodurch ſich unſre proſaiſche Litteratur am meiſten auszeichnet, ſind kleine, aber intereſſante und wohlgeſchriebene Aufſätze und Abhandlungen über allerley Gegenſtände aus dem Gebiete der Philoſophie, Kritik und Geſchichte. In

ihnen paart sich gewöhnlich Schönheit mit Gründlichkeit und Anmuth mit Unterricht, und eben sie machen auch einen nicht unbeträchtlichen Theil von dem aus, was Lessing gearbeitet hat. Sein größtes prosaisches Werk ist Laocoon, und dieses ist nicht vollendet. Mehrere Ursachen, die seinen sonst thätigen Geist an der Ausführung größerer Entwürfe gehindert haben, liegen unstreitig theils in den äussern Umständen seines Lebens, theils in der ihm natürlichen Unbeständigkeit, und sind oben bereits berührt worden. Aber außer ihnen giebt es allerdings noch einige allgemeinere, die hier um so mehr in Betrachtung kommen, weil sie nicht blos bey Lessing, sondern bey so vielen deutschen Gelehrten eintreten. Zu den vorzüglichsten gehört erstlich unser Hang zur Vielwisserey, der, wenn er auf der einen Seite unsre Kenntnisse erweitert und das Fortschreiten in den Wissenschaften befördert, uns auf der andern gewiß eben so sehr zerstreut, und wichtigen litterarischen Unternehmungen nachtheilig wird. Unermüdet in der Erlernung auswärtiger Sprachen, und begierig alles, was merkwürdiges in irgend einem Winkel der Erde erscheint, zu unsrem litterarischen Eigenthum zu machen, können wir wohl behaupten, daß uns keine Entdeckung im Reiche der Gelehrsamkeit fremd ist. Was ists, möchte man fragen, das den Deutschen nicht interessirte oder von ihm übersehen würde? Wann er in der Cultur einiger Wissenschaften, aus Mangel an Gemeingeist und Unterstützung, mit andern Nationen nicht gleichen Schritt halten kann, so unterläßt er wenigstens

nicht,

nicht, ſich alles, was ſie erfanden, bekannt zu machen, und zu einem Ganzen zu vereinigen. Aber freylich zur Beförderung einer ſolchen Wißbegierde gehört Fleiß, Zeit und Aufwand von Kräften. Bey dem jetzigen Stande unſerer Litteratur hält es oftmals ſchon in gewiſſen Fächern ſchwer, nur das Wichtigſte, das jährlich erſcheint, kennen zu lernen, und wie wenig iſt das, in Vergleichung mit der geſammten Maſſe. Und iſt man nun ſo glücklich, mehreres zu verſtehen und zu beurtheilen, wie ſelten begnügt man ſich dann bey dem bloßen Wiſſen oder bey der Anwendung des Gelernten, zur Bereicherung einer Wiſſenſchaft? Ausgerüſtet mit mannigfaltigen Kenntniſſen, läßt ſich der gute Kopf nur zu leicht verführen, in allen glänzen und berühmt ſeyn zu wollen. Er ergreift die Feder, wirft ſich bald in dieſes und bald in jenes Fach, bringt in jedem etwas zu Stande, was ihm Ehre macht, und giebt wenig, indem er viel zu geben vermeint.

Eine andre Urſache, warum weniger wichtige und gutgeſchriebene Werke bey uns, als bey andern Nationen, zu Stande kommen, liegt in dem Beſtreben unſrer Schriftſteller nach der möglichſt größten Gründlichkeit und Vollſtändigkeit. So lobenswerth dieſe Tugend an ſich iſt, ſo hat gleichwohl auch ſie ihre Grenzen. Wer unaufhörlich unterſucht und das ſchon von andern Unterſuchte niemals benutzt, wer denen, die vor ihm lebten, nie auf ihr Wort glauben, ſondern überall mit eignen Augen ſehen will, der erſchöpft nicht ſelten ſeine Kräfte über dem Zuſammentragen und Anhäufen von Materien,

terien, und verliert ſein Feuer, ehe er zur Bearbeitung und Ausführung ſchreiten kann. Bey dem Umfange der Wiſſenſchaften, bey der ungeheuern Zahl der Bücher, und bey der Kürze des menſchlichen Lebens, wird es, unſres Bedünkens, von Zeit zu Zeit wahres Bedürfniß, die Quellen als erforſcht und geprüft anzunehmen, das, was noch aus ihnen geſammelt und berichtigt werden kann, einem kommenden Geſchlechte zu überlaſſen, und ſich an die bereits gefundenen Reſultate zu halten und ſelbige zu leichterer Ueberſicht und endlichem Genuſſe in ein Ganzes zu vereinigen. Abgerechnet, daß für den Mann von Geſchmack und denjenigen, den ſeine Geſchäfte abhalten, ſich in ein tiefres Studium einzulaſſen, die Entdeckungen in dem Reiche der Gelehrſamkeit nie auf dieſe Art brauchbar werden, und ohne einen ſolchen Stillſtand ſo gut wie verloren ſind, ſo leuchtet es auch jedem Unbefangenen ein, daß die Lücken in den Wiſſenſchaften auf keine beſſere Art ausfindig gemacht und künftige Unterſuchungen vorbereitet und erleichtert werden können, als auf dieſe. Ueberdieß iſt es oft, bey dem beſten Willen, unmöglich, ſich in den Beſitz alles deſſen, oder auch nur des Vorzüglichſten, was über einen Gegenſtand vorhanden iſt, zu ſetzen. Wer ſich nie an ſeinen Erfahrungen und Beobachtungen genügen läßt, wer ſeine Gedanken nicht zu Papier zu bringen wagt, weil er da oder dort noch ein Buch weiß, das in die Materie, die er behandelt, einſchlägt und verglichen zu werden verdient, wer bey allen allgemeinen Sätzen und Folgerungen, die er

nieder-

niederschreibt, immer fürchtet, daß eine ihm entgangene Thatsache sie einschränken und anders bestimmen möge, der wird nur Kleinigkeiten, nie ein Werk von Umfang vollenden. Die Nachlässigkeit einiger französischen Geschichtschreiber ist freylich unter uns übel berufen. Ihre chronologische Gleichgültigkeit, so wie ihre Irrthümer in Namen, Oertern und ähnlichen Dingen können sich dem deutschen Fleiße unmöglich empfehlen. Er, der in allen seinen Angaben so genau und oft in Nebenumständen, bis zur Peinlichkeit, pünktlich ist, ärgert sich über eine Sitte, die der Wahrheit Eintrag thut und die Historie zu verfälschen droht. Aber demungeachtet ist es nicht zu läugnen, daß es gerade diese Schriftsteller sind, welche am lehrreichsten und unterhaltendsten geschrieben und der Klasse der geschmackvollen Leser am meisten Genüge geleistet haben.

Ein dritter Grund, weshalb die Werke von langem Athem unter uns seltner sind, müssen wir endlich wohl in unsrer Sprache und in der Schwierigkeit, sie zu schreiben, suchen. Dieß erkannte selbst Lessing, und wie wichtig ist für uns in dieser Sache seine Empfindung? „Gerade bey demjenigen Werke, das sich durch Energie, Präcision und Eleganz vor allen andern auszeichnet, beym Laocoon, (erzählt uns sein Freund, Herr Rector Klose, von ihm,) äußerte er oft seine Besorgniß, wegen des Styls, da er mehrere Jahre kein großes und zusammenhängendes Werk geschrieben hatte.“ Um eine Sprache gut und fertig zu schreiben, ist es

durchaus nothwendig, daß ſie lange geſchrieben worden iſt. Es müſſen, wie Herr Garve, nach unſrer Ueberzeugung irgendwo ſehr richtig, bemerkt, nicht bloß eine Menge Wörter in ihr vorhanden, ſondern dieſe Wörter auch in mannigfaltigen Verbindungen gebraucht, kurz, eine hinlängliche Anzahl guter Redensarten in Umlauf ſeyn. So lange der Schriftſteller noch nach dieſen mühſam herumſuchen, ſo lange er ſich ſelbſt noch mit der Bildung derſelben zu oft befaſſen, und dadurch den Lauf ſeiner Ideen unterbrechen muß, ſo lange finden ſich immer nur ſehr wenige, welche die Beſchwerden, die mit der Cultur des Styls verbunden ſind, übernehmen und Geduld und Ausdauer genug beweiſen. Auch hierin hatte die franzöſiſche Sprache bisher große Vorzüge vor der unſrigen. Nicht nur ihr Bau und ihre ganze Zuſammenſetzung iſt einfacher und leichter, und erfodert daher weniger Studium, ſondern die Schriftſteller ſelbſt haben ſie länger geſchrieben, und das Volk, das ſie ſpricht, ſelbige durch den Umgang mehr, als wir die unſre, ausgebildet. Die Richtigkeit und Gewandheit im Ausdruck, durch welchen ſich bis itzt ſogar ihre gewöhnlichen Schriften empfehlen, ſcheint es wenigſtens hinlänglich zu beweiſen, daß die Gedanken in ihr ſich glücklicher und geſchwinder entwickeln, und nicht durch Mühe und Anſtrengung hervorgebracht werden müſſen. Offenbar haben auch wir von der Seite gar ſehr gewonnen. Die Bücher, die in unſern Tagen erſcheinen, ſehen den vor dreyßig und mehr Jahren erſchienenen nicht mehr ähnlich, und

ganz

ganz gewiß dürfen wir mit jedem Jahre auf gröſſere Fortſchritte rechnen. Aber nichts deſtoweniger ſteht unſre vorher geäußerte Behauptung feſt. Unſern meiſten hiſtoriſchen Werken fehlt doch immer jene Ründe und Geſchmeidigkeit des Styls, ohne welche die größte Gründlichkeit und Genauigkeit keinen Eingang findet; unſre auf allgemeinen Unterricht abzweckende philoſophiſche Schriften wimmeln noch immer von theils unrichtigen, theils halbwahren Ausdrücken und Redensarten, und ſogar die beſten derſelben von franzöſiſchen Wörtern und Wendungen, und unſern witzigen geht noch immer das ab, was ihnen am wenigſten abgehen ſollte, Leichtigkeit, Feinheit und Anmuth. Alle dieſe Fehler werden ſich verlieren und gutgeſchriebene Werke von Bedeutung häufiger werden, je mehr denkende Schriftſteller unſre Sprache ſchreiben und ſie mit paſſenden und bedeutenden Redensarten bereichern. Den ſpäter ſchreibenden wird es auf dieſe Art immer leichter und leichter fallen, den treffenden Ausdruck für den jedesmaligen Gedanken zu finden, und dieſe Erleichterung ſelbſt ſchon ein neuer Reiz für ſie werden, ihre Kräfte auf einer langen Laufbahn zu verſuchen.

Außer dieſen Urſachen, die der Ausbildung und Vollendung wichtiger Werke entgegenſtehen, liegen allerdings noch einige andre in den geſammten Verhältniſſen unſerer Litteratur, in der Menge unſrer Journale, wodurch gute Köpfe zerſtreut und ihr Fleiß vertheilt wird, in der äußern Lage, die es ſo manchen zur Pflicht macht, die Feder öfter, als er

ſonſt

ſonſt thun würde, zu ergreifen, endlich in Bedürfniſſen, die ſich nicht zurückweiſen laſſen. Aber wir haben nur das berühren wollen, was uns Leſſing und die Betrachtung über ihn, als Schriftſteller, an die Hand gab. Ueberdem iſt es einmahl Zeit, von dem Gegenſtande unſrer Biographie auf den Verfaſſer derſelben zu kommen.

Es iſt gewiß kein leichtes Geſchäft, der Biograph ſeines eignen Bruders zu ſeyn. So ſehr wir für unſre Perſon überzeugt ſind, daß Leſſing einer der ſchätzbarſten und liebenswürdigſten Menſchen, und ſein Charakter unter den guten einer der vorzüglichſten war, ſo hatte doch auch er, wie wir alle, ſeine mannigfaltigen Schwächen und Fehler. Freylich gehören dieſe alle, nach dem Urtheile der Billigen, in die Klaſſe derer, die Horaz mittelmäßige und leicht verzeihliche nennt: aber der Billigen ſind immer die wenigſten. Leſſing hat ſich bekanntlich durch ſeine mannigfaltigen, oft mit zu viel Hitze geführten Streitigkeiten, und noch mehr durch die leidigen Fragmente, die ihm gewiſſe Theologen bis auf den heutigen Tag nicht vergeſſen können, ſo manchen Tadel, ſelbſt bey der milder denkenden Parthey in der gelehrten Welt, und durch verſchiedene Blößen, die er im Umgang und im Privatleben gab, ſo manchen Vorwürf, ſelbſt von Seiten ſeiner Vertrauten, zugezogen, daß es für einen Bruder immer eine bedenkliche Aufgabe war, öffentlich hierüber zu ſprechen. Herr Leſſing hat ſich indeß der ihm obliegenden Pflicht auf eine Weiſe entledigt, die ihm wirklich Ehre bringt, und (denn warum

ſollten

ſollten wir es nicht frey geſtehen?) es hat uns gefreut, ihn als Schriftſteller gerade ſo zu finden, wie wir ihn als Menſchen kennen, — ein Fall, der unter Gelehrten ſo häufig nicht iſt. Frey, offen und unverſtellt, dankbar gegen die Freunde und duldſam gegen die Feinde ſeines Bruders, ohne weder deſſen, noch ſeine eigne Meynung im geringſten, nach den itzt hergebrachten Begriffen und geltenden Rückſichten, zu modeln, — ſo erſcheint er durchgehends in dieſer Biographie. Die Aufrichtigkeit, mit der er ſich über Leſſings Verhältniſſe in Wolfenbüttel, die vielleicht mehrern, ihrer wahren Beſchaffenheit nach, unbekannt ſeyn möchten, erklärt, das Licht, das er hier und da auf einige Seiten in Leſſings Charakter, vorzüglich auf die ihm eigene Sorgloſigkeit und Unbeſtändigkeit, fallen läßt, die Freymüthigkeit, mit der er, ohne ſich der geringſten Unbeſcheidenheit ſchuldig zu machen, mehrere Albernheiten an Leuten rügt, die einſt einen Namen hatten und zum Theil noch haben, und viel kleine Züge und Anſpielungen, die keinem aufmerkſamen Leſer entgehen werden, beſtätigen dieſe Behauptung hinlänglich. Es iſt keine Schmeicheley, wenn wir ihn verſichern, daß wir uns dieſer Unpartheylichkeit wahrhaft gefreut und auf dem Bilde, in welchem er am Schluſſe alle einzelnen, zerſtreuten Züge in ein Ganzes zu vereinigen geſucht hat, mit Antheil und Vergnügen verweilt haben.

Wahrheit iſt indeß nicht die einzige Tugend, durch welche ſich dieſe Lebensbeſchreibung empfiehlt. Ohne, daß Herr Leſſing ausdrücklich auf die Umſtände

ſtände hinweißt, die auf die Bildung und Entwikkelung ſeines Bruders am meiſten wirkten, kurz, ohne den pragmatiſchen Geſchichtſchreiber machen zu wollen, hat er dennoch, durch eine glückliche Auswahl und Stellung der wichtigſten Zufälle und Begebenheiten in dem Leben deſſelben, den Leſer in den Stand geſetzt, den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung ſelbſt aufzufinden und ſich die Bildung Leſſings, des Menſchen und Gelehrten, aus dem Einfluſſe äußerer Umſtände, auf dieſelbe Art zu erklären, wie wir aus ihnen ſeine Beſchäftigungen, als Schriftſteller, zu erklären verſucht haben. Dieſe Behandlung iſt gewiß bey dem Leben eines Gelehrten, das meiſtens an bedeutenden und in die Augen fallenden Begebenheiten, die ſich erzählen laſſen, ſo arm, und an tauſend geringfügigen und doch wirkſamen Kleinigkeiten ſo reich iſt, die beſte. Auch bey allem Scharfſinn und angewandter Mühe iſt der Biograph gewöhnlich nicht vermögend, einen ganz befriedigenden Aufſchluß zu geben. Er muß immer noch von dem Seinigen zu viel hinzuſetzen, um dieſe oder jene Erſcheinung zu löſen, immer noch zu viel dichten, immer noch dem Leſer zu oft vorgreifen. Indem er dieſem hingegen die Freyheit läßt, ſich die Reihe von Urſachen und Wirkungen in einer ſelbſtgefälligen Folge zu denken, beſchäftigt er die Einbildungskraft deſſelben, auf eine unterhaltende Weiſe, und indem er ihm bloß den Stoff zum Philoſophiren liefert, entgeht er dem Vorwurfe falſch geſehn und ihn irre geführt zu haben. Deſto mehr wird es Pflicht für den Biographen, das Charakteriſtiſche

ristische in der Handlung des Mannes, dessen Leben er schreibt, aufzufassen, ihn uns in seinen verschiedenen Lagen und Verhältnissen treu zu schildern, und die kleinen Züge, deren er habhaft werden kann, und aus denen man den Menschen gewöhnlich am besten kennen lernt, sorgfältig zu sammeln, und diesen Foderungen hat der Verfasser gewiß Genüge geleistet. Man erinnere sich der Anmerkung Lessings über die Versäumniß des Schulgebets auf der Fürstenschule zu Meißen; seiner Gerechtigkeitsliebe und Freundschaft für den verschrieenen Mylius, seiner kindlichen Entschuldigung gegen seine Eltern, als diese mit seinem Benehmen und Umgange in Leipzig nicht zufrieden waren, seine schriftstellerische Unpartheylichkeit, die sich schon bey der Herausgabe der kleinen Schriften in einem so vortheilhaften Lichte zeigt, seiner naiven Antwort, als man ihm erzählte, sein Bedienter sey bey ihm reich geworden, und viele andre Anekdoten mehr, und man wird es dem Herausgeber gern verzeihen, daß er uns lieber von seinem Bruder hat erzählen, als über ihn raisonniren wollen, zumahl, da er uns für die Einbuße dieses Raisonnements, das ohnehin in seinem Munde, selbst bey aller Bemühung das Anstößige zu vermeiden, aufgefallen wäre, durch einen Ersatz von andrer Art schadlos zu halten gewußt hat.

Als einen solchen glauben wir nämlich mit Recht die launigten Einfälle und scharfsinnigen Beobachtungen ansehen zu dürfen, die Herr Lessing überall eingestreut und wodurch er theils die Einför-

migkeit

migkeit der Erzählung unterbrochen, theils ihr ſelbſt einen gewiſſen Anſtrich von Naivetät und Munterkeit gegeben hat, der gefällt. Wir überlaſſen es unſern Leſern, die erſtern in dem Buche ſelbſt aufzuſuchen, um ſo mehr, da es keine undankbarere Arbeit geben kann, als Einfälle auszuheben, und erlauben uns von den letztern nur folgende zwey anzuführen, um die Manier des V. doch in etwas kenntlich zu machen. „Ein Gelehrter, wie Leſſing werden ſollte, (heißt es unter andern S. 139 wo die Rede von ſeinen Bekanntſchaften in Berlin iſt,) mußte ſeine Zeit mehr unter den Todten, als den Lebendigen verbringen, und die vergangenen Thorheiten und Tugenden mehr, als die Narrheit und Weisheit ſeiner Zeit ſtudieren. Beydes in gleichem Maße zu verbinden, ſchien ihm zwar das Klügſte. Aber wo zuerſt anfangen? Je mehr er ſtudierte, je mehr ſah er, daß er noch zu ſtudieren hätte. —— Die Buchwelt, (beſſer wohl die Bücherwelt) wo man das Gold und Silber der Weisheit gleich gediegen beyſammen findet, hatte freylich zu der Zeit mehr Reiz und Anziehung für ihn, als die wirkliche, die aus den entſetzlichſten Teufen nur Erz und Steine fördert, wovon die Zugutmachung manchmal kaum der Mühe und Koſten lohnt. Die Süßigkeit bey dem Aufſuchen und Scheiden leuchtete ihm damals nicht genug ein.“ Eben ſo wahr und fein iſt die Bemerkung über den Weg, den junge Leute, die ſich fühlen, in Anſehung ihrer Studien gewöhnlich einſchlagen. „Es giebt, ſagt der V. S. 59 von ihnen, eine Art guter Köpfe, die in der Jugend vor-

vornehmlich verkannt werden; und unter dieſe gehörte auch Leſſing. Auch die beſten Vorſchriften ſind für ſie nicht; ſie müſſen durchaus ihrem eigenen Gange ganz überlaſſen werden. Ihrem Studieren eine andere, und wie man glaubt, eine beſſere Richtung geben, iſt ſoviel, als ſie davon abwendig machen; und wenn ſie ſich ſogar aus eigener Ueberzeugung nach fremder Vorſchrift zwingen wollen, ſo fühlen ſie doch das für ſie nicht paſſende Joch. Fallen ſie aber auf etwas von freyen Stücken, ſo leben und weben ſie ganz darin und laſſen nicht eher ab, als bis ſie es ziemlich erſchöpft zu haben glauben. Unterdeſſen nehmen ſie aber nichts anders vor; ſelbſt ihre Erholungen haben darauf Beziehung. Je größer der Umfang ihrer Kenntniſſe wird, je länger hält ihr Fleiß an. Dabey ſind ſie aber doch ſehr der Zerſtreuung ausgeſetzt und können leicht auf einen andern Gegenſtand mit eben der Hitze und Anhaltung gebracht werden. Das Planmäßige fällt alſo ganz bey ihnen weg, das jeder andre Studierende beobachten muß, wenn er die Univerſität nicht vergebens beſucht haben will.“ Eben ſo richtig und einleuchtend iſt das, was S. 265 und 275 über ſogenannte Theater-Unternehmungen und Schauſpieler-Beurtheilungen geſagt wird. Aber dieß mögen Theaterfreunde und Kritiker ſelbſt nachleſen und, wenn ſie wollen, im Stillen beherzigen.

So glücklich, wie die angezogenen Beobachtungen und Maximen, ſind freylich nicht alle; auch iſt der Witz des Verf. ſich nicht überall gleich.

Dieſer artet allerdings hie und da (wie z. B. S. 444.) in Witzeley aus, und jene gehen zuweilen (wie S. 364.) in flache, oder halbwahre Sätze über. Indeß wünſchten wir doch, man wäre mit Hrn. Leſſings Handſchrift in der Druckerey nicht ſo willkührlich verfahren, oder hätte ihn wenigſtens da, wo die Kritik ſich noch an etwas andrem, als an einzelnen Worten und Ausdrücken ſtößt, über die vorzunehmenden Veränderungen und Auslaſſungen befragt. Wir ſind überzeugt, daß er, ſeiner billigen und beſcheidenen Denkungsart gemäß, den freundſchaftlichen Erinnerungen und beſſren Einſichten Anderer mehrere Stellen gern würde aufgeopfert, aber manches auch mit einleuchtenden Gründen vertheidigt und ſo das Ganze gewonnen haben. So wie die Biographie itzt iſt, kann der Herausgeber weder alle umgeänderte Stellen unterſchreiben, noch alle Beſchneidungen und Abkürzungen gut heißen, ja ſelbſt manches ganz und gar nicht für ſein Eigenthum anerkennen. Hier ſind Belege zu allen drey Behauptungen.

Statt deſſen, was S. 328 nach den Worten geweſen wäre folgt, ſtand im Manuſcript: „Was ſie aber von Wien hernach ganz abwendete, war die fürchterliche Vorſtellung von der Bigotterie der Kaiſerinn, um deren Gnade man ſehr leicht kommen könnte, wenn man ſich nicht mit Weihwaſſer beſprengte und in die Meſſen lieſe. Selbſt ihr Sohn der Kaiſer konnte dann nicht ſchützen. Und je edler ihr Charakter geweſen, deſto mehr würde er den Gegnern ihrer religiöſen Verſchiedenheit Stoff gegeben haben,

Es

Es hilft dabey nichts, ob man in groſſen oder kleinen Verhältniſſen ſteht. Nun hätten ſie wohl einer ſo groſſen Dame zu gefallen, die übrigens die edelſte, gerechteſte und gutherzigſte Regentinn war, dieſe Ceremonien mit zu machen ſich entſchlieſſen ſollen; das menſchliche Vorurtheil aber wirkte auf ſie ſo mächtig, als auf jeden andern Sterblichen, und iſt auch noch ſo groß, daß es kein rechtlicher Mann zu bekämpfen wagt; ich meyne, daß man den herrſchenden Gottesdienſt eines Landes oder Regenten eben ſo harmlos annehme, als man ſich in ſeine übrigen Sitten und Gebräuche findet, wenn man da ſein Glück macht. So lange man einer Religion mit der andern nicht gleiche Vortheile einräumt, ſo kann es mit ihrer Duldung nicht weit her ſeyn. Sie iſt dann nur eine gute Miene bey einem böſen Spiele. Die Griechen und Römer waren ſo weit.“ Vergleicht man dieſe Stelle mit dem Texte, ſo ſieht man bald, daß Herrn Leſſing nicht nur manche Ideen untergeſchoben werden, die aus dem, was er niedergeſchrieben hat, nicht hervorgehn, ſondern daß ſogar ſeine Privatmeynung von dem, was ſein Bruder hätte thun können, dieſem als ſchon halb und halb gefaßter Entſchluß beygelegt wird. Uns dünkt, wenn Herr Leſſing ſich wirklich ſo ausgedrückt hätte, wie es ſeinem Corrector beliebt hat, ihn reden zu laſſen, ſo könnte der Schatten des Verſtorbenen ihm mit allem Rechte zurufen: Warum ſchilderſt du mich denn ſchlimmer, als ich war? — S. 436 hieß es im Manuſcript: „Iſt gleich Mangel und Dürftigkeit auch das Loos eines Gelehrten,

so entschädigen doch die Nachkommen, deren Gerechtigkeit weder von Leidenschaft noch Eigennutz noch von Egoismus mehr verkümmert wird. Und wäre die Sache auch nur bloße Täuschung, so ist es doch die gewisse Aussicht nicht, auf einige Zeit in die Zukunft zu wirken und bewundert zu werden." Keine von beyden Lesarten ist ganz vollkommen; aber verständlicher und mit dem Ganzen zusammenhängender ist die ursprüngliche doch gewiß. — S. 373 nach den Worten Geringschätzung lief der Text in der Handschrift also fort: „In einem Staate, wo Regent und Minister, aus Ueberzeugung und Grundsätzen, so wenig als möglich auf die Beförderung der Künste und Wissenschaften wenden, weil sie noch wichtigere Dinge für den Unterthan zu schaffen haben; wo das Verhältniß der Dinge nicht bloß mühsam geprüft, sondern auch Beweise gegeben worden, daß man den unschuldigsten Steckenpferden Zaum und Gebiß anlegt, da ist die Sparsamkeit eine verehrungswürdige Sache. Aber, wo man gar keinen Begriff davon hat, wo aus der planlosesten Verschwendung noch das einzige Gute herauskömmt, daß Künste und Wissenschaften blühen, da soll das Bißchen Gute allein die schwere Hand der Wirthschaftlichkeit empfinden? Nicht um des Regenten willen, nicht um der Sache willen, sondern um des Mannes willen, der sie als ein Mittel zu seiner Festigkeit braucht. Wenn man zwar auf die Vorschläge sieht, welche der Minister Herr v. H. Lessingen that, so erscheint das Gegentheil. Aber es waren bloß Anerbiethungen. Les-

sing

ſing durfte nur ſo unbeſonnen ſeyn und auf dieſe ſchönen Verſprechungen ſeinen Abſchied zu Braunſchweig fodern; wie würde Herr von H. ſeinen würdigen Freund, wie er ihn in ſeinen Briefen nennt, alsdann miniſterialiſch behandelt haben! Man hielt Leſſingen für zu gelehrt, um hinter ſo eine feine Staatsmaxime zu kommen, und er hatte ſie entdeckt, ehe vielleicht Herr v. H. ſie in aller ihrer Schlechtheit ernſtlich anzuwenden dachte.“ Man ſieht leicht ein, warum man Herrn Leſſing im Buche abermals etwas anders ſagen läßt, als er gedacht und geſchrieben hat. Der Miniſter ſollte geſchont werden. Aber dieſem Miniſter iſt in der ganzen Erzählung (man vergl. S. 372 und 378) ſo viel Bittres, und das nach Verdienſt, geſagt worden, daß die Seitenverbeugung, die der Corrector Hrn. Leſſing, wider ſeinen Willen, zu machen zwingt, etwas ſonderbar ausſieht. Wir denken, Jeder macht ſein Compliment nach ſeiner Weiſe. Lobt es der Tanzmeiſter nicht, ſo lobt es vielleicht der ehrliche Bauer, und lobt es gar Niemand, ſo iſt das Unglück am Ende auch nicht groß. Mehrere Aenderungen, bey denen der ſchriftſtelleriſche Eigenſinn gar wohl fragen könnte: Und warum denn gerade ſo? Warum nicht gelaſſen, wie es war? übergehen wir mit Fleiß, um uns nicht dem Verweiſe, als ob wir auf Kleinigkeiten einen zu großen Werth legten, auszuſetzen.

Unter den ausgelaſſenen Stellen, die wir angeſtrichen haben, ſind viele, deren Unterdrückung uns billig geſchienen hat. Einige ſind Spiele des

Witzes, oder rügen Fehler an Gelehrten, denen man ſelbige, wegen ihrer ſonſtigen großen Verdienſte, gern verzeiht; noch andre gehören zu den Digreſſionen, die nicht am rechten Orte ſtehen. Aber dieß gilt nicht von allen. Hier ſind Beyſpiele. Die Nachricht von der Entſtehung der Litteratur-Briefe aus dem Göttinger Magazin, die S. 209. nach den Worten mancher heilt ſie ſich, folgen ſollte, könnte unſres Bedünkens auf einen Platz in Leſſings Biographie einen weit gerechtern Anſpruch machen, als der aus eben dem Magazine S. 431 eingeſchaltete Sectionsbericht. Jene hat der Verf., weil ſie gewiß mehrern Leſern nicht bekannt und doch für alle intereſſant iſt, eingerückt wiſſen wollen, und ſie ward verworfen, dieſen hat er, weil er eigentlich nur für den Arzt wichtig und verſtändlich iſt, ausgelaſſen, und er ward aufgenommen. Uns dünkt, dieß heißt doch etwas willkührlich mit eines andern Eigenthume verfahren. S. 294. zwiſchen den Worten wenn er will und dem Anfange der folgenden Perioden, fehlt nachſtehende litterariſche Nachricht. „Zu Zachariä's auserleſenen Stücken der beſten deutſchen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten mit hiſtoriſchen Nachrichten und kritiſchen Anmerkungen, gab er Anmerkungen zu Andreas Skultetus Gedichten, die er freylich wohl meiſtens in Breslau aufgeſetzt hatte. Es haben noch einige andre Nachrichten zu dieſem Scultetus geliefert.“ S. 207. fehlt zu den Worten Leſſing kam dadurch (in Hamburg) auf einmahl aus einem Sumpfe,

eine

eine Anmerkung, die der Herausgeber, da ſie eine Rechtfertigung ſeiner Geſinnungen enthält, ungern ausgelaſſen ſieht. Sie lautet alſo: „Um hier kein Misverſtändniß bey denen zu veranlaſſen, welchen es in Hamburg wohl geht und ſehr gefällt und mit Recht gefällt, und die das Gleichniß mit dem Sumpfe auf die Stadt Hamburg und, um mehrerer Deutlichkeit willen, auf ihre Einwohner und Lebensart, aus lauter chriſtlicher Liebe, deuten, ſey es einmahl für allemahl geſagt, daß Leſſing weder das erſte noch das letzte meynte, ſondern bloß ſeine mißlichen Umſtände, in die ihn Sorgloſigkeit, Gutmüthigkeit und jovialiſche Laune ſetzte. Er war Berlin, Breslau, Hamburg, und, wie wir ſehen werden, Wolfenbüttel und Braunſchweig ſatt, nicht, daß es ihm darin zu gefallen aufgehört hätte, oder, daß er nicht Nahrung genug für ſeinen Geiſt gefunden, womit mancher ſeinem aufgeklärten Geiſte ein Compliment zu machen für gut findet, weil es dieſe Städte ihm nach ſeinem Dünkel nicht tief genug machen: noch weniger, daß er keine Freunde darin gefunden. Wer ſie nicht da findet, reiſe alle Welttheile durch und er wird dieſe nehmliche Klage leyern. Er geſtand vielmehr ſeinem Freunde Ebert (Leſſ. Br. W. Th. 2. S. 213.) daß er in Hamburg verſchiedene Freunde ſehr ungern verlaſſe und noch ungerner verlaſſen würde, wenn er nicht in Braunſchweig und Wolfenbüttel ſeines Gleichen wieder zu finden hoffen dürfte. Denn ſelbſt von der Freundſchaft wollte er nie begeiſtert, ſondern wahr und richtig ſprechen, von ihr durchdrungen, aber nicht ver-

blendet ſeyn. Wem dieſe Denkart zu nüchtern und kalt deucht, für den iſt die ganze Leſſingſche Handlungsweiſe nicht, und es wäre Zeitverderbniß, ſie gegen ihn zu rechtfertigen.“ S. 317. wo vom Berengarius die Rede iſt, fehlt zum Worte unwürdig folgende litterariſche Anmerkung: „Und damit nur Niemand hier ſich das Sprüchwort einfallen laſſe, ars non habet oſorem, niſi ignorantem, ſo zeige ich hiermit an, daß ich unter den Papieren meines Bruders eine eigenhändige Abſchrift dieſes Berengariſchen Manuſcripts, ſowohl von Leſſingen, als von ſeinem Freunde Schmid gefunden habe. Die Leſſingſche Abſchrift hat freylich ſehr viele Lücken und nur 86 Seiten in groß Octav, wo auf mancher Seite nicht zehn Zeilen ſind, nebſt ſechs handſchriftlichen Stückchen Papier, die auf das Berengariſche Manuſcript Beziehung haben, und Belege zu ſeiner Ankündigung deſſelben ſind. Die Schmidſche Abſchrift iſt ſchon vollſtändiger; ſie hat 200 dicht beſchriebene Quart-Seiten und gar keine Lücken. Am Rande ſteht allzeit die Seite des Wolfenbüttelſchen Manuſcripts, um es mit der Schmidſchen deſto leichter collationiren zu können.“ S. 309 fehlt zu den Worten die Leidenſchaft Liebe, wie ſie einige unſerer kräftigen Dichter geſchildert haben eine Anmerkung von Leſſing ſelbſt, die leider, noch in unſern Tagen, ein Wort zu ſeiner Zeit heißen kann und bey mehrern unſrer lyriſchen Dichter ihre Anwendung findet. Um ſo mehr verdient ſie hier eine Stelle. „Viele, ſchreibt Leſſing auf einem beſondern Blatte, von unſern

unſern neuſten verliebten Gedichten kommen ja wohl offenbar von Milchbärten, qui nondum amant ſed amare amant, wie Auguſtinus (Confeſſ. L. 3. C. 1.) ſehr ſcharfſinnig von ſich ſagt, als er in dem nemlichen Alter war. Sie lieben noch nicht, aber ſie möchten gern lieben. Sie haben die Liebe noch nicht empfunden, ſondern ſie wittern ſie nur. Daher das wilde kalte Feuer, in welchem ihre ſtrohernen Strophen auflodern. Daher die ungeheuern unnatürlichen Schwünge der Einbildungskraft, in welcher ſie von ewiger Beſtimmung, von Erſchaffung eines für das andre, von unwiderſtehlicher Sympathie für einander, der ſie alle andern weltlichen Betrachtungen aufopfern zu müſſen glauben, ſchwatzen und ſchwärmen. Quaerunt quod ament amanter amare, und wenn ſie es nun gefunden haben, wenn ſie nun wirklich lieben: o wie viel anders finden ſie die wahre Liebe, als da ſie das Aufwallen ihres Bluts für das erſte Grundgeſetz der Natur hielten, und dieſe venam amicitiae ſordibus concupiscentiae coinquinebant, wie ſich eben daſelbſt Auguſtinus ausdrückt.“

Von den Einſchaltungen, die man ſich erlaubt hat, haben wir bereits Proben gegeben. Wir übergehen ſie daher, ſo wie die in Text verwandelten Noten, wodurch der Zuſammenhang hier und da gelitten hat, und mehrere mit den Gedanken und Ausdrücken des Verfaſſers vorgenommenen Umbildungen, die uns ebenfalls nicht befriedigt haben.

Ein zweyter Theil, an dem der Verf. arbeitet, wird Leſſingen als Gelehrten, und zugleich manches von ſeinem Nachlaß, unter andern auch, was er auf ſeiner Reiſe nach Italien bemerkt und geſammelt hat, enthalten. Wir brauchen es nicht zu ſagen, daß wir ihm mit Vergnügen entgegenſehen, aber auch zugleich wünſchen, daß er, nach Ueberſtehung der gewöhnlichen Cenſur, keiner zweyten außerordentlichen unterworfen, oder doch das Recht zu verbeſſern, das bisher in der gelehrten Welt, ohne freywillige Verzichtleiſtung, dem jedesmaligen Verfaſſer eines Buches allein zuſtand, auf keinen Andern übergetragen werden möge.

VII.

Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künſten, von Friedrich Wilhelm Baſilius v. Ramdohr aus Hoya. Leipzig 1793.

Fortſetzung der im ein und funfzigſten Bande abgebrochenen Recenſion.

Nachdem der Verfaſſer in den vorigen Büchern den Unterſchied zwiſchen ſchönen Eigenſchaften eines Körpers und der Schönheit feſtgeſetzt hat, baut er auf

auf dieſem Grunde fort. Er claſſificirt in dem fünften Buche die verſchiedenen Arten ſchöner Eigenſchaften an ſichtbaren Körpern, welche durch Abſtraction von den Körpern abgeſondert, und in dieſer Abſonderung ohne Intereſſe beachtet werden können. Dieſelben Eigenſchaften aber reichen einzeln nicht hin, einen Körper zur Schönheit zu machen; ja ſie ſind in manchen Fällen der Schönheit ſogar widerſtrebend. Die ſchönſte Farbe, das angenehmſte Lächeln, die regelmäßigſte Form, weit entfernt an jedem Körper zu gefallen, wird oft zu einem Gegenſtande des Misfallens. Wenn wir nun die Klaſſe der wohl erzogenen Menſchen zu rathe ziehn, (unter denen der Verf. die Klaſſe jener weder ganz unaufmerkſamen, ganz unerfahrnen Beſchauer, noch jener zu aufmerkſamen, zu erfahrnen in einzelnen Kenntniſſen, die zum Gebrauch des gemeinen Lebens gehören, verſteht) ſo lernen wir, daß ein ſichtbarer Körper dann eine Schönheit ſey, wenn er ein ſpecifikes Ganzes (Ganze) ausmacht, welches in Uebereinſtimmung mit dem Begriffe, der von dem Weſen und der Beſtimmung der Gattung und Art, wozu es gehört, in Rückſicht auf Vollſtändigkeit, Richtigkeit, Zweckmäßigkeit für ſeine Theile und deren Zuſammenhang unter einander, feſtgeſetzt iſt, durch das Wohlgefällige, was er dem Auge, und das Intereſſante, welches er der Seele des Beſchauers, in ſeinen weſentlichen Eigenſchaften bey dem bloßen Anblicke darbietet, ſeine Perſönlichkeit erhält. Ueber das Weſen und die

Beſtim-

Bestimmung aller sichtbaren Körper sind unter wohlerzogenen Leuten solche Begriffe festgesetzt; ja selbst Körper aus einer idealischen Welt sind in Rücksicht der ihnen beygelegten Körper solchen Begriffen unterworfen. (Nach unsern Vorstellungen ist die Uebereinstimmung eines Gegenstandes mit seinem Begriffe nur eine conditio sine qua non der Schönheit desselben, und dasjenige, was wir schön an demselben nennen, ist gerade das, was unter jenen Begriff nicht gebracht werden kann. Dieses leuchtet am ersten bey der Betrachtung vom Hausgeräthe ein.)

Das Schöne, welches an dem menschlichen Körper dem Auge wohlgefällt, ist zuerst dasjenige, was unsre Sinnlichkeit, wenn auch gleich nur im Geheimen und dunkel erregt. Das Wohlgefallen an dem Schönen in der menschlichen Natur hat jederzeit etwas eigennütziges an sich; die Betrachtung desselben regt die Begierden auf; und diese Erregung der Sinnlichkeit fließt auf unser Urtheil ein, vielleicht, ohne daß wir uns dieser Einwirkung bewußt werden. Der Verf. macht hier einige feine psychologische Bemerkungen, die wir aber nicht ausheben können, wenn wir uns nicht allzuweit aus unsern Grenzen verirren wollen. — Eine zweyte wohlgefällige Eigenschaft an dem menschlichen Körper ist seine Regelmäßigkeit, die Wellenlinien seiner Form, die Aehnlichkeit einzelner Theile desselben mit der Form anderer angenehmer oder nützlicher Körper. — Eine dritte ist das sichtbar-generisch-Interessante. (Begriffe zu denen die Form leitet.) —

ket.) — Die zweyte Klasse der schönen Eigenschaften des menschlichen Körpers sind diejenigen, welche den Geist des Zuschauers mit Interesse erfüllen. Dieses geschieht bey der Wahrnehmung der Vollständigkeit, des richtigen Baues und der Zweckmäßigkeit der Glieder, in Beziehung auf den Geist, dessen Organe sie sind; es geschieht ferner bey der Betrachtung des Vortreflichen und des specifisch-Interessanten im Geiste des Körpers, d. h. in seiner Physiognomie. Eine Physiognomie ist vortreflich und schön, wenn sie auf höhere Fähigkeiten des Geistes zurückführt; sie ist interessant, wenn sie Geisteskräfte ahnden läßt, welche zur Erheiterung des Lebens beytragen. Es geschieht drittens durch die Bemerkung des Ausgezeichneten in den Neigungen, insoferne dieses aus den Mienen und Geberden geschlossen wird, und die verwandten Ideen, die Erinnerung an genossene Vergnügungen weckt.

Diese schönen Eigenschaften des menschlichen Körpers sind einzeln genommen nicht hinreichend, den Körper zu einer Schönheit zu erheben. Sie sind aber auch nicht sämmtlich dazu nothwendig. Unter denen für das Auge wohlgefälligen Eigenschaften ist nur die unbedeutende Wohlgestalt der einzelnen Theile und des Ganzen (seine Regelmäßigkeit, die Wellenlinien an demselben) so wesentlich, daß die Abwesenheit derselben den Begriff der Schönheit zerstört. Unter den Eigenschaften aber, welche dem Geiste des Beschauers interessant sind, ist Vollständigkeit, Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der einzelnen

zelnen Gliedmaaßen und die Bemerkung ihres richtigen Verhältnisses zum Ganzen schlechterdings wesentlich: aber auch der Ausdruck eines beseelenden Geistes darf der Schönheit des Körpers nicht fehlen; so wenig als der Ausdruck der Willensbewegungen auf seiner Oberfläche.

Auf diese Bestimmung der wesentlichen Eigenschaften einer Schönheit läßt der V. einige Nebenbetrachtungen, über den Unterschied der Regularität und Regelmäßigkeit, und die verschiedenen Arten der Schönheit folgen. Die Regelmäßigkeit des menschlichen Körpers setzt er in die Uebereinstimmung desselben mit dem Begriffe, unter welchen er gehört; die Regularität hingegen in das völlige Gleichmaaß, die gleiche Abstufung, das gänzlich übereinstimmende Verhältniß der Theile zum Ganzen. Die eine, so wie die andre ist wohlgefällig; aber nur jene ist in dem Begriffe der Schönheit des menschlichen Körpers nothwendig. Unter den Schönheiten selbst setzt der Verf. folgende Klassen fest. Die ernste Schönheit: Sie ist diejenige, welche das Gefühl des Erhabnen erregt; sie führt auf Regularität (Aehnlichkeit mit geometrischen Gestalten und geometrischen Gleichmaas) zurück; sie zeigt Hoheit, ruhige Festigkeit, gebietendes Ansehn; die einzelnen Gliedmaaßen, so wie das Ganze verräth einen ausgezeichneten Grad von Körperkraft; sie offenbart Geistesgaben, welche den Begriff der Seelenstärke erwecken, und eine moralische Kraft, welche Leiden und Leidenschaften zu bekämpfen verspricht. Die reizende Schön-

heit:

heit: Sie wird der regulären Schönheit entgegengesetzt, aber nicht der regelmäßigen; sie erweckt dunkle Regungen eigenmüßiger Begierden; sie wird von dem Spiel der Farben, der Lichter und Schatten unterstützt; ihre Formen sind mehr geschwungen und stärker gerundet; sie zeichnet sich durch alle diejenigen generisch-interessanten Merkmale aus, welche auf Zierlichkeit, Zwangloſigkeit, Nettigkeit, Leichtigkeit u. ſ. w. zurückführen; ſie offenbart ſich vorzüglich in Menſchen von noch nicht reifem Alter aus dem Mittelſtande. Ihre geiſtigen Eigenſchaften ſind Sanftheit der Empfindung, ſchalkhafte Klugheit, Witz; ſie hat den Ausdruck der Heiterkeit, Unbefangenheit, Beſcheidenheit, Gefälligkeit, mit einem Worte der Fähigkeiten des geſelligen Wohlwollens. Die bedeutungsvolle Schönheit: Sie reizt durch das piquante Spiel der Farben und Lichter; ihre Umriſſe zeigen eine auffallende Abwechſelung an geraden und krummen Linien; ſie führt auf die Begriffe von Neuheit, Seltenheit und Lebhaftigkeit; die weſentlichen Eigenſchaften der Gattung, zu welcher das Individuum gehört, ſind ſtark in ihr angedeutet; die Ahndung des Geiſtes, den wir in derſelben wahrnehmen, führt auf einzelne Vorzüge unſerer erkennenden und bildenden Kräfte zurück, auf Tiefdenken, lebhafte, reiche Imagination; endlich verräth der pathologiſche Ausdruck in ihr Geſinnungen und Handlungen, die uns zum Mitlachen und Belachen, jedoch ohne Beymiſchung einer Verachtung, einladen.

Nach einer kurzen Anwendung des aufgestellten Begriffes einer Schönheit auf den thierischen Körper und die leblose Natur — eine Anwendung, welche eine Erprobung seiner Richtigkeit seyn soll — geht der V. im sechsten Buche zu dem Begriffe des Schönen und der Schönheit in den Künsten fort. Die Productionen der schönen Kunst setzen drey Kräfte voraus. Genie oder die Kraft (in unserm Innern) zu schaffen; Talent, oder die Kraft zusammenzusetzen und auszuführen (das Produkt des Genies außer uns darzustellen) Geschmack die Kraft zu beurtheilen, was den Zweck der schönen Künste am sichersten ausfüllen werde. Dieser Zweck ist nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses; aber auch nicht die Belustigung allein; manches kann Affekte des Schönen geben, ohne zu belustigen; so wie andre Künste und andre Gegenstände belustigen, ohne Affekte des Schönen zu geben. In andern ist beydes verbunden, ohne daß man sie deshalb zu den schönen Künsten rechnen könnte. Zu diesen letztern rechnet der V. die Taschenspielerkunst und die Kunst des Seiltänzers. Hier möchte man nun wohl geneigt seyn, zu leugnen, daß dasjenige, was diesen Künsten wesentlich ist, den Affekt des Schönen errege. Dieses wird nur dann geschehn, wenn ein gewisser Anstand und Reiz der Bewegungen hinzu kömmt, welcher auch weggedacht werden kann, ohne daß der Zweck der Kunst minder erfüllt würde. Das Vergnügende in diesen Künsten aber beruht auf der Wahrnehmung der völligen Erreichung eines (wenigstens scheinbar)

schwer

ſchwer zu erreichenden Zwecks, und folglich auf einer Beurtheilung nach Begriffen. (Es fällt daher in die Augen, daß keine von beyden Künſten den Namen einer ſchönen Kunſt verdiene, obſchon ihre Ausübung bisweilen das Gefühl des Schönen erregen mag.) Die ſchönen Künſte unterſcheiden ſich daher von allen übrigen Künſten in Rückſicht auf ihren Zweck dadurch, daß ſie allen wohlerzogenen Menſchen eine Beluſtigung zuführen, die mit ihrer ſittlichen Würde im Verhältniß ſteht. Dieſe Würde beſteht in dem Streben nach ſelbſtſtändiger Wahrheit und Zweckmäßigkeit, und in der Fähigkeit, durch die Wahrnehmung derſelben vergnügt zu werden. Der rohe Menſch begnügt ſich mit einer inſtinktartigen Erkenntniß des gegenwärtigen Augenblicks, und des Gebrauchs, den er in einem beſtimmten Falle von einem Gegenſtande wird machen können; ſo wie er an einem Gegenſtande nur ſo weit Vergnügen findet, als er ihn nutzt oder zu nutzen hofft. Der Menſch hingegen, deſſen Achtung für ſeine ſittliche Würde durch ſeine Lage und Erziehung geweckt iſt, ſucht ſelbſtſtändige Wahrheit auch in demjenigen auf, was er als Schein der unveränderlichen Anerkennungsmerkmale eines Dinges, getrennt von deſſen wirklichem Daſeyn, anſieht. Er ſucht ſelbſtſtändige Zweckmäßigkeit auch in demjenigen auf, was er als Schein der unveränderlichen Wirkungsmerkmale eines Dinges, getrennt von deſſen wirklicher Brauchbarkeit, erkennt. Das Vergnügen, welches das Auffinden dieſer Zweckmäßigkeit und jener Wahrheit erzeugt, können ihm

nur die Künſte verſchaffen, welche entweder den Schein des wirklich exiſtirenden, oder den Schein des wirklich Brauchbaren darſtellen, und alſo in dem erſten Falle nachahmen, in dem zweyten nachſchaffen. Hierdurch unterſcheidet ſich ein Produkt der ſchönen Kunſt von dem Produkte der Natur. Dieſe arbeitet auf wirklichen Gebrauch, jene auf den Schein deſſelben: keine ſchöne Kunſt hat Nutzen, Belehrung und Beſſerung zu ihrem Hauptzwecke; und ſie kann ihn nicht haben, weil bey der Bemerkung deſſelben das beabſichtigte Vergnügen verlohren geht. Der, oben angegebene, wahre Zweck derſelben wird nun noch näher beſtimmt. Ein Werk der Nachahmung wird ſeinen Zweck dann erfüllen, wenn der dadurch hervorgebrachte Schein den Affekt des Schönen erweckt, und durch dieſen die Begierde erregt wird, das Wahre und Zweckmäßige in dem Scheine aufzuſuchen. Während dieſer Nachforſchung aber müſſen jene das Streben des Geiſtes unterhalten, und umgekehrt müſſen dem Geiſte, während der Operation des Erforſchens der Wahrheit und Zweckmäßigkeit, Affekte des Schönen zugeführt werden. Endlich aber muß auch der bey der Unterſuchung gefühlte Genuß die letzte Anſchauung aushalten; und nur dann, wenn dieſes Anſchauen des Ganzen noch Vergnügen gewährt, hat die ſchöne Kunſt ihren Zweck erfüllt und den Beſchauer ſo beluſtigt, wie es wohlerzogenen Menſchen anſteht ſich beluſtigen zu laſſen. Da nun hiebey auf keine beſondre Bedingung von Stand, Zeitalter u. d. g. Rückſicht genommen wird, ſo müſſen die Gegenſtände

stände der schönen Künste innerhalb des Kreises von Kenntnissen, Trieben und Begierden liegen, welche dem wohlerzogenen Menschen zu allen Zeiten und unter allen Völkern zu Gebote stehn und gestanden haben. Der V. bemerkt, daß sich aus dem von ihm aufgestellten Begriffe der schönen Kunst der wesentliche Unterschied zwischen dem nachgeahmten Gegenstande und der Darstellung desselben ergebe, daß jener gleichgültig und häßlich, diese aber dennoch schön seyn kann. Diese Bemerkung ist vollkommen richtig und bewährt sich vornämlich in der Mahlerey und Poesie; aber die von dem Verfasser angeführten Beyspiele scheinen uns nicht zum Besten gewählt.

In dem folgenden Kapitel wird der Begriff einer Kunstschönheit aus einander gesetzt. Sie ist ein Ganzes, welches den darzustellenden Gegenstand so vollständig, richtig und zweckmäßig darstellt, als es die Mittel der schönen Kunst überhaupt, und der Gattung, zu der es gehört, insbesondere, erlaubt. Ein solches Ganze ist eine Schönheit der schönen Kunst, wenn es bey der Vergleichung mit seinem Urbilde und mit dem Begriffe der Kunst, sowohl dem Instinkte als dem Geiste, Affekte des Schönen zuführt. Das auffallendste Vorbild dieser Idee der Kunstschönheit ist der Mensch, in so ferne er ein Gegenstand des gesellschaftlichen Vergnügens ist. So wie wir von diesem ein wohlgefälliges Aeußere, die Gabe der Unterhaltung und einen gewissen moralischen Werth fordern, wenn er eine Schönheit (ein vollkommner Mensch) genannt werden soll, so muß auch die

Kunſtſchönheit durch analoge Eigenſchaften nicht auf einen Augenblick täuſchen, ſondern ein dauerndes Vergnügen gewähren. (Gleichwohl zeigt hier der Sprachgebrauch einen kleinen Eigenſinn. Er beurtheilt die Schönheit immer nach der äußern Form, und geſteht dieſelbe auch dem zu, dem Geiſt und moraliſche Güte abgeſprochen werden müſſen. Genug, daß ſich die Geiſtloſigkeit und Bosheit nicht in der äußern Form verräth, ſo iſt das Geſchmacksurtheil unbekümmert um die wirkliche An- und Abweſenheit derſelben. An eine weitere Unterſuchung kehrt ſich daſſelbe nicht; ſondern der Menſch von ſchöner Form bleibt für ihn eine Schönheit, wie auch immer das Reſultat weiterer Nachforſchungen ausfallen mag. So wird durch den Sprachgebrauch auch bey ähnlichen Gegenſtänden auf denſelben Unterſchied hingedeutet. Man ſagt von einem Gemälde, einem Gedichte, es ſey eben ſo intereſſant als ſchön; gleichſam um anzudeuten, daß die erſtere Eigenſchaft nicht mit der letztern zuſammenfalle und daß es auch unintereſſante Kunſtſchönheiten geben könne.) Der Künſtler, welcher für den allgemeinen Beyfall wohlerzogener Menſchen arbeitet, muß ſeinen Werken, einem allgemeinen Geſetz der Vernunft zufolge, nicht blos einiges Schöne zu geben, ſondern Schönheiten in ihnen aufzuſtellen ſuchen. Jener Beyfall kann nur dann mit Sicherheit erhalten werden, wenn der Inſtinkt ſo wie der Geiſt beſchäftigt, und bey der Erkenntniß der weſentlichen Eigenſchaften eines Werkes der Affekt des Schönen erregt wird. Hier ſcheint es uns würde eine Analyſe der Functionen

nen

nen der Einbildungskraft die aufgestellte Vorschrift in ein helleres Licht gesetzt haben, als die Berufung auf das allgemeine Gesetz der Vernunft, daß man einen Zweck durch solche Mittel zu erreichen suchen müsse, welche demselben am sichersten zuführen.

In dem zweyten Theile dieses Werkes wendet der Verfasser seine Begriffe von Schön und Schönheit auf die bildenden Künste an. Diese Anwendung ist in vier Bücher getheilt. Das erste, oder das siebente in der Ordnung des Ganzen, handelt von dem Schönen und der Schönheit in den bildenden Künsten überhaupt. Unter diesen erkennt der Verf. drey Hauptarten an, Mahlerey, Bildhauerkunst und Schattirungskunst, indem er die decorirenden Künste sowohl, als die nachschaffenden (Baukunst) und diejenigen, welche durch Anordnung bereits fertiger Körper nachahmen (die Gartenkunst) ganz bey Seite setzt, und sich nur mit denjenigen Künsten beschäftigt, welche sichtbare todte Körper nach specifiken Vorbildern in der Natur hervorbringen, um dadurch das Werk und die Bestimmung eines schönen Kunstwerks selbstständig auszufüllen. Die Eigenschaft, welche diese Künste unter sich gemein haben, machen den Gegenstand der Untersuchungen des siebenten Buches aus.

Eine der ersten gemeinschaftlichen Eigenschaften derselben ist, daß sie insgesammt nicht auf Gleichheit, sondern auf Aehnlichkeit zwischen ihren Produkten und den Vorbildern derselben arbeiten. (Wir müssen in einem Kunstwerke die Natur be-

wundern, mit dem Bewußtſeyn, daß es keine Natur, ſondern Kunſt iſt.) Niemals iſt wahre Illuſion ihr Zweck. Die einzige Illuſion, welche die Künſte überhaupt zulaſſen, iſt diejenige, welche dann erreicht wird, wenn der Beſchauer in einem Zuſtande ſympathetiſcher Begierde auf einen Augenblick vergißt, daß er ein Werk der Kunſt vor ſich hat. Aber dieſe Gattung der Täuſchung hervorzubringen ſind die nachbildenden Künſte unfähig. — Eine zweyte Eigenſchaft, wodurch ſie ſich von andern nachahmenden Künſten unterſcheiden, iſt, daß ſie das Körperliche ebenfalls durch einen körperlichen Schein darſtellen, während der Dichter das Sichtbare und Körperliche nur ſchildern und an daſſelbe nur zu erinnern ſucht. Indem alſo die Dichtkunſt das ſchöpferiſche Vermögen unſrer Einbildungskraft in Thätigkeit ſetzt, bleibt daſſelbe bey den Produkten der nachbildenden Künſte in Ruhe; und was die Einbildungskraft dieſen Künſten verdankt, beſteht in der Hervorbringung eines beſſern Zuſammenhangs und einer größern Beſtimmtheit in den einzelnen Elementen der Bilder. Aber eben hieraus folgt, daß der Beſchauer des Nachgebildeten dieſes nie mit der Wahrheit verwechſeln dürfe; daß er ſich ſtets der Kunſt bewußt ſeyn, daß die Elemente des dargeſtellten Werks ſich ſchon in ſeinem Gedächtniſſe vorräthig finden, und der Künſtler endlich dem Beſchauer nichts als das Geſchäfte übrig laſſen muß, die Richtigkeit und Vollſtändigkeit des Scheins erkennend und beurtheilend zu prüfen. — Von den nachbildenden Künſten wird Treue verlangt; und

die

die Wahrnehmung derſelben iſt das weſentlich Beluſtigende in denſelben. In den nachbildenden Künſten beſteht dieſe Treue in der Uebereinſtimmung des künſtlich nachgeahmten Scheins mit dem natürlichen Scheine wirklich exiſtirender Körper, im Ganzen und im Einzelnen. Sie unterſcheiden ſich auch hierdurch von andern Zweigen der ſchönen Kunſt. Denn ob man gleich auch bey dieſen Treue fordert, ſo iſt doch das Vergnügen bey der Wahrnehmung derſelben nicht der letzte Zweck, ſondern nur eine Stufe zu Zwecken, welche weiter entfernt liegen. — Dieſe den nachbildenden Künſten weſentliche Eigenſchaft ſetzt unter allen Kräften unſers Geiſtes vorzüglich den Scharfſinn in Thätigkeit, aber die Beluſtigung, welche hieraus entſpringt, kann auch durch die Erregung der Thätigkeit anderer Kräfte unterſtützt werden. Aber dieſe Unterſtützung iſt den nachbildenden Künſten im geringſten nicht weſentlich, und die Wirkung, welche ſie durch das Aufgebot dieſer Mittel beabſichtigen, wird lange nicht in dem Maaße von ihnen erreicht, wie von den Künſten, welche ſich der Worte oder des Spiels der Geberden bedienen. Die Richtigkeit dieſer Behauptung zeigt der V. an dem Beyſpiele der Mahlerey und Poeſie auf eine überzeugende Art, und zieht durch dieſe Unterſuchung eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen beyden, ſo oft mit einander vermiſchten, Künſten.

Indeſſen iſt in den nachbildenden Künſten die Treue der Darſtellung allein nicht hinreichend zu dem Zwecke der Beluſtigung, wenn ſie nicht von Affekten des Schönen begleitet wird, und ſowohl

die Sinne durch die Annehmlichkeit des äußern Scheins vergnügt, als den Geist durch die Andeutung interessanter Eigenschaften unterhält. Jenes wird durch das Spiel der Farben, die zufälligen Umrisse in einzelnen Körpern und in ihrer ganzen Gruppirung; dieses durch idealisirte Darstellung, (oder wie der V. sich ausdrückt: wenn der nachgebildete Körper nun gar nicht blos einen wirklich existirenden specifiken Körper, sondern ihn mit solchen generischen Merkmalen der Wahrheit zeigt, daß ich ihn für den Repräsentanten aller Körper seiner Art halten möchte.) durch das was man den Geist eines Werkes nennt hervorgebracht. Eine Figur heißt vorzüglich in einem doppelten Sinne geistreich. Einmal: wenn die äußere Form derselben ein sehr bestimmtes auffallendes Gepräge der Fähigkeiten, der Gedanken und Gesinnungen trägt, welche ihren Geist ausfüllen, wenn gleich diese Stücke an sich weder vortreflich noch specifisch interessant sind. Zweytens, wenn sie der Seele des Beschauers, durch die Ahndung höherer Geistesfähigkeiten in dem Urheber des Kunstwerks, Affekte des Schönen zuführt. Ein jedes Werk der schönen bildenden Kunst muß nebst der mechanischen Kunstfertigkeit, welche zu der richtigen Ausführung des Gedankens erforderlich ist, Geist offenbaren. Wenn es nur die erstere zeigt, so ist es das Produkt eines Handwerkers; erst durch die zweyte Eigenschaft wird es zu einem Werke der schönen Kunst erhoben. Die Werke der bildenden Künste können, endlich, auch durch den Ausdruck interessiren. Dieser ist entweder wirklich in den

nach-

nachgebildeten Gegenſtänden zu finden (in Menſchen und Thieren) oder er wird lebloſen Gegenſtänden nur zu Folge einer gewiſſen Analogie beygelegt (Gegenden) oder er liegt endlich nur in dem Tone und Charakter des ganzen Werks, ohne Rückſicht auf den dargeſtellten Gegenſtand. Der weitern Ausführung dieſer Begriffe, ſo wie der Anwendung einiger allgemeinen Grundſätze der Schönheit auf die bildenden Künſte, iſt der übrige Theil dieſes Buches gewidmet.

In dem achten Buche beſchäftigt ſich der V. mit der Mahlerey. Dieſe Kunſt, welche gleichſam den Abglanz der Körper darſtellt, und durch Farben, Licht und Schatten auf ihre Ründung ſchließen läßt, hat vor den übrigen nachbildenden Künſten den Vorzug, eine verhältnißmäßig weit größere Anzahl von Körpern darſtellen zu können, nämlich alle diejenigen, von denen uns in der Natur nur eine bloße Anſicht verſtattet iſt, (ſehr entfernte Gegenſtände, der Himmel u. a.) diejenigen, deren Umſicht mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden iſt; endlich auch die, welche durch die bloße Nachbildung ihrer Geſtalt, den Ausdruck der vegetabiliſchen Kraft, die ſie belebt, das Lockere, Leichte und Flüßige, was ihnen eigenthümlich iſt, und nur aus dem Spiele der Farben erkannt wird, verlieren müſſen. Den Ausdruck der genannten Eigenſchaften hat ſie auch bey den Körpern, welche die Bildhauerkunſt mit ihr darſtellt, zum voraus; und dieſe ihre Beſchaffenheit macht ſie ganz vorzüglich zur Darſtellung der Aehnlichkeit geſchickt, bey deren

Auffindung wir an Einem festen Gesichtspunkte völlig genug haben, während wir bey der Untersuchung der Zweckmäßigkeit und Schönheit des Baues der Körper mehr als einen Standpunkt zu nehmen genöthigt sind. Die Gegenstände auf einem Gemälde bekommen durch die individuelle Lage, in die sie gesetzt sind, durch das was sie umgiebt, und vorzüglich durch ihre gänzliche Absondrung von dem Raume, auf dem sich der Beschauer befindet, einen ganz besondern und bestimmten Charakter. Es ist nun nicht genug, daß sie mit andern ihrer Art und Gattung übereinstimmen; sie müssen die Nachbildung wirklicher Individuen scheinen, die wir gekannt zu haben glauben müssen. (Der Satz, daß es der Mahlerey besser anstehe, als der Sculptur, Individuen als Ideale darzustellen, scheint uns vollkommen gegründet zu seyn, ob uns gleich die Gründe des Verfassers die Nothwendigkeit nicht zu erweisen scheinen. Wir haben ehemals über diesen Gegenstand ohngefähr folgende Gedanken gehegt: Alle bildenden Künste können alle körperlichen Gegenstände darstellen; aber nach Maasgabe der Mittel, welche eine jede derselben in ihrer Gewalt hat, wird die eine diese, die andre jene Klasse von Gegenständen in einer größern Vollkommenheit darstellen können. Auf die Grenzen dieser Klasse muß sie sich einschränken. Die Bildhauerkunst, welche ihre Schöpfungen aus dem kalten Steine oder dem Erze hervorgehen läßt, und demnach auf die Darstellung des Reizes und Lebens Verzicht thun muß, muß sich an die Darstellung der reinen Schönheit halten.

halten. Dieſe verträgt keine Kennzeichen eines individuellen Charakters; ſie iſt ein Abſtractum der ganzen Art und eben darum kalt; ſie wird bewundert, aber ſie reizt nicht; die Seele des Beſchauers bleibt bey ihrer Betrachtung unbewegt. Dieſes alles ſtimmt mit dem Weſen der Bildhauerkunſt ſehr gut zuſammen. Aber die Mahlerey, welcher alle Mittel durch den Anblick zu reizen zu Gebote ſtehn, welche ihre Darſtellungen faſt zu beleben vermag, und uns die Vorſtellungen von Wärme und Bewegung in einem hohen Grade der Lebhaftigkeit zuführt, weicht in ihren Geſtalten von der kalten abſtrakten Schönheit ab, und wählt diejenigen Formen, welche reizen und intereſſiren können. Dieſes kann aber nicht anders geſchehn, als wenn ſie ihnen eine gewiſſe Individualität giebt. Dieſer Individualität kann ſie auch ſelbſt dann nicht entſagen, wenn ſie nach dem Ideale ſtrebt. Sobald ſie nur das Auge durch dieſe oder jene Farbe belebt, wird an die Stelle des Allgemeinen etwas Individuelles geſetzt; und was von dieſem einen Theile gilt, gilt von dem ganzen Colorit. Wie wichtig dieſer Umſtand ſey, erhellt aus der Vergleichung der Mahlerey mit der Zeichenkunſt. Es verdient ferner bemerkt zu werden, daß je iſolirter ein Körper von dem Mahler geſtellt wird, er ſich deſto mehr dem Ideal nähern kann. Je mehr hingegen ſeine Lage Leben und Thätigkeit hervorbringt, deſto individuellere Züge wird er annehmen können.) Da nun die Mahlerey mehr als jede andre Kunſt Aehnlichkeiten hervorzubringen im Stande iſt, ſo gehört die Hervorbringung

gung derſelben mit der Individualität eines Gegenſtandes zu den weſentlichſten Mitteln, deren ſie ſich zur Beluſtigung bedienen kann. Hiemit aber müſſen andre ſchöne Eigenſchaften verbunden ſeyn. Dieſes ſind erſtlich diejenigen, welche dem Aeußern des Gemäldes angehören, die Farbengebung des Helldunkel und die wohlgefälligen Umriſſe der einzelnen Körper und der ganzen Gruppen. Der Umriß der letztern kann am füglichſten mit der ſanft aufgehügelten Form eines Berges verglichen werden, wenn dieſe ſich an dem Horizont abzeichnet. Dieſe Form als Körper, und aus mehrern einzelnen Theilen zuſammengeſetzt, betrachtet, in der die Rundung der einzelnen Theile durch die Folge derſelben hintereinander bemerklich gemacht wird, in welcher ſich endlich mehrere Partien von Farben, hellen und dunkeln Stellen bilden müſſen, hat man wiederum am beſten mit der Form der Weintraube verglichen, in welcher eine Menge von Proſilen hinter einander weggereiht, von dieſen mehrere durch einen gemeinſchaftlichen Umriß, Farbe und Beleuchtung in Maſſen vereinigt ſind, welche von andern Maſſen wieder abſtehn und ſich alle in Eine zuſammenfügen. Zu den ſchönen Eigenſchaften des Aeußern eines Gemäldes gehört auch das generiſch-Intereſſante. Dieſes wird in der Mahlerey ganz vorzüglich durch die Farbengebung und Beleuchtung hervorgebracht, durch welche Ideen erweckt und allgemein intereſſante Eigenſchaften (der Lebhaftigkeit, Beſcheidenheit, Anmuth) gleichſam verſinnlicht werden. Oft kann auch ſchon die Menge der auf einem Gemälde

enthal-

enthaltenen Gegenstände und die geschickte Verbindung derselben diese Art des Interessanten hervorbringen.

Diese schönen Eigenschaften zusammengenommen machen die mahlerische Wirkung in ihrer höchsten Vollkommenheit aus. Sie müssen mehr oder weniger in jedem Gemälde vorhanden seyn, um diesem ein wohlgefälliges Aeußere für das Auge zu geben, und es würde schwer zu bestimmen seyn, welche von diesen Eigenschaften wesentlich vorhanden seyn müßte, oder entbehrt werden könnte. — Alles, was der Mahler zur Hervorbringung der mahlerischen Wirkung thut, wird zur mahlerischen Erfindung gerechnet, welche man sonst auch noch Anordnung oder Gruppirung nennt.

Die zweyte Gattung von schönen Eigenschaften eines Gemäldes begreift diejenigen unter sich, welche schön an ihrem Innern sind. Zu ihnen gehört vorzüglich die ausgezeichnete Treue in der Darstellung der Individualität, welche an dem Körper Eigenthümlichkeiten wahrnehmen läßt, welche wir in der Natur würden übersehen haben. (Der V. macht hier die Bemerkung, daß die Mahlerey hierinne so weit gehen könne, selbst körperliche Gebrechen und Unvollkommenheiten darzustellen, wenn sie den Charakter der Individualität unterstützen.) Das Geistreiche, sowohl dasjenige, welches in den Körpern selbst, als das, was in der Behandlung des Ganzen liegt; endlich der Ausdruck, und zwar wiederum der, welcher den Figuren eigenthümlich ist, sowohl

als derjenige, welcher in dem Körper des Gemäldes (seinem Tone) enthalten ist.

Nachdem nun der Verfasser diese Eigenschaften eines schönen Gemäldes in eine Definition zusammengefaßt hat, wendet er den allgemeinen Begriff auf die besondere Arten der Mahlerey an, welche sich nach den Gegenständen und den Mitteln der Darstellung verschiedentlich modificirt. Dieser Anwendung und der dadurch beabsichtigten Prüfung des Begriffes selbst sind die folgenden Kapitel dieses Buches gewidmet.

Zuerst von dem Stillleben. Es hat Kritiker gegeben, welche dieser Gattung der Mahlerey die Schönheit haben absprechen wollen, weil sie sich an die dargestellten Gegenstände stießen, auf die es dabey ganz und gar nicht ankömmt. Die gemeinsten Gegenstände können auf eine geistreiche Art behandelt werden. Sind dieselben nur in gefällige Gruppen geordnet, angenehm gefärbt und beleuchtet; ist nur in ihrer Färbung, Beleuchtung und Ründung eine mehr als gewöhnliche Wahrheit sichtbar, treten die Körper wirklich hervor; hat nur der Ton des Ganzen einen bestimmten, wohlgefälligen Charakter: so hat man durchaus kein Recht dem Gemälde die Schönheit, und dem gebildetsten Beschauer das volle Recht streitig zu machen, an demselben Vergnügen zu finden. Das nämliche gilt von den Gemälden von Pflanzen, Insekten, todtem Vieh und lebendigem Geflügel; Gegenstände, welche zunächst an das Stillleben gränzen und selbst oft mit diesem Namen belegt werden.

Ferner

Ferner Architektonische Stücke und Perspektiven. Sieht man bey ihnen tief in die Tafel hinein, heben sich die vordersten Gegenstände stark von derselben ab, bilden sie große und wohlgefällige Massen von Gestalten, Farben, lichten und dunkeln Partien, lassen sich diese Theile wieder leicht zu einem Ganzen von dem Auge zusammenfassen, und schmückt dieses die Tafel? ist unter Bewahrung dieser mahlerischen Wirkung eine ergreifende Individualität im Ganzen und im Detail besonders an Farbe und Helldunkeln wahrzunehmen? hat der Künstler in dieser Rücksicht eine eigenthümliche Anschauungsart, ein großes Verständniß verrathen? zeigt die Execution eine dem bloßen Handwerker nicht zuzutrauende Fertigkeit? herrscht in dem Ganzen der Tafel ein feyerlicher oder reizender oder belebender Ausdruck? Dieses sind die Fragen, welche man bey Beurtheilung eines architektonischen Gemäldes aufwerfen muß.

Landschaften und Seestücke. Sie müssen uns das Gefühl geben, etwas ähnliches in der Natur gesehn zu haben, oder doch die Ahndung, daß sie so in der Natur existiren könnten und dann als wirkliche Gegenden von uns erkannt werden würden. Die Umrisse der verschiedenen Gründe müssen sich gut von einander abstufen, die Gegenstände müssen gefällig gruppirt, die Luftperspektiv muß wohl besorgt seyn. Eine vollkommen schöne Landschaft muß einen bestimmten Charakter haben; aber immer wird es hiebey weniger auf den Charakter der dargestellten Gegenstände, als auf die Behandlung, den

Ton

Ton der Farbe und der Beleuchtung der ganzen Tafel ankommen. Nie darf der Landschaftmaler die Wirkung des Ganzen aus den Augen verlieren, welches unvermeidlich geschieht, wenn er das Detail mit einer Richtigkeit behandelt, die nur dann Wahrheit hat, wenn man einen Gegenstand für sich allein ins Auge faßt. Er muß sich ferner hüten, jede schöne Gegend in der Natur für einen geschickten Gegenstand zu einem Landschaftsgemälde anzusehn. Dieser Wahn täuscht oft, und was in der Natur interessant schien, wird auf der Leinwand unbedeutend. Noch weniger gelingt die Darstellung dessen, was in der Natur seine Wirkung der Größe oder gar der Bewegung verdankt. Endlich darf der Landschaftsmaler weniger auf die Einbildungskraft und die Sympathie der Beschauer seiner Werke, als auf ihre Bereitwilligkeit rechnen, bey der Betrachtung auffallender Wahrheit ihren Scharfsinn in eine angenehme Thätigkeit und Spannung setzen zu lassen.

Thierstücke. In ihnen kömmt auf Individualität und mahlerische Wirkung das meiste an, und die Schönheit der Form wird jenen Eigenschaften nachgesetzt. Die größere Abwechselung der Farben und Partien in der Ziege, dem Rinde, dem magern, behangenen Karrngaul, verschafft dieser Art von Geschöpfen einen Vorzug vor dem schönsten und edelsten Reitpferde. In dieser Gattung wird nun aber schon die Richtigkeit der Zeichnung, auch unabhängig von der Wirkung des Ganzen, wichtiger als in den vorhergehenden, weil wir bestimmtere

tere Begriffe von der Richtigkeit, Vollſtändigkeit und Zweckmäßigkeit des Baues der größern Thiere hinzubringen. Auch wird hier ſchon der Geiſt und Ausdruck in dem phyſiognomiſchen und pathologiſchen Ausdrucke der Geſtalten ſelbſt geſucht.

Darſtellung des Menſchen. Die Mahlerey ſtellt den Menſchen auf dreyfache Art vor, plaſtiſch, phyſiognomiſch und mimiſch. Unter der plaſtiſchen Darſtellung verſteht der V. die Bildung eines Körpers in der Abſicht, dem Beſchauer unmittelbar durch ſeine Geſtalt das Gefühl der Schönheit zu geben. Hier wird aus ſehr guten Gründen gezeigt, daß die Mahlerey durch ſchöne Geſtalten nie die Wirkung hervorbringen könne, welche die Sculptur hervorbringt, und daß ein Körper, der als Statue eine Schönheit ausmachte, auf die Leinwand verſetzt, darum noch nicht unbedingt für eine Schönheit gelten kann. Dieſer Grundſatz bewährt ſich auch dann, wenn man den Fall umgekehrt annimmt. Die ſchönſten Figuren auf den Gemälden der größten Meiſter würden in Stein dargeſtellt nicht mehr für ſo ſchön gehalten werden. Die reizende und bedeutungsvolle Schönheit iſt beſſer für die Mahlerey geſchickt als die ernſte; und dieſe letztere wird im Gemälde immer ſehr verſchieden von dieſer Art von Geſtalt in der Statue modificirt. Vieles wird der mahleriſchen Wirkung, vieles der Individualität aufgeopfert. Aber jede Art der Schönheit wird doch hauptſächlich nur an einzelnen Figuren aufgeſucht; und nur in wenigen Fällen werden größere Compoſitionen, aus lauter ſchönen Figuren zuſam-

mengesetzt, die gewünschte Wirkung thun. Mit einem Wort, zur schönen Darstellung des Menschen ist Schönheit des plastischen Baues nicht unumgänglich erforderlich, und sie wird nur da wesentlich, wo sie ein Bestandtheil einer wahren physiognomischen oder mimischen Darstellung wird; das heißt, mit andern Worten, nur da, wo die darzustellende Person, oder die Begebenheit, oder die Situation schöne Menschenformen voraussetzen läßt. Unter der physiognomischen Darstellung wird die Darstellung des Menschen in der Absicht verstanden, den Beschauer auf die Uebereinstimmung seines Aeußern in Ruhe mit seiner Denkungsart, seinen Fähigkeiten und Lebensumständen aufmerksam zu machen. Sie theilt sich in zwey Gattungen, das Bildniß und das Charakterstück. Jenes stellt die Persönlichkeit eines Individui dar; dieses zu gleicher Zeit die Individualität einer ganzen Art von Menschen, indem es solche Menschen zur Nachbildung auswählt, welche die charakteristischen Unterscheidungszeichen einer ganzen Art auffallend an sich tragen. Das Bildniß muß, wenn es auf den Namen eines schönen Gemäldes Anspruch machen soll, vor allen Dingen eine mahlerische Wirkung thun. Dieser Forderung ist der Grundsatz untergeordnet, daß es mit dem Vorbilde in der Natur so weit übereinstimmen muß, als es der Effekt des Ganzen, und der Zweck, das Gefühl der Schönheit durch den Anblick der ganzen Tafel zu erwecken, nur immer erlauben will. In der Erläuterung dieses Grundsatzes werden interessante

Bemer-

Bemerkungen über die Treue des Bildnißmahlers beygebracht. Allzu ängstliche Besorgung des Detail hebt die Wahrheit der Darstellung eben so gut auf, als schwankende und unbestimmte Umrisse.— Das Häßliche muß entweder gar nicht dargestellt, oder wenigstens versteckt werden. Häßlich aber ist in dem Bildnisse das Ekelhafte, und alles was sich der mahlerischen Wirkung widersetzt, also steife Trachten, (in denen kein Spiel der Gestalten, der Farben und des Helldunkel möglich ist) der Tanzmeisteranstand u. d. g. Diese Umstände aber abgerechnet, ist die genauste Uebereinstimmung des Bildes mit dem Original das Ziel dieser Gattung der Mahlerey. Aber selbst fehlerhafte Gestalten und unglückliche Physiognomien können durch den mahlerischen Effekt, welchen die Bearbeitung hervorbringt, im Gemälde für schön gelten. Daher darf der Bildnißmahler nie dem Hange zu verschönern so weit nachgeben, daß er an der darzustellenden Gestalt selbst baut; nur verstecken und hervorheben darf er, so lange dieses unbeschadet der Individualität und des mahlerischen Effektes geschehn kann. Einige Bemerkungen über repräsentirende und affektvolle Stellungen, gesuchte Keckheit des Pinsels und Vernachläßigung des Beywerks. — Das Charakterstück ist fast eben so wie das Bildniß zu beurtheilen, nur mit dem Unterschiede, daß die Individualität der Figur zu gleicher Zeit in Rücksicht auf ihre Uebereinstimmung mit der ganzen Art, wozu sie gehört, beurtheilt wird. Von dem Charakterstück ist die Karrikatur verschieden, indem sie

das Unterſcheidende allein abhebt; und es abgeſondert von denjenigen ſichtbaren Eigenſchaften darſtellt, worinne das Individuum mit der ganzen Gattung übereinſtimmt. Sie kann daher (zwar als ein Werk des Genies, aber) nicht als ein Gegenſtand der ſchönen Kunſt betrachtet werden.

Mimiſch ſtellt endlich die Mahlerey den Menſchen dar, wenn ſie aus ſeinem Aeußern auf eine beſtimmte Handlung ſchließen läßt, bey der er leidend oder unternehmend intereſſirt iſt. Sie ſtellt ihn blos pathologiſch mimiſch dar, wenn ſie aus ſeinen Mienen und Geberden den Grund der Bewegung ſeiner Seele errathen läßt. Sie ſtellt ihn dramatiſch mimiſch dar, wenn ſie zugleich den Grund ſeiner Bewegung ſichtbar darſtellt, folglich eine vollſtändige, ſichtbare Begebenheit liefert, oder die Mienen und Geberden des Menſchen aus einer ſichtbaren Veranlaſſung entwickelt.

Beyde Arten der Darſtellung können bey einer einzelnen und bey mehrern Figuren auf einer Tafel ſtatt finden. In jenem Fall iſt es ein nothwendiges Erforderniß, daß die pathologiſch- oder dramatiſch-mimiſche Darſtellung durch ſich ſelbſt verſtändlich und deutlich ſey. Der Ausdruck der Schwermuth oder des Nachdenkens, die Vorſtellung einer Tänzerinn oder eines Verwundeten, welcher ohnmächtig zu Boden ſinkt, ſind für ſich verſtändliche Vorſtellungen. Aber Furcht, Abſcheu, Verlangen laſſen ſich ſchwerlich durch einzelne Figuren glücklich ausdrücken. Uebrigens iſt die Art des Affekts gleichgültig, wenn er ſich nur auf eine ſolche

Art

Art äußert, daß das Gefühl der Schönheit, welches das Ganze der Tafel erwecken soll, dadurch nicht zerstört wird. Daher sey sowohl der niedrige und unedle Ausdruck der Affekten, als auch die Darstellung derjenigen Leidenschaften verbannt, welche widrige Spuren an dem Körper zurücklassen. Je treuer und individueller übrigens die Darstellung des Affekts ausfallen, je mehr der Zustand des Innern durch die äußere Form enthüllt wird, — wozu die Mahlerey mehrere Mittel in ihrer Gewalt hat, als irgend eine andre Kunst — desto größer wird das Verdienst des Mahlers seyn. Hiemit wird er endlich noch den Ausdruck der Individualität verbinden, durch welchen wir überredet werden, die affektvolle Gestalt für das Bild einer wirklichen Person, nicht für ein Abstractum der poetisirenden Einbildungskraft zu halten; ein Umstand, durch welchen sich die pathologische Nachbildung des Menschen von der pathologischen Karrikatur unterscheidet.

Mehrere Figuren auf einem Gemälde zusammengeordnet, ohne durch eine gemeinschaftliche Handlung verbunden zu seyn, werden immer die Empfindung einer gewissen Unvollständigkeit hervorbringen. Sind sie aber zu einer gemeinschaftlichen Handlung vereinigt, so muß diese vor allen Dingen, durch den bloßen Anblick, einer vollständigen und bestimmten Deutung fähig seyn. Man muß es jeder Person ansehn, warum sie mit den übrigen hier auftritt, man muß sehn, daß sie Antheil an der gemeinschaftlichen Handlung nimmt, und welchen Antheil sie daran nimmt. Auf vorläufige, mit

hinzugebrachte Kenntniß darf von dem Mahler gar nicht gerechnet werden, und das bekannteſte hiſtoriſche Süjet muß auch für den, welchem die Kenntniß deſſelben abgeht, einen vollkommen verſtändlichen Ausdruck haben. Zunächſt muß der Künſtler bey der Wahl ſeines Süjets auf Abwechſelung im Ausdrucke ſehn, und es ergiebt ſich hieraus die Regel: Der Moment, welchen der dramatiſche Mahler aus einer jeden Begebenheit herausheben ſoll, iſt derjenige, der den vollſtändigſten, beſtimmteſten und abwechſelndſten Ausdruck in den Mienen und Geberden ſeines Acteurs motivirt. Ekelhafte und ſchmutzige Handlungen, wenn ſie durch den unmittelbaren Anblick für ſolche erkannt werden, dürfen gar nicht, Handlungen, welche den Körper entſtellen, wenigſtens dann nicht gemahlt werden, wenn die Schönheit der ganzen Tafel darüber verloren geht. Hiebey wird der eben ſo wahre als wichtige Grundſatz eingeſchärft, daß nicht das Schaudervolle und Widrige einer Begebenheit, ſondern der ſchaudervolle und widrige Ausdruck, den ſie an den Körpern hervorbringt, der Darſtellung unwürdig und der Schönheit zuwiderlaufend iſt. Bey der Wahl der Perſonen muß vorzüglich auf den bedeutenden Ausdruck der Phyſiognomien und ihre (mit der Situation und Rolle, in der ſie auftreten zuſammenſtimmende) Individualität Rückſicht genommen werden. Schönheit des Baues iſt nur unter den oben ſchon angegebenen Bedingungen weſentlich; und noch weniger würde man von dem Mahler durchaus nur ſchöne Geſtalten fodern dürfen.

fen. Eine Reihe idealiſcher Geſtalten über eine Form gegoſſen, nur in Stellung, Mienen und Geberden verſchieden, wird immer nur eine ſehr dürftige Wirkung hervorbringen. — Ueber die Anordnung der Perſonen wird die Regel ertheilt: Die Figuren müſſen ſo geſtellt werden, daß das Süjet verſtändlich ſey; daß dasjenige hervorgehoben werde, was in der dramatiſchen Darſtellung am liebſten geſehn wird; daß dasjenige verſteckt werde, was dem Gefühl der Schönheit des Ganzen hinderlich ſeyn würde; und daß die mahleriſche Wirkung dabey nicht verloren gehe.

Auch von dem dramatiſchen Mahler wird Treue verlangt; er wird um deſto vortreflicher ſeyn, je mehr Wahrheit in dem Mienen- und Geberdenſpiel der handelnden Perſonen iſt, das heißt, jemehr dieſes mit der Situation, in welcher ſie vorgeſtellt werden, und mit dem bey ihnen vorausgeſetzten Stand und Charakter zuſammenſtimmt. Ferner muß er die Wahrheit nicht durch eine zu ängſtliche Beſorgung des Details verletzen, und folglich nichts ausführen, worauf die Aufmerkſamkeit bey einer gleichzeitigen Beachtung alles übrigen nicht gerichtet wird; er muß endlich immer darauf Rückſicht nehmen, daß die mahleriſche Wirkung nicht verloren gehe. Bey großen Compoſitionen kann er ſich weder in der Zeichnung, noch im Colorit, noch im Helldunkel genau an die Natur halten. Alle Figuren einer ſolchen Compoſition können einzeln genau mit der Natur übereinſtimmen, und neben einander doch nur ein ſehr unharmoniſches und

unwahres Ganze ausmachen. Es ist daher in dieser Gattung der Mahlerey immer etwas conventionelles anzutreffen, jetwas, wovon man die Wahrheit im Bilde annimmt, ohne sie darum außer demselben dafür anzunehmen; wobey aber doch die Regel zu beobachten ist, daß die kleinen Abweichungen von der Wahrheit nicht so weit gehen dürfen, daß der Beschauer selbst bey der Uebersicht des Ganzen die Unwahrheit fühlen würde.

Aus den bis hieher aufgestellten Grundsätzen folgt von selbst, daß man mit großem Unrecht mahlerischen Darstellungen von Handlungen des gemeinen Lebens, welche unter Menschen der niedern Stände vorgehn, ihren Anspruch auf den Namen schöner Kunstwerke zu bestreiten gesucht hat. Die Wichtigkeit der Veranlassung und des Zwecks einer Handlung kömmt bey einem Gemälde in geringen Betracht. Alles beruht auf der Deutlichkeit der Wirkung, die sie auf den Mienen und Gebärden der handelnden Personen hervorbringt. Auf der andern Seite ist das größte poetische oder historische Interesse eines Gegenstandes nicht hinreichend, den Mangel dieser Eigenschaft oder der mahlerischen Wirkung gut zu machen. Jenes Interesse ist eine schätzbare Zugabe zu dem Vergnügen, welches aus der Betrachtung eines dramatischen Gemäldes entspringt, aber schlechterdings kein wesentliches Erforderniß zu der Schönheit desselben. Zwar ist die Erweckung interessanter Erinnerungen und die dadurch hervorgebrachte größere Thätigkeit des Geistes alles Dankes werth, aber nur so lange, als das

Wesen

Weſen eines dramatiſchen Gedichts nicht darüber verloren geht, oder, wenn auch unabhängig von jenem Intereſſe der gewählte Augenblick der Situation zur dramatiſchen Darſtellung im Gemälde geſchickt ſeyn würde. Die Mahlerey wirkt auf einen ganz andern Zweck los als die Dichtkunſt, und die intereſſanteſten Gegenſtände der leztern behalten dieſes Intereſſe in der erſtern nur dann, wenn ſie dem Beſchauer bekannt ſind. Die bibliſche Geſchichte, die Geſchichte der Griechen und Römer, die Mythologie, deren Kenntniß man bey jedem gebildeten Menſchen voraus ſetzen kann, ſind daher die Fundgruben der dramatiſchen Mahler geworden, und ohne Zweifel ſind dieſe Quellen den neuern particulären Geſchichten gewiſſer Länder bey weitem vorzuziehn.

Eben ſo wenig weſentlich als das hiſtoriſche Intereſſe iſt in der dramatiſchen Mahlerey das Verdienſt zu belehren, zu beſſern, zu belohnen. Wenn ſie auf daſſelbe mittelbarer Weiſe Anſpruch machen kann, wie dieſes nicht bezweifelt werden darf, ſo muß man doch eingeſtehn, daß der durch die Mahlerey beabſichtigte moraliſche Nutzen durch andre Künſte auf eine weit vollſtändigere Weiſe erreicht werden kann. Die redenden Künſte haben in dieſem Punkte vor den bildenden einen unglaublichen Vorſprung.

Ein ſehr wichtiger Gegenſtand, wegen der ganz entgegengeſetzten Art ihn zu beurtheilen, iſt das aus der Allegorie entſpringende Intereſſe der Mahlerey. Auch hierinne ſteht die Mahlerey der Dichtkunſt bey weitem nach. Einige Worte würken ſtärker als ein ganzes Gemälde, deſſen Formen und Far-

ben von der unsinnlichen Idee ablenken, auf welche der dargestellte Gegenstand hinleiten soll. Indeß kann die Allegorie doch immer als eine schätzbare Zugabe zu dem Vergnügen gelten, welches aus der Betrachtung eines schönen Gemäldes genommen wird. Aber vorher muß das Gemälde die Eigenschaften eines schönen Werkes der Kunst an sich tragen und der Gegenstand desselben muß verständlich für sich seyn. Wie das historische Interesse, so kann auch das Allegorische nur durch Erinnerungen an einen bekannten Gedanken vergnügen, den wir uns entweder schon versinnlicht gedacht haben, oder doch leicht hätten denken können. Bisweilen erhält die Allegorie in dem Gemälde durch die Beziehung auf den Ort, wo es aufgestellt ist, noch einen besondren Reiz.

In dem letzten Kapitel dieses Buches über die Mahlerey erklärt sich der Verfasser gegen den unbestimmten Grundsatz: Nachahmung der Natur sey das Wesen der Mahlerey; aber noch stärker gegen den: daß es in ihr ganz und gar nicht auf die Nachahmung der Natur, sondern auf die Verschönerung der Gestalten und die dadurch bewirkte Spannung der Einbildungskraft ankomme. Diesem letztern Grundsatz zufolge hat man die Meisterwerke der niederländischen Schule ihres alten und verdienten Ansehns zu berauben und ihnen den Namen schöner Kunstwerke streitig zu machen gesucht. Man hat gewisse Gegenstände, so mahlerisch sie auch immer seyn mögen, nicht mehr gemahlt sehn wollen, weil sie nicht plastisch, poetisch, historisch,

moralisch

moraliſch intereſſant ſind. *) Hierdurch würde das weite Feld der Mahlerey ohngefähr ſo eingeſchränkt werden, als das Feld der Poeſie, wenn man in ihr nur das Erhabene dargeſtellt ſehen wollte.

Mit dieſen Warnungen gegen den einſeitigen, immer mehr um ſich greifenden Geſchmack, ſchließt der Verf. ſeine Betrachtungen über die Mahlerey. Unſtreitig zeigt ſich der wahre Geſchmack auch in dieſer Kunſt nur darinne, daß man das Schöne in jeder Gattung zu ſchätzen und zu genießen wiſſe. Nie aber wird derjenige auf die ſchätzbare Eigenſchaft eines geſchmackvollen Kunſtrichters Anſpruch machen dürfen, der Form und Materie, Ausführung und Erfindung nicht zu unterſcheiden im Stande iſt, und das Schöne nur da zu finden meynt, wo er ſich gerührt oder ſeine Einbildungskraft beflügelt fühlt. Unſtreitig hat das Intereſſe des Stoffs einen Werth für den Geiſt; aber für den Geſchmack iſt die Schönheit der Ausführung der wichtigere Gegenſtand. Jenes iſt immer um deſto wichtiger, je geringer die Schwierigkeiten der Ausführung ſind, und je ſchwächer die Mittel derſelben auf die Sinnen wirken, wie in den redenden Künſten; es kann faſt ganz entbehrt werden, wo die Ausführung vorzüglich die Sinnen beſchäftigt, und der Einbildungskraft des Beſchauers nur einen kleinen Spielraum vergönnt. Man muß in der That eine ſehr eingeſchränkte Vorſtellung von idealiſcher Kunſt haben, wenn man ſie nur da zu finden glaubt, wo ſich etwas Ueberſinnliches offenbart und die Einbildungs-

*) Beſonders Georg Forſter in ſeinen Anſichten.

kraft in die hohen Regionen geführt wird. Auch bey der Darstellung der gemeinsten Gegenstände bleibt die Mahlerey eine idealische Kunst. Denn durch die überzeugende Wahrheit der Darstellung und durch eine geistvolle Anordnung für das Auge heftet sie unsre Aufmerksamkeit selbst auf das, was wir in der Natur mit Gleichgültigkeit betrachten, was uns nie das Gefühl der Schönheit erweckt hätte. Sie übertrift also die Wirksamkeit der Natur (in den sichtbaren Gegenständen) ohne gerade die Gestalten derselben zu vervollkommnen; und so unterscheidet sich die mahlerische Treue schlechthin, welche nur zur Wiedererkennung des Gegenstandes verhilft, von der geistreichen Treue, welche den (selbst gleichgültigen) Gegenstand der Natur zu einem Gegenstande des Vergnügens erhebt.

Das Neunte Buch handelt von der Bildhauerkunst und den damit verwandten Künsten. Jene wird in die ganz runde, in die halbrunde und in die flach erhabne eingetheilt. Die runde Bildhauerkunst stellt ganze Körper auf, welche von allen Seiten betrachtet und betastet werden können, aber sie nimmt auf den letztern Umstand nur in so weit Rücksicht, daß sie auf die Möglichkeit der wirklichen Betastung rechnet, und daher ihren Körpern eine Wahrheit und Rundung zu geben sucht, welche selbst die Prüfung des betastenden Gefühls aushalten könnte. Da sie sich der Farben nicht bedienen kann (aus Gründen, welche hier auf eine sehr einleuchtende Weise aus einander gesetzt werden); so bleibt ihr zur Darstellung der Wahrheit nichts übrig

als

als die Gestalt. Dieser Umstand, verbunden mit dem, daß die Bildhauerkunst ihre Werke nicht wie die Mahlerey durch einen eingeschränkten Raum absondern kann; daß der nachgebildete Gegenstand ein solcher seyn muß, den man nach seiner ganzen Runde zu beurtheilen pflegt; daß endlich der Stoff, in welchem sie darstellt, meist kostbar und schwer zu bearbeiten ist; alles dieses beschränkt die Anzahl der durch diese Kunst nachzubildenden Gegenstände ungemein, und selbst an diesen bildet sie nicht alle Eigenschaften nach, welche die Mahlerey liefern kann. Das Lockere, das Flüßige u. s. w. was das Auge nur durch das Spiel der Farben unterscheidet, so wie dasjenige in der physiognomischen und mimischen Darstellung des Menschen, was ebenfalls nur durch Farben und Helldunkel erkannt wird, kann von der Bildhauerkunst entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen nachgeahmt werden. Endlich kann sie — deren Körper nicht in einem von dem Zuschauer abgesonderten Raume aufgestellt werden — durch das, was den Körper umgiebt, lange nicht so viel Beschaffenheiten desselben, so viel Lebensumstände, kurz, so viele Merkmale seiner Persönlichkeit liefern, als die Mahlerey.

Das Wohlgefällige in der Sculptur hängt besonders von der Art ab, wie sich die Statue dem Auge als angenehm zur Betastung darstellt; und selbst die Farbe wirkt größtentheils nur in dieser Beziehung. An das Angenehme der Farbengebung ist dabey gar nicht zu denken, und selbst das Spiel der dunkeln und hellen Partien hängt allzusehr von

dem

dem Zufall (des Gesichtspunkts und der Beleuchtung) ab, als daß der Künstler auf die Hervorbringung desselben ernstlich arbeiten dürfte. Das Werk der Sculptur muß von allen Seiten wahr und, nicht blos für eine augenblickliche Betrachtung sondern, auf beständig dem Auge wohlgefällig scheinen.

Die für den Geist des Beschauers in den Werken der Bildhauerkunst interessanten Eigenschaften liegen zum Theil in dem gewählten Vorbilde der Natur, theils in dem Kunstwerke selbst. Statuen, in eine schwere Stellung gesetzt, ein Muskelspiel, dessen Nachbildung ausgezeichnete Kenntnisse und eine seltne Fertigkeit der Hand zeigen, gehören zu der letztern; schöne und ausdrucksvolle Gestalten zu der ersten Klasse. Die Vereinigung beyder Arten des Interessanten giebt einem Kunstwerke einen höhern Grad von Vortreflichkeit, und wir setzen sie allenthalben, wo sie statt findet, als nothwendig voraus. Wir fordern daher, daß, wo der Künstler freye Hand gehabt hat, ganze specifike Körper zu bilden, er solche Körper darstellt, welche in der Natur gesehn, bereits eine vortrefliche, specifisch interessante Bedeutung, einen vortreflich specifisch interessanten Geist und Ausdruck zeigen, um für eine Schönheit zu gelten. Die Bildhauerkunst schränkt sich daher in der Wahl ihrer Gegenstände auf Menschen und größere Thiere mit wenigen Attributen ein, und wählt unter diesen die schönsten und interessantesten; jede Unregelmäßigkeit des Körpers, jeder Fehler des Baus wird in dieser Kunst

zur

zur Häßlichkeit, alles was sich dem Gefühl der Betastung auf eine widerliche Art aufdrängt, wird ekelhaft.

Die Treue dieser Kunst schränkt sich auf die Darstellung derjenigen Eigenschaften ein, in denen sie eine vollständige Wahrheit erreichen kann, ohne sich umsonst mit der Darstellung derer zu bemühn, wo sie allzuweit zurück bleiben würde, um ihrem Zwecke nicht selbst Eintrag zu thun. Der Bildhauer wird daher, um der Vollständigkeit willen, das was nur durch Farben und Helldunkel ausgedrückt werden kann, zwar andeuten, aber nie mit dem Anspruche auf eine ausgezeichnete Treue vollenden. Seine vorzüglichste Sorge ist auf die festen Theile und auf das elastische Fleisch gerichtet. Bey den Haaren, dem Augapfel, den Runzeln sieht man ihm den Mangel an Treue gerne nach. Gewänder wird er seinen Körpern nur da geben, wo sie nothwendig sind, und auch in diesem Falle wird er sich hüten, das Nakte dem Auge ganz zu entziehn.

Da sich die Treue der Bildhauerkunst am meisten in ruhigen Gestalten zu zeigen vermag, so ist offenbar, daß ihr die plastische Darstellung des Menschen und der größern Thiere am nächsten liegt. Der individuelle physiognomische und mimische Ausdruck wird von ihr weit unvollkommner erreicht, als von der Mahlerey, in dem er so sehr von Farbe und Beleuchtung abhängt, und überdieß der Wohlgestalt oft nachtheilig ist.

Durch dieſe Betrachtungen wird der Verf. auf den Begriff der Idealgeſtalt geführt, von welcher er drey Arten angiebt: die blos zuſammengeſetzte; die idealiſch nachgebildete Individualität, und die geſchaffene Idealgeſtalt. Die erſte entſteht durch die Vereinigung einzelner, aus der Natur genommener ſchönen Eigenſchaften, welche die Natur in andern Verhältniſſen und nicht in dieſer glücklichen Verbindung zeigte. Hier hat der Künſtler Sorge zu tragen, daß er keine Schönheiten vereinigt, welche unter einander nicht zuſammenſtimmen. Die zweyte Art entſteht durch die Vervollkommnung eines ſchönen Körpers der Natur, den man mit den feſtgeſetzten Begriffen von Wohlgeſtalt und Ausdruck zuſammenhält und nach ihnen ausbildet. Von dieſer Art des Ideals iſt der Antinous, viele Fechterſtatuen und vielleicht ſelbſt die mediceiſche Venus. Die dritte Art endlich entſteht durch eine Schöpfung des Einzelnen und des Ganzen. Durch eine Verbindung von ſchönen Theilen, welche in der Natur in dieſem Maaße gar nicht gefunden werden. Unſtreitig haben die erſten Verſuche der Sculptur in Griechenland nicht einzelne Menſchen, ſondern den Menſchen überhaupt dargeſtellt. Mit dem Fortſchritte der Kunſt gab man dieſen Andeutungen der Menſchengeſtalt eine dem fleißig bearbeiteten Steine angemeſſene Wohlgeſtalt, und die Bildſäule ward nun ein wohlgeſtaltetes Symbol des Menſchen. Die älteſten Statuen ſind daher regulär geometriſch, eckigt, oder in den Ründungen zirkelrund. Nach und nach hörten die Künſtler auf, die menſchliche

Geſtalt

Gestalt nach Winkelmaas und Richtscheid zu bearbeiten. Durch die größere, durch Uebung erlangte Fertigkeit brachten sie es dahin, dem Steine auch die Wohlgestalt beyzulegen, welche dem Körper, den sie vorstellen wollten, eigenthümlich ist, aber ohne die Wohlgestalt aufzuopfern, welche den Stein, den todten, festen Körper, schmückt. Einmal, weil man die vortrefliche Wirkung wahrnahm, welche aus der Vereinigung von beyden entsprang; zweytens, weil die reguläre Gestalt nun einmal mit zu den mythischen Vorstellungen gehörte. Drittens, weil die körperliche Bildung des Volkes wirklich auf eine solche Regularität zurückführte. Die griechischen Künstler hatten ferner Götter und Heroen vorzustellen, welche, durch innere und äußere Eigenschaften unterschieden, doch alle die menschliche Gestalt mit einander gemein hatten. Sie hatten also eine Veranlassung, den unterscheidenden Charakter der Gottheiten durch die äußere Form auszudrücken, und suchten in ihrem Charakter auch nur dasjenige auf, was sich durch die äußere Form bezeichnen läßt. Diese innere Eigenschaften führten auf Vorstellungen, die, wenn sie auch nicht versinnlicht dargestellt wären, schon den Begriff des sittlich Vortreflichen oder specifisch Interessanten mit sich führten. Aber nun kam noch die Ausführung hinzu, welche diese sittlichen, vortreflichen oder specifisch interessanten Charaktere ganzer Menschenarten mit einer Vollständigkeit, Richtigkeit und Zweckmäßigkeit darstellte, welche den Vorstellungen sittlich schlechter oder höchst uninteressanter Charaktere schon

eine Vortreflichkeit, ein specifisches Interesse bloß durch die Behandlung beygelegt haben würde. Nun waren aber die gewählten Charaktere insgesammt von der edlern Art.

Aus dieser historischen Entwickelung zieht der V. folgenden Begriff der griechischen Idealgestalt: Ein Marmorblock mit der Wohlgestalt eines todten, festen, bearbeiteten Steines geschmückt, der zugleich den Schein eines wohlgestalteten menschlichen Körpers, als Repräsentanten einer edlern Menschenart, mit der höchsten Vollständigkeit, Richtigkeit und Zweckmäßigkeit in sich faßt. Die Empfindung, welche sie einflößt, ist diese: Das Vorbild hat nicht existirt, aber wenn es erschiene, würde man es mit Bewunderung, aber ohne zweifelndes Erstaunen sehn. (Dieses stimmt im Wesentlichen mit der Kantischen Erklärung des Ideals überein, vermöge deren das Ideal an der menschlichen Gestalt in dem Ausdrucke des Sittlichen besteht, ohne welches der Gegenstand nicht allgemein und positiv gefallen könnte. Der Künstler stellt eine idealische Schönheit auf, wenn er die höchste Richtigkeit der Gestalt mit dem sichtbaren Ausdrucke der sittlichen Ideen, die den Menschen innerlich beherrschen, vereinigt. Kritik der Urtheilskraft S. 59. vergl. mit Seite 57 ff.) Der Verfasser stellt hierauf eine interessante Vergleichung zweyer idealischer Köpfe, eines alten und eines neuen an, und zieht daraus das Resultat, daß die zusammengesetzten Idealgestalten der Neuern durch den Ausdruck von Leben und Reiz gefallen, die geschaffenen

Ideale

Ideale der alten Griechen hingegen den Eindruck der Hoheit geben, und zu einer feyerlichen Stimmung einladen.

In der Darstellung wirklicher Menschen ist die Bildhauerey in Rücksicht auf die Anzahl der nachzubildenden Individuen weit eingeschränkter als die Mahlerey. Das offenbar Mangelhafte und Geistlose darf nie der Gegenstand ihrer Nachahmungen seyn; aber auch unter den wohlgestalteten Körpern wird sie doch nur wenige finden, an denen sie gar nichts zu bessern hätte. Diese Verbesserung ist ihre Pflicht, so lange sie auf den Namen einer schönen Kunst Anspruch machen will, ohne daß man ihr doch gerade zumuthete, nur feyerlich oder reizend schöne Körper hervorzubringen. Es ist genug, wenn sie in der Natur für bedeutungsvolle Schönheiten gelten könnten, oder wenn sie nur in dem Kunstwerke betrachtet dafür gelten mögen. Denn durch die Stellung und Richtung der Umrisse, durch die geschickte Behandlung des Künstlers kann hier ein Körper wohlgestaltet und bedeutend werden, welcher in der Natur diese Eigenschaften nicht hat. Die Geschicklichkeit des Künstlers, dem Wohlgefälligen, fürs Auge unbeschadet, die Züge einer gewöhnlichen Individualität in dem vortheilhaftesten Momente zu fassen, die Gattung und Art, wozu sie gehört, zu charakterisiren, die Beywerke zweckmäßig zu behandeln, den Marmor zu beleben und zum Fleische zu schaffen, gilt hier statt Bedeutung, Geist und Ausdruck, besonders in Büsten.

Wenn der Bildhauer eine Figur in Handlung ſetzt, ſo iſt ſeine Darſtellung pathologiſch oder dramatiſch; in beyden Fällen muß ſie einen beſtimmten und vollſtändig erklärbaren Ausdruck durch den bloßen Anblick zeigen. Indeſſen hat die Bildhauerey hier bald eine größere, bald eine geringere Freyheit, als die Mahlerey. Da es in ihr darauf ankömmt, den Beſchauer auf Geſtalten aufmerkſam zu machen, welche dieſe Aufmerkſamkeit in der Natur als Geſtalten erregt haben würden, ſo ſind mimiſche Handlungen, welche die Wohlgeſtalt oder die Bedeutung vermehren, beſonders dann, wenn ſie dem Künſtler Gelegenheit giebt, ſeine Geſchicklichkeit und Kenntniſſe zu zeigen, ein paſſender Gegenſtand der Sculptur, ohne daß es gerade erforderlich wäre, das Motiv der Handlung zugleich ſichtbar zu machen. Doch ſind hiebey zwey Regeln zu beobachten. Erſtlich, die Stellung muß uns veranlaſſen, das Motiv der Handlung hinzu zu denken. Zweytens, die Stellung muß von der Art ſeyn, daß wir ſie uns in Marmor geſtaltet denken mögen; alſo nicht durch die häufigen Abwechſelungen, nicht durch das daraus entſtehende Farbenſpiel ſchön. — Der pathologiſch-mimiſche Ausdruck darf nicht treu auf Koſten der Schönheit ſeyn, und die Alten haben daher in der Darſtellung körperlicher und Seelen-Leiden lieber unter der Wahrheit bleiben, als ihre Geſtalten verzerren- und entſtellen wollen. Es fehlt der Sculptur an den Mitteln, welche die Mahlerey

in

in den Händen hat, das Widrige in dem Ausdrucke des höchsten Schmerzes zu mildern.

Bey der Vereinigung mehrerer Bildsäulen zu einer Masse muß der Grund, warum sie vereinigt worden, aus der Art, wie sie sich gegen einander gebärden, vollkommen verständlich seyn. Die Gruppe muß eine Begebenheit enthalten, die durch den bloßen Anblick aus einander gesetzt und durch das Herz eines jeden erzählt wird; eine Begebenheit, die man mit einem Vorfalle aus dem gemeinen Leben in eine Vergleichung setzen kann. Die historische oder allegorische Deutung kann für keinen hinreichenden Grund der Vereinigung gelten. Zwey Personen, welche ohne an einander Theil zu nehmen auf einer Basis zusammenstehn, machen keine wahre Gruppe, wenn sie gleich die Geschichte und Allegorie immer zusammenstellte; zwey sich umarmende Jünglinge aber geben einen interessanten Anblick, was sie auch immer für einen Namen führen mögen. Daß sich die Bildhauerkunst nicht zu großen Compositionen schickt, hat der V. schon in seinem Werke über Rom erwiesen, und daher an dieser Stelle nur die Hauptgründe für diesen Satz kurz zusammengestellt. — Die in einer Gruppe verbundenen Figuren müssen Schönheiten, wenigstens gut gebaute Körper seyn, denen er durch ihre Lage gegen einander eine gemeinschaftliche Wohlgestalt geben kann. Plastische Schönheit scheint hier also allemal die Hauptsache zu seyn, welcher die Wahrheit des dramatischen Ausdrucks immer untergeordnet bleibt. Das historische und poetische Interesse ist zur Schön-

heit einer Bildsäule nichts Wesentliches, und eine Gruppe, welche weder aus schönen Körpern besteht, noch diese in eine wohlgefällige Form vereinigt, wird durch die historische und allegorische Deutung weder schöner noch interessanter. Aber als eine schätzbare Zugabe zu dem Vergnügen, das wir an den ohnehin schönen Formen genommen haben würden, kann es immer betrachtet werden.

Eine allegorische Darstellung erfüllt, als Werk der schönen Kunst, ihren Zweck nur dann, wenn die einzelne allegorische Figur zugleich ein Charakterstück, die allegorische Handlung eine dramatisch mimische Darstellung enthalten. Jene muß durch ihren Ausdruck, nicht blos durch ihre Attributen, den unsinnlichen Begriff versinnlichen (z. B. die Sanftmuth muß sich nicht bloß an ihrem Lamme, sondern vorzüglich an dem Ausdrucke einer sanften Seele in ihren Formen ankündigen;) diese muß schon als Handlung betrachtet verständlich und geschickt seyn, den zum Grunde liegenden Gedanken anschaulich zu machen. (Ein Amor, der auf einem Centauren reitet, muß den Ausdruck des muthwilligen Treibens, der Centaur den Ausdruck der leidenden Begierde haben.) Handlungen, welche nur unter Voraussetzung der Deutung begreiflich oder möglich sind, dürfen von dem Bildhauer, so wenig als einzelne Gegenstände, welche die Sculptur nicht mit Wahrheit nachahmen kann, (Wolken, die Sonne auf der Brust der Wahrheit) blos um der Deutung willen dargestellt werden.

Die Bildhauerkunſt hat von den älteſten Zeiten an zu Erhaltung des Andenkens von Menſchen und Begebenheiten durch Denkmäler gedient. Zu dieſen gehören die Ritterſtatuen, die Bigä und Quadrigä, welche die Alten hauptſächlich an Gebäuden, die Neuern lieber auf der Mitte öffentlicher Plätze angebracht haben. Dieſer Umſtand modificirt den Charakter derſelben; denn ein decorirendes Werk wird in Beziehung auf dasjenige beurtheilt, wo es angebracht iſt. Von den vorhandenen Ritterſtatuen urtheilt der V. daß das wahre Verhältniß von Größe und Vortreflichkeit, worinne beyde Figuren gegen einander ſtehen müſſen, in keiner derſelben getroffen ſey, daß aber vielleicht die Centauren der Alten auf die wahren Verhältniſſe führen könnten. Bey den übrigen Arten von Denkmälern empfiehlt er Einfachheit und widerräth große Compoſitionen, eine theatraliſche Decoration und widerliche oder unſchickliche Allegorien. Ueber die Thiere, welche die Alten meiſt nur als Attribute bildeten, ſagt er nur einige Worte und geſteht den Neuern, in Rückſicht auf Wahrheit in der Darſtellung derſelben, den Vorzug vor den Alten zu.

Als Reſultat dieſer Reihe von Betrachtungen wird der Satz aufgeſtellt: es liege in dem Weſen der Sculptur wohlgeſtaltete Menſchen zu liefern, und ihr höchſter Zweck ſey der, den menſchlichen Körper als eine idealiſch geſchaffene Schönheit darzuſtellen. Auch ein nothdürftig wohl gebauter Körper, gut ausgeführt, kann nothdürftig für ein ſchönes Werk der Sculptur gelten;

aber das Auge des Künstlers muß darum nicht weniger auf die höchste Vollkommenheit und die Darstellung der vollkommensten Schönheit gerichtet seyn.

In einem Anhange zu diesem Buche handelt der Verfasser von einigen Arten Sculptur und den ihr verwandten Künsten. Zuerst von dem Hautrelief. Es ist eine Nachäffung der runden Sculptur und muß folglich nach denselben Grundsätzen beurtheilt werden. Nur Körper von kugelrunder Gestalt können, in ihrer Hälfte vorgestellt, den Schein der ganzen Rundung geben. Unter den Gegenständen der Sculptur paßt dieses nur auf den Menschenkopf, der demnach entweder ganz en face oder ganz im Nasenprofile gezeigt werden muß. Ganze Körper lassen sich so ohne eine auffallende Unwahrheit nicht darstellen. Köpfe, welche man auf diese Art behandelt, müssen wegen ihrer plastischen oder physiognomischen Schönheit den Beschauer auffordern, die Wahrheit blos nach dem halben Durchschnitt zu untersuchen und es damit genug seyn zu lassen. — Nicht alle Regeln der ganz- und halbrunden Sculptur treffen auf das Basrelief zu. Es hat nicht den Ernst der erstern, aber, ob es gleich nur Eine Ansicht erlaubt, auch nicht die Vortheile der Mahlerey. So wie also das Wohlgefällige hier nicht auf der mahlerischen Wirkung beruhen kann, so kann doch auch auf der andern Seite das betastende Gefühl nicht den Einfluß auf das Angenehme in dem Basrelief darbieten, den es in derrunden Statue hat. Es kömmt also in dieser

Kunst

Kunſt das meiſte auf die Wohlgeſtalt der Umriſſe an, welche die Fläche angenehm überziehn; es kömmt auf das Gefällige der Erhöhungen an, welche über die Tafel heraustreten: (jenes hat ſie mit der Mahlerey, dieſes mit der Sculptur gemein.) In der Wahl der Formen iſt ſie nicht ſehr eingeſchränkt, und ſie kennt faſt nichts Häßliches als das Steife, Plumpe und Unbewegliche. Sie ſtellt hauptſächlich Menſchen und Thiere vor, aber ſie verſteigt ſich zuweilen bis zum lebloſen Körper. Das Intereſſe für den Geiſt ſucht ſie hauptſächlich durch Bewegungen und Geberden hervorzubringen; und ſie legt den Ausdruck mehr in den Bau des ganzen Körpers als in das Geſicht. In den Köpfen der alten Basreliefs iſt eine geringe Abwechslung, und der Ausdruck in den Mienen iſt oft unbedeutend, oft übertrieben. — Bey größern Compoſitionen ſtellt ſie ihre Figuren neben einander auf Einen Grund (und darum ſind Aufzüge, Tänze, Opfer ihre liebſten Gegenſtände); höchſtens läßt ſie zwey Gründe in ſehr geringer Entfernung von einander zu. Dieſes beſchränkt die Wahl ihrer Sujets ſowohl als die Art, wie ſie mehrere Perſonen an der nämlichen Handlung Theil nehmen laſſen kann. Die Verbindung runder, halbrunder und flacherhobner Figuren in einem Werke, und die Vorſtellung tiefer Entfernungen, iſt der Misbrauch der Kunſt und ein Einfall in die Gränzen der Mahlerey.

Zu den mit der Sculptur verwandten Künſten gehört zuerſt die Gießkunſt, deren Werke nach denſelben Grundſätzen beurtheilt werden müſſen, als

die Werke der Sculptur. Aber die Vorstellung von den Schwierigkeiten, welche zur Hervorbringung derselben haben überstiegen werden müssen, geben ihr einen ernstern Charakter, welcher sie deshalb auch geschickter für die hohe Schönheit macht. Bey der Bossirkunst kommen die überwundenen Schwierigkeiten gar nicht in Betrachtung, und ihre Werke werden daher mit Recht einer strengern Prüfung unterworfen, als die Werke der Sculptur. Gelegentlich werden die Gründe angegeben, warum colorirte Wachsfiguren nicht für Schönheiten gelten können. Auf die Schnitzkunst, die Stempelschneiderkunst und Steinschneiderkunst, insoferne sie zu den schönen Künsten gerechnet werden, passen alle Regeln, welche über die runde und flache Sculptur gegeben werden.

Das Zehnte und letzte Buch ist endlich den Betrachtungen über das Schöne und die Schönheit in den Schattirungskünsten gewidmet. Es werden darunter diejenigen Künste verstanden, welche den Schein wirklicher Körper auf einer Fläche ohne stereomatische Erhöhung, und ohne Treue in der Farbe und dem gefärbten Lichte liefern. (Der letztere Umstand gilt auch von illuminirten Kupferstichen, welche keine wahre Färbung liefern, sondern das Licht bloß andeuten.) Es giebt ihrer eine große Menge, welche der V. einzeln zu betrachten für unnütz hält. Im Allgemeinen behauptet er folgendes von ihnen: Alle ihre Werke, welche bloß bestimmt sind zu unterrichten, gehören nicht in die Klasse der schönen Kunstwerke. Ihr Werth liegt

in

in der treuen Nachbildung der charakteriſtiſchen Merkmale eines Körpers, und dieſes macht alles Beſtreben nach Schönheit überflüßig und oft zweckwidrig. Ferner: diejenigen ihrer Werke, welche die Wahrheit der Natur bloß andeuten, aber ſie nicht mit der Treue im Ganzen und im Detail liefern, welche ein Werk der nachbildenden Künſte fordert, folglich mehr durch ein außer ihnen liegendes Intereſſe, als ihren innern Werth vergnügen, können wenigſtens nicht als Werke der nachbildenden Künſte für ſchön gehalten werden. Sie ſind mehr eine ſinnliche, nach dichteriſchen Zwecken eingerichtete Zeichenſprache, welche der Einbildungskraft die Zuſammenſetzung von Geſtalten erleichtert, oder bekannte Begebenheiten, intereſſante Situationen in das Gedächtniß zurückrufen. Es muß alſo bey der Beurtheilung einer Zeichnung, eines Kupferſtiches u. ſ. w. immer auf den Umſtand Rückſicht genommen werden, ob der Künſtler dichteriſch ſchildern oder treu nachbilden wollen. In dem erſtern Falle iſt es genug, wenn die Vorſtellung ſo weit verſinnlicht iſt, daß ſie die Seele in den Zuſtand des Strebens ſetzt, dergleichen der Dichter zu erwecken ſucht. Nicht ſo in dem zweyten Fall. Wenn der Künſtler der Mahlerey nacharbeitet, ſo fordert man vorzüglich treue Nachahmung der Zeichnung und des Helldunkel, ja ſelbſt Andeutung der Manier des Mahlers in der Behandlung der Farben. Bildet er Werke der flachen Bildhauerkunſt nach, ſo beſteht der Vorzug ſeines Werkes hauptſächlich in der Wiederlieferung der ſtereomatiſchen Ründung.

Bilden

Bilden endlich die Schattirungskünste die Natur auf eine ihnen eigenthümliche Art nach, so müssen sie nach einem eigenthümlichen Maasstabe beurtheilt werden. Das Angenehme für das Auge besteht dann in der Farbe der Fläche und der Farbe, mit welcher gezeichnet wird; das Wohlgefällige beruht auf der Wohlgestalt, welche die Fläche durch die darauf gezeichneten Figuren enthält, und diese ist entweder die Mahlerische oder die der flachen Sculptur. Das generisch-Interessante ist die Reinlichkeit, Nettigkeit und das Ungezwungene der Behandlung. Die interessanten Eigenschaften erhält ein solches Werk der Schattirungskünste, theils durch das Süjet selbst, theils durch die Ausführung; und es fällt in die Augen, daß in einer Kunst, welche nur so wenige Bestandtheile der Wahrheit liefern kann, die Geschicklichkeit des Künstlers, seine eigenthümliche Anschauungs- und Fassungsart, seine Empfindung, seine Geschicklichkeit, sein freyer Schwung der Hand mehr als in jeder andern in Betracht gezogen werden muß. In der Wahl der Gegenstände haben sie eine eben so große, ja noch größere Freyheit als die Mahlerey, und man wird in ihren Werken, z. B. die Darstellung eines physisch ekelhaften Gegenstandes ertragen, weil die Farbe sich nicht mittelst des Auges dem Gaumen und der Nase aufdringt.

Dieses ist der Inhalt eines, wie schon dieser Auszug lehren muß, höchst reichhaltigen und für die Kritik der bildenden Künste wichtigen Werks. Da unsre Bibliothek ganz vorzüglich dazu bestimmt

ist

iſt, eine raiſonnirende Chronik der Begebenheiten auf dem Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften zu ſeyn, ſo haben wir es um deſto mehr für unſre Pflicht geachtet, die Grundſätze des berühmten Verfaſſers ſo vollſtändig und treu als möglich auszuzeichnen. Dieſes Verfahren ſchien uns nützlicher und dem Zwecke unſrer Bibliothek angemeſſner, als einen oder den andern Satz herauszugreifen, zu erläutern, oder zu beſtreiten; wobey der Rezenſent dem Leſer ſelten und dem Autor faſt niemals Genüge thut.

Dasjenige, was dem vor uns liegenden Werke einen ausgezeichneten und ſeltenen Werth giebt, iſt die Kenntniß der Künſte, welche der V. deſſelben durch eigne Anſchauung und eine langwierige, oft wiederholte Erfahrung erworben hat. Man bemerkt überall, welch' ein reichhaltiger Stoff in dem Gedächtniſſe des V. niedergelegt war; und man fühlt wohl bisweilen ſogar, wie dieſer große Reichthum ihn wegen der Anordnung in Verlegenheit ſetzte, wie ihm die Deutlichkeit, mit welcher er den einzelnen Gegenſtand vor ſich ſah, Diſtinctionen und Abtheilungen zu Gunſten des Einzelnen abdrang, welche vielleicht nicht immer unumgänglich nothwendig geweſen wären; aber man bemerkt noch weit öftrer mit Vergnügen die Auswahl unter den Beyſpielen, und die glücklichen, zweckmäßigen Erläuterungen, welche nur durch die Hülfe einer ſo ausgebreiteten Erfahrung gegeben werden konnten. Dieſes iſt beſonders im zweyten Bande ſichtbar, welcher ſchon aus dieſem Grunde, und weil ſich der

Leſer,

Leſer, nach Zurücklegung des dornigten Pfades der allgemeinen Grundſätze, zur Anſchauung der Künſte ſelbſt geführt ſieht, mit weit größerem Intereſſe geleſen werden wird, als der erſtere.

Wir können nicht ſchließen, ohne noch eine Bemerkung über die Art des Vortrags zu machen. Der V. beobachtet die Methode, jedem Kapitel das Reſultat der in demſelben enthaltenen Unterſuchung umſtändlich vorauszuſchicken, dann die Unterſuchung ſelbſt anzuſtellen, und dieſe nun wiederum in das vorangeſetzte Reſultat zuſammenzufaſſen. Dieſe Methode ſcheint uns, außerdem daß der Leſer gezwungen iſt, ein und dieſelbe Sache zwey, oder eigentlich dreymal zu leſen, nicht allzu zweckmäßig zu ſeyn. Von zweyen Fällen wird immer einer ſtatt finden. Entweder verſteht man die Einleitung ſchon aus ſich ſelbſt, ſo wird man die Deduction — welche bisweilen nur wenig mehr enthält — überflüßig finden; oder man verſteht ſie nicht. In dieſem Falle wird man anſtehn ſie zu leſen, bis man ſie verſtehen gelernt hat, und da man ſie am Schluſſe des Kapitels wieder findet, wird ſie als ganz überflüßig betrachtet werden müſſen. Um in philoſophiſchen Unterſuchungen den Leſer zu reitzen, ſcheint es uns, muß man ihm, eben ſo wie in dem pragmatiſchen Gedichte, das Reſultat nur von ferne und in derjenigen Dämmerung zeigen, welche den Geiſt zu einer angenehmen Thätigkeit ſpannt, und ihn bereitwillig macht, dem Schritte ſeines Führers zu folgen, wenn

er

er ihm nicht gar schon vorauseilt. Rathen, Selbsterfinden ist angenehmer als Erklären. Jenes Vergnügen verschafft ein Schriftsteller seinen Lesern, wenn er auf die besagte Art verfährt; unser Verf. verstattet den Seinigen nur das letztere.

IX.

Kunstnachrichten.

Rom. Der Handel mit Kupferstichen nach dem festen Lande, der für England so einträglich ist, hat die besondere Aufmerksamkeit des Großherzogs von Toscana erregt, und ihn auf den Gedanken geleitet, diesen Handelszweig auch in seinem Lande gedeihen zu machen. Zu diesem Ende hat er den berühmten Kupferstecher Morgan von hier in seine Dienste gezogen, und ihm ein geräumiges und schönes Haus eingegeben, wo er mit Hülfe einiger andern jetzt beschäftigt ist, die Kunst auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen. — Puccini, ein grosser Kunstliebhaber, obgleich eigentlich ein Rechtsgelehrter, hat die Aufsicht über die Florentiner Gallerie erhalten. — Man hat mit dem weitern Graben nach den Schätzen der alten Stadt Gabia einhalten müssen, weil die Ueberbleibsel sich weiter

unter

unter der Erde hin erſtreckten, als das Landguth des Prinzen Borgheſi reicht. Indeß hat man doch ſchon viel Stücke von Werth und ungemeiner Schönheit an das Licht gebracht.

Paris. Hier iſt in der Straße Richelieu ein neues vortreflich angelegtes Theater erbaut worden. Aus der davon im Druck erſchienenen intereſſanten Beſchreibung wollen wir unſern Leſern das Merkwürdigſte mittheilen. Alle Beſchreibungen dieſer Art ſind, zumahl ohne beygefügte Zeichnungen, etwas dunkel; um dieſe Dunkelheit nun nicht zu vermehren, oder zu irgend einem Misverſtändniß Veranlaſſung zu geben, ſetzen wir die ausgehobenen Stellen in der Sprache des Originals her.

»Un périſtile ſpacieux, de toute la largueur du monument, et percé de 13. arcades, eſt exterieurement décoré de feſtons ſuſpendus entre les conſoles qui ſoutiennent le balcon. Ce périſtile offre une entrée d'autant plus commode qu'elle eſt de niveau avec la rue. Il eſt fermé de grilles, qui toutes peuvent ſ'ouvrir pour l'entrée et pour la ſortie du ſpectacle. Là ſe trouvent les bureaux pour la diſtribution des billets. Le veſtibule eſt décoré de deux rangs de colonnes d'ordre Dorique qui ſoutiennent un plafond orné d'arabesques en relief. Il eſt échauffé par trois poëles et terminé, à gauche et à droite, par deux grands eſcaliers. Il communique par des larges corridors à deux autres eſcaliers plus petits, qui degagent auſſi par des ſorties latérales ſur les rues Louvois — — Au premier étage ſe trouvent les entrées des corridors qui conduiſent au parterre, à l'orche-

ſtre

ſtre, et aux loges grillés ou baignoires. Au même pallier, on entre du coté de la rue dans un foyer décoré de colonnes, de glaces et de panneaux ornés d'arabesques en relief. Ce foyer, qui peut, en certaines occaſions, ne former qu' une piece eſt cependant diviſé en trois parties, donnant toutes ſur le grand balcon de la principale façade du batiment. Le ſecond corridor répond aux ouvertures des premieres loges. Il a, du coté de la rue, des croiſées percées, à balcons, donnant ſur le foyer: les extremités de ce ſecond corridor ſ'ouvrent ſur le theatre. Dans le troiſieme corridor ſont les entrées des ſecondes loges. Le quatrieme conduit au troiſieme rang des loges, et du coté de la rue, il communique à un logement de toute la largeur de l'édifice, ſuſceptible d'être diſtribué commodement pour un raſſemblement des citoyens ou club. Enfin le cinquieme pallier ſert d'ouverture à des grands amphitheâtres, regnant autour de la ſalle, d'ou l'on peut jouir très commodement du ſpectacle. La décoration de la Salle eſt tellement liée à celle de l'avant-ſcene qu'il ſeroit difficile d'en ſéparer la deſcription. Dix colonnes cannelées d'ordre Corinthien, ſurmontées d'un riche entablement, compoſent ſa principale architecture. Ces Colonnes ſoutiennent quatre grands arcs doubleaux, qui ſportent une corniche ſervant d'appui à une coupole d'environ 54 pieds de diamétre. Les loges, ſeparées ſeulement par les quatre colonnes placées au fond de la ſalle, ne ſont diviſées entre elles qu' à hauteur d'appui. Les devants en ſont ornés de draperies rouges à crépines d'or. La couleur du fond des loges eſt bleue. Au niveau des loges, les cannelures des colonnes ſont ouvertes et forment ainſi, à chaque étage, quatre

loges grillées. La friſe faiſant le dévant du cinquieme rang de ſpectateurs eſt orné de feſtons de fleurs. Les ouvertures des trois arcs doubleaux, au-deſſus de l'entablement, laiſſent voir des parties de plafonds diviſés et ſoutenus par des lunettes toutes décorées d'ornements. Les intervalles des arcs doubleaux, formant des pendantifs, ſont percés par quatre lunettes, dont les plafonds ſont, ainſi que les angles des pendantifs, ornés de figures et d'ornements en ſtuc feint. Louis, architect du monument, a deſiré que le plafond de la coupole fut éclairé d'une maniere vive et myſterieuſe, et pour ſeconder ſon deſſein, le peintre a choiſi pour ſujet les beaux arts employés aux repreſentations théâtrales réunis dans une même enceinte et decouverts aux ſpectateurs par quelques génies diſſipant les nuages. L'avant-ſcene, qui n'eſt interrompue par aucunes loges eſt couronné de l'un des arcs doubleaux qui ſont partie de la décoration intérieure de la ſalle. Les intervalles des ſix colonnes qui le ſuotiennent ſont ornés de quatre figures en pied, repréſentant la tragedie, la comédie, la muſique et la danſe, placées dans des niches richement décorées et ſurmontées de quatre bas-reliefs dont les ſujets, en jeux d'enfants, ſont relatifs à ces arts. L'ouverture, au-deſſus de l'avant-ſcene, laiſſe voir un cul-de-four orné de caiſſons et roſaces, ſur lesquels ſe détachent un gronppe de rénommées, tenant d'une main une banderolle qui porte l'inſcription *Aux arts* et de l'autre des guirlandes de fleurs et de fruits ſoutenues auſſi par des génies. Ces morceaux de ſculpture, de la main de Berner, ſont portés ſur une portion de l'entablement qui regne autour de la ſalle. Le théâtre eſt très vaſte. Sa profondeur totale, en y

com-

comprenant l'avant-ſcene, eſt de plus de 75 pieds; et ſa largeur, priſe du devant des contreforts eſt de 75 pieds. La hauteur totale de la cage du théâtre eſt de 100 pieds, depuis le plancher au deſſous du ceintre juſqu' au pavé du fond ſous le théâtre. Sur la ſalle ſont deux planchers, dont le prémier entoure la coupole et reçoit les ouvertures des ventilateurs pratiqués derriere les arcs doubleaux pour la raréfaction de l'air. Le ſecond plancher eſt celui de l'attelier des peintres de décorations, qui ſ'étend ſur toute la portion du batiment, priſe de l'avant-ſcene à la rue de Richelieu. Le théâtre eſt entouré de foyers pour les acteurs, de ſalles de répétition, de magaſins d'habits et de décorations; enfin de toutes les pieces utiles à ſon ſervice. — — Nous avons dit que l'architecte de ce théâtre Louis, avoit imaginé un moyen d'illuminer vivement la ſalle. En effet, dans la répétition d'éclairage qui ſ'eſt faite le 14. août, nous avons été frappés de tout l'éclat de cette méthode vraiment magique. Les nuages répouſſés par les Genies ſont peints ſur un plancher ſeparé de la calotte; ils portent des lumieres inviſibles à l'oeil des ſpectateurs placés au bas de la ſalle; ces lumieres produiſent le plus grand éclat ſur la peinture. D'un autre côté, les nuages ſont fortement éclairés par le luſtre et toutes ces lumieres d'en haut, réunies à celles de la rampe, répandent dans la ſalle une lumiere extraordinaire. Robin, deja connu avantageuſement pour ce qu' on nomme dans l'art les grandes machines et la ſcience des plafonds, a été choiſi pour la peinture des figures de cette ſalle. Il a repréſenté dans la coupole, la réunion des talens propres au théâtre. On y voit en effet la Comédie au viſage gracieux, tenant d'une main un maſque et

de l'autre embraſſant la buſte de Moliere, porté ſur un ſocle décoré de maſques comiques antiques. La Tragedie eſt debout; elle ſe réconnoit à ſon manteau de couleur rouge, au poignard et à la coupe qu' elle tient en main. A ces deux muſes ſe lie un grouppe charmant: c'eſt celui qui repréſentent la Muſique et la Poeſie lyrique ſe tenant par la main. Auprès de ces deux ſoeurs, les cygnes, qui ſont leurs attributs ordinaires, ſe becquetent, et denotent par là l'étroite liaiſon d'Euterpe et de Clio, reconnoiſsables encore par les médaillons de Lulli et de Quinault, qui ſont auprès d'elles. Ces muſes ſont entourées et ſuivies de divers inſtrumens perſonnifiés, tels que le violon, la baſſe de viole, la flûte, le hautbois, le tambourin, les cors, les cimballes et les timballes. En avant de ces grouppes éloignés, la Danſe légere, dans la plus agréable attitude, ſ'exerce au ſon de la harpe de Terpſychore, pincée par un génie A travers un percé de nuages, la peinture apparoit, occupée de ſon art. Les ſinges, attribut qu'on lui donne, ſont auprès d'elle. Elle eſt grouppée avec la figure de la Mécanique, tenant en main l'inſtrument de phyſique par lequel on démontre les loix de la gravitation. Du côté oppoſé à ces figures, et ſur les premiers plans de cette compoſition tout-a-fait poëtique, on voit d'abord un grouppe d'enfants jouant avec le maſque et les flêches de la Satyre; enſuite le Dieu Momus ſemble amener ſur la ſcene la Folie, à laquelle l'auteur fait tenir un frein toujours utile dans les jeux offerts au public. Toutes les figures de cet tableau ſont entourées d'une elegante colonnade d'ordre ionique antique. Les bas-reliefs du ſtuc feint, peints au petits plafonds ronds des quatre lunettes, placées entre les

huit

huits pendans, repreſentent l'architecture, la ſculpture, l'optique, et l'art des coſtumes théâtrals. Les génies peints dans les pendantifs ſont ceux de l'harmonie, de la poeſie lyrique, de la comédie, de la tragedie, couronnant le médaillon de Corneille, de la Danſe aux ailes de papillon, de la poéſie paſtorale, de la poéſie érotique, qui ſe laiſſe voluptueuſement bruler le coeur par l'amour et tient en mains ces mots de Petrarque *l'amar m' è dolce...* enfin les génies de la poéſie lyrique et de la poéſie ſatyrique; celui-ci reçoit d'un pétit ſatyre, à pieds de bouc, des plumes terminées en fléches. Il tient les noms de Regnier, Boileau, de Gilbert etc. Sur ces huits dernieres figures en bas-reliefs feints nous haſarderons une reflexion; c'eſt qu'il eût été à deſirer qu'elles euſſent été peintes ſur un champ beaucoup plus grand, tant pour être mieux en proportion avec les figures du plaſond, cependant plus élevées, que pour être diſtinguées des ſpectateurs, qui ne peuvent voir qu' à l'aide de la lunette d'approche les détails que nous y avons vus à grande peine, et que nous donnons au public.....

Im erſten Stück des Bertuchiſchen Journals des Luxus und der Moden 1794. ſteht eine vortrefliche Abhandlung vom Herrn Oberconſiſtorialrath Böttiger zu Weymar über das Coloſſal-Decret des Pariſer National Convents, auf die wir unſere Leſer aufmerkſam zu machen, aus mehr denn Einer Urſache, für Pflicht halten. Der berühmte Maler David hat nämlich in Vorſchlag gebracht und der Convent genehmigt, daß eine Bildſäule von 46 Fuß hoch aus Metall gegoſſen, und zu Paris auf

der westlichen Spitze der Insel St. Louis, itzt de la fraternité, aufgestellt werden soll, die kein Individuum, sondern das ganze französische Volk, (der Absicht nach,) darstellen wird. Ob als Mann, oder Weib, oder Zwitter, ist nicht bestimmt, und steht also in der Willkühr der Künstler, die durch das Decret zu Verfertigung von Modellen eingeladen werden. Da sich dergleichen auch bey den Armeen befinden könnten, so ist den 17. Nov. 1792. verordnet worden, daß es nicht nur in alle Departements, sondern unverzüglich auch an die Armeen gesandt werden muß. In der einen Hand soll die 46 Fuß lange Volkssäule zwey kleine Figuren halten, welche die Freyheit und Gleichheit, zwey Schwestern, die sich umarmen, und so die Welt zu durchreisen im Begriff stehn *), darzustellen bestimmt sind; mit der andern soll sie sich aber auf eine Herkuleskeule stützen, worin die Constitutionsacte verschlossen wird. Auf der Stirn soll man (mit goldnen oder schwarzen Buchstaben?) lesen: Aufklärung; auf der Brust: Natur und Wahrheit; auf den Armen Stärke; auf den Händen: Arbeit. Zum Fußgestelle sollen dienen: les effigies des Rois et les debris de leurs vils attributs, die confusement über einander gehäuft werden sollen. Man sieht, daß bey dem Mahler David die

*) Eine sonderbare Aufgabe! Warum aber wollen die Neufranken denn die beyden Schwestern auf Reisen schicken? Um klüger zu werden, sich auszutheilen, oder die Welt zu inficiren?

die Einbildung mit der Vernunft davon gelaufen iſt. Er ſollte mit der Schweſterſchaft auf Reiſen gehen, damit die Hitze aus ſeinem Kopfe verflöge. Möchte doch die ſehr gut geſchriebene kleine Schrift: Obſervations de quelques patriotes ſur la néceſſité de conſerver les monumens de la littérature et des arts, die kürzlich zu Paris herausgekommen iſt, Eindruck auf die Brauſeköpfe in Frankreich machen! Denn verſchwinden nur erſt die wilden Dämpfe aus dem Gehirn, ſo iſt Heilung zu hoffen.

Von demſelben gründlichen Gelehrten und in demſelben Stück befindet ſich auch ein kleiner Aufſatz über die totale Muſikreforme in Paris, nach welcher alle Saiten-Inſtrumente bey Volksfeſten verbannt werden, indem nur die blaſenden ſich für den Charakter einer ſolchen Nation ſchicken. Denn wer einmal närriſch iſt, handelt in allen Dingen närriſch: ſo wie hingegen der Weiſe über das tolleſte Zeug belehrende Anmerkungen zu machen weiß. In der That gewährt es ein ganz eigenes Vergnügen, ſo gelehrte und gut geſchriebene Abhandlungen, wie die Böttigerſchen, über Tollheiten zu leſen.

X.

Vermiſchte Nachrichten.

Deutſche Litteratur.

Leipzig: Gedichte von Karl Heinrich Heydenreich. Mit Kupfern. 1793. 255. S. 8. Herr Prof. H., der in der ſpeculativen und praktiſchen Philoſophie allgemein als Virtuos anerkannt und geſchätzt iſt, gehört in der Poeſie unter die Dilettanten von erſtem Range, die ausgerüſtet mit Geiſt, Geſchmack, Gefühl und einer lebhaften Phantaſie Gedichte verfertigen, die gleich unmittelbar nach den Werken des ächten poetiſchen Genies geſtellt zu werden verdienen, und die auf gleiche Weiſe, nur in einem geringern Grad, gefallen und ergötzen. Unter den verſchiedenen Gattungen, aus denen dieſe Sammlung beſteht, zieht Rec. die Oden, beſonders die elegiſchen, den Liedern, und zumahl den ſcherzhaften Gedichten weit vor, die wir, faſt ohne Ausnahme, ganz hinweg wünſchten. Als eine Probe von der Manier des V., die viel ähnliches mit der von Hölty hat, ſetzen wir eins der kleinern Stücke her:

Der Marſturm.

Blüthen des Mays, grauſam peitſcht der Nordſturm
Eure duftenden Kränze, feindlich ſchlagen
Seine düſtern Fittige eure Häupter,
Kinder des Frühlings!
Blüthen, ihr ſeufzt; es goß ſo milden Schimmer
Gottes Sonne herab, da ihr erwachtet,
Freundlich ſpielten ſchmeichelnde Strahlen um die
Brechenden Knospen.
Lächelnd in Hoffnung blicktet ihr gen Himmel,
Hauchtet lieblich umher der Düfte Fülle,
Wandrer weilten, ſegneten euer friſches
Athmendes Leben.
Blüthen, ihr ſinkt, des Frühlings Zauberlüfte
Retten nimmer vom Tode die geſunknen;
Daß ihr welkt im blühenden Lebensmorgen,
Wollen die Götter.
Seufzet denn nicht! Es ſchlagen wilde Stürme
Auch das lockige Haupt des frohen Jünglings,
Wenn im holden Traume des jungen Daſeyns
Muthig er wandelt.
Seegen den Blüthen, Seegen auch dem Jüngling,
Wenn nur Spuren des flüchtgen Lebens bleiben,
Und an edlen Früchten mit ſtillem Danke
Wandrer ſich laben.

Frankfurt u. Leipzig: Neuaufgefundene Gedichte Oſſians. Aus dem Engliſchen. Mit erläuternden Anmerkungen und einer Abhandlung über die Werke dieſes celtiſchen Barden. 1792. 255 S. 8. Die heftigen Streitigkeiten engliſcher und ſchottiſcher Gelehrten über die Aechtheit der von Macpherſon herausgegebenen Gedichte Oſ-

sians sind auch bey uns bekannt genug. Zu sichern Resultaten sind indeß die Untersuchungen bey weitem nicht gediehen. Noch erst vor ein paar Jahren ließ ein gewisser Young in die Abhandlungen der königl. irländischen Akademie eine neue Sammlung von angeblich nachgelassenen Gedichten Ossians in der Ursprache mit einer englischen Uebersetzung und Anmerkungen einrücken, die er auf einer Reise durch die schottischen Hochlande gemacht haben wollte. Diese Gedichte, die Herr Young für ächt hält, kommen zum Theil gar nicht in der Sammlung des Hrn. Macpherson vor, zum Theil sind diejenigen dieser Sammlung, die eine ähnliche Begebenheit besingen, von ihnen in der ganzen Form und besonders in den historischen Zeugnissen höchst verschieden. Die von Young gesammelten Gedichte nebst seinen Anmerkungen erhalten wir hier in einer lesbaren Uebersetzung, wofür die V. (daß ihrer mehrere sind, zeigt die Unterschrift der Zueignung) in der That Dank verdienen. In den eignen Erläuterungen theilen die Uebersetzer einige Nachrichten über die Namen, welche in den Gedichten vorkommen, mit, und vergleichen die neuen Youngischen Stücke mit den ähnlichen macphersonschen. Auch das verdient Beyfall, daß sie zur Erleichterung der Vergleichung die letztern ganz, oder wenn das nicht nöthig war, stückweise nach der Uebersetzung von Denis eingerückt haben. In der vorangeschickten Abhandlung suchen die V. die Streitfrage wegen der Aechtheit und Unverfälschtheit des macphersonschen Ossians in das gehörige Licht zu setzen. Sie

führen

führen die wichtigſten Gründe dagegen kurz aber vollſtändig an, und beantworten ſie. Sehr recht haben die V. daß dieſe neuern Gedichte, in Rückſicht auf äſthetiſchen Werth, nur armſelige Schatten der macphersonſchen Gedichte ſind, nur für den Kritiker Werth haben, und daß wenn jene wirklich die ächten Originale ſind, wir dem vortreflichen Schottländer für ſeine ſo ungemein verſchönerte Copie groſſen Dank zu ſagen haben. Ob aber die von ihnen und andern früher ſchon aufgeſtellten Gründe für die Aechtheit des macphersonſchen Oſſians hinlänglich und entſcheidend ſind, davon möchte wohl nicht jedermann, ſelbſt in Deutſchland nicht, wo eine ruhigere und unbefangenere Unterſuchung möglich iſt, als in England, ſo gänzlich überzeugt ſeyn, als unſere Verfaſſer. Selbſt Rec. geſteht, daß er es nicht iſt. So lange man die von Macpherſon überſetzten Gedichte nicht in der Urſprache wird aufweiſen können, ſo lange bleiben, unſers Bedünkens, die Gründe gegen die Aechtheit immer überwiegend. Ganz untergeſchoben ſind ſie freylich nicht; aber in ihrer jetzigen Geſtalt ſind ſie doch höchſt wahrſcheinlich mehr das Werk und Eigenthum Macphersons, als Oſſians. Aehnliche gelehrte Unterſchleiſe ſind in der Geſchichte der Litteratur gar nicht ohne Beyſpiel, zumahl in der Engliſchen. Man erinnere ſich nur an den bekannten Chatterton! — Zur Probe ſetzen wir von dieſen ſieben Gedichten das zweyte, ſeiner Kürze wegen, ganz her:

Klagen der Wittwe des Dargo.

»Ich bin die Gattinn des Dargo, Sohnes von »Kollath, des Mannes, der Frevel nicht kannte. »Ach! — selbst den tapfersten Krieger streckt endlich »der Tod hin — Wehmuth und Gram quält mich des »Nachts!«

»Dargo, Sohn des Kollath, ein Sprosse der »Wolken; schön unter Tausenden; Zorn umwölkte »sein Auge nie: Dargo, der fiel durch einen Eber!«

»Mit seinen Falken und zwey Hunden sammelte »er das Wild auf dem Felde: Dargo, dem dieß frohe »Erhohlung gewährte, der wird des Nachts im fin»stern Grabe verschlossen.«

»Gefällig und liebenswürdig war deine Wange; »nie verrieth sie Furcht im Treffen; dein Herz war »edel, war offen, dein Gesicht strahlender denn die »Sonne.«

»Niemals versagtest du dem Dürftigen deine Hülfe, »nie nahmst du den Ungerechten in Schutz; Falschheit »und Trug war fern von dir, nie schlugst du den Waf»fenkampf mit einem Manne aus.«

»Keinem entzogst du dich mit deinem Beystand und »Hülfe, und bey keinem suchtest du sie; ich sah nie »eine liebenswürdigere, schönere Bildung, als die »meines Dargo.«

»Ich bin die Tochter Laomans, Sohns von Rue; »reich war dieser an künstlich verarbeitetem Golde. »Manch tapferer Krieg erwarb um mich, aber dennoch »wählte ich den Dargo zum Gatten mir.«

»Der Sohn des begüterten Sain suchte mein Herz »zu gewinnen; reich war er an Gütern und groß an »Besitzthum; aber das Schwert meines Dargo zur

Zeit

»Zeit des Raubs, achtete es nicht, ob Pferde, ob »Ochſen zur Beute ihm wurden.«

»Ich und mein Held waren zufrieden und glücklich »auf dem Gebirge Nok-Cartho: dieſe Nacht will auch ich »im Grabe liegen: Dargos Körper ſoll nie von dem »meinigen getrennt werden.«

Magdeburg: Handbuch für Dichter und Litteratoren, oder möglichſt vollſtändige Ueberſicht der deutſchen Poeſie ſeit 1780. von Joh. Chriſtian Gieſecke, Prediger am St. George Stift zu Magdeburg. Erſter Theil A — C. 1793. 435 S. gr. 8. Ein rieſenhaftes und zugleich ein ſehr zweckloſes Unternehmen! Herr G. will in dieſem Handbuch alle deutſche Dichter und Reimer, die ſeit dem Jahre 1780 unter ihrem wahren oder einem angenommenen Namen Verſe drucken laſſen, ohne Ausnahme aufführen, kurze Nachrichten von ihren Lebensumſtänden geben, ihren poetiſchen Charakter ſchildern und zugleich Proben von ihren Arbeiten geben. Die Werke der Ungenannten ſind alſo ausgeſchloſſen, und das aus einer möglichſt vollſtändigen Ueberſicht! „Vielleicht“, heißt es in der Vorrede, „zweifelten bis jetzt noch viele an der „Ausführbarkeit dieſes Werks, und nicht ganz ohne „Grund; denn ohne den Beſitz einer ſolchen Biblio„thek, wie die meinige, die mir über 10,000 „Rthlr. koſtet, möchte ich es wohl nicht haben da„hin bringen können, wohin ich es gebracht „habe“ — allein Herr G. irrt ſich ſehr, wenn er glaubt, daß er es weit, zu etwas Guten und Brauchbaren, gebracht habe. Der litterariſche und kritiſche

kritische Theil des Buchs ist, mit Ausnahme derjenigen Artikel, bey denen Herr G. gute und bekannte Bücher, aber ohne sie zu nennen, ausgeschrieben hat, äußerst dürftig und schlecht. Die eigenen Urtheile des Sammlers verrathen weder Geschmack noch Einsicht, und sind mit ekelhafter Weitschweifigkeit und in dem geistlosesten Ton verfaßt. Aus den Schriften der mittelmäßigsten und elendesten Reimer, von denen nie eine Zeile hätte gedruckt werden sollen, sind ganze seitenlange Gedichte ausgehoben, und damit das schönste Papier auf eine unverantwortliche Weise verderbt worden. Man sehe z. B. die Artikel v. Baczko, Bindemann, Brennecke, Bücking, Buri, Christiani, Cranz u. m. a. Durchaus zeigt sich der gedankenlose Compilator. So werden von den Dichtern nicht allein ihre poetischen Werke, sondern auch andere ihrer Schriften, die nicht die mindeste Beziehung auf Poesie haben, angeführt. Z. B. bey Bertuch sein Bilderbuch für Kinder! Von den Urtheilen und dem Styl des V. wollen wir nur ein paar Proben geben. Amilie v. Berlepsch. „Ihre Absicht bey der Sammlung ihrer kleinen „Schriften war, sich durch diese Beschäftigung ge„gen den Eindruck körperlicher Leiden zu waffnen, „und ihrem Geiste eine Thätigkeit zu geben, die ihn „vor Erschlaffung bewahren sollte, welches ihr „gewiß viele gefühlvolle Herzen werden Dank „gewußt haben, und noch wissen.“ — Freyherr v. Bibra. „Ohnstreitig gehört er nicht zu „den schlechtesten Dichtern, ob er sich gleich hie

„und

„und da eine Härte in ſeinen Reimen erlaubt.“ — Babo. „Zum Aufführen ſind nicht alle ſeine „Stücke zu gebrauchen; die Handlung iſt zuweilen „zu einfach, und der Dialog ein wenig unnatür„lich.“ — Alxinger heißt „ein durch ſeine poetiſchen Fähigkeiten mehr denn zu bekannt gewordener Mann.“ Wer vermuthet nach dieſem Eingang folgenden Panegyr: „Daß dieſer Dichter „große Vorzüge vor vielen ſeiner Zeitgenoſſen hat, „und neben einem (einen) Wieland geſtellt wer„den kann!!! wird gewiß jeder unpartheyiſche „Kunſtrichter behaupten. Lebhaftigkeit, Wärme „der Empfindung, eine edle und wahrhaft „dichteriſche Phantaſie — — Reichthum der „Ideen, Stärke des Ausdrucks — — Nur „in den Sinngedichten zeigt er ſich nicht im ſchön„ſten Lichte, ob ich gleich die in Jördens Blumen„leſe eingerückten nicht übel finde.“ — An der Hübe. „Da ich nicht zur Zahl ſtrenger und bös„artiger (dieſe Worte ſcheinen alſo Hrn. G. ſynonym) „Kritiker gehöre, will ich ihm zwar keinen „mittlern Platz unter den Dichtern, aber auch nicht „den letzten unter den Bänkelſängern anweiſen.“ — C. F. Cramer in Kiel „Ein ſchätzbarer Dichter.“ — C. A. Berger. „Würde Dichterfeuer „ihn beſeelen, er treffende Bilder in ſeinen Gedich„ten wählen, ſo würde er unſtreitig größern Bey„fall finden, allein jetzt kann er ſich denſelben nicht „verſprechen, beſonders da er ſich vieler Härten „ſchuldig macht u. ſ. w.“ Solch ſeichtes Geſchwätz, ſo kahle, flache, nichtsſagende Urtheile füllen das

ganze

ganze Buch. Und noch fünf solcher starken Bände will Herr G. liefern, die überdieß „schnell hinter einander herauskommen sollen“ — Wenn es den Göttern und Käufern gefällt, hat er hinzuzusetzen vergessen; und dieß dürfte doch hoffentlich der Fall nicht seyn. Nur wenig Leute bezahlen das Maculatur so theuer, als Herr Giesecke, der, wie wir gehört haben, dessen für mehrere tausend Thaler aufgestapelt hat.

Leipzig: Ländliche Natur nach Marnezia von J. G. Grohmann. Nebst einer Abhandlung von Heydenreich. 1793. 443 S. 8. Des Marq. v. Marnezia Essay sur la nature champêtre verdiente seiner mannigfaltigen Mängel ohnerachtet eine deutsche Uebersetzung; denn die Schönheiten dieses Gedichtes der lehrenden und beschreibenden Gattung sind nicht minder zahlreich und hervorstechend. Der größte Fehler des Originals ist ein geschraubter, sehr oft dunkler und fast räthselhafter Ausdruck, und schon dieser einzige Umstand mußte dem Uebersetzer die Arbeit unendlich schwer machen. Herr G. hat in Prosa übersetzt, in die stellenweise Verse, oder wenigstens abgebrochene Zeilen eingerückt sind, die zwar etwas mehr Rhythmus, als der übrige Theil, besitzen, aber doch nichts weniger als wohlklingend sind, noch die Forderungen von einem nur etwas geübten und verwöhnten Ohre befriedigen. Rec. hat das Original nicht bey der Hand, und so blieben ihm mehrere Stellen ganz unverständlich, ohne daß er entscheiden konnte, wem der Vorwurf deshalb gebühre. Andere Fehler der

Ueber

Ueberſetzung ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie ganz allein auf Hrn. Gs. Rechnung kommen: dahin gehören die gezwungenen, den Sinn verdüſternden Inverſionen, die Verſtümmelung von Worten und andre Sonderbarkeiten, die er ſich erlaubt hat. S. 70. „Ich ſinge die Kunſt, die ländlichen Freyſtätten zu ſchönern.“ S. 72.

Natur begeiſtre mich!
Reich ſelbſt mir deine Sprache,
Und eilen werd' ich, zu beſeelen
Den ſtillen Aufenthalt des Weiſen.
Einfacher Schmuck, von dir allein entlehnt,
Wird deinen Schönheiten einen u. ſ. w. —

S. 73.

— — Jene Gärten nach künſtlichem Zirkel gezeichnet,
Wo nur die Kunſt in ihrem Glanze prunkt,
Wo nur die erzwungene Schönheit
Sie alle, die Empfindungen tilgt,
Und unſre Gedanken beeiſet u. ſ. w.

S. 76. iſt von einem Vater die Rede „der unter Zärtlichkeitsthränen den Blumenſtraus aus ſeiner Kinder Hand empfängt. Sie binden ſie (worauf ſoll ſich dieſes ſie beziehen? Auf Blumen; aber hier ſteht ein Blumenſtrauß. Zu dieſer Nachläſſigkeit gab wahrſcheinlich das Original Anlaß.) ohn' Ordnung, (wozu die rauhe Eliſion?) und ordnen nach dem Ungefehr (ein grober und zwiefacher Widerſpruch!) doch ihre Unordnung gilt vielleicht ſo viel, als unſere Kunſt.“ Wem fällt dabey nicht der Spanier Feliziano de Silva ein mit ſeiner Ver-

nunft der Unvernunft, die die Vernunft so schwächt u. s. w.? S. 82. heißt es von dem Engländer: „gleich dem Vulkan, entzündet im Nord, bedeckt mit ewigem Schnee, mit stäter Flamme flammend, heelt er ein Feuerherz unter dem kalten Antlitz des ernsten Weisen.“ S. 84. „Soll ich „denn etwa glauben, ich geh', in kalter Britannia, „mich zu verweichlichen, in Cythereens Tempel, „wenn hinter Lauben, der Liebe geweiht, der Um„kreis eines Christentempels sich hindehnt?“ Wer versteht das? S. 86. heißen die Niederländer ein albernkaltes Volk. — Doch wir wollen auch ein paar Proben anführen, in denen Herr G. glücklicher gewesen ist, wenn uns gleich keine Seite vorgekommen ist, die nicht Stoff zu mannigfaltiger Kritik darböte. S. 87. „Wir wollen unsere Tritte zu „den weisen Germaniern leiten. Süße Einfalt, „Tugenden des goldenen Alters, ihr seyd das Erb„theil dieses glücklichen Volks! Wahr ists, sie „haben, um ihrer Muße süßen Reiz zu geben, nicht „unsere Feste, unsere Verschwendungen nicht; die „scheinheilige Satyre erregt, mit der Miene der „Unschuld, um ihren Heerd nicht das Gelächter; je„doch hat ihren beständigen Wohnsitz die treue „Freundschaft daselbst, und Hymen zeigt sich ihnen „mit größerm Glück als Amor. Ha! warum muß „man da, wo süße Unschuld herrscht, der schönen „Künste Mangel bedauern? Ach! warum scheinen „sie nur jenen Völkern ihre Gunst zu schenken, „die für gute Sitten keine Achtung mehr haben?

Jedoch,

Jedoch, ſchon ſeh ich ihre Zauberſchaaren
In ſchnellem Flug hereilen,
Der Weisheit Stirn zu ſchmücken.
Bald werden die Germanier
Mit ihren ſanften Tugenden
Die Künſte Roms
Und Gräziens Geſchmack
Im traulichen Bande vereinen.
Bald werden ihre ländlichen Fluren
Verſchönert vom Kunſtgeiſte prangen,
Und Gärten werden ſie haben,
Denn ſeht, ſie haben ſchon Dichter!

S. 352.

Ich werd' es wieder finden
Mein ruhiges, friedliches Dörfchen!
Ich werde dieſe Büſche, dieſe Berge
Und dieſe Auen, dieſe Waſſer,
Die meine Seele ſo lange liebte,
Mein Auge ſo lang beweinte,
Ich werde wieder ſie ſchaun.
So bald der liebliche Lenz
Sein grünes Geweb' entfaltet,
Ruft er mich hin zu wahren Freuden,
Hin in den Schoos der ſüßen Natur.
O meine treuen Freunde,
Ihr guten lieben Pflüger,
O lächelt freundlich mir entgegen,
Und öffnet alle eure Herzen mir:
Das meinige ſchlägt euch.
Mit eurer Flöte wird die Dichterleyer
Vermählen ihre Harmonien.
Mir folgt ein neuer Amphion;
Er wird die Reize der Ruhe

Der ländlichen Hütten besingen.
Er sang die Götter einst,
Wird nun mit Blumen der Haine
Umkränzen unsrer Schäfer Stirn
Und ich, die Lehren Wattelys übend,
Ich werde, doppelnd eure Aernten,
Den Fluren höhere Schönheit verleihn.

Die angehängte, sehr lesenswerthe Abhandlung von Hrn. Prof. Heydenreich ist überschrieben: Einige Ideen über den Charakter des Gartens als eines Werkes schöner Kunst. Der Verf. entwickelt zuvörderst mit vielem Scharfsinn die wesentlichsten Vorurtheile, die die bisherigen Theoretiker dieser schönen Kunst in ihren Untersuchungen irre führten, und geht sodann zur Beantwortung folgender Fragen über: Was für Materialien bietet die landschaftliche Natur dem Gartenkünstler dar? Was kann das Genie, als solches, in Behandlung dieser Materialien thun? Welche von den mehrern möglichen Behandlungen der Theile der landschaftlichen Natur, die das Genie ausführen kann, befriedigt die höchsten Forderungen der Vernunft? — Die Grundsätze, aus welchen sich der Charakter eines Gartens, als Werkes der schönen Kunst in seiner höchsten Vollendung, bestimmen läßt, sind Hrn. Prof. Heydenreich folgende: 1) Die Natur bietet in ihren Landschaften dem Gartenkünstler das Urbild dar, nach welchem er arbeiten muß; in denjenigen Landschaften nämlich, die nicht bloß unter einer einzigen Ansicht aus festem Gesichtspunkte ein wohlgefälliges Totalbild gewähren, und dem Geiste

eine

eine intereſſante Stimmung mittheilen, ſondern unter den mannigfaltigen Anſichten aus veränderten Geſichtspunkten des wandelnden Betrachters, der Phantaſie deſſelben ein wohlgefälliges Totalbild, und zugleich damit dem Geiſte eine intereſſante Stimmung gewähren. Der Gartenkünſtler hat ſich alſo bey der Anlegung ſeines Planes dahin zu beſtreben, alle Theile ſeines Ganzen ſo zu ordnen, daß es nicht bloß möglichſt viele wohlgefällige mahleriſche Aſpekten gebe, ſondern daß alle Anſichten, die der umherwandelnde Betrachter in der Aufeinanderfolge ſeines Ganges nehmen kann, ſich in ſeiner Phantaſie von ſelbſt und nothwendig an einander reihen zu dem Bilde eines in ſich vollendeten Ganzen, deſſen Form, ſo wie ſie der Phantaſie vorſchwebt, an ſich und ohne weitere Beziehung wohlgefällt. Es ergiebt ſich alſo, als Problem für den Gartenkünſtler: in einem beſtimmten Bezirke allenthalben ſchöne und wohlgefällige Anſichten ſo zu vereinigen, daß ſie ſich in der Phantaſie des umherwandelnden Betrachters zu einem ſchönen wohlgefälligen Totalbilde zuſammenreihen. 2) Jene Landſchaften, welche in der Natur für den Gartenkünſtler Urbild ſind, haben jederzeit Charakter, indem, durch die Eindrücke ihrer mannigfaltigen Theile, auf den Sinn und das dadurch entſtehende Totalbild in der Phantaſie dem Gemälde eine gewiſſe Stimmung zum Gedankenſpiele, zu Beſtrebungen und Gefühlen ertheilt wird, welche harmoniſch iſt. Will der Gartenkünſtler nicht gegen ſein Urbild zurückbleiben, ſo muß er in ſeinem Werke auch dieſen Charakter der Landſchaf-

ten annehmen. Und er ſcheint hierinne nichts höheres erzielen zu können, denn daß alle Eindrücke, welche die mannigfaltigen in ſeinem Werke vereinigten Theile der Natur erregen, ſich in eine angenehme Stimmung des Gemüthes zu moraliſcher Harmonie auflöſen. So wie ſich alſo in dem ſchönen Garten alle einzelne Anſichten zu einem wohlgefälligen Totalbilde für die Phantaſie vereinigen müſſen, ſo müſſen die einzelnen durch ſie erregten Gefühlseindrücke in einander übergehen, zu Hervorbringung einer angenehmen Hauptempfindung, einer wohlgefälligen Hauptſtimmung des Gemüthes, zu einem gewiſſen Ideenſpiele, gewiſſen Beſtrebungen und Gefühlen, in welcher Einheit herrſcht; und wenn dieſe Hauptſtimmung lebendiges Intereſſe für ſittliche Harmonie iſt, geweckt durch den Genuß der äſthetiſchen, ſo ſcheint der Künſtler, in Betreff der Erfindung und Anordnung, auf dem Vollendungspunkte ſeiner Kunſt zu ſeyn. 3) Den Landſchaften der Natur ſind allenthalben Theile und Züge beygemiſcht, welche müßig, fremdartig, wohl gar widrig ſind. Der Gartenkünſtler, welcher, ohne anderweitigen Zweck, für das äſthetiſche Gefühl arbeitet, muß alles Müßige, Fremdartige und Widrige von ſeinem Werke entfernen, und ihm eine vollkommene Reinheit ertheilen. 4) Zu einem Garten, als Werke der ſchönen Kunſt, gehört demnach ein Bezirk von großem Umfange. 5) Das Mannigfaltige, welches der Gartenkünſtler in einem gewiſſen Bezirke vereinigt, muß in Proportion gegen den Umfang deſſelben ſtehn. 6) Durch den Genuß eines Gartens nach dieſen Grundſätzen

sätzen entsteht unter beständiger ästhetischer angenehmer Beschäftigung des Sinnes und der Phantasie, durch Formen und Scenen der Natur eine allgemeine Befriedigung aller Seelenvermögen, bis zu dem höchsten, der moralischen Vernunft. — Der V. erinnert ausdrücklich, daß diese Ideen keinesweges eine vollkommene Theorie ausmachen, sondern einer weitern Ausführung fähig und bedürftig wären. Er selbst macht dazu Hoffnung, und sicher werden alle Kenner und Liebhaber dieser schönen Kunst mit uns wünschen, daß er dieses Versprechen recht bald erfüllen möge. — —

Leipzig: Gedichte von Christian August Struve, d. A. W. D. 1793. 82 S. 8. Die ersten Versuche eines jungen Mannes, die sich zwar nicht vortheilhaft genug auszeichnen, um die Kritik zu unbedingter Aufmunterung zu berechtigen, aber auch nicht so leer und unbedeutend sind, daß ihr V. gänzlich aus der Gegend des deutschen Parnasses verwiesen zu werden verdiente. Was ihm am meisten fehlt, ist Geschmack und die Kunst sich natürlich und doch mit Kraft und Stärke auszudrücken. Auch in mechanischer Rücksicht sind die meisten dieser Gedichte noch sehr roh, die Reime falsch, und der Sprache ist häufig Gewalt angethan. Ernste und feyerliche Betrachtungen gelingen Hrn. St. besser, als der muntre, empfindsame Ton. Witz ist durchaus seine Sache nicht. Seine angebliche Sinngedichte sind stumpf und trivial.

Breslau: Phantasien der Liebe. 1793. 142 S. 8. Ein Ungenannter hat unter diesem

Titel zwanzig erotiſche Gedichte von bekannten und unbekannten, guten und ſchlechten Dichtern zuſammendrucken laſſen. Zu welchem Zweck? Wir errathen ihn nicht, und vielleicht hatte der Sammler ſelbſt keinen andern, als ein — Buch zu machen. Neben einigen vortreflichen Stücken von Bürger, Klopſtock, Hölty, Michaelis, Göckingk ꝛc. ſtehen ein paar excentriſche Geburten von Koſegarten und andre ganz unbedeutende und mittelmäßige Stücke von Klamer Schmidt, Neubeck, v. R. u. S. Vielleicht rührt die Sammlung von einem der letzten her, der gern die Ehre genießen wollte, ſeine Siebenſachen mit Gedichten von Klopſtock und Bürger zuſammengeſtellt zu ſehen. Das Gedicht an Pſycharion von S. verräth Anlage, wenn es gleich in ſeiner jetzigen Geſtalt zum Theil Nonſens iſt. Die Begeiſterung der Liebe hat dem Verfaſſer des Gedichts an die Erinnerung S. 121. gar poßirliche Verſe eingegeben: z. B.

Zaubre mir die Götterſtunde,
Als ich ihr an Buſen hing,
Und von ihrem Flammenmunde
Ach! — den erſten Kuß empfing;
Wo für flüchtige Minuten,
Seeligkeiten beßrer Welt
Und des Aethers Wonneflutben
Hoch dieß arme Herz geſchwellt. (??)

Ihres weichen Händchens Drücken,
Ihres Buſens Feuerſchlag
Strömte himmliſches Entzücken,
Schlug in allen Buſen nach! —

Aller-

Allverloren! Allvergessen!
Daß ich Erdner war und hin,
Hielt in meinem Arm vermessen
Ich der Schönheit Königinn.

Auf des Adlerfittichs Schnelle
Schwanden die Momente hin.
Doch mit Flammenglutbenhelle
Schweben sie vor meinem Sinn u. s. w.

Leipzig: Dichtungen eines guten Mädchens. 1793. 92 S. 8. Man sieht, daß die — bereits verstorbene Verfasserinn, gute Dichter mit theilnehmenden Gefühl, und einer geschäftigen, wenn gleich nicht selbstthätigen Phantasie gelesen hat. Augenblicke, in denen sie sich von den Meisterwerken des Genies erwärmt fühlte, scheinen diesen Gedichten ihr Daseyn gegeben zu haben. Freylich können diese so übergetragenen Empfindungen, Gedanken, Bilder ꝛc. den Leser nicht wieder in ähnliche Stimmung versetzen — doch wird auch der schwer zu befriedigende mit einigem Wohlgefallen den Blick auf diesen bescheidenen, anspruchslosen Kindern poetischen Gefühls, wenn auch nicht poetischen Genies verweilen, indeß er sich mit Ekel wegwendet von den rauschenden, polternden, auf klägliche Weise nach Beyfall haschenden, poetischen Bastarden, deren Zahl in unsern Tagen Legion ist.

Berlin: Vermischte Aufsätze in Poesie und Prosa für Damen von Sophia Eleonore von Korzfleisch. 1793. 158 S. 8. Eine Sammlung Gedichte von derselben Verfasserinn haben wir

schon in dieser Bibliothek angezeigt. 50. B. S. 132. Auch dießmal können wir, wenn Wahrheit, nicht Galanterie den Ausspruch thun soll, der V. keinen Lorber zusprechen. Wir haben hier und da recht gute Strophen, aber kein Gedicht gefunden, das sich ganz über das Mittelmäßige erhoben hätte. Und auch die guten Strophen sind nicht besser, als folgende:

Ja, es ist schwer, Verzicht auf Erdenfreuden
Mit einem Herzen voll Gefühl zu thun,
Sich von dem Druck gehäufter langer Leiden
Erst spät im Grabe auszuruhn.

Und doch, ich fühls, ich bin dazu geboren,
Dieß harte Loos war längst mir zuerkannt;
Der letzte Strahl von Hoffnung ist verloren;
Sie sey aus meiner Brust verbannt.

Wenn meines Grabes unbemerkter Hügel
Einst noch vor deinen Füßen sich erhebt,
Wo noch mein Schatten, wie mit Seraphsflügel
Mit leisem Flüstern dich umschwebt u. s. w.

Unter den prosaischen Aufsätzen sind die erzählenden lesbarer, als die, welche moralische Betrachtungen und Bemerkungen enthalten.

Erfurt: Gedichte von Georg Ernst Schink. Erstes Bändchen. 1793. 243 S. 8. Der V. berichtet in der wirklich charakteristischen Vorrede, wie er das „unerwartete Glück gehabt, durch die „großmüthigste Unterstützung sowohl hier, als im „Auslande, sogar außer Deutschland, in den Stand „gesetzt

„geseßt zu werden, an die Sammlung und Ausfer-
„tigung seiner oft nur aus sehr zufälligen Ursachen
„und Veranlassungen entstandenen Gedichte zu den-
„ken“ und äußert den frommen Wunsch, „daß doch
„die billige Erwartung seiner Höchsten und Hohen
„Gönner im geringsten nicht getäuscht, und dieses
„Erste Bändchen Deroselben wünschenswürdigsten
„Beyfalls wenigstens nicht ganz unwerth seyn
„möge!“ Die erste Abtheilung enthält Oden und Lieder. Die meisten Dichter excelliren nur in Einer Gattung, unser V. aber bleibt sich in jeder gleich. Gleich in dem ersten Lied an die Muse heißt es unter andern:

Freundinn, stolz auf dich
Konnt' ich ehmals so — so — singen,
Und ein Lied zu Ende bringen;
Jetzt verläßt du mich!

Herr S. weiß nicht, was er davon denken soll? Ob er der Muse „nicht genug“ oder „zu viel Feuer geweiht“ habe? Endlich steigt ihm eine Vermuthung auf, die ihm das Räthsel zu lösen scheint:

Flohst du etwa rauhe Lieder,
So verzeih und kehre wieder ——
Laß mich dich von neuem sehen,
Denn ich will es gern gestehen,
Du bezauberst mich!

Welchen Eindruck dieses Geständniß auf die Muse gemacht — sehen wir hier. S. 16. wünscht Herr S. mit einem „geehrten Freund“ im kunstlosen Garten zu sitzen:

Hier

Hier ergötze mich sein Mund
Mit gelehrtem Witze;
Lehr' mich kluger Sätze Grund
Und der Dinge Spitze!

Die Ode S. 17. hebt mit der Bemerkung an:

Weisheit wird niemanden angeboren,
Weder bey den Lappen noch bey Mohren —

Diese Lehrode hat das Verdienst einer großen Mannigfaltigkeit. Auf den eben angeführten Satz, den niemand läugnen wird, folgt sogleich einer — den niemand verstehn wird:

Strenger Eifer unverkürzter Stunden
Hat im Ausgang immer viel gefunden.

und auf diesen einer, den niemand glauben wird:

Sprachen lieben, Wahrheit preisen
Macht endlich Weisen.

Der nächstfolgende ist problematisch:

Ganze Nächte mit Geduld durchwachen
Um den Geist vollkommener zu machen,
Ist die größte der Beschwerden —

Desto evidenter aber der Zusatz:

Doch machts Gelehrten.

Kleinere und Sinngedichte. Nur Eine Probe von diesen Sinngedichten, die, wie Herr S. von sich selbst versichert „von aller Tücke ganz entfernt und mit dem unbefangensten Herzen aus sehr zufälliger Abstraction entstanden sind."

An einen Gelehrten
welcher A .. (vermuthlich Alexander) hieß.

Es trug einst Philipps Sohn in alle Welt den Köcher.
Jedoch sein starker Bau bekam bald große Löcher.
Du schweifst gleich kühn wie er in alle Wissensfächer,
Doch alles, was du baust, hat gar zu große Löcher.

Vermischte Gedichte. Fabeln, Erzählungen ꝛc.
Die Bürste und die Strohfiedel.

Bürste. Frau Fiedel, Phylax ist mir ärgerlich,
Indem er sich gar nicht nach meinem Wunsche hält.
Er macht mir gar kein freundliches Gesicht —
Er schonet meiner Haare nicht,
Womit ich kratz' — und wenn
Ich klug thu — spottet er mich!
Wie wär es denn n. s. w.

Herr S. ist der Meinung, diese seine Gedichte „würden eine ganz zweckmäßige Chrestomathie zu Erklärung deutscher Gedichte für junge Leute abgeben." In der Anweisung, die er zu diesem Zwecke giebt, thut er unter andern den Vorschlag, sein letztes Gedicht, das sich anfängt:

„Wenn alles wohlgemacht,
So sagen wir einander Gute Nacht."
Wie aber, lieben Leser, wenn das nicht so wäre,
Und alles das, warum auf Ehre
Ich mir viel Mühe gab, aufs beste Allen
Nach Lust und Wünschen zu gefallen,
Dennoch im Grunde schlecht bedacht,

Und

Und ſo auf gleiche Weiſe
Nicht anders, als nur ſchlecht gemacht u. ſ. w.

„von Anfängern in ungebundene Rede auflöſen zu „laſſen, welches ſolchen wohl nicht leicht, vielmehr „eine gute Uebung ſeyn würde.“ — Herr S. verſichert, „daß das zweyte Bändchen auf keinen „Fall ſchlechter werden, wohl aber leicht beſſer aus„fallen könne.“ Wir überlaſſen es den Leſern zu entſcheiden, ob das erſte möglich und das letzte wahrſcheinlich ſey?

Leipzig: Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte u. ſ. w. von J. G. Sulzer. Dritter Theil. Neue vermehrte zweyte Auflage. 1793. 760 S. gr. 8. Auch bey dieſem Bande ſind die Zuſätze nicht minder zahlreich und beträchtlich, als bey den vorigen; die Seitenzahl beträgt bey demſelben 122 mehr, als in der erſten Auflage. Vorzüglich vermehrt ſind die Artikel, Kirchenmuſik — Klang — Lehrgedicht (In Dowmanns Gedichten 1790, 8. findet ſich das Gedicht Infancy nicht, wohl aber The Land of Muſes und zwar in doppelter Form. Zuerſt in dem gewöhnlichen engliſchen heroiſchen Vers, und am Ende des Bandes noch einmal in Stanzen, mit der Aufſchrift: A Poem in the Manner of Spenſer, as if to be inſerted in the ſecond Book of the Fairy Queen between the 11 and 12 Cantos, mit eingemiſchten alten Wörtern und Sprachformen, weshalb auch ein kleines Gloßarium angehängt iſt.. *Thomas Maude*, Wensley-dale or rural contemplations, 1772. 8. Hall Hartſon ſtarb im

J.

J. 1773. J. Brand auch On illicit love, a Poem. 1776. 4. W. Gibbon muß W. Gibſon heißen, auch Religion an poetical eſſay. 1775. 4. Stockdale (Percivas) auch The Conſtituents. 1765. 4. Thom. Penroſe ſtarb 1779. Crebbe, nicht Thomas, ſondern George u. ſ. w.) Lied, Lobrede, Mahlerey, Muſik, Ode, Oper, Portraitmalerey — Hoffentlich wird die Verlagshandlung das wiederholte billige Verſprechen erfüllen, mit dem 4ten Bande zugleich die Zuſätze einzeln gedruckt für die Beſitzer der ältern Auflagen auszugeben.

Gotha: Horaz lateiniſch und deutſch mit Anmerkungen für junge Leute von M. Jacob Friedrich Schmidt. 1793. Dritte verbeſſerte Auflage. Erſter Band. 406 S. Zweyter Band. 420 S. 8. Die funfzehn horaziſchen Oden in Ramlers lyriſchen Gedichten ſind ein unerreichtes Muſter lyriſcher Ueberſetzung, die in keiner neuern Sprache ihres Gleichen haben. Schon unendlich weit bleiben die neuern Verſuche Ramlers, die er in der Berliner Monatſchrift bekannt gemacht hat, hinter jenen zurück. Der nächſte Rang nach den Ramleriſchen Arbeiten gebührt der hier angezeigten Ueberſetzung von Schmidt. Unter den vollſtändigen Ueberſetzungen der Horaziſchen Oden iſt ſie ohnſtreitig die erſte. Mit ſichtbarem, wenn ſchon nicht immer glücklichen Fleiße hat Herr S. ſich bemüht, ſeiner Arbeit auch in dieſer dritten Ausgabe mehr Vorzüge zu geben, und ſie ſeinem Ideale näher zu bringen. Kein einziges Stück iſt ganz ohne Ver-

änderung

änderung geblieben; nur ſind die Veränderungen, nicht immer wahre Verbeſſerungen, Der Anfang der 1. Ode des 1. Buchs hieß ſonſt:

Vielen hagt es, Mäcen, Sprößling von fürſtlichem
Heldenſtamme, du Quell meiner Zufriedenheit!
Vielen hagt es, ſich Staub auf der olympiſchen
Bahn zu ſammeln — —

In der neuſten Ausgabe ſteht dafür:

Edler Sprößling vom Stamm tuſciſcher Könige,
Der du mächtiger Schutz, wonniger Stolz mir biſt,
Vielen hagt es, Mäcen, Staub auf olympiſcher
Bahn zu ſammeln — —

Mit Recht iſt die ganz zweckloſe Wiederhohlung V. h. e. vertilgt; aber auch der niederſächſiſche Provinzialisme hagen hätte als ein zu wenig edles Wort für dieſe Stelle mit einem andern vertauſcht werden ſollen. Wonnig iſt ein ſehr unglückliches Beywort zu Stolz. Daß der Name Mäcen von ſeinen Prädicaten getrennt und in die dritte Zeile geworfen iſt, verräth zu ſehr das Bedürfniß des Dichters. Warum für Sprößling nicht das poetiſchere und wohlklingendere Sproße?

Nie bewegteſt du den, welcher ſein erbliches
Feld mit fröhlichem Muth pflüget, und wenn du ihm
Attals Reichthum verſprächſt, daß er auf cypriſchem
Balken Myrtilus Meer ängſtlich beſeegelte.

Neue Ausgabe.

Der auf erblichem Feld munter den Spaten führt
Und vor Fluthen nur bebt, wird durch attaliſches
Gold

Gold vergebens gereizt, daß er auf cyprischem
Balken tosendes Meer jemals besegele.

Erbliches Feld drückt patrios agros keinesweges aus. Und vor Fluthen nur bebt — warum nur? Besegele ist grammatisch richtiger, als besegelte, aber beydes ist äußerst kakophonisch. Tosendes Meer ist gewiß keine Verbesserung, und jemals ein sehr nüchterner Zusatz. — Die beyden ersten Strophen der 4ten Ode haben durch die Veränderung gewonnen:

Zweyte Ausgabe.

Nenne, Pyrrha, mir doch jenes balsamische
Schlanke Herrchen, es zog neulich aufs Rosenbett'
In der Grotte dich nieder!
Wem, wem knüpfst du das goldene

Haar so reizend, vorher läßig im Putz? — Indeß
Wird der Glückliche bald jammern, auf Göttergunst
Itzt zu trotzig, der Stürme
Auf dem Ocean ungewohnt.

Dritte Ausgabe.

Welcher Zärtling, im Duft syrischer Spezerey
Schwimmend, füllet mit dir, Pyrrha, das rosige
Bett in lieblicher Grotte?
Sprich, für wen du dein blondes Haar

Itzt so schmückest, zuvor einfach im Putz? —
Wie oft
Wird er jammern ob dir und den gewandelten
Göttern! staunen ob wilder
Fluth, noch keines Orkans gewohnt...

Auch die Verbesserungen der 18. Ode des 1. B. ziehen wir größtentheils den alten Lesarten weit vor:

Zweyte Ausgabe.

Pflanze, Varus, zuvor heiligen Wein, ehe du ländliches
Obst im schönen Gebiet Tiburs und um Katilus Mauern baust.
Denn ein trockener Hals, ferne von Most, athmet nur Herzeleid,
Und des nichtigen Grams fressenden Wurm tödtet nur Göttertrank.
Welcher Trinker bekost lästigen Krieg, lästige Dürftigkeit?
Trinker plaudern von dir, Bacchus! von dir, reizende Cypria! —
Aber schlürfe den Most sittsam hinab, Vater Lyäen gleich:
Des Lapithen Gezänk mit dem Centaur färbte die schäumenden
Becher blutig; den Arm fühlt noch der Sithonier u. s. w.

Dritte Ausgabe.

Pflanze, Varus, zuvor
Heiligen Wein
Eh du mit schattiger
Pappel Tiburs Gebieth
Oder mit Obst
Katilus Hügel schmückst!
Denn den Schmähern des Weins
Ordnete Zevs
Eherne Trübsal zu,

Und

Und des leidigen Grams
Fressenden Wurm
Tödtet nur Göttertrank.
Welcher Trinker bekos't
Lästigen Krieg,
Lästige Dürftigkeit?
Trinker plaudern von dir
Bacchus! von dir
Reizende Cypria!
Aber keiner entweih
Je das Geschenk
Libers, des mäßigen:
Greulich wurde der Streit
Den der Centaur
Und der Lapithe beym
Traubensafte begann:
Evius schlug
Hart die Sithonier u. s. w.

Leipzig: Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags für geistliche und weltliche Redner, denkenden Künstlern und Kunstfreunden gewidmet. 1793. 262 S. 8. Wir empfehlen diese Anleitung den Personen, für welche es dem Titel zufolge bestimmt ist. Nach einem durchdachten Plane ist in derselben das Praktischste und Zuverläßigste aus den besten Schriften über diese Materie mit Einsicht und eigner Beurtheilung zusammengestellt. In der Einleitung wird zuerst die Frage aufgeworfen und beantwortet: Was ist Declamation? „Declamation ist die mündliche Darstellung vorgezeichneter Ideen und Empfindungen.“

So paradox die Behauptung klingt, so richtig ist sie, daß Declamation so weit entfernt ist, Ausdruck unsers Innern zu seyn, daß vielmehr Selbstverläugnung desselben ihr erstes Gesetz ist. Treue Darstellung der bestimmten Empfindungen, welche in einer z. B. poetischen Composition liegen, nach ihrer Entwickelung, ihren Abstufungen und Uebergängen ist nicht eher möglich, als bis die eigne Empfindung, welche das Gedicht erregte, dem Darstellungstriebe, der Begierde, die Empfindungen, welche das Gedicht schildert, durch Redetöne auszudrücken, Platz gemacht hat. Sehr fein und treffend sind folgende Bemerkungen: „Die Empfin„dungen, welche ein Gedicht schildert, und die, „welche es erregt, sind nichts weniger als immer „homogen; am wenigsten ist dieß der Fall in dra„matischen Werken. Hier erregt Freude nicht sel„ten Traurigkeit, Zuversicht Furcht, Einfachheit „Bewunderung, Ernsthaftigkeit Lachen. Wo aber „auch diese beyden Empfindungen homogen sind, „wo Freude Freude, Zorn Zorn, Bewunderung „Bewunderung weckt, da würde dennoch die „Wahrheit der Darstellung verlieren, wenn sich „der Künstler blos diesen seinen Empfindungen „überlassen wollte. Er würde alsdann zwar die „Hauptempfindung, z. B. der Liebe, welche das „Gedicht durch unzählige kleine Nüancen und Mo„difikationen dieser Leidenschaft in ihm erregt, getreu „darstellen, aber zugleich durch das Einerley seines „Ausdrucks diese Schattirungen, um welche es „dem Leser doch so sehr zu thun ist, vernichten. —

„Wer

„Wer es, durch ein langes Studium wirklich dahin „gebracht, daß bey dem Leſen einer Compoſition, „die in derſelben enthaltenen Gefühle, gleich einem „Echo, unverfälſcht durch individuelle Empfindun„gen aus ſeiner Seele wiederhallen, der kann zwar „gewiſſermaßen von ſich behaupten, daß er, um zu „declamiren, ſich blos den Eindrücken überlaſſen „dürfe, welche auf ihn gemacht werden; allein durch „dieſe Behauptung würde er die obigen Bemerkun„gen eher beſtätigen, als widerlegen.“ — Der Grund des unnatürlichen ſogenannten Theatertons wird hieraus ſehr gut erklärt. Wahrheit ſey das einzige Grundgeſetz der Declamation, und Schönheit nur eine nothwendige Folge derſelben. (Dieß leuchtet Rec. doch nicht ganz ein.) Von den Vortheilen, welche die Declamation gewährt. Hier wird auf manches aufmerkſam gemacht, welches man gewöhnlich ganz zu überſehen pflegt. Von der Pronuntiation; von den Werkzeugen der Sprache; von den Elementen der Rede; von der Verhüthung und Verbeſſerung der Fehler wider die richtige Pronuntiation; von den verſchiedenen Dialekten. Von der Declamation. Von der Ideendeclamation (über den widerlichen, einſchläfernden Leſeton, und Vorſchläge ihn zu vermeiden. Das ſicherſte Mittel iſt ohnſtreitig, die Kinder ohne Interpunktion leſen zu lehren, wie die Alten thaten. Jetzt, da man ſie nach der gewöhnlichen mangel- und fehlerhaften Interpunktion leſen lehrt, ſind ſie wenig aufmerkſam auf den Sinn oder Zuſammenhang, und glauben alles gethan zu haben, wenn ſie die Worte ausſprechen, und die Pauſen

auf die vorgeſchriebene Art beobachten.) Schauſpieler und Redner dürfen durch ihre Gebehrden nicht mahlen, ſondern nur ausdrücken. Fälle, in denen das Mahlen verſtattet, oder vielmehr nothwendig iſt, inſoferne es ſich nemlich nicht vom Ausdruck trennen läßt. (Dieſe Verbindung der Mahlerey und des Ausdrucks wird S. 163 in der Note durch ein Beyſpiel aus Göthes Clavigo gut erläutert. Zum Beſten der Anfänger hätten wir überhaupt mehr Beyſpiele gewünſcht.) Von der Empfindungsdeclamation. Von der Declamation der Verſe. Die beyden einander entgegenſtehenden Behauptungen, daß Verſe immer geſungen, und daß ſie ganz wie Proſa geleſen und das Sylbenmaas von dem mündlichen Darſteller zerſtört werden müßten, ſind gleich irrig. Von dem Vorleſer. Man fordert von ihm nicht den lebendigſten und ſtärkſten Ausdruck, deſſen das vorzuleſende Stück fähig iſt; dieſer ziemt ihm nicht einmal, weil die volle Begleitung der Gebordenſprache nicht dabey ſeyn kann. Er muß die Gedanken, Affekten und Sitten, welche der Aufſatz enthält, in der Tonſprache mehr ſkizziren, als ausmahlen. Wie weit der Vorleſer in der Lebhaftigkeit der Darſtellung gehen dürfe, läßt ſich im Allgemeinen nicht beſtimmen. Alles kömmt hiebey auf die Perſon des Vorleſers, auf die Zuhörer, auf Ort und Umſtände an. Gefühl für das Schickliche kann ihn hier allein leiten. Von dem Redner, dem Schauſpieler (S. 241. „Man hat die Frage auf„geworfen, ob es ſchwerer ſey, ein tragiſcher oder „ein komiſcher Schauſpieler zu ſeyn. Wenn man

„beydes

„beydes vortreflich seyn will, so glaube ich, findet „kein Unterschied statt. Es kömmt nicht sowohl „darauf an, ob es schwerer sey, komische oder tra„gische Empfindungen auszudrücken. In Abstracto, „ohne Rücksicht auf individuelle Beschaffenheiten, ist „beydes gleich leicht und gleich schwer; und in „Rücksicht auf einzelne Personen dürfte man schwer„lich zu einer befriedigenden Antwort gelangen. „Aber der Ausdruck der Empfindungen selbst ist das „wenigste; was den großen Schauspieler macht, „ist dieses, daß dieser Ausdruck den verschiedenen „Charakteren stets angemessen sey, daß er stets mit „den verschiedenen Zügen, mit den feinsten Schat„tirungen desselben auf das genaueste übereinstimme. „Diese Harmonie ist nun im Komischen eben so „schwer zu erreichen, als im Tragischen, denn sie „setzt in beyden Fällen die feinste Menschenkenntniß „und den glücklichsten Scharfsinn voraus. Es ist „daher sehr sonderbar, daß man sich gewöhnlich „zwischen dem tragischen und dem komischen Schau„spieler eine so große Kluft denkt. Wer das Unglück „hat, eine unbiegsame Physiognomie und Stimme „zu besitzen, welche ihm nur eins von beyden zu „seyn erlaubt, der darf es freylich nicht wagen, aus „seinem Fache in das entgegengesetzte überzugehn. „Aber ich weiß auch, daß Schröder mit gleichem „Glücke komische und tragische Charaktere darstellt, „und daß die größte Schauspielerinn, die ich gesehn, „eben so bewundernswürdig in ihren naiven Mäd„chen ist, als in ihren tragischen Liebhaberinnen.“ (Sehr wohl, aber damit ist die Sache noch nicht

ins Reine, oder die oben aufgeworfene Frage befriedigend beantwortet. Daß es Schauspieler, so wie Dichter, geben könne und wirklich gebe, die im Tragischen und Komischen gleich groß sind, wer kann das läugnen? aber, wenn man fragt: was ist schwerer und daher seltner, ein guter, ein vortreflicher komischer oder tragischer Schauspieler (und Dichter)? so kann man unmöglich mit Recht zur Antwort geben: Sie sind beyde gleich selten. Die Erfahrung lehrt offenbar, daß es weit mehr gute und selbst vorzüglich-tragische als komische Schauspieler, (es versteht sich, daß von Harlekins und Possenreißern hier nicht die Rede ist) mehr gute und vorzügliche Trauerspiele als Lustspiele giebt — daß bey mancher Truppe ein Trauerspiel ganz erträglich vorgestellt wird, die jedes Lustspiel, das nicht Farce ist, verhunzt. Tragische Schauspieler und Dichter können sich an kleinen Orten bilden, komische nur im Umgang mit den höhern Ständen, mit der feinen Welt, nur auf einem großen Schauplatz. Jenen genügt, außer ihrem Genie, die Bekanntschaft mit der menschlichen Natur, den Leidenschaften überhaupt, die sie sich an wenig Subjekten erwerben können — diesen ist unumgänglich nöthig, die Kenntniß einer Menge kleiner, zufälliger Umstände, Eigenheiten, der veränderlichen Sitten, Convenienzen ꝛc. die ihr Geschäfte unendlich mühsamer macht; und in sofern kann man behaupten, es ist für den Schauspieler und Dichter schwerer, im Komischen als im Tragischen zu excelliren. Die weitere Ausführung dieser Behauptungen, die aber,

wenn

wenn wir nicht irren, durch die allgemeine Erfahrung bestätigt werden, findet in einer kurzen Anzeige nicht statt.) Von der Temperatur der Stimme. Ueber das Studium der Declamation.

Berlin: Poetische Epistel eines Sanscülotten in Berlin an seine Brüder in Paris. (Eine Dosis Nieswurz gegen den Revolutionsschwindel. 47 S. in 8. 1794.) Eine Neujahrs-Epistel im Romanzenton, in welcher der V. dem Convent und den Jacobinern berichtet, daß es mit der Sanscülotterie im Preußischen nicht recht fort wolle, sich aber erbietet, wenn sie ihm so gut bezahlen wollten, wie den Exphilanthropen Simon (ehemaligen Educator in Dessau) für die deutsche Uebersetzung der neuesten franz. Constitution, nemlich 2000 Livr., sie alle nach dem Leben zu schildern, und ihre Thaten in Deutschland auszuposaunen. Um ihnen zu dem Handel Lust zu machen, werden einige Probestücke übersandt. Von Marat heißt es:

Es hat den Heiligen zu bald
(Beklagt ihn Ohnehosen!)
Charlottens schwarze Mord-Gewalt
Entrissen den Franzosen.
Er stürbe doch, du Schwärmerinn!
Aus bloßem Patrioten-Sinn,
Daß wir uns baß erfreuten,
An seinen Landesleuten. *)

*) Er ließ den Jacobinern wenige Tage vor seiner Ermordung sagen: »ihn verzehre ein patriotisches Fieber.«

Der Einfall iſt ſehr gut, daß die Jacobiner dem Herrn Bentabole deswegen die Verfertigung der Conſtitution auftragen, weil er die Büſte des Helvetius in ihrem Saal umgeworfen und mit Füßen getreten hat. Ein komiſcher Dichter, wie Buttler, dürfte überhaupt die Lobpreiſer der Revolutionen eher zur Beſonnenheit bringen, als ein Philoſoph. Der V. hat Anlage dazu, aber das Sylbenmaas noch zu viel Gewalt über ihn. Wir glauben, daß ein ſolches Gedicht in (aber freylich ſehr künſtlich gearbeiteten) Knittelverſen geſchrieben werden müßte.

XI.

Engliſche Litteratur.

Gower's Patriotic Songſter; or Loyaliſt's Vocal Companion: being a Selection of the moſt approved Conſtitutional and Loyal Songs that have appeared from the various aſſociations in this Kingdom, for preſerving Liberty and property againſt Republicans and Levellers. Together with ſuitable Toaſts and Sentiments. To which 15 (are) added two Soliloquies of the unfortunate french Monarch Louis XVI. and other poetic Pieces on his Impriſonment and execution.

tion. London 1793. 12. Unter allen mit Frankreich Krieg führenden Mächten, ſcheinen die Engländer allein das Bedürfniß zu fühlen, nicht blos mit Leibeskräften drein zu ſchlagen, ſondern dem Fanatiſm für Neuerung und Zerſtörung dadurch Grenzen zu ſetzen, daß man eine gleichmäßige Wärme für das Alte und lange ſchon beſtehende erweckt; daß man zeigt, wie wir den bürgerlichen Einrichtungen alles verdanken, was wir ſind und haben: daher die Landes-Verfaſſung dieſelbe Ehrfurcht, Achtung und Schonung mit Recht von uns heiſcht, die wir gegen unſere Eltern zu haben verbunden ſind, ſelbſt wenn ſie wunderlich oder gebrechlich wären. Der vernünftige Sohn und der vernünftige Unterthan betragen ſich mit gleicher Vorſicht, und maßen ſich nicht an, das, was ihnen misfällt, eher abzuändern, als bis ſie zur Direction der Geſchäfte ein Recht haben. — Die Gemüther auf dieſen Ton zu ſtimmen, iſt die ächt vaterländiſche Abſicht gegenwärtiger Lieder-Sammlung, die, wie gleich der erſte Blick, den man hinein thut, verräth, nicht für ein auserleſenes, ſondern für ein großes Publikum beſtimmt iſt. Um ſo mehr aber hätte ſich der Sammler hüthen ſollen, Stücke aufzunehmen, die dem Geiſt chriſtlicher Milde und philoſophiſcher Menſchenliebe nicht entſprechen; zumahl doch auch faſt immer die Regierungen mit Schuld ſind, wenn ihre Unterthanen ſich rebelliſch betragen, ſo wie Eltern, wenn ihre Kinder ſie verachten. In dem unglücklichen Frankreich iſt freylich eingetroffen, was Raynal in der Hiſt. phil. ſagt: „die Schimäre der Gleich-

„heit

„heit dem Volke predigen, heißt nicht, ihm ſeine „Rechte erinnerlich machen, ſondern es zu Raub „und Mord einladen; heißt zahme Hausthiere in „den Wald treiben, damit ſie zu wilden Beſtien „werden.“ Aber dadurch bringt man ſie nicht wieder in das Haus zurück, daß man blind in den Wald hinein feuert und ſchimpft: man muß ſie zurück locken; verhindern, daß die Ställe angezündet werden; und nur diejenigen, die, wie toll, heraus und in die benachbarte Saat brechen, niedermachen oder knebeln.

The Tribute of a humble Muſe to an unfortunate captive Queen, the Widow of a murdered King. By W. F. F. G... Eſq. 1793. 4. Man ſieht nicht wohl, warum der V. ſeinen Namen hinter den dünnen Schleyer einiger Punkte verborgen hat. Er fürchtete doch nicht, ſeinen Namen durch dieſes kleine Gedicht auf das Spiel zu ſetzen? Auf keine Weiſe braucht er ſich Verſe, wie folgender, zu ſchämen, in denen er ſeinen Abſcheu vor den ſchrecklichen Gewaltthätigkeiten und Blutbädern, die die Revolution in Frankreich begleitet haben, ausdrückt:

Are *theſe* the flowers philoſophy beſtows,
To ſtrew the rugged path of human woes?
Are theſe the means her votaries purſue,
To prove the theory of her ſyſtem true?
Theſe the new ſchemes which Gallic ſages plan
To meliorate the general ſtate of man etc. —

Love's

Love's Victims: the Hermits Story. By the Author of the Prize, no Song no Supper. London 1793. 42 p. 4. Dieſes Gedicht, der Ausfluß eines ächt poetiſchen Genius, verdient aus der großen Menge ähnlicher Erzählungen auf das vortheilhafteſte ausgezeichnet zu werden. Eine rührende, anziehende Geſchichte, voll ungewöhnlicher Situationen, ein immer wachſendes Intereſſe, ungekünſtelte Sprache der Empfindung, und, was freylich in einem Gedichte nur Nebenſache, neben jenen Eigenſchaften aber ſehr viel werth iſt, eine wichtige für alle Menſchen in allen Zeiten und in allen Lagen paſſende Moral! Ein trocknes Gerippe der Begebenheiten würde unſern Leſern keinen anſchaulichen Begriff von dem Werth dieſes Gedichtes geben, wir heben lieber eine Epiſode aus dem dritten Geſange aus, aus der man ſehen kann, was für ein Geiſt das Ganze beſeelt. Es iſt die Beſchreibung von Emmas Tode in der Wüſte: S. 33.

«Hold! hold! they drag him hence away!
But we'll together die!
Ah, ſay, my only ſafety ſay,
My Albert, art thou nigh?»
«Behold thy Albert ever near!
Whence ſpring thy fears anew?
No dang'rous rival threatens here,
No vengeful foes purſue.
«To balmy ſlumber yield ayain
Thy limbs, that fev'rous burn;
To-morrows dawn ſhall baniſh pain,
And peace with light return.»

Now,

'Now, with tumultuous haſte, the blood
Cours'd ardent through her veins,
And ſcarce the fiercely-frantic mood
Her Albert's voice reſtrains.
«Oh, ſcorching fires, that inward rage,
And ravage life's retreat!
Oh, parching thirſt, thy force aſſuage!
Allay thy deadly heat!
»Farewell, my Albert! yet in death
Let not remembrance die!
Thine is this laſt, this fleeting breath,
And thine this parting ſigh!»
'With accents, ſuch as Love inſpires,
I ſtrove to calm her woe;
«If aught to cool thoſe raging fires,
Within the deſert flow,
«My ſearch the precious draught ſhall find,
And bring thee quick relief;
Suſpend this anguiſh of the mind,
Endure awhile thy grief!»
'Then forth my doubtful courſe I took,
Attentive bent to hear,
If 'mid the gloom, or murm'ring brook,
Or bubbling ſpring were near.
'While ſwift I trod, the yielding ſoil
My paſſing feet bedew'd;
O'erjoy'd I bleſſ'd the proſp'rous toil,
That ev'ry hope renew'd:
'Eager I ſtoop'd, with anxious care,
Each ſcanty drop to drain;
Then flew, the gather'd prize to bear,
And ſooth my Emma's pain
'Perplex'd, I trace with fearful choice

The

The ſcarce-rememberd ground;
Aloud I call — my Emma's voice
Retourns a grateful ſound.
'As joys the mother o'er her child,
If found, where chance he ſtrays,
While yet her boſom heaving wild
The paſt alarm betrays;
'So gladden'd, I that ſound purſue;
Again I call more nigh —
Her languid accents ſcarce renew
The feebly form'd reply!
'With panting ſpeed more ſwift I fly,
And trembling o'er her bend;
«My Emma, taſte! thou ſhalt not die;
Heav'n daigns this aid to ſend.«
'Her lifted arms my boſom preſſ'd
And folding ſtrove to cloſe;
But ſunk unconſcious from my breaſt,
And death's chill damps aroſe.
«Emma!» I cried, »moſt lov'd! moſt dear!«
Thou all that I adore!» —
'No ſound reſponſive met my ear —
The conflict was no more!' — —

Imitations of ſome of the Epigrams of Martial. Part. I. and II. London 1793. 84 p. 4. Der Nationalcharakter und die Sitten der Römer waren, mit Ausnahme vielleicht einer kurzen Periode, nicht von der Beſchaffenheit, daß wir erwarten dürfen, ſie in der Gattung von Compoſition, die hier vor uns liegt, auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit zu erblicken. Die wahren Geſetze derſelben wollen, daß der Scherz nie den guten Anſtand

stand verletze, daß der Witz mit Eleganz verbunden sey, und selbst Wahrheit und Gerechtigkeit nicht in Plumpheit und Roheit ausarte. Ueberhaupt sind die römischen Schriftsteller ernsthaft, und scheinen die Gabe zu scherzen eben nicht sehr besessen zu haben. Die Beyspiele, die Cicero giebt, wo er die Regeln für die rednerischen Scherze vorschreibt, rechtfertigen vollkommen die tadelnde Bemerkung jenes großen Kunstrichters über ihn: Non displicuisse illi jocos, sed non contigisse. Wer die Schwachheiten und Fehler der Menschen auf eine angenehme Weise lächerlich machen will, muß eine große Kenntniß der Welt und einen gewissen Grad von Politur besitzen. Bosheit ist nicht Witz, Steckbriefe sind keine Epigrammen. Scharfe Satyre sollte selbst von denen, die nicht Gegenstände derselben sind, nur in Verbindung mit einem Zusatz von guter Laune geduldet werden, und selbst beym Spott sollte die Achtung, die der Mensch dem Menschen schuldig ist, nie ganz aus den Augen gesetzt werden. Viel Achtung für Andre aber verträgt sich nicht mit der rohen Eifersucht republikanischer Gleichheit, und noch weniger kann ein Gefühl dieser Art unter dem die Menschheit entwürdigenden Zepter eines alles gleichmachenden Despotismus gedeihen. Rom ging plötzlich aus dem ersten Zustand in den letzten über. Martial verräth in seinen Schriften die schlimmsten Symptome aus beyden Perioden. Er vergöttert seine Gebieter mit kriechendem Sklavensinn, ihre Kreaturen bereichert er mit ekelhaften Schmeicheleyen, gegen sei-

nes

nes Gleichen hingegen ist er übermüthig, höhnend, grob und unmenschlich. Seine Ideen sind oft schmutzig und äußerst obscön, und in beyden Fällen sind sie in den derbsten, beleidigendsten Ausdrücken vorgetragen. Er lebte unter acht Kaisern; allein unter Trajan, wo ein reinerer Geschmack und verfeinertere Sitten begünstigt wurden, zog er sich voll Verdruß in seine Vaterstadt nach Celtiberien zurück. Diese Bemerkungen sind, wenn sie gleich nicht auf alle Sinngedichte von Martial passen, doch im Ganzen so gegründet, daß einige der besten Richter in Sachen des Geschmacks diesen Autor mehr als einen Aufbewahrer von Anekdoten und Sittenzügen, oder ein Personenregister, als wegen seines poetischen Werthes schätzen, und selbst seine Bewunderer fühlten die Nothwendigkeit, sowohl aus weiser Schonung des noch unverdorbenen Gefühls junger, als des gebildeten Geschmacks erwachsener Leser, Auswahlen aus seinen Werken zu treffen, wobey man jedoch fast nie mit viel Beurtheilungskraft und gehöriger Strenge zu Werke gegangen ist. Man wird diese Erinnerungen bey der Anzeige von Nachahmungen des Martial, die verschütteten vergessenen Unrath wieder ans Licht ziehen, und sich mit Vorliebe just an die Fehler und Gebrechen des Originals hängen, nicht am unrechten Orte finden. Grobe Zoten und Plumpheiten übergehen wir, wie billig: aber was sagen unsere Leser zu folgenden Zeilen an einen Freund (1. Th. S. 5.)?

A meal my company enſures!
A meal too, wretch! you ſay of yours!
— A man muſt dine in Five-foot Lane,
Whom your curſt meal can entertain!

oder zu folgenden (Ebend. S. 3.)?

While from both eyes the tears of others flow,
Bridget can weep with only one. — *How ſo?*
She has but one to weep with — *You muſt know.*

Iſt der Verluſt eines Auges ein Gegenſtand vernünftigen Spottes? Oder iſt es in einem Gedichtchen von drey Zeilen erlaubt, kriechend, proſaiſch, ſtumpf, plump und boshaft zu ſeyn? Beyſpiele ähnlicher ſind ſehr häufig:

To a Neighbour.

You bid me, neighbour Young, relate
The produce of my welch eſtate;
So poor, you ſay, ſo ill-condition'd —
It yields your abſence — that's ſufficient.

Nach dem Muſter Martials iſt der Engländer ein großer Liebhaber von Küchenſpaßen: z. B.

Heaven's! what a charming cook has Roger got!
But why doom Venus to the ſpit and pot?
His brains are in his guts the cook maintains. —
His breeches ſure have neither guts nor brains.

Nicht minder platt, und ekelhaft überdieß, iſt folgendes:

Giles wiſperd ſo long that he ſmelt his own breath,
Then cried: »Roberts ear — foh — it ſtinks one
to death.«

Und

Und nur noch eine Probe von den politiſchen Epigrammen unſers Nachahmers. Der verrufene Payne iſt der unglückliche Gegenſtand dieſes unglücklichen Machwerks:

O may the ſcoundrel pamphleteer,
Diſſeminating libels here,
Who would with trait'rous pen write down
Our king, his dignity and crown,
Be kick'd and cuff'd, and bang'd and hurl'd,
From poſt to pillar thro' the world,
(Shunn'd as an univerſal peſt)
Like Cain, without a place of reſt!
Outcaſt of beggars, be his meals
Nought but the bones from curs he ſteals!
One long December, drear and chill,
His whole extended twelfe month fill,
With not a hovel's nook, to warm
His limbs all ſhiv'ring in the ſtorm;
That ev'n the very dead excite
His envy at their happier plight!
Diſmal and dreadful be the woes
That haunt his life's laſt ling'ring cloſe;
Then let him rue, with ten-fold ſmart,
The throbbings of a guilty heart,
Anticipate a hell alive!
Suffer its pangs, and ſtill ſurvive!
Dogs let him think, and vulturs greedy,
Devour his mangled fleſh already;
Think his yet panting carcaſe cramm'd
Among the loweſt of the damn'd:
There fiends and devils let him feel,
With whips of flame and fangs of ſteel!

Graw him ye worms that ne'er expire!
Burn him thou everlaſting fire!
Thus while he draws his tainted breath,
In agonies far worſe than death,
Let conſcience (in the act to die)
Wring from his ſtruggling ſoul: »'Twas I
(Curſ'd be the hour I form'd the plan)
»'T was I compoſed the Rights of Man.«

Was für cannibaliſche Geſinnungen! —— Schade, daß der V., dem es gewiß nicht an Talent fehlt, etwas Gutes zu liefern, auf ſolche Abwege gerathen iſt. Man machte dem Geſchmack Martials den Vorwurf, daß er die Gedichte eines Perſius den claſſiſchen Produkten des Zeitalters des Auguſtus vorzog. Sein Nachahmer hat ſich offenbar durch langen und vertrauten Umgang mit Schriftſtellern von verdorbenem Geſchmack endlich ſeinen Hang zum Schmutz und zur Plumpheit erworben. Er wird wohl thun, wenn er, eh er wiederum vor dem Publikum auftritt, ſeine Phantaſie in reinern Quellen des Helikon badet und ſäubert.

Lewina, the Maid of Snowdon. A Tale. By *George Cumberland*. A Poem on the Landſcapes of Great-Britain, dedicated to James Irvine Eſq. at Rome, by the Same. Written in the year 1780. With etchings by the Autor. London Robinſons 1793. 68 p. and 5 plates. 4. Die Mahlerey iſt ſo genau mit der Poeſie verwandt, daß man ſich mit Recht wundern kann, dieſe beyden

ver-

verschwisterten Künste nicht öfter in Einer Person vereinigt zu finden. Mit ausgezeichnet glücklichem Erfolg ist diese Verbindung von dem V. der hier angezeigten Gedichte versucht worden, die er mit geätzten Blättern nach eigenen Originalzeichnungen geziert hat. Das erste Gedicht ist eine einfache und rührende Geschichte. Ein unschuldiges und fleißiges Ehepaar, dessen einziges Kind die reizende Lewina ist, brachte sein Leben in einer Hütte am Fuß des Snowdon in ungestörter Ruhe zu, bis eines Tages Lewina, deren Vater mit seinem Gutsherrn und einem jungen Freund auf die Jagd gegangen war, den Wald nach Erdbeeren durchsuchte, sie nach ihrer Rückkehr damit zu bewirthen, sich aber verirrte, und endlich nach langem und vergeblichen Bemühn, auf den rechten Weg zu kommen, ihre Zuflucht für die Nacht in einer wilden Höhle suchen mußte. Am Morgen kam der junge Fremdling in die Höhle, ward von ihrer Schönheit entzückt, brachte sie ihren Eltern zurück, und bot ihr seine Hand an. Der einfache Schmuck und die glückliche Zufriedenheit der ländlichen Wohnung, der Schmerz über Lewina's gefürchteten Verlust und die gegenseitige Freude bey ihrer Wiederkehr, sind auf eine Art beschrieben, welche die lebhafte Phantasie und das gefühlvolle Herz des Dichters beweisen. Das zweyte Gedicht über Großbritannische Landschaften, was fast ganz zur beschreibenden Gattung gehört, führt den Leser durch eine Reihe mannigfaltiger und bezaubernder Szenen, in deren Beschreibung die Ideen des Mahlers und das Talent des Dichters einander wechselsweis die

Hand geboten haben. Folgende Stelle iſt vorzüglich ſchön:

For me, my ſoul delights to wander there,
Where nodding foreſts fan the peaceful air!
Whoſe leafy honours climb the mountains ſide,
And gain its ſummit, with a giant ſtride;
Spread their green boſoms to the riſing day,
To meet its radiance, and imbibe its ray;
Then melt in dews, draw the ſoft flow'rets forth,
And feed thoſe beauteous children of the earth.
Theſe ſcenes I love — uncultur'd ſcenes like theſe,
Where wood-crown'd hills my roving fancies pleaſe;
While, far beneath, unnumber'd paſtures lie,
And a ſmooth lake reflects the azure ſky.
How ſweet it is, to mark de deep'ning ſhade,
By varying forms enchantingly diſplay'd.
The ancient trunk, low ſtooping to the ground,
By the blind ivy claſp'd in volumes round;
The graceful bandage of the pendant wine,
The waving cypreſs, and the nodding pine;
The lime ſweet-ſcented, or the holly bright,
The tow'ring poplar trembling at her height;
The elm majeſtic, bending on the wind,
The beech wide-ſhooting and her poliſh'd rind;
The healthy cheſnut's maſs, and cluſtring bloom,
Or the white-branching birch athwart the gloom;
All theſe, or each, as ſwift the ſeaſons fly,
In groups, or ſeparate, delight the eye:
But moſt the oak's broad venerable head
Affords my ſoul a pleaſure mix'd with dread;
In ſpring the nightingale's belov'd retreat,
In ſummer pleaſant, as in autumn ſweet;

Ever

Ever the refuge of the weak and fair,
The painter's idol and the prince's care.
Ah, beſt of trees, and emblem of the bleſt,
Like virtue, ſtill in native grandeur dreſt:
Strong to profect, and fruitful to ſuſtain,
The ſhelter, food, and riches of the plain!«

Der Uebergang von unbelebter und beſeelter Schönheit iſt ungemein ergötzend, und unſer Verf. hat nicht vergeſſen Gebrauch davon zu machen. Zum Beweis dient folgende elegante Lobrede auf die brittiſchen Schönen. Die Rede iſt vorher von den Flüſſen Savern und Convey:

Fair healthful ſtreams! a mighty, matchleſs pair!
Strong as your Cambria's Sons, ſweet as her fair;
Like them, when thwarted, turbid and enrag'd,
Like them, tho' ſoon excited, ſoon aſswag'd;
Lovely in anger, beautiful in ſtorms,
And proudly conſcious of unrivall'd forms:
Yes, Britiſh females, yes, to you belong
The earlieſt bloſſoms of my youthful ſong:
The arching brows, the hazle-rolling eye,
The open forehead, mouth of crimſon dye;
The cluſt'ring auburn locks of burniſh'd glow,
That kiſs your ivory ſhoulders, as they flow;
The ſnowy whiteneſs of the ſwelling cheſt,
Courting the eye, and ſuing to be preſt;
Cheeks, where the little loves delighted dwell,
And lips, beyond what mortal lips can tell;
All theſe are yours; and yours, ah more deſired!
Virtue, by roſe-cheek'd modeſty, attir'd;
Love, faithful love! the animated ſoul,
And rich fertility to crown the whole.

The Genius of France. A Poem. London 1793. 18 p. 4. Die klägliche Geschichte von der Barbarey und Anarchie der Franzosen, die schon so oft in Prose und Versen erzählt worden, wird hier von einem Frauenzimmer nochmals in Versen wiederhohlt, die weder so schlecht, daß sie Verachtung, noch so gut sind, daß sie viel Lob verdienen sollten. Der Genius von Frankreich unterbricht ihre Klagen, die Glückseligkeit Großbrittanniens zu erheben, mit welcher Schilderung das Gedicht schließt.

A Poetical Epistle to the Honor. Thomas Erskine. 1793. 19 p. 4. Es ist ein trauriger Anblick zu sehen, daß Männer von so ungemeinen Talenten, als Erskine, Fox, Gray, Sheridan, Courtenay auf der einen, und Burke, so wie mehrere Ministeriellen auf der andern Seite, in ihrem Eifer für die Sache, der sie einen Dienst zu erweisen glauben, den sanften Geist des Wohlwollens vergessen, der die ächte und reine Wahrheit immer begleitet. Der Wahn, daß Menschen deshalb, weil ihre Meinungen irrig, oder richtiger, weil sie von den unsrigen verschieden sind, schlechte, boshafte Menschen, Feinde des Guten seyn müssen, ist eins von den großen Uebeln, die die Menschheit quälen, und an dessen Vertilgung jeder Menschenfreund, jeder Mann von Genie eifrigst arbeiten sollte. Muß aber die Erbitterung durch Verse, wie die folgenden, nicht vermehrt werden?

Thee

Thee I behold, with metaphyſic broom,
Proud thy illuſtrious office to aſſume,
Riſe like the fabled dame, and ſoaring high,
Sweep off the cobwebs from the Britiſh ſky!
Lo! Paine our ſky more like a madman clears,
Dragging all heaven itſelf about our ears!
Thou only ventur'ſt thinking them but dim,
Great Britains moon to ſnuff, her ſtars to trim.
See Paine, that moon attack in angrier mood
At once eclipſe and blot it out in blood!
Then waging far and wide a waſteful war
Shake from its dazzling ſphere each ſaucy ſtar!

Herr Erskine ſcheint freylich ſeinen Ruhm darin zu ſuchen, notoriſch widerrechtliche Handlungen, wie das Benehmen des Schriftſtellers Thomas Payne, gerichtlich zu vertheidigen: aber ſelbſt die Richter und die Staatsminiſter, denen er ſo viel zu ſchaffen macht, werden ihn für keinen eingebildeten Wortkrämer oder ehrgeizigen Pygmäen halten, noch es billigen, daß ein Dichterling ihn mit der alten Hexe vergleicht, die ſich über den Mond erhob, mit ihrem Beſen die Luft zu kehren. — Wie lange werden ſich die Sterblichen noch beſtreben, ihre Grundſätze durch Gewalt und Betrug fortzupflanzen? Möchte doch jeder, der ſich dieſer Mittel bedient, ſeinen Irrthum einſehen und bereuen!

Notoriety, a Comedy, as it is performed at the Theatre Royal, Coventgarden. By *Frederik Reynolds*. 1793. 75 p. 8. Die ſo gewöhnlichen Fehler der neueſten Theaterdichter, anſtatt die Sitten und Thorheiten, die ſie

zum Gegenſtand ihrer Satyre wählen, den Charakteren ſelbſt unverkennbar aufzuprägen, ihren Perſonen Beſchreibungen und Schilderungen derſelben in den Mund zu legen, herrſcht auch in dieſem Stücke im hohen Grade. Die Worte ſagen viel, die Handlung deſto weniger. In Sir Andrew Acid (Hr. A. Sauer) wollte die V. einen mürriſchen, unzufriedenen Menſchen ſchildern, der ein Vergnügen daran findet, andere Leute zu quälen. Dieß zeigt ſchon ſein Name, und daran iſt es nicht genug. In der Szene, wo er zuerſt auftritt, vergißt ſie nicht, ſeine Frau erinnern zu laſſen: „ihr Mann habe eine ſo böſe Gemüthsart, daß er nicht eher vergnügt wäre, als wenn er andere geplagt ſähe, und niemals unglücklich, als wenn es ſeinen Freunden wohl ginge.“ Und nach alle dem thut er ſelten den Mund auf, daß er nicht faſt geradezu ſagt: ſeht, was für ein mürriſches Geſicht ich mache. Derſelbe Vorwurf trift die Hauptperſon, die die Lächerlichkeit hat, ſich bey allen Verdrüßlichkeiten und Kränkungen, die er geheim erfährt, ſo zu benehmen, daß ſie nothwendig bekannt werden müſſen. Leute dieſer Art ſind im gemeinen Leben nicht ſelten, hier aber iſt der Charakter mit ſo grellen Farben entworfen, daß er in eine vollkommene Karrikatur ausgeartet iſt. Und doch iſt er noch das beſte im ganzen Stück, das ſich weder durch intereſſante Situationen, noch durch Witz oder ſonſt etwas auszeichnet.

Hartford Bridge; or the Skirts of the Camp. An operatic Farce in two acts. Per-

Performed at the Theatre Royal Coventgarden. Written by Mr. *Pearce*. 1793. 41 p. 8. Es iſt viel Witz und Laune in dieſem kleinen Schwank. Familienſtolz wird durch den Charakter des Sir Gregory Foreſter ſehr glücklich perſifflirt, ſo wie durch den Charakter ſeines Bruders Peregrin Foreſter die aufgeblaſene Eitelkeit eines excentriſchen Reiſenden — „deſſen Name den Bewohnern der äußerſten Pol-Enden bekannt und auf die Thürme von Städten gegraben iſt, wo man den Gebrauch der Buchſtaben nicht kennt — der den Ganges und Whamboo bis an ihren Urſprung verfolgt, auf die Spitze der Marmorberge und des Mondbergs gedrungen, und ſein Butterbrod an einem Volkan geröſtet hat.“ Ohne Mühe wird man das Original errathen, das die Idee zu dem letztern Charakter hergegeben hat.

The Principles of Eloquence; adapted to the Pulpit and the Bar. By the Abbé *Maury*. Translated from the french with additional notes By *John Neal Lake*, A. M. 1793. 242 p. 8. Man darf hier keine philoſophiſche Betrachtung der Prinzipien erwarten, die die Grundlage der Beredtſamkeit ausmachen, und von denen die Regeln derſelben hergeleitet werden — nicht einmal eine ſyſtematiſche Auſſtellung der gewöhnlichen Vorſchriften dieſer Kunſt. Des Verf. Abſicht war offenbar weder Speculation noch Theorie, ſondern in einer curſoriſchen Manier praktiſche Winke für die Ausübung der rhetoriſchen Künſte zu geben, dieſe Winke durch beygefügte Beyſpiele zu erläu-

erläutern, und vor allen Dingen ſeine Rede in einem beſeelten Ton und mit einer Wärme vorzutragen, die im Stande wären, den Anfänger mit dem Geiſt der Beredſamkeit zu beſeelen, indeß er auf die Regeln derſelben hört. — Vorzüglich verweilt der V. gern bey der geiſtlichen Beredtſamkeit; allein religiöſe und Nationalvorurtheile machen ihn in ſeinen Vergleichungen der engliſchen und franzöſiſchen Prediger gegen die erſten höchſt ungerecht. Mit übertriebenen Lobſprüchen beehrt er einen Boſſuet, Budaine, Bourdaloue, Maſſillon, Fenelon und Saurin, mit allgemeiner Verachtung aber ſpricht er von den treflichſten engliſchen geiſtlichen Rednern, vorzüglich von Tillotſon, dem er nur von Seiten des Styls einiges Verdienſt zugeſtehen will.

A poetical, ſerious and poſſibly impertinent Epiſtle to the Pope. Alſo a pair of Odes to his Holineſs, on his keeping a disorderly houſe; with a pretty little Ode to Innocenc. By *Peter Pindar* Eſq. London Evans 1793. 41 p. 4. Aberglaube und die Grimaſſen und Mummereyen des Prieſterthums ſind ohnſtreitig ein ſehr reichhaltiger Stoff für die Satyre, und wir freuten uns, den immer rüſtigen engliſchen Spötter, nachdem er ſeinen alten Lieblingsgegenſtand ganz erſchöpft, ſeine Geißel über den großen geiſtlichen Krämer ſchwingen zu ſehen:

Who ſells a good ſnug ſeat amidſt the ſkies
To any wicked gentleman that dies —

allein

allein, fand P. Pindar entweder den Gegenſtand für ſeine luſtige Muſe zu ernſthaft, oder iſt es die Folge davon, daß er ſich bey einer Materie dieſer Art nicht blos auf das, was wirklich Spott und Satyre verdient, einzuſchränken überwinden konnte, genug wir geſtehen, daß unſere Erwartung beym Durchleſen dieſer Epiſtel ſehr getäuſcht worden iſt. Einzelne Stellen ſtechen freylich auch hier hervor: z. B. die launige Beſchreibung des Mißcredits, in den die Heiligen und andere Stützen des Aberglaubens gefallen ſind:

Hear with what blaſphemy this France behaves!
Rome, I deſpiſe thee, all thy popes are knaves!
Thy cardinals and prieſts the earth encumber —
Avaunt the ſaints and all ſuch holy lumber!
Chop off their heads: away the legs and toes:
Away the wonder-working tooth and noſe;
Away the wonder-working eyes and tears,
The vile impoſture of a thouſand years!
Calves heads, pigs pettitoes, perform as well,
Raiſe from the dead, and plagues and devils expell.
Saint Genevieve no longer is divine —
The wiſe Pariſians mock her worm gnaw'd ſhrine;
Whoſe coffin-planks that could ſuch awe inſpire,
May go to light the kitchen-wench's fire.
Saint Jail, Saint Whip, ſaint Guillotine, ſaint Rope,
Poſſeſſ (we think) more virtue than the Pope.

Die alte Fabel vom Fuhrmann und Jupiter iſt ſehr gut erzählt, und die Ode an die Unſchuld hat einige ſchöne Zeilen. Im Ganzen aber iſt dieſes Produkt weit unter den meiſten frühern unſers Satyrikers.

Ode

Ode to the People of England. 1793. 17 p. 4. Brittiſche Tapferkeit iſt der Gegenſtand dieſer Ode. Einige der glänzendſten Szenen aus der Kriegsgeſchichte Großbrittanniens ſind hier mit einem nicht ganz geringen Grad von Phantaſie und Wärme geſchildert. Vorzüglich verweilt der Dichter bey den Helden der neuern Zeit, und feyert den Ruhm eines Marlborough, Hawke, Boſcawen, Wolfe, Rodney und Elliot. Das Gemälde der Beſchreibung von Gibraltar hat durch ein ſchönes Gleichniß ungemeinen Glanz erhalten, und der Schluß deſſelben enthält eine glückliche Anſpielung auf das menſchenfreundliche Betragen des Brigadier Curtis, der nach dem Sieg ſelbſt für die Erhaltung der beſiegten und mit der Todesgefahr ringenden Feinde ſorgte:

»Thus in antique majeſty,
Hoar Aetna rears her ſolemn creſt
E'en to the confines of the ſky.
Whilſt waves and plains in death like ſlumbers reſt.

Sudden from all her caves profound
The mountain groans with ſullen ſound:
To well the flying peaſants know
The bading harbingers of woe:
The pitchy volumes chocke the day,
Snatching, with ruffian haſte, away
The lovely bleſſings of the light:
From the cloud-encircled heigh.

Torn,

Torn, as with agonizing toil,
The burning rocks are whirl'd in air:
The flames in giant columns glare;
And tides, like Phlegethon, o'erwhelm the ſoil.«

»Such were the horrors of the fight; —
When day had left it ſtill undone,
Diſcover'd by a ghaſtlier light!
Sad was the ſcene that met the mornig ſun.

Blaſted is the pride of Spain,
And two-form'd Death devours her train.
Vengeance expires; and Britons know
No thought, but mercy for the foe:
Their proudeſt triumph is to ſave
The victim ſtruggling with the wave.
Such deeds may ſwell the britiſh ſoul,
Such blaze in heav'ns recording roll.

When Victory's Lautels all are dead; —
Curtis, that, ſwift, at Miſery's cry,
Did'ſt to the jaws of danger fly,
Soft Mercy's Eden-wreaths ſhall crown thy head!«

Der franzöſiſchen Afterfreyheit zu ſteuern, werden hierauf die freyen Britten ermuntert.

Fables in Verſe; or preſent Life under different forms. London, Murray. 1793. 67 p. 8. Die Seltenheit guter Fabeln in Proſa und Verſen ſcheint doch ein ſtarker Beweis gegen diejenigen zu ſeyn, die ſich einbilden, dieſe Gattung der Poeſie ſey mit geringen Schwierigkeiten verbunden. Die Griechen hatten nur Einen Aeſop, die Römer nur Einen Phädrus, die Franzoſen nur Einen

La Fontaine. Vorzüglich arm aber iſt die engliſche Litteratur an guten Fabeln. Dryden, Gay und Moore ſind faſt die Einzigen, die ganze Sammlungen von Fabeln geſchrieben haben, welche nicht nach kurzer Zeit in die tiefſte Vergeſſenheit gerathen ſind. Der ungenannte Verf. gegenwärtiger Verſuche dürfte ſchwerlich der Vierte werden. Dazu fehlt ihm nicht mehr als alles, lebhafte Phantaſie, Laune, Kunſt der Erzählung u. ſ. w. Eine Probe ſeiner Manier gebe folgende Fabel: S. 65.

The Jay and Skylark.

Pert and ſaucy, vain and proud
A Jay harangue'd the vulgar crowd;
Fine as to feather, full of talk,
No want of confidance could balk
His bold aſſertion ev'ry day
In goſſip on the bank or ſpray;
But all he ſaid, was ſaid before,
His own importance and no more;
Yet ſtrove, as if 't was doing well,
In chattring nonſenſe to excell.
A Skylark, ſinging, croſſ'd te ſquire,
'Who call'd him noiſy thief and liar;
What did he mean by ſuch pretence
To interrupt his manly ſenſe?
Look at my dreſs, my ſplendid ſtate,
That wood, theſe fields are my eſtate;
And here, if you dare ſing again,
Death certainly ſhall cloſe your ſtrain;
Intruſion here I will not bear,
My voice alone commands the air.«

The

The ſkylark frighten'd, cow'erd his wing
And ſaid: I only meant to ſing,
Without deſign t' offend your ſtate,
Whoſe preſence is commending great!
While you was buſy 'mong the trees
I fooliſh thought perhaps to pleaſe.
No more I'll venture, ſtruck with fear,
To touch a note while you are near.
Fine Jay farewell! — here, pardon won,
I'll hence towards the ſetting ſun
Whoſe glories paint yon waving corn,
There rooſt until approach of morn;
And then, beyond your pow'r or ſway,
I'll ſing to hail the riſing day: —
Once more farewell delightful jay!«

Moral. How often is it merits fate
To be ſtruck dumb before the great!
Whoſe whole delight is how t'expreſs
Their riches, equipage and dreſs;
And when they've told you o'er and o'er,
Grin ſelf applauſe to grace the bore «

How to grow rich: a Comedy. As it is performed at the Theatre Royal, Covent-Garden. The ſecond Edition. By *Frederick Reynolds.* 1793. 70 p. 8. Die unnatürliche Verbindung von Geitz und Vergnügungsſucht, die Ausſchweifung und Thorheit in die groſſe Welt eingeführt haben, iſt in dieſem Luſtſpiel mit glücklichem Erfolg zum Gegenſtand des Spottes gewählt. Die Charaktere ſind, einige Flecken und Auswüchſe abgerechnet, natürlich und gut gezeichnet.

The literary Muſeum; or ancient and modern Repoſitory. Comprehending ſcarce and curious Tracts, Poetry, Biography and Criticiſm. 1792. 314 p. 8. Von dem Inhalt dieſes Bandes gehört für unſere Bibliothek: eine kleine Sammlung kurzer Gedichte von Spenſer — Eine Probe einer neuen Ausgabe von Ben Jonſon, die die beyden erſten Akte von Every Man in his humour enthält — Zwey Gedichte — Der König auf dem Lande, aus Heywoods Heinrich IV. — Roſcius Anglicanus oder eine Theatergeſchichte, mit einem Originalbrief von Garrick. Der Werth dieſer Stücke iſt ſehr ungleich, das unterhaltendſte iſt ohnſtreitig das letzte, worin die engliſche Theatergeſchichte von Downes, verſchiedene gute Anekdoten vorkommen. Unter Karl I. waren ſechs öffentliche Schauſpielhäuſer in London, die ſich ſämmtlich bis zum Ausbruch des bürgerlichen Kriegs erhielten. Nach der Wiedereinſetzung Karls II. traten die noch übrigen Glieder jener zerſtreuten Truppen in eine neue zuſammen, die auf einer neuen Bühne in Clavemarket ſpielte. Um das Jahr 1663 erbauten ſie ein neues Haus in Drurylane. Thomas Killigrew erhielt ein Patent vom König und von dieſer Zeit nannte ſich die Truppe His majeſtys Company of Comedians in Drurylane. Der berühmte Tragiker Otway bekam einſt Luſt ein Schauſpieler zu werden. Zur Probe erhielt er von Miſtriß Bhen die Rolle des Königs im Sturm von Shakſpeare; allein das volle Haus machte ihm ſo bange, daß er in Angſtſchweiß ausbrach und kein Wort vorbringen

bringen konnte. Nicht beſſer ging es dem Dichter Nathanael Lee, als er mit der Rolle von Duncan in Macbeth ſeinen erſten Verſuch machen wollte. Sehr genaue Nachrichten von der berühmten Schauſpielerinn Nell Gwyn, Maitreſſe Königs Karls II. Sie war in einer Bettlerherberge geboren, verkaufte Fiſche in den Straßen von London, und ſang in den Bierhäuſern. Ihre angenehme Stimme brachte ſie in das Haus der Mad. Roß, einer berühmten Courtiſane und von da 1667 auf die königl. Bühne. Dryden begünſtigte ſie ſehr, und gab ihr verſchiedene Jahre lang die glänzendſten Rollen in ſeinen Luſtſpielen u. ſ. w.

A philoſophical and critical hiſtory of the fine arts, Painting, Sculpture and Architecture; with occaſional obſervations on the Progreſs of Engraving in its ſeveral branches; deduced from the earlieſt records through every country in which theſe arts have been cheriſhed, to their preſent eſtabliſhment in Great Britain, under the auſpices of his Majeſty King George III. In four Parts. Vol. I. By the Rev. *Robert Authony Bromley*. B. D. Rector of St. Mildred's in the Poultry and Miniſter of Fitzroy Chapel. London. Cadell. 1793. 436 p. 4. Ein prächtiger, lockender Titel und hinter demſelben eine — ſeichte Compilation! Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob der V. dieſer neuen Geſchichte mehr alte Vorurtheile, Träume und Irrthümer, die vor ihm von andern ausgebreitet worden, angenommen

und nachgebetet, oder mehr neue aus dem eignen Vorrath ſeiner ſchiefen und unvollſtändigen Begriffe und Kenntniſſe hinzugefügt hat. Faſt jede Seite des Buchs liefert die deutlichſten Beweiſe, daß es Herrn B. durchaus an Beruf zu einer ſo ſchweren und großen Arbeit fehlte, und daß er die Idee dazu, ſo wie die Ausführung, faſt ganz invita Minerva gefaßt und zu Stande gebracht hat. So ſyſtematiſch er auf den erſten Anblick zu Werke zu gehen ſcheint, und ſo viel Parade er auch mit Methode und Theorie macht, ſo beruht das ganze Gebäude doch auf keinem beſſern Grund, als ſchlecht unterſtützten Vermuthungen und ſtrittigen Autoritäten. Er verwechſelt Wirkung mit Urſache, ſeine Vorderſätze führen zu keinen richtigen Folgerungen, und oft zieht der V. Folgerungen, wo man nicht die mindeſte Spur von Prämiſſen gewahr wird. Unfähig die wahren Grenzlinien zu unterſcheiden, die die Sprache und Poeſie von den plaſtiſchen Künſten trennen; macht er an beyde Forderungen, die ſie nimmermehr erfüllen können, und vernachläßigt das, was ſie wirklich leiſten und zu leiſten vermögen. Unbekannt mit dem vollſtändigen Syſtem, das der Mahlerey die epiſchen, dramatiſchen und hiſtoriſchen Gattungen zutheilt, macht er eine höchſt mangelhafte Eintheilung, wie er ſich ausdrückt, in hiſtoriſche und poetiſche Mahlerey. So iſt ſeine Theorie beſchaffen. Als Geſchichtſchreiber kann er, wenigſtens in dem hier gelieferten Theil ſeines Werks, auf nichts als den Namen eines Compilators Anſpruch machen; ſehr oft iſt er nichts mehr

als

als bloßer Abſchreiber und Ueberſetzer von d'Ancarville und Winkelmann, deren Ideen er noch dazu gewöhnlich auf eine äußerſt verwirrte Art vorbringt, zumahl wenn er den kühnen Conjecturen des Franzoſen in die düſtern Regionen der Urwelt folgt. Seine Nachrichten von den Künſten und Künſtlern aus den blühendſten Perioden ſind höchſt mager. Herr B. vernachläßigt die reichſten Quellen der Belehrungen, die die Zeit uns erhalten hat, ſetzt an die Stelle zuverläßiger Documente das Geſchwätz neuerer Scribler, und giebt uns ſtatt charakteriſtiſcher Beſchreibungen dürre Skelette und Catalogen. Dazu kömmt, daß das Ganze in einem höchſt langweiligen, einſchläfernden Chronikenſtyl geſchrieben iſt, daß es dem Styl ganz an Klarheit und der Sprache ſogar an grammatiſcher Richtigkeit fehlt. Es iſt kaum möglich, ernſthaft zu bleiben, wenn man ſieht, wie ſauer es ſich Herr B. werden läßt, in vier langen Abſchnitten ſeines langen zweyten Kapitels des 1. Th. zu erweiſen: " the advantages of painting in an improved ſtate, over all other modes of writing, in the ſcope, in the force, in the dignity, in the univerſality of inſtruction. "!! Wer kann ſich erwehren zu lächeln, wenn der V. im dritten Kapitel durch Autoritäten der Alten zu erweiſen ſucht, daß the diſplay of moral ſubjects is the pureſt office of painting as a mean of inſtruction? Unſtreitig iſt das Beſte der menſchlichen Geſellſchaft der edelſte Zweck, auf den jede Thätigkeit des Geiſtes losarbeiten kann; allein wer beweiſen will, daß

die Alten in der Wahl ihrer Subjekte für die Mahleren und Bildhauerkunst diesem Grundsatz wirklich gefolgt wären, der kennt entweder die wahre Beschaffenheit der Sache nicht, oder entstellt sie absichtlich. Man nehme nur die Menge alter Kunstwerke, die von denen noch übrig sind, deren Daseyn wir aus den Werken eines Plinius, Pausanias ꝛc. kennen, und sehe, wie außer allem Verhältniß die Zahl derer, die auf irgend eine Weise eine moralische Idee ausdrücken, zu der ungleich größern Zahl derer steht, die blos die Absicht haben, einen angenehmen Eindruck auf die Sinne zu machen, oder durch die Vortreflichkeit der Ausführung Bewunderung zu erregen. Es ist lächerlich, den Künsten einen Einfluß zuzuschreiben, den sie nimmermehr haben können. Ihr moralischer Nutzen ist höchstens zufällig und negativ. Ihr größter Ruhm besteht darin, daß sie Nationen, denen Luxus so unentbehrlich worden ist, als die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, ja fast so unentbehrlich als das Leben selbst, und bey welchen allein sie sich zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit erheben können, den allerunschuldigsten Zeitvertreib gewähren. Im 4ten Kap. „on the Qualifications essential in the constitution of moral painting“ kömmt unter tausend andern, bunt durch einander geworfenen Dingen, auch eine Entschuldigung der schlüpfrigen Gemälde der Caracciischen Schule vor, die der V. mit der rohen Natur Homers und den Grotesken Michael Angelos vergleicht. Jene waren, wie uns Herr B. versichert, the mere re-

crea-

creations of genius. In art, as in every other part of wisdom *dulce eſt deſipere in loco.* So Annibal Carrach thought and acted: and we ſhould rejoice to poſſeſs the volume of deſigns in that way which was left by him, and came afterwards into the hands of the prince of Neroli.“ Der Ruhm von Annibal Caracci gründet ſich wie bekannt vorzüglich auf die Gemälde der Gallerie im Pallaſt Farneſe; und wer weiß nicht, was die Süjets derſelben ſind? Wollte man nun auch dem Künſtler verzeihen, daß er die Stärke und den Zauber ſeines Genies an Allegorien auf die Allmacht der Liebe verſchwendete; wollte man nun auch das Deſipere in loco gelten laſſen, ſo wäre Caracci damit noch wenig gerechtfertigt. War denn der Pallaſt eines Cardinals ein ſolcher locus? — Herr B. ſchreibt Carrach; warum? Er verſichert, aber ohne Beweiß, der wahre Name von Giuſeppe Ceſari, gewöhnlich der Cavaliere d'Arpino genannt, ſey Joſeph Pin, und er wäre aus Neapel gebürtig geweſen, da doch Baglione, ſein Zeitgenoſſe und Biograph, ausdrücklich ſagt: Gioſeppino nato d'un pintore d'Arpino. Doch das ſind Kleinigkeiten bey einem Schriftſteller der von der Verſchiedenheit „der Quartausgabe der Herkulaniſchen Alterthümer“ und einer „prächtigern (a grander one) in der Bibliothek des Königs von Neapel“ ſpricht — den Lucian citirt in the celebrated *paſſage* de Imaginibus — Paul Lomazzo als einen Gewährsmann der mahleriſchen Kenntniſſe der Söhne Seths anführt — Δημον mit Δαιμονα ver-

verwechſelt — Apelles atramentum für einen Firniß hält u. ſ. w.

Picturesque Views of the River Thames, from its ſource in Glouceſterſhire to the Nore; with obſervations on the public buildings and other works of art in its Vicinity. In two Volumes. By *Samuel Ireland*, Author of a picturesque Tour through Holland, Brabant and Part of France. 2 Vol. 1793. gr. 8. jeder Band gegen 230 S. u. 53 Kupfer. Die günſtige Aufnahme, welche das auf dem Titel erwähnte (auch von uns in der Bibl. d. ſ. W. 44. B. S. 302. und 54. B. S. 304. angezeigte) Werk fand, ermunterte den V. auf ſeinem Wege weiter zu gehen, und auf gleiche Weiſe der Welt einen Theil der Natur- und Kunſtſchönheiten ſeines Vaterlandes vorzulegen. Mit Recht nennt Herr J. die Themſe: A ſcene of induſtry and a ſource of opulence, to which the Engliſh owe ſo much both inconvenience, ſalubrity, and every relative bleſſing that can add to the greatneſs of the firſt commercial city in the world. — Indeed (fährt er fort) it is rather matter of ſurprize, amidſt the numerous publications on the ſubject of picturesqne ſcenery, which have lately employed the pen and pencil of our writers and artiſts, that ſo leading and capital a feature in landſcape ſhould not have caught the eye, and have preoccupied the powers of ſome one, perhaps better ſkilled in deſcription, though not leſs ardent in admiration of its picturesque beauties. In illuſtrating the preſent purſuit, the bridges are certainly the principal objects,

and

and from their number will naturally exclude that variety of ſcenery, which would otherwiſe more fully have diverſified the ſubject. Such other views however as are introduced, have been ſelected as the beſt ſuited to characterize the face of the country. They are all from the pencil of the author (except the view of Straw-berry-hill which is from a drawing given to him 7 or 8 years ago, by his late valvable friend Francis Groſe): the principal part of them were taken in the ſumme of 1790; the others from ſketches, made ſeveral years ſince, when the idea of this work firſt ſuggeſted itſelf, in conſequent of frequent excurſions on this noble river... The engravings are executed by the ſame artiſt who was engaged in the former work, and the writer flatters himſelf equally merit a claim to the public approbation. The figure of Thames, at the entrance to Sommerſet-place, which was modelled by Thomas Banks Eſq. R. A. is a work of ſuch ſuperior excellence, as to render any apology for its introduction here, as a frontiſpiece, unneceſſary.«

Die Beſchreibungen der geſchilderten Gegenſtände und die hiſtoriſchen Nachrichten ſind, eben ſo wie bey jenem oben genannten Werke, nicht ſehr hervorſtechend oder wichtig, die Kupfer aber ſind mit Geſchmack gezeichnet und ausgeführt.

Poems; by *Nathan Drake*, M. D. London Johnſon. 1793. 101 p. 4. Der Verf. dieſer Sammlung von Gedichten iſt unſtreitig ein Mann von wahrem poetiſchen Talent, das nur noch ſehr wenig ausgebildet iſt. Große Schönheiten ſind mit großen Fehlern gepaart: die Phantaſie des

Dichters iſt feurig, aber im Ausdruck ſeiner Ideen zeigt ſich noch ſehr die unſichere Hand des Anfängers. Der Eindruck mancher ſchönen und kräftigen Stelle wird durch die Nähe anderer, die matt, ſchwach und höchſt uncorrect ſind, geſchwächt, oft ganz vernichtet. Das ſchönſte Stück der ganzen Sammlung, das zugleich den poetiſchen Beruf des V. außer Streit ſetzt, iſt folgende

Ode to Superſtition.

Saw ye that dreadful ſhape? heard ye the ſcream
That ſtruck my tremhling ſoul?
E'en now, e'en now, where yon blue lightnings gleam
Dread forms of horror ſcowl —
I know thee, Superſtition, fiend whoſe gloom
Deluſive clouds the mind,
Demon accurſt! from nature's hideous womb
Of foul miſhapen kind,
Of ghaſtly fear, and darkeſt midnight born,
Far in a blaſted dale,
'Mid Laplands woods, and noiſome waſtes forlorn
Where lurid hags the moon's palid orbit hail:
In the drear depth of whoſe gigantic ſhade,
The ſtream of infant blood
Damps the blue flame, and o'er th' unhallowed glade
Hell's murky vapour breathes the conſcious wood.
With hollow ſhriek and boding cry,
Round the wither'd witches Rie
Or their uncouth features dire,
Gleams the pale and livid fire;

The

The charm begins, now ariſe
Shadows foul, and piercing cries,
Storm and tempeſt loud aſſail,
Beating wind and rattling hail;
Thus within th' infernal wood,
Dance they round the bubbling blood,
Till ſudden from the wondring eye
Upborne on harpy wing they fly,
Where, o'er the rude inhoſpitable wild,
Mid the lightning's arrowy glare,
Or at the balmy cloſe of evening mild,
They're ſeen to glide athwart th' affrighted air.
Hence from my boſom, thy dread workings hence!
In the deep ſilent hour
Thy terrors, brooding o'er each active ſenſe,
Their with'ring viſions pour!
Then riſe ſtrange ſpectres to the pilgrims view,
With horrid lifeleſs ſtare,
And gliding float upon the noxious dew,
And howling rend the air.
Oft near yon leaf-clad ſolitary fane
While morn yet claſps the night,
Some ghoſt is heard to ſound his clanking chain,
Beheld mid moon-beam pale and dead to ſight:
Nor leſs unfrequent the lone traveller hears
The ſullen ſounding bell,
And the dim-lighted tow'r awakes to fears
Of haunted manſion, brake, or darkling dell.
Haſte thee, Superſtition, fly!
Periſh this thy ſorcery!
Why in theſe gorgon terrors clad,
But to affright, afflict the bad,
'Tis thee, o Goddeſs! thee I hail,

Of

Of Heſper born and Cynthia pale,
Thaut wot the ſame rude name to bear,
Yet gentle all and void of fear;
O come, in fancy's garb array'd,
In all her lovely forms diſplay'd,
And o'er the poets melting ſoul,
Bid the warm tide of rapture roll
To dying muſic, warbling gales,
Mid moonlight ſcenes and woody vales,
Where elves, and fays, and ſprites diſport
And nightly keep their feſtive court;
There, mid the pearly flood of light,
In tinctſ cerulean richly dight,
Light-ſporting o'er the trembling green,
Glance they quick thro' the magic ſcene,
And from the ſparkling moſs receive,
Shed by the fragrant hand of eve,
The ſilent dew of matchleſs pow'r,
To guard from harm at midnight hour
The lonely wight, who loſt, from far,
Views not one friendly guiding ſtar,
Or one kind lowly cottage door,
To point his track acroſs the moor,
Whilſt the ſtorm howling tells his mind,
Some ſpirit rides the northern wind,
And, plaining mourns his cruel doom,
On tempeſt hurld, and wintry gloom;
Oft too, along the vales at eve,
Shall ſprites the ſongs of gladneſs weave,
With many a ſweet and varied flight,
Soft warbling hymn the ſetting light
Heard far th' echoing hills among,
Whilſt chaunting wild their heav'nly ſong,

Till

Till loſt in other dies away,
The laſt, long, faint and murm'ring lay; —
Theſe on the lonely bard attend,
With him the mountains ſide aſcend,
Or in the valley's lowly plain,
Rapturous breathe the melting ſtrain;
Theſe lift his ſoul beyond her clime,
To daring flights of thougt ſublime,
Where, warmd by fancy's brighteſt fire,
He boldly ſweeps the ſounding lyre:
Come then, with wild flowrs, come array'd,
O Superſtition magic maid!
And welcome then, ſuggeſting pow'r!
At evening cloſe, or midnight hour.

XII.

Franzöſiſche Litteratur.

La Mort de Baſſeville ou la Conjuration de Pie VI. dévoilée, ſuivie d'un précis hiſtotique ſur Amadée VIII. et d'un poëme intitulé: Le Pape malgré lui. Par *Dorat Cubieres.* Paris 1793. 100 p. 8. Selbſt die politiſchen Geſchäfte und Händel, in welche dieſer unermüdliche Dichter, wie bekannt, jetzt verwikkelt iſt, hindern ihn nicht, ein Gedicht nach dem andern in die Welt zu ſchicken. Man erinnert ſich noch der Umſtände des von dem römiſchen Pöbel

an

an dem unvorsichtigen und übermüthigen Baßeville *) verübten Mordes, der hier mit der größten Ausführlichkeit, und, wie man denken kann, mit den schwärzesten Farben geschildert wird. D. C. nimmt an, ein Schüler des berühmten Mahler Davids sey Augenzeuge dieses tragischen Vorfalls gewesen, und theile hier seinem Lehrer eine genaue Geschichte des 13. Januars mit. Schon diese Fiction läßt keinen regelmäßigen Plan erwarten, und wirklich findet man diesen auch nicht. Baßevilles Tod wird gleichsam nur wie eine Episode behandelt. Den größten Theil der Erzählung nimmt die Beschreibung der Plünderung und Zerstörung der französischen Akademie und der Verfolgungen und Mishandlungen ein, die die jungen französischen Künstler bey dieser Gelegenheit erlitten. Die Thatsachen sind nicht in gehöriger Ordnung aufgestellt, man erstaunt, gegen das Ende Details zu finden, die gleich am Eingang ihre Stelle hätten finden sollen. Die Idee zu dem angehängten kleinen Gedicht ist einfach und doch äußerst abentheuerlich. Das Basler Concilium sucht den Amadeus in seinem Schloß Ripaille, wo er sich in das dortige berühmte Carthenserkloster zurückgezogen hatte, auf, und bietet ihm die dreyfache Krone an, die er auch unter Bedingungen annimmt, wie sie vor ihm noch kein

*) Er hat sich einige Jahre in Deutschland aufgehalten, wo er drey junge Nord-Amerikaner als Hofmeister führte, und weder zu Leipzig noch Wien einen guten Ruf hinter sich gelassen. A. d. H.

kein Pabſt gemacht hatte. Hier iſt eine Stelle zur Probe:

Les moines de Ripaille, amans des voluptés,
N'avoient fui le ſejour des bruyantes cités,
Que pour mieux aſſouvir l'appétit indomptable,
Qui du lit les chaſſoit, qui les ſuivoit à table;
Et d'un jeûne éternel les pieuſes rigueurs
Ne les faiſoient jamais pâlir dans les langueurs.
Du beau lac de Geneve, où les truites jaſpées,
S'egayoient ſous les yeux des humides Napées,
Des filets à la main, ils parcouroient les bords,
Et ne tentoient jamais d'inutiles efforts.
Les plaiſirs et les jeux filoient leur deſtinée:
Ils dormoient bravement la graſſe matinée;
Et le ſoir, ils chantoient, reveillés par Bacchus,
Des jolis airs à boire, en guiſe d'oremus.
Ne croyez point, amis, qu' outrageant la nature,
Un cilice cruel leur ſervit de ceinture:
C'étoit des lacs d'amour tiſſus par Cupidon,
Qui chez eux de François remplaçoient le cordon.
Un ſeul point leur manquoit; et je ſerois ſincere,
Ce point, à mon avis, eſt le plus néceſſaire:
Ils n'avoient point de femme: une frivole peur
A l'amour du beau ſexe avoit fermé le leur;
Ils brûloient en ſecret de lui rendre les armes;
Et tout en l'adorant, ils redoutoient ſes charmes.
Qu'ils devoient être à plaindre! Ah! loin de la beauté,
L'homme peut-il prétendre à la felicité?
C'eſt elle qui des jeux, qui des amours ſuivie
Répand à pleines mains des roſes ſur la vie;
Elle qui de nos jours embellit les inſtans,

Qui

Qui fait dans l'hiver même éclore un doux printems,
Et qui charme les coeurs en dérangeant les têtes.
Vainement du Ripaille on nous vante les fêtes,
Et mon héros en vain y trouvoit mille appas:
Ses divertiſſemens, ſes éternels répas,
Je les aurois donnés, et l'on en ſent la cauſe,
Pour un baiſer cueilli ſur deux levres de roſe — —

Voyage dans les departemens de la France, par une ſociété d'artiſtes et gens-de-lettres. Enrichi de tableaux geographiques et d'eſtampes. Paris chez Brion. 1792. Wir erwähnen dieſes Werks hier blos wegen der Kupfer, die ſehr ſauber und gut gearbeitet ſind, und ſchöne Gegenden, auszeichnende Trachten u. d. g. vorſtellen.

L'Amant timide, Comedie en 3 actes. en proſe. Par B. Frere de Cherenſi. Londre 1793. 73 p. 8. Die Arbeit eines franzöſiſchen, jetzt in London lebenden, Emigranten. Der Charakter eines furchtſamen Liebhabers, Lindor, ſteht in ſchneidendem Contraſt mit dem Charakter Valers eines unverſchämten, ſchlechtdenkenden und gewiſſenloſen Gecken, deſſen ungewöhnliche Schlechtigkeit nur durch die überſchwenglichen Begriffe von dem Werth ſeiner eignen frivolen Talente übertroffen wird. Dieſer Valer iſt der Haupthelb des Stücks, wie er es ſchon von tauſend ältern Stükken geweſen iſt. Uebrigens iſt die Oekonomie und der Styl nicht ohne Verdienſt, aber an Druckfehlern iſt es noch reicher, als ohnehin franzöſiſche in England gedruckte Bücher gewöhnlich zu ſeyn pflegen.

Les

Les Eclogues de Virgile, traduction nouvelle en vers. Paris 1793. 8. Die Sprache in dieser neuen Uebersetzung ist ziemlich natürlich und ungesucht, dabey aber auch höchst schwach und auf eine zurückstoßende Weise matt und prosaisch. Man vergleiche die meisterhafte Stelle bey Virgil:

Fortunate senex, ergo tua rura manebunt etc.

mit folgenden Versen, und man wird finden, daß der Uebersetzer ihren eigenthümlichen Reiz entweder nicht fühlte, oder doch nicht auszudrücken vermochte:

O fortuné vieillard, ils vous restent du moins
Ces champs dont le produit égale vos besoins!
Quoique des rochers nus, que d'impurs marécages,
Qu'un jonc partout semé couvre ces pâturages,
Vos vaches cependant mettront bas en ces lieux,
Et vous ne craindrez point d'abord contagieux.
Sur ces fleuves connus, au bord de ces fontaines,
Respirent les zephirs et ses douces haleines.
Heureux vieillard, ici de ces termes prochains,
Qui separent vos champs des champs de vos voisins,
Sur les saules en fleur, qu'un leger souffle agite,
La bourdonnante abeille au sommeil vous invite.
Là, dans les feux du jour, seul sur des roc déserts,
L'émondeur de sa voix fait retentir les airs;
Tandis que vos ramiers, vos jeunes tourterelles
Font gémir l'orme ému de leurs plaintes fidelles.

Greßet bleibt auch weit hinter dem Original, allein welch ein ganz anderer Geist herrscht doch in seinen Versen:

Ainſi donc, cher Tytire, exempt de nos miſeres,
Vous finirez vos jours aux foyers de vos peres,
Vos troupeaux reſpectés du barbare vainqueur,
Demeureront ici ſous leur premier paſteur:
Ils ne ſortiront point de ces gras pâturages
Pour périr de langueur dans des terres ſauvages.
Vos abeilles encore, au retour du matin,
Picoteront la fleure des ſaules et du thin.
Nos champs abandonnés vont reſter inutiles;
Les vôtres, par vos ſoins, ſeront toujours fertiles.
Vous pourrez encor voir ces bocages chéris,
Ces gracieux lointains, ces rivages fleuris.
Les amoureux ſoupirs des roſſignols fidelles,
Les doux gémiſſemens des tendres tourterelles,
Vous livreront encore aux douceurs du ſommeil,
Dans ces antres fermés aux régards du ſoleil...

Wir geben noch eine Probe aus der zweyten Ekloge.

Deſpectus tibi ſum, nec qui ſim quaeris, Alexi etc.

Die Ueberſetzung des Ungenannten von dieſen ſchönen Verſen iſt nicht nur wäßrig, ſondern auch nicht einmal von grammaticaliſchen Fehlern frey:

Tu me déteſte, ingrat: et ſais-tu qui je ſuis,
Combien de flots de lait, combien *j'ai* de brebis?
Par milliers mes agneaux paiſſent dans la Sicile,
L'été comme l'hiver *donnent* un lait *utile*.
Je ſais même les airs que chantoit Amphion
Quand ſes troupeaux, le ſoir, *rentroient de l'Aſteon*.
Eh! ſerois-je difforme? Alexis, non ſans doute.
Je me vis l'autre jour dans le miroir des flots.
S'ils ne ſont point trompeurs, Corydon ne redoute
Ni l'aimable Daphnis, ni des bergers plus beaux....

Le Vendangeur, poëme de *Tansillo*, traduit pour la premiere fois en françois par *Grainville*. Paris 1793. 8. Das Motto dieser Uebersetzung ist: La mere en prescrira la lecture à sa fille; aber nie ist wohl ein Motto unpassender gewesen, als dieses hier. Nur eine böse oder ganz gedankenlose Mutter könnte ihren Töchtern wissentlich die Lectüre dieses Gedichtes verstatten. Die Einwohner von Nola, einer Stadt im Königreich Neapel, dem Geburtsort des Dichters Luigi Tansillo, misbrauchten zur Weinlese das, was Horaz libertas Decembris nennt. Sie überließen sich der Trunkenheit und allen Ausschweifungen, beleidigten die Ohren des weiblichen Geschlechts durch die ärgsten Zweydeutigkeiten, und ließen es oft nicht einmal dabey bewenden. Tansillo, der sich frühzeitig den Ruf eines treflichen Dichters erworben hatte, bekam den Einfall, ein kleines Gedicht unter dem Titel: Il Vendemiatore zu verfertigen, worin er ein Gemälde der Vergnügungen und Ausschweifungen entwarf, denen man sich zur Zeit der Weinlese in dem Gebiet von Nola überließ. Die Inquisition setzte sogleich seine sämmtlichen Gedichte in den Index. Tansillo, der seinen Fehler einigermaaßen gut zu machen suchte, machte ein anderes Gedicht: Le Lagrime di S. Pietro, (die Thränen des heil. Petrus) das in der Folge von Malesherbes in das Französische und von Juan Gedendo und Dam. Alvarez in das Spanische übersetzt wurde. Der Pabst Paul IV. dem Tansillo diese letztere Arbeit mit einer Bittschrift über-

gab, das über ſeine Gedichte ausgeſprochene Anathema zurückzunehmen, ließ ſie auch, bis auf den Vendemiatore, wieder im Index ausſtreichen. Taſſillo verfertigte hierauf noch Luſtſpiele, Sonnette, Stanzen, Lieder u. ſ. w. aber im Ganzen werden ſeine poetiſchen Arbeiten ſehr durch Concetti, falſche und froſtige Gedanken ꝛc. entſtellt. Sein Winzer iſt eine anziehende, vortreflich durchgeführte Allegorie; gleichwohl iſt es ein Produkt, das die Imagination erhitzt, ohne weder für Herz noch für Geiſt etwas nützliches zu enthalten.

Epitre aux livres, que j'aime le plus. Par *Berenger*. Dieſe Epiſtel hat mehrere ſehr wohlgerathene Stellen. Hier iſt der Schluß derſelben:

Les voilà ces amis, dont mon coeur a fait choix;
Le charme utile et doux de leur féconde voix
Seme mes jours heureux de fleurs toujours nouvelles,
Leur éleve aujourdhui couronne ſes modeles.
Cet hommage pour eux n'a rien de bien flatteur,
Je le ſais, mais qu' importe, il ſatisfait mon coeur.
Qu'un autre aux bois du Pinde exerce la Satyre,
Ma plume aime à louer, quand mon eſprit admire.
Malheur au ſiècle ingrat, qui, jaloux des vivans,
Ne prodigue qu' aux morts un glorieux encens.
En chantant les héros, on nous excite à l'être,
Encourageons les arts, et les arts vont rénaître...

Nouveau Siècle de Louis XIV. où poèſies. anecdotes du regne et de la cour de ce Prince, avec des notes hiſtoriques et des éclairciſſemens

ciſſemens. Paris 1793. 4 Vol. 8. Sehr richtig hat ſchon Leſſing bemerkt, daß Gaſſenhauer, Lieder, Sinngedichte, flüchtige Poeſien ꝛc. oft unter die glaubwürdigſten Documente der franzöſiſchen Geſchichte gehören. Gegenwärtige Sammlung kann daher dem Geſchichtforſcher nichts weniger als gleichgültig ſeyn: doch von dieſer Seite betrachten wir ſie hier nicht. Wir zeigen ſie in dieſer Bibliothek an, weil ſie, freylich unter einer Menge in poetiſcher Rückſicht ganz unbedeutender Reime, doch auch manches ſehr witzige und geiſtreiche Gedichtchen enthält, das wenig oder gar nicht bekannt iſt, und das Leſern von dem feinſten Geſchmack Vergnügen machen kann. Nur Eine kleine Probe. Der große Condé amuſirte ſich in ſeinem Gefängniß zu Vincennes mit der Aurikelnzucht. Die berühmte Scudery fand eine Menge dieſer Blumen in ſeinem Zimmer und machte darauf folgendes Impromptu:

En voyant ces oeillets, qu' un illuſtre guerrier
Arroſa d'une main qui gagna des batailles,
Souviens-toi qu' Apollon bâtiſſoit des murailles,
Et ne t'étonne pas que Mars ſoit jardinier.

Was hier und da wenigſtens ein Individuum ſich ſchon unter Ludwig XIV. erfrechte, beweißt folgendes Couplet, das den Franzoſen geradezu räth, dem Beyſpiel der Engländer zu folgen, und die Bourbons zu verjagen, wie jene die Stuarts verjagten:

Le grand père eſt un fanfaron,
Le fils un imbécille,
Le petit fils un grand poltron,
Oh! la belle famille!

Que je vous plains, pauvres François,
Soumis a cet Empire !
Faites comme ont fait les Anglois,
C'eſt aſſez vous en dire.

La Mort d'Abel, tragédie en 3 actes et en vers par *le Gouvé*. Paris 1793. avec fig. Dieſes Trauerſpiel, die Arbeit eines jungen Mannes, hat bey der Vorſtellung ungewöhnlichen Beyfall erhalten. Die dramatiſche Behandlung des Sujets, das vielleicht überhaupt nicht das glücklichſte für die Bühne iſt, hat große Schwierigkeit, allein wenigſtens ein Theil derſelben iſt hier auf eine geſchickte Art überwunden. Geßners Tod Abel iſt von Gouve benutzt, und meiſtens mit Geſchmack und Beurtheilungskraft. Die Handlung iſt bey ihm noch einfacher, als bey dem epiſchen Dichter, die Verwickelung und Auflöſung ſo natürlich und ungeſucht als möglich; die einzelnen Szenen ſind gut verbunden und mit jeder ſteigt das Intereſſe. Der Styl iſt kräftig, voll Eleganz und Harmonie — kurz das Ganze iſt eines der beſten Trauerſpiele, die ſeit mehrern Jahren auf die franzöſiſche Bühne gekommen ſind. Da der Raum uns keine ausführliche Zergliederung verſtattet, ſo dürften doch ein paar kurze Proben unſern Leſern nicht unwillkommen ſeyn. Zuerſt ein Monolog Kains aus dem zweyten Akt, 1. Sz. (Man vergleiche damit Geßners Tod Abels 3. Geſ. die Stelle: „Ruhe, ungeſtörte Ruhe in der Seele — wie kann das ich? u. ſ. w.) "

Travailler et haïr, voilà donc mon partage ;
Courbé dès le matin ſur ce penible ouvrage,
De mes ſeules ſueurs dont il eſt inondé,

Ce

Ce ſtérile ſillon ſemble être fecondé.
Le poids de la chaleur m'accable et me dévore:
Que fait en ce moment cet Abel qu' on adore?
Tranquille il goûte à l'ombre un indolent repos,
Ou fredonne des airs auprès de ſes troupeaux.
Cependant quand le ſoir au ſein de nos demeures,
Du ſommeil qui me fuit ramenera les heures,
Abel ſera comblé de cent marques d'amour:
Et moi, qui pour les miens travaille tout le jour,
J'irai, ſous ces tranſports qu' à lui ſeul on prodigue,
De mes membres laſſés repoſer la fatigue;
Voilà, voilà le prix des efforts de mon bras!
Tu travailles, Cain, pour nourrir des ingrats..

— — — — — —

Et moi, mortel crée dans un jour de colere,
Haï de Dieu, haï de ma famille entiére,
Malheureux de l'amour à mon frere accordé,
Toujours de noirs penſées et d'ennuis obſedé,
Regrettant le néant, maudiſſant ma naiſſance;
Fatigué du fardeau de ma triſte exiſtence,
N'obtenant qu' avec peine un ſommeil douloureux,
Et l'achetant encor par des ſonges affreux,
Enfin, réduit ſans ceſſe à ce malheur extreme,
D'abhorrer la nature, et les miens et moi même,
Mes jours, mes ſombres jours, à gemir occupés,
M'apportent des enfers les maux anticipés.
Voilà, trop foible Adam, ton ouvrage funeſte!
Si tu n'avois trahi la volonté céleſte,
Tous tes enfans vivroient ſous un ciel enchanté,
Dans la paix, l'innocence et la fécilité.
Mais je crois que toujours j'abhorrerai mon frere..
J'abhorre le Dieu même à qui ce frere a plu.

Je ne l'ai point prié, je l'euſſe envain voulu.
Trop certain que jamais mon malheur ne le touche,
La prière eut ſoudain expiré dans ma bouche.
Quel jour! Que cet éclat importune mes yeux!
O réveil de la terre, ô ſoleil radieux,
Qui revets l'univers de ta ſplendeur céleſté,
Le foible Abel t'admire et moi je te déteſté,
Le ſombre horreur des nuits plait mieux à mes chagrins...

Dritter Akt. Kain hat ſeinen Bruder erſchlagen; blutend liegt er zu ſeinen Füßen. Reue ergreift ihn, er fällt auf ihn, und ſucht ihn ins Leben zurückzubringen. Verzweiflung folgt auf dieſe vergebliche Bemühung:

Ah, j'entends dans mon ame une voix me maudire.
Je ſens là des tourmens... le remords me déchire.
Dieu lui-même l'attache à ce ſein dévoré...
Un frere eſt un ami donné par la nature,
Je n'en ai plus; je n'ai que l'horreur et l'effroi
D'être ſeul dans le monde avec mon crime et moi.
Miſerable! et par moi la terre épouvantée
A bu le premier ſang dont elle eſt humectée!
Et par le coup affreux dont j'ai rougi ma main,
J'ai du meurtre aux mortels enſeigné le chemin..

Adam und ſeine ganze Familie kommen zu dem ſchrecklichen Schauſpiel. Adam ruft im bitterſten Schmerz:

L'aſſaſſin eſt mon fils! Ce cadavre inſenſible,
Il eſt encor mon fils..,

Man hört den Donner rollen. Feurige Wolken verhüllen die Szene. Die Stimme Gottes läßt ſich hören:

Dieu.

Dieu.

Caïn !

Caïn.

J'entends mon nom!

Dieu.

Qu' as-tu fait de ton frere?

Caïn.

Tout va prendre une voix pour me le demander.

Dieu.

Abel! Qu'en as-tu fait?

Caïn.

Devois-je le garder!

Dieu.

Eh! quel eſt donc ce ſang qu' a verſé ta furie?

Caïn.

Je ne ſais.

Dieu.

Juſqu' à moi ce ſang ſ'éleve et crie.
Caïn, entends l'arrêt du premier aſſaſſin.
Toujours tu croiras voir expirer ſous ta main
Ton frere, qu' a frappé ta haine criminelle.
Tes membres frémiront d'une horreur éternelle.
De deſerts en deſerts tu vas porter tes pas,
Ma malediction ne te quittera pas.
Des traits de ſang écrits ſur ton front homicide
Diront à tous les yeux: voilà le fratricide;
Et les mortels fuiront, à ta vuë effrayés,
Loin du ſentier maudit, ou poſeront tes pieds.

IOHANN GOTTLOB IMMANVEL BREITKOPF.

SCHRIFTGIESSER. BVCHDRVCKER BVCHHAENDLER.

MITGLIED DER OEKONOMISCHEN GESELLSCHAFT ZV LEIPZIG.

WIEDERHERSTELLER
DES GVTEN GESCHMACKS DER DRVCKKVNST
IN DEVTSCHLAND.

ERFINDER DES NOTEN- LANDCHARTEN- WIE AVCH DES CHINESISCHEN DRVCKS MIT BEWEGLICHEN LETTERN.

BEFOERDERER IEDER KVNST VND WISSENSCHAFT.

GELEHRTER. KENNER DER GESCHICHTE.

BESONDERS SEINES VATERLANDES.

GESCHICHTSCHREIBER SEINER KVNST.

WEISER VND MENSCHENFREVND.

ERFINDERISCH. VMGAENGLICH. THAETIG.

IM LEBEN

FREVND SEINER KINDER. VATER DER SEINIGEN.

GEBOREN D. XXIII. NOVEMBER CIↃIↃCCXVIII.

STARB D. XXVIII. IANVAR CIↃIↃCCXCIII.

RVHE SEINER ASCHE!

Inhalt.

Erſtes Stück.

I. Nachleſe einiger artiſtiſchen Nachrichten aus Niederſachſen, nebſt kritiſchen Bemerkungen, beſonders über das Grothiſche Verzeichniß der Herzogl. Schweriniſchen Gemäldeſammlung; von dem Hrn. v. Ramdohr S. 3

II. Welche Vorzüge hat das bürgerliche Trauerſpiel vor dem heroiſchen Trauerſpiel und vor dem Luſtſpiel? Und welches ſind die ihm ausſchlüßlich zukommenden Eigenſchaften? Eine zu Mantua gekrönte Preißſchrift des Abbe J. Valdaſtri, in einer gedrängten Ueberſetzung . 26

III. Muſenalmanach auf das Jahr 1794. herausgegeben von Hrn. Prof. Bürger zu Göttingen 116

IV. Biographiſche Nachrichten:
von dem franzöſiſchen Theaterdichter Favart 132
Herrn Lemierre 137

V. Engliſche Litteratur:
Hogarth illuſtrated, by *I. Ireland* 141
The botanic Garden, a Poem (von D. Darwies) 146
Deſcriptive Sketches, in Verſe by *W. Wordsworth* 149
An Evening Walk, an Epiſtle in verſe von demſelben 151

Verſe,

Verſes on the beneficial Effects of Inoculation, by *W. Lipscomb* S. 152
Original Poems on various Occaſions by a Lady (durchgeſehn von W. Cowper) 153
The Brunswick Laurel, a Poem (ſatyriſchen Inhalts) 153
Anti-Gallimania, an Heroi-comic Poem 154
A poetical Epiſtle to the Britiſh Incendiaries, by *I. Slow* 155
The Triumph of Freedom anticipated; a Poem addreſſed to the people of England 155
Innovation, a Poem by *G. L. Schoen* 156
An Elegy, ſuppoſed to be written in the place de la Revolution after the Murder of Louis XVI. by *I. Clay* 156
Modern Manners, a Poem in 2 Cantos by Horace Juvenal 157
An addreſs in verſe to the Author etc. (Herrn J. Courtenay wegen eines Gedichtes zum Lobe der franz. Revolution) 159
A Poem on the late tragic Event of the french Kings death etc. 160
Every One has his Fault, a Comedy in 5 a. by Mrs. *Inchbald* 161
A Discourſe delivered to the Students of the Royal-Academy (der Malerey. Von Herrn Weſt.) 161
An epiſtolary Poem; ſuppoſed to be written by Lord *W. Ruſſel* to Lord *W. Cavendiſh* etc. 166
Stone Henge; a Poem inſcr. to *Edw. Jerningham* 167
Topſy-Turvy (ein burleskes Gedicht auf den franz. Convent) 169

Succeſſion; a poetical-ſatirical-panegyrical Poem, by *Churchil* minor. S. 170
A Friend to Old England; by *Eto: Eyre* 170
A Selection of Hymns and Meditations (des heil. Auguſtinus) 170
Ad Anglos. Ode gratulatoria (von einem franz. Emigrirten) 171
The Carthuſian Friar; or the age of chivalery. A Tragedy in 5 a. by a female Refugee 172
Iphigenia in Tauris. (Das Trauerſpiel des Hrn. v. Göthe gleiches Namens in engliſche Verſe übergetragen.) 173
The firſt Book of the Iliad of Homer, rendered into Engliſh Verſe. Being a ſpecimen of a new Transl. of that Poet 176
Superſtition; a moral Eſſay by *Thom. Prall* 177
Disquiſitions metaphyſical and literary by *F. Sayers* 178
The Iriſhman in London, a Farce in 2 a. by *W. Macready* 181
Miscellanies in Proſe and Verſe 181
A hiſtorical and picturesque Deſcription of the County of Nice. 182

VI. Franzöſiſche Litteratur.

Hudibras, poëme écrit dans le tems des troubles d'Angleterre et traduit en vers français 182
Les Nuits d'*Young*, et les aventures de Télemaque par *Fénelon*, miſes en vers par *I. E. Hardouin* 189

Zweytes Stück.

VII. Gotthold Ephraim Lessings Leben; herausgegeben von seinem Bruder K. G. Lessing S. 195

VIII. Fortsetzung und Beschluß des kritischen Auszugs aus dem Werke des Hrn. v. Ramdohr: Charis; oder: über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten 234

IX. Kunstnachrichten:

Aus Italien 287
Paris. Neues Theater daselbst 288
Decret des Convents zur Verfertigung einer colossalischen Statua das französische Volk vorstellend 293
Musikreform in Frankreich 295

X. Vermischte Nachrichten.

a) Deutsche Litteratur:

Heydenreichs Gedichte. 296
Neu aufgefundene Gedichte Ossians, a. d. E. 297
Giesecke's Uebersicht der deutschen Poesie, seit 1780. erster Theil A — C. 301
Ländliche Natur, nach Marnezia von J. G. Grohmann, Nebst einer Abhandlung von Heydenreich 304
Gedichte von Chr. Aug. Struve 311
Phantasien der Liebe 312
Dichtungen eines guten Mädchens 313
Vermischte Aufsätze in Poesie und Prosa für Damen, von Sophia Eleonore v. Korzfleisch 313

Gedichte

Gedichte von Georg Ernſt Schink S. 314
Blankenburgs neue Ausgabe von Sulzers Theorie der ſch. K. 3r Th. 318
Horaz Oden, metriſch überſetzt von Jac. Friedr. Schmidt 319
Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags 323
Poetiſche Epiſtel eines Sanscülotten in Berlin an ſeine Brüder in Paris 329

b) Engliſche Litteratur:

Gower's Patriotic Songſter, or Loyaliſt's vocal Companion 330
The Tribute of a humble Muſe to an unfortunate captive Queen, the Widow of a murdered King 332
Love's Victims; the Hermits Story 333
Imitations of ſome of the Epigrams of *Martial* 335
Lewina, the Maid of Snowdon; nebſt einem Gedicht über die Großbrittaniſchen Landſchaften von Georg Cumberland 340
The Genius of France, a Poem 344
A poetical Epiſtle to the Honor. *Thomas Erskine* 344
Notoriety, a Comedy by *Frederik Reynolds* 345
The Principles of Eloquence by the Abbé *Maury*, transl. by *I. N. Lake* 347
A poetical, ſerious and poſſibly impertinent Epiſtle to the Pope; nebſt zwey ſatyriſchen Oden von Peter Pindar 348
Ode to the People of England 350
Fables in Verſe 351

How to grow rich; a Comedy by *Frederik Reynolds* 353
The literary Muſeum etc. 354
Hiſtory of the fine arts, Painting, Sculpture and Architecture, by *Rob. Anth. Bromley* 355
Picturesque Views of the River Thames, by *Sam. Ireland* 360
Poems by *Nathan Drake* 361

c) Franzöſiſche Litteratur.

La Mort de Baſſeville, Poëm par *Cubières* 365
Voyage dans les Departemens de la France, par une Société d'Artiſtes et Gens-de-lettres 368
L'Amant timide, Comédie 368
Les Eclogues de *Virgil*, Traduction nouvelle en vers 369
Le Vendangeur, poëme de *Tanſillo*, traduit par *Grainville* 371
Epitre aux livres, que j'aime le plus; par *Berenger* 372
Nouveau Siècle de Louis XIV. où Poëſies-Anecdotes du regne et de la cour de ce Prince. 372
La Mort d'Abel, Tragédie par *le Gouvé* 374

Denkmal auf den gelehrten Leipziger Buchdrucker, Joh. Gottlob Immanuel Breitkopf. 378